Stewart Mormons
G8-112-287 to 290
388-

Gedruckt bei Leopold Sommer.



[illegible]

Länder- und Völkerkunde.

[illegible]

Geographie, [illegible]

[illegible]

zur Belehrung und Unterhaltung.

Unter Benutzung [illegible] Quellen

herausgegeben

von

Dr. Ungewitter.

Mit bildlichen Ausstattungen.

Pest und Wien, 185[illegible]

C. A. Hartleben's Verlags-[illegible]



Portfolio

für

Länder- und Völkerkunde.

Mittheilungen des Neuesten und Interessantesten

aus dem Gebiete der

Geographie, Statistik, Ethnographie, Naturgeschichte und überhaupt aus dem Völker- und Naturleben in allen Welttheilen;

zur Belehrung und Unterhaltung.

Unter Benützung der zuverlässigsten Quellen

herausgegeben

von

Dr. Ungewitter.

Mit bildlichen Ausstattungen.

Pest und Wien, 1853.
C. A. Hartleben's Verlags-Expedition.

Vorwort.

Zu bloßer Vermehrung der Zahl der schon vorhandenen Zeitschriften für Erd-, Völker- und Staatenkunde ist das Portfolio nicht bestimmt. Die vorhandenen sind zum Theil vortrefflich und erfüllen daher auch im Wesentlichen den Zweck, den die Herausgeber im Auge haben.

Dennoch möchte eine Lücke längst fühlbar geworden sein namentlich mit Beziehung auf **politische Geographie und Popularität des Stoffes.** Die Materialien zum Aufbau eines s. g. **wissenschaftlich**-geographischen Systems, das heißt eines Systems, in welchem die physische Geographie die mathematische oder wenigstens die politische Geographie fast gänzlich verdrängt oder doch entschieden in den Hintergrund drängt, sind seit Ritter's Auftreten so fleißig angesammelt und herbeigetragen worden, daß es wahrlich keiner Zeitschrift noch bedarf, um neuen Stoff dieser Art herbeizuschleppen. Die Liebhaber der ausschließlich physischen Geographie bilden zudem nur einen sehr kleinen Kreis und haben hinreichend die Mittel und Wege zur Befriedigung ihrer Wißbegierde.

Die politische Geographie ist es dagegen, welche den Hauptanziehungspunkt für alle Diejenigen bildet, denen es überhaupt Bedürfniß ist, auf dem geographischen Gebiete einigermaßen heimisch zu werden, oder die schon gewonnenen geographischen Kenntnisse noch zu vermehren, über die in jenes Gebiet gehörenden Tagesereignisse gemeinverständliche Aufschlüsse zu erhalten, statistische Notizen, die ein mehr oder minder allgemeines Interesse haben, möglichst früh zu bekommen u. dgl. m. Aber Darstellungen, die sich auf rein geographische oder statistische Notizen und Erläuterungen beschränken, genügen heutzutage nicht mehr. Vielmehr ist es dringendes Bedürfniß geworden, daß im Allgemeinen, oder wo nur irgend geschichtlicher Boden ist, das Geschichtliche mit dem Geographischen stets Hand in Hand gehe.

Die fünf Aufsätze im vorliegenden ersten Heft des Portfolio sind in diesem Sinne bearbeitet und geben zugleich einen ungefähren Begriff von der Tendenz und Hauptbestimmung des Portfolio. Mit einer einfachen Statistik des Negersklaventhums, oder der Goldproduktion in den jetzigen drei Hauptgoldländern möchte den Lesern wenig gedient sein, eben so wenig mit einer bloßen Angabe der zu der Expedition nach Japan verwendeten nordamerikanischen Schiffe oder der im Birmanenkriege von brittischer Seite aufgestellten Truppenmacht. Daher sind diese Gegenstände durch geographische und geschichtliche Bemerkungen jeder zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen, um ihn klar und deutlich hervortreten zu lassen und so eine vielseitige Auffassung der Sache zu ermöglichen. Der fünfte Aufsatz gehört eben so wohl in das Gebiet der politischen Geographie, wie die vier ersten, und beleuchtet vom politisch-geographisch-historischen Standpunkte aus einen Gegenstand der regsten Tagespolitik.

Man könnte in der Kürze sagen, das Portfolio sei hauptsächlich bestimmt, alles das, was politische Tagblätter aus dem allgemein geographischen Gebiete irgend Neues und Bemerkenswerthes, aber nur zu häufig unrichtig und verunstaltet bringen, in ähnlicher Weise wie die oben erwähnten Aufsätze, also berichtigt, wissenschaftlich geordnet und faßlich dargestellt, zur Kenntniß seiner Leser zu bringen. Kleinere Notizen werden in späteren Heften unter der Rubrik „Miscellen" gegeben werden. Obwohl für die Herausgabe der einzelnen Hefte im Voraus keine bestimmte Zeit festgesetzt werden kann, so werden sie doch immer möglichst rasch nach einander folgen.

Der Herausgeber.

Die Negersklaven und die freien Neger in Westindien, den Vereinigten Staaten Nordamerika's und in der Negerrepublik Liberia.

Von

Casimir Leconte.

Als Wilberforce 1787 im brittischen Parlamente seinen ersten Antrag auf Abschaffung des Negersklavenhandels machte, hatte er alle Diejenigen wider sich, welche bei den Handelsinteressen Englands nur irgend betheiligt waren. Er ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sondern verdoppelte seine Bemühungen, und gegenwärtig nimmt die Negerhandels-Angelegenheit sowohl, wie die wegen der Sklaven-Emancipation, unter den wichtigsten Lebensfragen civilisirter Staaten ihre Stelle ein. Welches nun aber auch der Erfolg der, zur Unterdrückung des Sklavenhandels getroffenen Maßregeln sein möge, so ist es doch nicht dieser Theil der durch Wilberforce den Staatsmännern der alten und neuen Welt gestellten schweren Aufgabe, auf den wir jetzt unsere Aufmerksamkeit richten wollen; vielmehr scheint es uns hauptsächlich nur von Interesse, zu untersuchen, wie es mit den Emancipations-Versuchen steht und mit der Negerarbeit sowohl in den Ländern, wo die Sklaverei noch besteht, wie auch in denen, wo sie ohne Weiteres aufgehoben ist. Denn mit der Freigebung sklavischer Bevölkerungen ist es allein nicht gethan, sondern es bleibt noch immer die Frage übrig, was nunmehr für sie und die Nationen, welche die Emancipation vorgenommen, zu thun ist; und diese zweite Frage ist nicht minder wichtig als die erste. Die dabei sich herausstellenden Schwierigkeiten nachzuweisen, ist der Zweck dieser Darstellung.

Die brittische Sklavenemancipations-Bill ward bekanntlich 1833 von den beiden Parlamentshäusern angenommen und der Zeitpunkt der vollständigen Emancipation auf den 1. Aug. 1840 festgesetzt. Es erlangten dadurch 800,000 Sklaven ihre Freiheit, und ihre bisherigen Herren erhielten 20 Mill. Pf. Sterl. Entschädigung. Die s. g. Lehrlingszeit nahm bereits mit dem 1. Aug. 1834 ihren Anfang. Demnach liegen die Resultate von achtzehn Jahren, die seit der Verwirklichung dieser Maßregel verflossen sind, uns vor.

Im J. 1848 betrat auch Frankreich die von England eingeschlagene Bahn, und zwar mit jener abentheuerlichen Unbedachtsamkeit, welche nur zu oft seine öffentlichen Handlungen, soweit sie plötzlichen Einfällen ihre Entstehung verdanken, bezeichnet.

Für England und Frankreich handelt es sich also nach geschehener That nicht mehr um Entwürfe, sondern um eine Würdigung der Emancipations-Maßregel in deren

Ergebnissen, und, sofern es überhaupt möglich ist, um eine Leitung derselben in ihren Folgen. Eine solche Aufgabe läßt sich aber nicht mit glücklichem Erfolge lösen ohne vorgängige genaue Kenntniß der Negerrasse in deren dreifachen, ganz von einander verschiedenen äußern Zuständen: im Zustande der Sklaverei auf Cuba und in den Sklavenstaaten der nordamerikanischen Union, im Zustande der Freiheit in Westindien und den nördlichen Staaten der Union, und endlich im Zustande gänzlicher Unabhängigkeit in Liberia und Maryland-in-Liberia auf der Küste von Guinea. Was ihren Zustand im Negerreiche Haiti unter der Herrschaft Faustin's I. betrifft, so halten wir es beinahe nicht der Mühe werth davon zu reden. Denn derselbe ist ein völlig zerrütteter und regelloser und muß früher oder später in Barbarei ausarten, wenn nicht irgend ein besonderes Ereigniß vermittelnd eintritt, um wieder neues Leben in dieses von der Natur so gesegnete, aber von der Bevölkerung so unglücklich gemachte Land zu bringen.

Die Erinnerungen aus einer Reise neuerer Zeit in verschiedenen Ländern der neuen Welt, wo theils die Sklaverei noch besteht, theils aufgehoben ist, werden vielleicht dazu dienen können, einiges Licht zu verbreiten über einen Gegenstand, der namentlich auch für die Zukunft der französischen Colonien von so großem Interesse ist.

Die spanischen Creolen behandeln im Allgemeinen ihre Sklaven anders als die nordamerikanischen Sklavenhalter.

Die Neger durch furchtbare und oft unmenschliche Strenge zur Arbeit anhalten, an ihrer Nahrung und sonstigen Bedürfnissen möglichst kargen, und wenn sie unter der Körperzüchtigung sterben, oder sich entleiben, oder glücklich entkommen, sie wie ein abgenutztes Stück Möbel durch andere ersetzen: — das ist, mit kurzen Worten, das Verfahren, welches sehr viele Sklaveneigenthümer auf Cuba beobachten. Vollends schauderhaft aber ist die Art und Weise, wie in Abwesenheit des Pflanzers die Sklavenaufseher gegen die unglücklichen Neger zu verfahren pflegen. Sie verfahren auf das Rücksichtsloseste, da sie kein eigenes Interesse dabei haben, den Sklaven, oder doch wenigstens das darin steckende Geldkapital zu schonen. Ich bin acht bis zehn Tage lang Augenzeuge davon gewesen, und ich gestehe, daß obwohl ich sehr gewünscht hätte, die sinnreichen Einrichtungen in den Zuckermühlen — welche, beiläufig bemerkt, ihres Gleichen nicht haben — mir genau anzusehen, ich doch aus dem eben angeführten Grunde nicht länger bleiben mochte. Beim Abschiede konnte ich nicht unterlassen, meinem Wirthe folgende Warnung ans Herz zu legen: »Ihr Verfahren ist eben so unweise wie grausam; Sie sollten wenigstens Ihr Interesse wahren, wenn Sie auch menschlichen Gefühlen in Ihrem Herzen nicht Raum geben wollen. Begreifen Sie denn nicht, daß Sie Ihr Kapital vermindern, wenn Sie auf solche Weise die Sterblichkeitsfälle, die Zahl der Körpergebrechen und die Fluchtversuche vermehren, und daß das an der Nahrung, Kleidung und Wohnung Ersparte durch die Ueberwachungskosten und das an die Rancheros zu zahlende Fanggeld wieder darauf geht?«

Unter Rancheros sind ganz einfach Menschenjäger zu verstehen, wie man sie in dieser Art nur bei den spanischen Creolen findet. In jedem Kirchspiel findet man einen Ranchero eben sowohl wie einen Holzwärter. Wenn nun ein Sklave entflieht, so hat der Eigenthümer weiter nichts zu thun, als mit irgend einem Kleidungsstück und

dem Signalement des Sklaven zum Ranchero zu gehen, der dann seinen Hunden pfeift, sie an dem Kleidungsstücke riechen läßt, Gewehr und Säbel ergreift und sich auf die Jagd begibt. Die ungemein gelehrigen und starken Hunde sind auf die Negerjagd eben so abgerichtet, wie bei uns die Jagdhunde auf Wild. Sind sie einmal dem Flüchtlinge auf der Spur, so erreichen sie ihn sicher, mag er einen noch so großen Vorsprung haben. Ein Cubaner erzählte mir, daß einst ein solcher Hund bei einem großen Weiher stehen geblieben und durchaus nicht davon wegzubringen gewesen sei, obwohl man hier nicht im Entferntesten einen entlaufenen Sklaven vermuthet habe, bis es endlich dem Ranchero, der hierdurch aufmerksam geworden war, nach langem Suchen gelang, einen hinter dichtem Schilf versteckten und bis an den Hals im Wasser stehenden Neger zu entdecken. Sobald die Hunde, deren gewöhnlich zwei beisammen sind, einen Flüchtling eingeholt haben, packen sie ihn jeder am Arm, ohne ihm etwas zu Leide zu thun, sofern er nicht etwa Widerstand leistet, wovor er sich aber meistens hütet, weil sie ihn sonst zerreißen würden, wie er sehr wohl weiß. Der Ranchero legt nun dem Flüchtling Handfesseln an und bringt ihn ruhig nach der Plantage zurück, wo man ihm 20 Piaster zahlt, was als Fanggeld Taxe ist in gewöhnlichen Fällen. In außergewöhnlichen Fällen aber, wenn etwa der Ranchero einen Kampf zu bestehen gehabt hat, oder über eine gewisse Grenze hinaus seine Verfolgung hat ausdehnen müssen, ist das Fanggeld höher. Man darf übrigens nicht glauben, daß Menschlichkeit die Ursache ist, weßhalb die Hunde so abgerichtet werden, daß sie die Negerflüchtlinge nicht verletzen, sondern es geschieht einfach aus dem Grunde, damit Letztere nichts an ihrem Werthe verlieren. In manchen Fällen ist der Ranchero sogar verantwortlich für jeden, dem Eigenthum des Pflanzers zugefügten Schaden.

Wir sehen hier also eine vollständige Organisation und ein Einheitssystem auf Grundlagen festgestellt, von denen man glaubt, daß sie im Einklange mit der Sparsamkeit sowohl wie mit der Gerechtigkeit stehen. Für die letztere Behauptung führt man an, daß die Neger auf der Guineaküste noch schlimmer daran sein würden als auf Cuba, und daß sie demnach sich nicht beklagen dürfen. Weit entfernt sei es von mir, selbst auch nur den Schein anzunehmen, als wollte ich hier die Großmuth, die Hochherzigkeit und übrigen edlen Eigenschaften des Charakters der Castilianer in Abrede stellen! Ich selbst habe davon zu viele Proben erfahren, und ich würde mich in meinen eigenen Augen herabsetzen, wenn ich dem geringsten Zweifel daran Raum ließe; allein nichtsdestoweniger erheischt die Unparteilichkeit, zu sagen, was man gesehen und durch aufmerksame und wiederholte Beobachtungen als Thatsache ermittelt hat. Zudem gestehen die Spanier selbst ein, daß ihnen in ihrer geistigen und physischen Organisation eine gewisse Rauheit eigen ist, welche sie für menschliche Leiden weniger empfindlich macht als andere Völker. Indem wir also dem, was sie edles und gutes an sich haben, die volle Anerkennung zollen, halten wir es andererseits für unsere Pflicht, auf das was uns tadelnswerth erscheint, aufmerksam zu machen. Nun aber bedarf, unserer Ansicht nach, das Verfahren auf den Pflanzungen in Cuba einer Radikalreform, nicht nur im Interesse der Menschheit, sondern auch in dem der Pflanzer selbst. Ich will nicht sagen, daß dieses Verfahren überall und durchgängig angewendet wird, aber es herrscht doch ziemlich allgemein. Schon in einem früheren Aufsatze, nämlich v. J. 1841, sprach sich die Frau Gräfin

Merlin in ähnlichem Sinne, und besonders über die grausame Härte der Sklavenaufseher aus. Auf der andern Seite hob sie freilich auch das Wohlwollende und Fürsorgliche hervor, welches in manchen, die Sklaven auf Cuba betreffenden Gesetzen zu finden und in dem Verfahren mancher Sklaveneigenthümer gegen die Neger wahrzunehmen ist. Allerdings gibt es auf Cuba, besonders in den Städten, Sklaven, welche mit Milde behandelt werden, und selbst in einer, den Umständen nach fast glücklich zu nennenden Lage sich befinden. Dies bestreite ich keineswegs. Vielmehr spreche ich hier nur von der Zweckwidrigkeit und Unmenschlichkeit des auf der Insel im Allgemeinen vorherrschenden Systems der Strenge in der Behandlung der Sklaven.

Die einzelnen Ausnahmen von dieser Regel sind übrigens mehr von den Sitten der Creolen als von Menschlichkeitsgefühlen herzuleiten. Die Bewohner der spanischen Colonien, namentlich in den größeren Städten, wie z. B. Havanna, lieben äußern Prunk und Aufwand; sie gefallen sich darin, in glänzenden Equipagen und anderen Effekt machenden Aeußerlichkeiten sich zu zeigen; sie umgeben sich mit einer zahlreichen Dienerschaft und lieben hohes Spiel, und alles dies erfordert natürlicher Weise starke Ausgaben. Außerdem ist das weichliche Leben im heißen Klima ganz geeignet, zur Uebersättigung, zur Trägheit und folglich auch zu einem launenhaften Wesen zu führen. Es ist also nicht zu verwundern, wenn man bei Jemand Gesinnungen wahrnimmt, die seine Handlungsweise gegen die Diener, besonders wenn diese sein Eigenthum so gut wie seine Pferde und Hunde sind, wesentlich modificiren. Er macht demnach zwischen seinen Haussklaven und den auf seiner Plantage arbeitenden Sklaven den nämlichen Unterschied, wie zwischen seinem Reitpferde und dem Arbeitsgaul, zwischen seinem Wachtelhündchen Carlo und dem ungeschlachten Hunde seines Ranchero. Da er sich auf seiner Plantage wenig aufhält, so überläßt er sie der Aufsicht eines Verwalters, der seinerseits die Einzelnheiten des Geschäfts den Unteraufsehern überläßt. Daher der grelle Contrast zwischen den Luxussklaven oder Luxusthieren und denen, welche lediglich des Nutzens wegen gehalten werden. Die Einen haben sich des äußern Schimmers, reichlicher und schmackhafter Nahrung und einer oft übertriebenen Nachsicht zu erfreuen, die Andern dagegen erliegen fast unter der übermäßigen Arbeit und den sengenden Strahlen der tropischen Sonne, und haben die strengste Züchtigung zu gewärtigen, wenn sie das geringste Murren laut werden lassen. Von jenen verlangt man Erhöhung der Genüsse des Luxus und der Eitelkeit, von diesen verlangt man Geld, um damit die Kosten des Aufwandes zu bestreiten.

Die Art und Weise, wie die Negersklaven auf Cuba ergänzt werden, gehört ebenfalls zu der Schattenseite des spanischen Sklavensystems.

In den spanischen Colonien Westindiens wird der Abgang in den arbeitenden Kräften oder den Sklaven einzig und allein mit Hülfe des Negerhandels wieder ersetzt. Die spanische Regierung, welche den von England beantragten Verträgen zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der afrikanischen Küste beigetreten ist, kommt der übernommenen Verpflichtung allerdings nach, insoweit als sie nicht zuläßt, daß ihre Unterthanen unter irgend einem Vorwande Negerhandel betreiben, und die Behörden die Negerhändler, die sich auf frischer That ertappen lassen, bestrafen. Allein, wenn es schon den englischen und französischen Kreuzern an den afrikanischen Küsten, trotz ihrer

Wachsamkeit, nicht gelingt, den Negerhandel gänzlich zu unterdrücken, darf man sich dann wundern, daß auch die Wachsamkeit der spanischen Regierung bisweilen getäuscht wird? Ihr nächstes Interesse ist nun einmal jedenfalls das Gedeihen von Cuba und Portorico, und auch hiervon abgesehen, so kann sie es doch nicht immer hindern, wenn die Ortsbehörden die Ausschiffung der Sklavenfahrzeuge und den Transport der gelandeten Neger ins Innere unter der Hand begünstigen. Was die Insulaner überhaupt betrifft, so sind sie freilich verpflichtet, den Durchzug neuangekommener Neger durch ihren Bezirk anzuzeigen; allein man sorgt dafür, sie von dem Tage des Abmarsches des Negertrupps im Voraus in Kenntniß zu setzen, und sie gehen dann nach einer benachbarten Stadt oder nach einer andern Gegend ihres Bezirkes und zeigen sich dort öffentlich, damit sie ihr Alibi nachweisen und mit gutem Gewissen schwören können, von dem, warum sie befragt werden, nichts zu wissen. Ich war in Cuba einst auf einer großen Plantage im Bezirk von Banaguises, und hörte den Pflanzer sich beklagen über den Mangel an Lebensart, wie er es nannte, auf Seite seiner Nachbarn. Diese hatten nämlich einen Transport von zweitausend neuangekommener Neger durchpassiren lassen, ohne ihn davon im Voraus zu benachrichtigen, und der Pflanzer äußerte mit Beziehung hierauf gegen mich: »Sie können hieran einigermaßen sehen, in welche Lage ich käme, wenn der Richter mich auf Eid und Gewissen befragte; wäre mir nur irgend ein Wink davon gegeben worden, so hätte ich in Cardenas zu Mittag speisen können.«

Man darf übrigens nicht glauben, daß es unter solchen Umständen der Colonie an Arbeitskräften mangelt; vielmehr beweist der mäßige Preis der Neger das Gegentheil. Als ich Cuba verließ, standen die Preise ungefähr folgendermaßen: 350 bis 400 Piaster für einen aus Afrika eben angekommenen Neger; 450 bis 500 Piaster für einen an Feldarbeit gewöhnten Plantagenneger, und 700 bis 1000 Piaster für einen geschickten und kunstfertigen Sklaven. Die Negerinnen werden eben so theuer bezahlt. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die eben genannten Preise nur von jungen und kräftigen Sklaven gelten. Für Kinder, Greise oder solche Sklaven, die in Folge von Wunden, Verstümmelungen oder anderer körperlichen Gebrechen nicht mehr viel leisten können, zahlt man nach gegenseitiger Uebereinkunft. Ein Umstand, der ebenfalls dazu dient, die Sklavenpreise auf einer mäßigen Höhe zu erhalten, ist der, daß es ein Gesetz gibt, welches den Sklaveneigenthümer zwingt, seinen Sklaven freizulassen, wenn derselbe ihm die Loskaufungssumme von 400 Piastern zahlen kann. Wenn nun aber die mittleren Sklavenpreise die Höhe von 400 Piastern beträchtlich überstiegen, so würde mit Loskaufen und Wiederverkaufen ein derartiges Spekulationsgeschäft getrieben werden, daß die Preise bald wieder in ihre natürlichen Grenzen zurückgeführt werden würden. Bei dem jetzigen Stande der Dinge kommen sogar Fälle vor, wo der Neger die 400 Piaster, die er zu seiner Loskaufung bedarf, geliehen bekommen kann. Hierauf verkauft er sich wieder zu einem höhern Preise, und theilt dann den Gewinn mit seinem Darleiher. Bisweilen kommt es auch vor, daß Spekulanten die Plantagen bereisen, die Neger betrunken zu machen und zur Flucht zu verleiten suchen, und dann in einer andern Gegend der Insel verkaufen. Was den afrikanischen Negerhandel anbelangt, so werden die Negerschiffe in den abgelegenen kleinen Meeresbuchten ausgerüstet von Leuten, die sich genau auf die Sache verstehen, und man nimmt an, daß von fünf Expeditionen durchschnittlich drei

gelingen, was für hinreichend erachtet wird, um den Markt zu versorgen und den Unternehmern einen erklecklichen Gewinn zu sichern.

In den Sklavenstaaten Nordamerika's verhält sich die Sache ganz anders. Der afrikanische Negerhandel hat hier gesetzlich und faktisch ganz aufgehört, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sich hier die Negerbevölkerung unaufhörlich durch sich selbst ergänzt, wogegen auf den spanischen Antillen nur der afrikanische Negerhandel die durch schlechte Behandlung und karge Nahrung immerwährend entstehende Lücke in der Zahl der Plantagensklaven wieder ausfüllen kann. Im Jahre 1840 belief sich in der nordamerikanischen Union die Zahl der Sklaven männlichen und weiblichen Geschlechtes, so wie jedes Alters auf 2,487,355, und nach der neuesten Zählung von 1850 hatte sich diese Zahl bis auf 3,178,055, demnach in einem zehnjährigen Zeitraume um 690,700 vermehrt. Sie waren folgendermaßen vertheilt, wobei noch bemerkt werden muß, daß die beim Zusammenzählen sich ergebende Differenz daher rührt, weil die in Pennsylvanien, New-Jersey und anderen nördlichen Staaten (wo die Sklaverei gesetzlich aufgehoben ist, und bald auch faktisch ganz aufhören wird) noch vorhandenen, verhältnißmäßig wenigen Sklaven hier nicht mitgezählt sind.

Sklavenstaaten	Zahl der Sklaven im J. 1840.	Zahl der Sklaven im J. 1850.	Vermehrung in zehn Jahren.	Verminderung in zehn Jahren.
Delaware	2,605	2,688	83	....
Maryland	89,737	89,204	....	533
Virginien	448,987	473,972	24,985	....
Nord-Carolina	245,817	288,412	42,595	....
Süd-Carolina	327,038	384,720	57,682	....
Georgien	280,944	349,208	68,264	....
Florida	25,717	40,335	14,618	....
Alabama	253,532	344,323	90,791	....
Mississippi	195,211	174,495	....	20,716
Tennessee	183,059	237,020	53,967	....
Kentucky	182,258	211,237	28,979	....
Missouri	58,240	87,767	29,527	....
Arkansas	19,935	45,242	25,307	....
Louisiana	168,452	249,947	81,495	....
Texas	....	62,000	....	....
Bundesdistrikt Columbia	4,694	3,688	....	1,006

Man ersieht aus dieser Zusammenstellung, daß in Delaware, Maryland und im Bundesdistrikt Columbia die Sklavenbevölkerung beinahe stationär geblieben ist, dagegen im Staate Mississippi beträchtlich sich vermindert hat. Die Gesammtbevölkerung des

letztgenannten Staates hat sich aber überhaupt von 1840 bis 50 um 70,724 S. vermindert; denn 1840 belief sie sich auf 375,651 und 1850 nur noch auf 304,927 S. Dergleichen Bevölkerungsfluctuationen sind in den Ver. Staaten nicht selten. Auffallender ist dagegen die geringe Vermehrung der Sklavenbevölkerung in Virginien. Denn wenn 2,487,355 Sklaven überhaupt in einem zehnjährigen Zeitraume um 690,700 sich vermehren, so müßten nach diesem Maßstabe die 448,987 Sklaven, welche Virginien im J. 1840 zählte, in diesem Zeitraume um wenigstens 124,700 sich vermehrt haben, also um beinahe 100,000 mehr als wirklich der Fall gewesen ist. Die Sache ist folgendermaßen zu erklären. Virginien wird, wie einige Schweizerkantone in zwei Halbkantone, so durch die von Südwest nach Nordost streichende Doppelkette der Alleghanis so zu sagen in zwei Halbstaaten getheilt. Nun ist in der innern, von den Staaten Kentucky, Ohio und Pennsylvanien begrenzten Hälfte das Sklavensystem faktisch so gut wie ganz abgeschafft und Sklavenarbeit durch Taglöhnerarbeit, welche von europäischen, hauptsächlich deutschen und irländischen Einwanderern verrichtet wird, ersetzt. Das Klima und die Bodenbeschaffenheit eignen sich hier für europäische Bodenkultur ganz und gar, und die Grundbesitzer haben es aus diesem und andern Gründen vortheilhafter gefunden, ihre Sklaven zu verkaufen und auf die eben bezeichnete Weise zu verfahren. In der andern, vom Atlantischen Meere und Nord-Carolina begrenzten Hälfte dagegen wird die Bodenkultur, die hauptsächlich in Tabaksbau besteht, nach wie vor durch Sklaven betrieben. Da nun aber die Zahl derselben weit größer ist als der Anbau erfordert, so verkaufen viele Pflanzer ihre überzähligen Sklaven nach den südlichen und südwestlichen Staaten, wo die Baumwoll- und Zuckerplantagen einen außerordentlichen Aufschwung genommen haben. Virginien führt also jährlich eine Menge Sklaven aus, und diesem Umstande ist die verhältnißmäßig geringe Vermehrung in dem genannten zehnjährigen Zeitraume beizumessen *).

*) Hr. Leconte sucht nunmehr darzuthun, daß die nordamerikanischen Sklavenhalter ihre Sklaven wahrhaft väterlich behandeln, und zwar mit solcher Milde, Liebe und Fürsorge, daß die Sklaven nicht nur mit ihrem Loose zufrieden sind, sondern selbst in Fällen, wo sie das zu ihrer Loskaufung erforderliche Geld bereits sich erspart haben, es dennoch nicht dazu verwenden, um ihre Freiheit zu erlangen, sondern es vorziehen, in der Sklaverei zu bleiben. Die einzigen Beweise, die er für diese Behauptung vorbringt, sind die Aussagen von Sklaveneigenthümern in und um Neuorleans, mit denen Hr. Leconte während seiner dortigen Anwesenheit verkehrte und die ihn in die Küche, die Hütten und auf die Arbeitsfelder der Sklaven führten, ohne Zweifel damit er sich selbst überzeugen möchte, wie gut dieselben es bei ihnen hätten. Man wird eingestehen müssen, daß er auf diese Weise durchaus nicht in den Stand gesetzt worden ist, über das Sklavenwesen in den Ver. Staaten gründlich und unbefangen, und obendrein über die Behandlung der Sklaven in sämmtlichen Sklavenstaaten der nordamerikanischen Union zu urtheilen. Daß die Sklaven in den Ver Staaten hin und wieder sehr gut behandelt werden, soll hiermit durchaus nicht geläugnet werden. Indeß bilden dergleichen Ausnahmen noch keine Regel, und sie sind vorgekommen und kommen bis auf den heutigen Tag vor in allen Ländern, wo Sklaven gehalten werden. Daß aber die nordamerikanischen Sklaven der großen Mehrzahl nach die Sklaverei der Freiheit vorziehen sollten, ist eine Behauptung, die derjenigen unzähliger Nordamerikaner geradezu widerspricht. Und die Nordamerikaner, die bei der Schnelligkeit und Leichtigkeit

Die nordamerikanischen Sklavenhalter behandeln im Allgemeinen ihre Sklaven gut, weil schon ihr eigenes Interesse dies erheischt. Sie überladen sie meist nicht mit schweren Arbeiten, denn das in ihnen steckende Kapital würde sich sonst früher verzehren; sie sorgen in Krankheitsfällen für sie, denn auf Zufuhren aus Afrika können sie und dürfen sie nicht rechnen, sofern durch den Tod Lücken entstehen; sie sorgen für die Wöchnerinnen und Kinder, denn nur auf diese Weise läßt sich die Sklavenbevölkerung dort wieder ergänzen; und sie behandeln die Sklaven überhaupt nicht mit zu großer Strenge, damit sie ihnen nicht fortlaufen und durch die nach der Wiedereinfangung ihnen zuzuerkennende scharfe Züchtigung nicht etwa arbeitsunfähig werden. Bei dem Nordamerikaner ist alles Berechnung, im Kleinen wie im Großen, in der Behandlung der Pferde und anderer nutzbarer Hausthiere, und so denn auch in der Behandlung der Sklaven. Mitunter liegt allerdings Menschlichkeitsgefühl ebenfalls wesentlich mit zum Grunde.

Weit weniger wohlwollend bezeigen sich die Nordamerikaner gegen die in ihrer Mitte lebenden freien Neger oder freien Farbigen, wie sie dort genannt werden *). Die Lage dieser Unglücklichen ist meines Bedünkens eine unerträgliche, und ich begreife

des Reisens in den Ver. Staaten meist alle Theile der Union besuchen und daher im Süden eben so gut wie im Norden, im Westen eben so gut wie im Osten Bescheid wissen, werden denn doch wahrlich wohl ein richtigeres Urtheil über die dortigen Zustände zu fällen vermögen, als ein Fremder, der an diesem oder jenem Orte vielleicht nur einige Tage, höchstens ein Paar Wochen verweilt! Wäre Leconte's Behauptung wahr, so würden in den nördlichen Staaten der Union nicht so unerhörte Anstrengungen gemacht werden, um dem Sklavenwesen in den Ver. Staaten ein für allemal das Garaus zu machen. Denn man geht dort von der allerdings ganz richtigen Ansicht aus, daß Sklaverei mit dem der nordamerikanischen Verfassung zur Grundlage dienenden Prinzipe unbeschränkter Freiheit und Gleichheit im schneidendsten Widerspruche stehe und ein Schandfleck für die Union sei. Daß andererseits die Sklaven sich in ihrer gegenwärtigen Lage keineswegs so behaglich fühlen, wie Hr. Leconte versichert, davon zeugen ihre unzähligen Fluchtversuche, die in dem Grade sich vermehrt haben, daß die Congreßmitglieder aus den südlichen Staaten sich in neuerer Zeit veranlaßt sahen, eine Congreßakte zu beantragen und zu deren Annahme Alles in Bewegung zu setzen, nach welcher auch die freien Staaten (wo nämlich die Sklaverei nicht mehr besteht) verpflichtet sind, flüchtige Sklaven auf Requisition der Eigenthümer auszuliefern. Wären die Fluchtversuche selten, so würde man wahrlich zu einem solchen extremen Mittel nicht die Zuflucht genommen haben. Außerdem besteht in den südlichen Küstenstaaten ein Gesetz, nach welchem jeder freie Neger, der auf einem ankommenden Schiffe dient oder überhaupt sich aufhält, bis zur Wiederabfahrt des Schiffes in gefänglicher Haft gehalten wird. Also wiederum ein Beweis, wie sehr man die Ansteckung des Freiheitsgeistes bei den Sklaven in den südlichen Staaten der Union fürchtet. Wir haben oben in der übersichtlichen Zusammenstellung der Sklavenbevölkerung verschiedene Zahlenangaben berichtigen müssen, was namentlich von denen aus dem J. 1850 gilt. Jedoch hiervon und von der, die Behandlung und Lage der Sklaven in der nordamerikanischen Union betreffenden Behauptung abgesehen, sind die Mittheilungen des Hrn. Leconte eben so glaubwürdig wie interessant. Wir fassen daher das, was er über die Zustände und Verhältnisse der Sklaven in Nordamerika sagt, oben im Texte kurz zusammen und fahren dann in seiner Erzählung fort.

*) Einen freien Neger in den Ver. Staaten einen Neger (negro) zu heißen, gilt gesetzlich für eine Injurie. Daher nennt man ihn dort nie anders als einen Farbigen oder in der Allgemeinheit Farbige (coloured man, coloured people).

nicht, wie Diejenigen unter ihnen, welche Existenzmittel und das geringste Selbstgefühl haben, mit der Stellung zufrieden sein können, die ihnen in diesem angeblich freiesten Lande der Erde angewiesen ist. Obwohl geborene amerikanische Bürger, haben sie dennoch von keinem der Rechte und Vortheile, welche die Verfassung der Union, wie der einzelnen Staaten den Bürgern sichert, den Mitgenuß. Würde ein Farbiger selbst da, wo das Gesetz keine Rassen-Unterscheidung macht, bei den Wahlen sich einfinden und mitstimmen wollen, so wäre die unausbleibliche Folge davon, daß man ihn mit Schimpf und Schande fortjagte, und vielleicht geriethe auch sein Leben in Gefahr, bestände er auf seinem Willen. Ferner hat er nach dem Buchstaben des Gesetzes auf eine unbestreitbare und unbestrittene Weise Zutritt zu allen Aemtern; aber er kann im Voraus gewiß sein, nie eine Stelle zu erhalten, die nur irgend von Wichtigkeit ist. Wie achtbar oder wie reich er auch sein mag, so wird er es doch nie wagen, sich in einen Omnibus zu setzen, wo dagegen der geringste Handwerker von weißer Farbe, auch wenn er sein Schurzfell trägt, unbedenklich seinen Platz einnehmen darf. Ich habe es in New-York selbst mit angesehen, wie ein Farbiger, der noch dazu als Abgeordneter des haitischen Kaisers Soulouque gewissermaßen einen amtlichen Charakter bekleidete, sich weigerte, in einen Omnibus zu steigen, weil er, wie er gegen den ihn dazu auffordernden Herrn sich äußerte, insultirt zu werden fürchtete. Im Theater, in den Wagons auf den Eisenbahnen, vollends aber in den Kirchen, überhaupt überall, wo der Farbige mit Weißen in Berührung kommen kann, hat er seinen abgesonderten Platz. In den Gasthöfen haben die weißen Dienstboten ihren Tisch für sich gedeckt, und da ist kein Stubenmädchen, kein Stallknecht, der nicht augenblicklich vom Tische aufstehen würde, wenn der Hausherr etwa auf den Gedanken kommen sollte, auch einem freien Farbigen, möchte dieser noch so gebildet sein, einen Platz dabei anzuweisen. Man darf nicht etwa glauben, daß ein so eingewurzeltes Vorurtheil blos in den Sklavenstaaten besteht; nein, sogar die tugendsame Stadt Boston z. B., welche voll großer Philosophen, weiser Moralprediger und eifriger Abolitionisten *) ist, theils dasselbe wie jede andere Stadt der Union. Ich reis'te mit einem angesehenen Kaufmanne, der einen talentvollen, reichbegabten jungen Mann mit sehr heller Hautfarbe, in der sich die mütterliche Abkunft freilich noch nicht ganz verläugnete, in ein Erziehungsinstitut im Westen bringen wollte. Es befremdete mich keineswegs, als ich später vernahm, daß einer der Zöglinge des Instituts, der die Familie des Neuangekommenen kannte, ihn angezeigt hatte, und man hierauf genöthigt gewesen war, ihn zu seiner Ausbildung nach Frankreich zu senden. — Der Abbé M., einer der frömmsten und ausgezeichnetsten Geistlichen, hat in Neu-Orleans ebenfalls erfahren müssen, was das Vorurtheil alles vermag. Da er nie zuvor in Nordamerika gewesen war, so wußte er von den daselbst zu nehmenden Rücksichten nichts, und vermuthete am allerwenigsten Hindernisse bei Ausführung seines, gleich nach dem Antritt der Pfarre gefaßten Entschlusses, die in dem Gotteshause vorgefundene Absonderung der Farbigen von den Weißen aufzuheben. Er zeigte daher seiner Gemeinde an, daß von jetzt an die Kirchenstühle vermiethet und die Plätze von den Gemeindemitgliedern ohne Unterschied der Rasse besetzt werden würden. Sofort pro-

*) Gegner des Sklavensystems.

testirten die Weißen hiergegen, schickten die Schlüssel zu ihren Bänken ein, und drohten mit Einstellung der Zahlung ihrer Gemeindebeiträge. Da nun in der nordamerikanischen Union der Staat in die Religionsangelegenheiten sich nicht einmischt, demnach auch für die Besoldungen der Geistlichen nicht sorgt, sondern hierfür die Glieder jeder Gemeinde selbst Sorge tragen müssen, so blieb dem Abbé M. freilich nichts anderes übrig, als seinen Entschluß zurückzunehmen und die Raſſenabsonderung bestehen zu lassen.

Indeß darf zur Steuer der Wahrheit nicht unerwähnt gelassen werden, daß die Farbigen selbst, durch die Verachtung, die sie gegen ihre eigene Rasse affectiren, dem Vorurtheil gegen sie neue Stärke verleihen. Namentlich tragen die Frauen kein Bedenken, ihren Widerwillen in dieser Beziehung offen an den Tag zu legen und jeden Heirathsantrag mit einem Farbigen zurückzuweisen; sie ziehen es bei weitem vor, wie sie dies auch unverholen sagen, ein vertrautes Verhältniß mit einem Weißen anzuknüpfen, welche Uebelstände für sie und ihre Kinder auch daraus erwachsen mögen. Dies ist wiederum eine der traurigen Folgen der obwaltenden zweideutigen Verhältnisse, und was die freigelassenen Farbigen betrifft, so halte ich dafür, daß man hinsichtlich ihrer in den Vereinigten Staaten durchgängig auf einem falschen Standpunkte sich befindet oder mit sich selbst im Widerspruche steht. Beinahe in der ganzen einen Hälfte der Staaten besteht noch die Sklaverei und daß hier auch schon aus materiellem Interesse, die Rassen-Absonderung aufrecht erhalten wird, ist begreiflich; aber in den übrigen Staaten ist sie um so unerklärlicher, je mehr die philosophischen Lebensansichten und die thätige christliche Nächstenliebe sich hier geltend zu machen suchen. Denn wie soll man es mit einander reimen, wenn z. B. jener Puritaner in Massachusetts sein halbes Leben damit verbringt, lange Reden zu Gunsten der Negerrasse zu halten und Mitglied aller sklavengegnerischer Vereine ist, aber daheim seinen einzigen Sohn fortjagt, weil derselbe eine Quaterone *), vielleicht das achtungswertheste Mädchen in der Union, geheirathet hat? Zwei Fälle aus dem wirklichen Leben werden besser als weitläuftige Erörterungen zeigen, wie der Abolitionismus in den Vereinigten Staaten im Grunde zu nehmen ist. Ein Einwohner Boston's erbte eine große und schöne Plantage in Louisiana, die ihm sein dort verstorbener Oheim vermacht hatte. Dieser Bostoner war ein entschiedener Gegner der Sklaverei; allein als gutem Rechnenmeister und Yankee **) blieb es ihm nicht verborgen, daß die auf seiner neuen Besitzung befindlichen dreihundert Negersklaven, durch die Bank zu 350 Dollars jeden angeschlagen, die runde Summe von 110,000 Dollars oder beinahe 600,000 Francs werth seien. Sein Geldinteresse wurde dadurch rege, und um nun dieses mit seinem Moralprinzipe in Einklang zu bringen, berief er eine negerfreundliche Versammlung ein, und stellte ihr Folgendes vor: »Ich bin durch einen Unglücksfall,

*) Tochter einer Mulattin und eines Weißen.

**) So sprachen die nordamerikanischen Indianer das englische Wort English oder das französische Anglais (englisch oder Engländer) aus; und seitdem werden im gemeinen Leben die Neuengländer oder Bürger der 6 nördlichen Küstenstaaten (wo die ersten regelmäßigen nordamerikan. Ansiedlungen stattfanden) vorzugsweise, sonst aber auch wohl sämmtliche eingeborene Nordamerikaner Yankees genannt.

den ich nicht voraussehen konnte, in den Besitz von dreihundert unserer schwarzen Brüder gelangt. Mein Gewissen und meine wohlbekannten Grundsätze verbieten mir, sie zu behalten; indeß wäre es unbillig, daß wenn ich ihnen die ihnen mit Recht zukommende Freiheit gäbe, ich den Schaden allein tragen sollte. Ich schlage Euch daher eine Subscription zum Rückkauf meiner dreihundert Sklaven vor, und erkläre mich bereit, mit einem Drittheile mich dabei zu betheiligen, unter der Bedingung, daß die Anti-Sklaverei-Vereine die beiden übrigen Drittheile übernehmen. Sehr gern will ich den größten Theil des Opfers tragen, und mehr kann man billiger Weise nicht von mir verlangen.« Der Redner wurde durch ein Bewunderung ausdrückendes Gemurmel unterbrochen, und die öffentlichen Blätter der nördlichen Staaten überhäuften ihn mit Lobsprüchen; jedoch die unparteiische Geschichte berichtet, das Subscriptionsblatt sei so weiß wie ursprünglich geblieben. Der neue Pflanzer setzte seine »Negerliebe« einstweilen bei Seite und behielt seine Pflanzung mit sammt seinen Schwarzen zu seinem Nutzen und Frommen.

Ein zweiter Fall ist folgender. In dem Sklavenstaate Kentucky war ein reicher Gutsbesitzer gestorben mit Hinterlassung eines Testaments, in welchem er allen seinen Sklaven die Freiheit schenkte. Noch mehr, er hatte auch für ihre künftige Existenz sorgen wollen und zu diesem Ende seinen Testamentsvollstrecker beauftragt, in dem benachbarten freien Staate Ohio Ländereien von hinlänglichem Umfange anzukaufen, sie in Parzellen zu theilen, Wohnhäuser und Wirthschaftsgebäude darauf errichten zu lassen und sie mit einem Viehstand, mit Sämereien und Ackerbaugeräthschaften zu versehen. Der Wille des edelmüthigen Testators wurde vollzogen und Anfangs ging auch alles in gehöriger Ordnung vor sich. Allein als der diensteifrige Testamentsvollstrecker an der Spitze seines Negergefolges erschien, um die Freigelassenen einzuführen und in den Besitz ihres Eigenthums und ihrer Bürgerrechte zu setzen, fand er am Ufer des die Grenzscheide zwischen den genannten beiden Staaten bildenden Ohioflusses die ganze weiße Bevölkerung des die neue Ansiedlung enthaltenden Bezirkes versammelt. Sie war bis an die Zähne bewaffnet und bedeutete ihm, daß sie eine Colonie von Negerpack in ihrer Mitte nicht dulden werde. Das Projekt mußte, kurz gesagt, aufgegeben werden.

Aus diesem allen geht also soviel mit Bestimmtheit hervor, daß der Abolitionismus in den nördlichen Staaten nicht verhindert, die verjährten Vorurtheile gegen die Negerraffe fortbestehen zu lassen, wenngleich er mit allem Nachdruck auf die Sklavenemancipation in sämmtlichen Staaten der Union dringt.

Bei dem gegenwärtigen Stande der Civilisation kann Niemand es in Abrede stellen, daß die Sklaverei etwas Regelwidriges und Bedauernswerthes sei. Alle fühlende Herzen, alle einsichtsvolle Männer wünschen aufrichtig, dieser odiösen Anomalie endlich einmal ein Ende gemacht zu sehen, und vor allen wünschen es die Nordamerikaner selbst; denn es liegt darin der Keim eines unheilbringenden Zwiespalts für ihren Gesammtstaat. Die Schwierigkeit besteht also nicht darin, zu wissen, ob man, sondern wie man ihr ein Ende machen solle; und doch kann offenbar nur die Zeit diese Lebensfrage mit glücklichem Erfolge lösen. Die beklagenswerthen Folgen einer voreiligen Emancipation liegen in den brittischen Colonien vor, um auch dem Befangensten die Augen zu öffnen; denn durch diese unbesonnene und strafbare Uebereilung sind Herren und Sklaven gleichmäßig zu Grunde gerichtet. Das ist eben die Klippe, die vermieden werden muß,

und vor allem muß die freie Arbeit an die Stelle der Sklavenarbeit beim Baumwolle-, Zuckerrohr- und Tabaksbau treten können.

In den nördlichen Staaten der nordamerikanischen Union konnte die Sklaverei um so leichter aufgehoben werden, weil hier die Neger schon seit langer Zeit nur zu häuslichen Arbeiten gebraucht wurden; allein sobald die Emancipationsfrage wesentlich das Eigenthumsrecht berührt und selbst die Existenz des Eigenthümers bedroht, nimmt sie offenbar einen weit ernstern Charakter an. Nichtsdestoweniger sind bereits ernstliche Versuche zur Lösung der Aufgabe gemacht worden. So hat z. B. einer der bedeutendsten Plantagenbesitzer Louisiana's irländische Arbeiter auf seinen Pflanzungen angestellt, und sich über ihre Leistungen bei gewissen Beschäftigungen, namentlich beim Sieden und bei der Bereitung des Zuckers, eben nicht sehr zu beklagen gehabt. Ueberhaupt bei allen Beschäftigungen, die mehr der eigentlichen Industrie angehören, ist die Arbeit der Weißen der Negerarbeit vorzuziehen; nur in der Arbeit beim Plantagenbau liegt die Schwierigkeit. Die europäischen Handwerker und Arbeiter, deren Geschäft bei starkem Feuer betrieben wird, wie die Lederlackirer, Glasmacher, Bäcker, Schmiede, halten allerdings einen hohen Grad von Hitze bei ihren Arbeiten aus, fühlen sich aber sehr erquickt und erfrischt, sobald sie wieder ins Freie kommen; auch ist das europäische Klima ganz geeignet, ihre Kräfte neu zu stärken, und so sind sie im Stande, lebenslänglich einer Beschäftigung sich zu widmen, bei der sie unter einem tropischen Himmel wahrscheinlich bald unterliegen würden. Bis jetzt liegen noch nicht Erfahrungen genug vor, um daraus einen richtigen Schluß ziehen zu können in Betreff der Arbeit von Weißen beim Plantagenbau und andern ähnlichen Arbeiten, die eine an das Klima gewöhnte Körperconstitution voraussetzen *). Die Vereinigten Staaten dürfen nicht nachlassen, die angestellten Versuche zu vervielfältigen und z. B. auch zu untersuchen, in wiefern diese oder jene Maschinen zur Ersparung menschlicher Arbeitskräfte angewendet werden könnten, u. dgl. m.

Uebrigens beschränkt sich die Sklaverei, in den meisten Staaten der nordamerikanischen Union gesetzlich und faktisch bereits abgeschafft, auch in den übrigen Staaten jetzt mehr und mehr. In der westlichen Hälfte Virginiens ist die Bodencultur bereits freier Arbeit übergeben (s. oben); Maryland und Kentucky lassen sich die Abschaffung der Sklaverei ernstlich angelegen sein; Delaware, welches, wie wir oben gesehen, 1840 und 1850 nur noch wenig über 2600 zählte, hat seine Aufgabe beinahe schon gelös't, und die nördlichen Staaten haben dies seit längerer oder kürzerer Zeit vollständig gethan. Man darf demnach annehmen, daß die Zahl der freien Staaten schon ziemlich bald ein bedeutendes Uebergewicht über die der Sklavenstaaten erhalten wird; wie denn auch z. B.

*) Nach Martinique hat man Lothringer kommen lassen, welche bekanntlich zur Erntezeit oft in entfernte Gegenden als Arbeiter sich verdingen und daran gewöhnt sind, in der Sonnenhitze zu arbeiten. Bisjetzt hat man nicht gefunden, daß der mit ihnen in Westindien angestellte Versuch den gehegten Erwartungen in allen Stücken entsprochen hätte. In Cuba und Portoriko hält man es durchaus nicht für möglich, die Negerarbeit entbehren zu können, und zudem sind die spanischen Colonisten nicht die Leute, um diesem Gegenstande eine ernstliche Aufmerksamkeit zu widmen.

die Gebiete Neu-Mexico und Utah nunmehr nur unter der Bedingung, die Sklaverei bei sich nicht zu dulden, als Staaten in die Union werden aufgenommen werden. Sobald die freien Staaten die entschiedene Mehrheit im Congresse haben und demnach in der Sklavenfrage Gesetze vorschreiben können, tritt ein verhängnißvoller Augenblick für die Union ein, und gar nicht unmöglich wäre es, daß es zu einem Bürgerkriege kommen könnte. Die südlichen Staaten, wenn sie auch schon jetzt in der Minderzahl gegen die übrigen sind, würden vor einem gewaltsamen Zusammenstoß um so weniger zurückschrecken, da sie schon bei mehreren Gelegenheiten gezeigt haben, daß es ihnen an Kampflust und Kampffertigkeit durchaus nicht fehlt. Nimmt man den Durchschnittspreis eines Negersklaven zu 350 Piastern und die Zahl der in den Sklavenstaaten vorhandenen Sklaven zu 3 Millionen an, so steckt in ihnen ein Werth von mehr als 1000 Millionen Piastern, und es ist begreiflich, daß die Eigenthümer den plötzlichen Verlust einer so ungeheuren Summe ohne Entschädigung sich nicht geduldig gefallen lassen würden. Die sonstigen nachtheiligen Folgen einer übereilten Sklavenemancipation, z. B. Vernichtung der Baumwollernten, Zügellosigkeit der auf einmal und millionenweise freigelassenen Sklaven u. s. w., wären vollends unabsehbar.

Man hat bereits die richtige Bemerkung gemacht, mit der Zeit würde sich die Sklaverei ganz naturgemäß und von selbst auf diejenigen Gegenden beschränken, wo die Negersklavenarbeit gegenwärtig allein möglich ist und, welcher günstige Umstand auch eintreten, welches bisher noch unbekannte Anbauverfahren auch eingeführt werden möchte, so würden doch ohne Zweifel die Bewohner dieser Gegenden vielleicht immer die Ersten sein, um die Sklavenemancipation zu ermöglichen. Allerdings fühlen, bis auf wenige Ausnahmen, die Sklaveneigenthümer selbst die Schwierigkeiten ihrer Lage und wünschen aus dieser sobald wie möglich herauszukommen. Schon längst ist man in den Ver. Staaten auf Mittel bedacht gewesen, die am geeignetsten sein möchten, den dort freigelassenen Sklaven eine gesicherte und behagliche Existenz zu bereiten; und diesen Bemühungen verdankt die Negerrepublik **Liberia** in Oberguinea ihre Entstehung. Die Sache verdient eine ausführliche Darstellung.

Am 31. Dec. 1816 wurden, auf Anregung des Hrn. Elias Caldwell und unter dem Vorsitz des bekannten und unlängst verstorbenen Henry Clay in Washington die erste Versammlung zu dem eben genannten Zwecke abgehalten. Zwei Haupthindernisse waren zu übersteigen, und mußten direkt oder indirekt beseitigt werden. Das eine lag in dem eingewurzelten Vorurtheil der Weißen gegen die afrikanische Rasse, und das andere in der Apathie der Neger selbst. Wir haben bereits oben an einigen Beispielen gezeigt, wie sehr die Nordamerikaner, bei all' ihrem Freiheits-Enthusiasmus und affektirten Haß wider die Ständeverschiedenheit in Europa, in den Gesinnungen und der Handlungsweise gegen die freien Farbigen von wahrhaftem Freisinnigkeit entfernt sind. Was andererseits die Gleichgültigkeit der freigelassenen Neger gegen die für sie getroffenen wohlwollenden Maßregeln betrifft, so läßt es sich freilich bei ihnen in mancher Hinsicht entschuldigen, wenn sie ungern den Boden verlassen, wo sie geboren sind und an welchen sie so manche mehr oder minder angenehme Erinnerungen fesseln. Eine, unter den obwaltenden Umständen erklärliche geringe Verstandesausbildung, die Gewohnheit aus der Sklavenzeit her, für ihre Lebensbedürfnisse Andere stets sorgen zu lassen, und die Scheu vor außer-

gewöhnlichen Anstrengungen sind ebenfalls hierbei mit in Anrechnung zu bringen. Diese und andere ähnliche Hindernisse, waren Ursache, daß die von jener Versammlung besprochenen Maßregeln vor der Hand noch nicht ausgeführt werden konnten.

Erst im J. 1820 konnte ernstlich zu Werke geschritten werden. Es wurde beschlossen, auf der afrikanischen Westküste eine Stadt zu gründen, zu dem Zwecke, damit dieselbe der Mittelpunkt und die Hauptstadt eines, von civilisirten und im Vollgenuß bürgerlicher und politischer Rechte befindlichen Negern bevölkerten neuen Staates werde. Dies war das Ziel, das der bereits 1816 entstandene »Amerikanische Colonisationsverein zur Colonisirung der freien Farbigen der Vereinigten Staaten« sich gesteckt hatte. Ursprünglich waren Ort und Ausführungsmittel nicht festgestellt worden, sondern man hatte das Weitere darüber der Zeit und den Umständen überlassen. Die Aufbringung der Geldmittel ließ sich nur von Privatunternehmungen erwarten; indeß bewilligten einige Staaten Beiträge dazu.

Afrika schwebte den Theilnehmern als das für die Errichtung der neuen Colonien am besten sich eignende Land vor. Dort fand der Neger sich wieder daheim und die Fortschritte der Negercolonie konnten die Interessen irgend einer europäischen Colonialmacht in keiner Weise benachtheiligen. Bei einer solchen Entfernung konnten auch die vorurtheilsvollsten weißen Colonisten unbedenklich die politischen und bürgerlichen Rechte ihrer ehemaligen Sklaven anerkennen und sogar unbesorgt den zu deren Vortheil dienenden Maßregeln sich anschließen.

Nachdem schon 1818 die HH. Mills und Burgeß eine Reise nach Afrika unternommen hatten, um einen passenden Ort zur Anlegung der beabsichtigten Colonie aufzusuchen, aber unverrichteter Sache wieder zurückgekehrt waren, ging 1820 das erste Schiff des Vereins, die »Elisabeth,« nach der afrikanischen Küste unter Segel und setzte hier 80 freie Neger und mehrere Vereinsbevollmächtigte, welche die ganze Angelegenheit zu ordnen und in den Gang zu bringen beauftragt waren, an's Land. Der Ort war, wie erzählt wird, schlecht gewählt und das Klima hier sehr ungesund; zudem war die Jahreszeit ungünstig und Viele — man rechnet den dritten Theil der Gelandeten — wurden davon ein Opfer und durch den Tod hingerafft. Weit entfernt sich hierdurch entmuthigen zu lassen, machte der Verein im folgenden Jahre einen neuen Versuch und schickte diesmal die Auswanderer nach dem östlichen Theil der Sierra Leona-Küste mit der Weisung, dort zu warten, bis an dem zu einer Niederlassung definitiv bestimmten Orte Alles in Bereitschaft sei. Nach erfolgter Ankunft ward mit eingeborenen Häuptlingen auf der Grenze jener und der Pfefferküste unterhandelt und am 15. Dec. 1821 ein Vertrag unterzeichnet und dadurch dem amerikanischen Colonisationsvereine ein, vom Cap Mesurado (wo die oberguineasche Pfefferküste beginnt) ostwärts sich erstreckender Küstenstrich eingeräumt, der eine Küstenlänge von 28 geographischen Meilen hatte und sich etwa 9 Meilen tief ins Land erstreckte, sich aber nach und nach durch neue Landankäufe vergrößert hat. Gegenwärtig kann man seine Länge zu 106 und seine Breite zu 17 geographischen Meilen annehmen. Der zwischen dem Verein und den eingeborenen Häuptlingen abgeschlossene erste Vertrag verdient seiner Merkwürdigkeit wegen hier wiedergegeben zu werden. Er lautet in der Uebersetzung wie folgt:

»Kund und zu wissen sei hiermit Jedermann, daß dieser Vertrag am 15. Dec. 1821 abgeschlossen worden zwischen dem Könige Peter, dem Könige Georg, dem Könige Zoda,

dem Könige Langpeter, ihren Prinzen und Häuptlingen einerseits, und dem Capitän Robert T. Stockton und dem Doctor Eli Ayres andererseits.

„In Betracht, daß gewisse Personen, Bürger der Vereinigten Staaten Nordamerika's, den Wunsch hegen, sich auf der afrikanischen Westküste niederzulassen, und den Capitän Robert T. Stockton und den Doctor Eli Ayres bevollmächtigt haben, zu unterhandeln und von uns abzukaufen das Gebiet von . . . (folgt die Beschreibung des Gebietes).

„Völlig überzeugt von den rechtlichen und friedfertigen Gesinnungen besagter Bürger, und von dem Verlangen erfüllt, ihnen die Erwiederung ihrer Freundschaft zu beweisen, und überhaupt in Erwägung dessen was uns gezahlt und in Wirklichkeit übergeben worden ist, nämlich: sechs Musketen, eine Schachtel mit Glasperlen, zwei Packfässer Tabak, ein Fäßchen Schießpulver, sechs Stangen Eisen, zehn eiserne Töpfe, ein Dutzend Paar Messer und Gabeln, ein Dutzend Löffel, sechs Stück blaue Guineatücher, vier Hüte, drei Kleider, drei Paar Schuhe, eine Kiste mit Tabakspfeifen, ein Kistchen Nägel, drei Spiegel, drei Stück Taschentücher, drei Stück Calico, drei Stöcke, vier Regenschirme, eine Kiste Seife und ein Fäßchen Rum;

„Sowie, daß uns später Folgendes gezahlt werden soll:

„Sechs Stangen Eisen, eine Schachtel Glasperlen, fünfzig Messer, zwanzig Spiegel, zehn eiserne Töpfe, ein Dutzend Gewehre, drei Fäßchen Schießpulver, ein Dutzend Schüsseln, ein Dutzend Messer und Gabeln, zwanzig Hüte, fünf Fässer Pöckelrindfleisch, fünf Fässer Pöckelschweinfleisch, zehn Fäßchen Schiffszwieback, ein Dutzend Glasflaschen, ein Dutzend Gläser und fünfundzwanzig Paar Schuhe;

„Treten wir für immer ab und überlassen wir die oben erwähnten Ländereien an Robert T. Stockton und Eli Ayres, auf daß sie dieselben besitzen und dem Gebrauche der besagten Amerikanischen Bürger widmen können.

Unterzeichnet: Capitän R. T. Stockton,
Dr. Med. Eli Ayres. *)

Nach manchen fruchtlosen Versuchen und bitteren Täuschungen war denn endlich der Vertrag untersiegelt und ratificirt, und der Colonisationsverein wurde in den Besitz eines dem Zwecke ganz entsprechenden und, was noch wichtiger war, gesunden Landstriches, zur Gründung der Colonie gesetzt. Die armen Negereinwanderer, die zuerst angekommen und Anfangs auf der (zur Sierra Leona-Küste gehörigen) Insel Sherbro untergebracht waren, sich aber jetzt an der Turra-Bai befanden, wurden nun nach ihrem bleibenden Wohnsitze gebracht. Anfangs hatte man mit Gefahren und Hindernissen aller Art zu kämpfen, die jedoch durch Muth und Ausdauer besiegt wurden, und am 25. April 1822 wurde die amerikanische Flagge auf dem Vorgebirge Mesurado aufgezogen.

Das erste Jahr der Colonie hatte zum Merkzeichen einen wüthenden Angriff von Seiten der benachbarten Volksstämme, welche die, durch die Fürsten, die den Vertrag am 15. Dec. unterzeichnet, geschehene Gebietsabtretung nicht gutgeheißen hatten. Der Ver-

*) Die Negerfürsten setzten unter den Vertrag ein Kreuz zum Zeichen ihrer Unterschrift.

einsbevollmächtigte, Hr. Ashmun, rettete die junge Niederlassung durch seine Umsicht und seinen Muth, begab sich dann zur Wiederherstellung seiner, durch unerhörte Beschwerden und Anstrengung zerrütteten Gesundheit nach den Inseln des Grünen Vorgebirges, und kehrte im August 1824 wieder zurück, in Begleitung des Geistlichen Dr. Gurley, der den Auftrag hatte, einige Irrungen beizulegen und den Zustand der Colonie zu untersuchen. Dr. Gurley brachte die Nachricht mit, daß die Colonie des nordamerikanischen Vereines den Namen Liberia, der an seinen Ursprung und Zweck erinnerte, führen, und die am Cap Mesurado gegründete Stadt Monrovia genannt werden solle, zu Ehren des nordamerikanischen Unionspräsidenten Monroe, der sich für den Colonisations-Verein und die Negerauswanderer stets aufs Lebhafteste interessirt hatte.

Von 1824 an wurden ziemlich erhebliche Fortschritte gemacht. In Monrovia wurden steinerne Häuser erbaut, ein kleines, mit 6 Kanonen besetztes Fort erbaut, Kapellen, Schulen und ein Hospital errichtet. Man fing an, das Land anzubauen, machte durch Unterhandlungen mit den Negerhäuptlingen am St. Paulsfluß neue Gebietserwerbungen und gründete nach Ankunft neuer Einwanderer eine zweite Stadt, welche Caldwell genannt wurde, zu Ehren des Nordamerikaners dieses Namens, der, wie oben erwähnt, die erste in dieser Angelegenheit 1816 in Washington abgehaltene Versammlung angeregt hatte. Im Jahre 1828 verließ Herr Ashmun, erschöpft von seinen Anstrengungen Liberia und starb wenige Tage nach seiner Ankunft in Nordamerika. Er wurde in Newhaven (in der Nähe von Newyork und im Staate Connecticut) begraben und der Colonisations-Verein hat ihm dort ein Denkmal errichtet.

Schon seit einiger Zeit war in Monrovia eine Druckerei errichtet worden, und Johann Baptist Rußwurm, so nannte sich der Mann, gab 1829 dort die erste Zeitung unter dem Titel: »Liberia Herald« heraus. Diese Erscheinung wurde in den Ver. Staaten mit großem Interesse aufgenommen. Damals auch machten zwei nordamerikanische Missionäre eine Reise nach Liberia und erstatteten einen günstigen Bericht über die dortigen Fortschritte in moralischer und materieller Hinsicht, der eine Aufforderung enthielt für die freien Farbigen in den Ver. Staaten, sich zu ihren Brüdern zu gesellen und bei ihnen der Wohlthaten der politischen Freiheit, der Ausbildung und materiellen Wohlfahrt theilhaftig zu werden. Sodann wurden zwei neue Niederlassungen gegründet, die eine im Bassam- oder Bassa-Lande (ostsüdöstlich und 14 M. von Monrovia), die andere am Cap Monte (bei den Engländern Cape Mount), nordwestlich und 10½ M. von Monrovia. Auf diese beiden Punkte hatte Ashmun schon seit langer Zeit seine Aufmerksamkeit gerichtet gehabt. Die Colonie schritt im Gedeihen fort unter der Verwaltung des Dr. Mechlin, der in seiner Eigenschaft als Arzt nach Afrika gekommen war. Hr. Mechlin unterhandelte zunächst mit dem Negerhäuptling Boba Grey *), an dem er eine kräftige Stütze fand und der viel Sinn für europäische Ideen zu haben schien, und die Folge

*) Daß dieser Häuptling in der Landessprache nicht so heißt, eben so wenig wie die Unterzeichner des oben mitgetheilten Vertrages Peter, Georg und Langpeter, bedarf wohl kaum der ausdrücklichen Erwähnung. Diese Namen sind ihnen vielmehr von den Nordamerikanern der Kürze oder leichtern Aussprache wegen beigelegt worden.

davon war die Gründung einer neuen Stadt im Bassa-Lande, die den Namen Edina erhielt, zu Ehren der Bürger Edinburgs, welche eine Beisteuer nach Liberia geschickt hatten. Mit der Gründung Edina's wurde gleichzeitig ein abergläubischer und abscheulicher Gebrauch der Eingebornen abgeschafft. Dort stand nämlich der berüchtigte s. g. Teufelsbusch, um den sich das Volk versammelte, so oft es von einer Landplage heimgesucht ward, die es jederzeit bösen Zauberkünsten beimaß. Der »Großteufel« bezeichnete Jemand, der eine fürchterliche Probe zu bestehen hatte, indem man ihn zwang, die ungeheure Quantität von 4 Maß oder 8 Quart eines, aus dem Saft des s. g. Sassy-Baumes bereiteten Gifttrankes zu trinken. Gab er die Flüssigkeitsmasse augenblicklich wieder von sich, so ward er für unschuldig erklärt; war aber sein Magen stark genug, um sie bei sich zu behalten, so gerieth er in einen schauderhaften Zustand und er wurde auf einer Sandfläche so lange umhergejagt und mit Messerstichen und Stockschlägen mißhandelt, bis er an den doppelten Folgen des Giftes und der Wunden starb. Der Teufelsbusch ward umgehauen und auf seiner Stelle eine Christen-Kapelle errichtet.

Mit der Niederlassung am Cap Monte hatte es Anfangs einige Schwierigkeiten. Die Engländer hatten wegen einer Gebietsabtretung daselbst mehrmals Unterhandlungen mit den Negerhäuptlingen angeknüpft, aber ohne Erfolg. Dem Gouverneur Mechlin gelang es jedoch endlich die Erlaubniß zur Errichtung eines Handelscomptoirs am genannten Orte zu erwirken und er ließ dasselbe dann befestigen. Außerdem erlangte er hier die Abschaffung des Negerhandels, der bisher am Cap Monte sehr eifrig betrieben worden war. Mehrere benachbarte Häuptlinge erkannten sehr bald die Vortheile, welche eine genaue Verbindung mit Liberia ihnen gewähren würde, und sprachen den Wunsch aus in den neuen Staat aufgenommen zu werden. Dies geschah und damit verschwanden vier kleine Souveränitäten. Andere Häuptlinge dagegen sahen mit Neid die Fortschritte der neuen Colonie und zettelten Feindseligkeiten gegen sie an, denen jedoch der Gouverneur Mechlin schnell und nachdrücklich begegnete. Die glückliche Beendigung dieses Kampfes führte die Beschwichtigung und Unterwerfung von fünf andern Häuptlingen herbei.

In dem Zeitraum von 1829 bis 1834 ging es mit der Colonie zwar langsam, aber doch ungestört vorwärts. Nur 1834 gerieth sie in eine ziemlich bedrängte Lage. Die benachbarten Negerhäuptlinge führten grausame Kriegszüge gegen einander und dadurch stockten die Lebensmittel-Zufuhren für Liberia auf eine empfindliche Weise. Man beschloß hierauf an den mächtigsten der feindlichen Häuptlinge, den König Hochbootomann *) eine Gesandtschaft zu schicken, um ihn zum Frieden zu bewegen zu suchen. Diese Sendung hatte zwar nicht ganz den gewünschten Erfolg, trug indeß wesentlich dazu bei, das Ansehen des Staates Liberia zur Geltung zu bringen und die Keime der Menschlichkeit und Civilisation unter wilde Stämme gelangen zu lassen. Einem, der Gesandtschaft beigegebenen Missionär gelang es sogar in Bo-Poro, der Haupt- und Residenzstadt des Königs Hochbootsmann, eine Schule zu gründen und bei einigen Eingebornen den

*) Von diesem Namen gilt das Nämliche, was in der vorigen Anmerkung über die andern Namen gesagt ist.

Wunsch rege zu machen, das Englische zu lernen. Der König schickte alsbald nach Monrovia eine aus dreihundert Mann bestehende Karavane mit einer großen Quantität Waaren, insbesondere Reis, Elfenbein, inländische Stoffe und von den Engländern camwood genanntes, rothfärbendes Farbeholz.

Im folgenden Jahre, nämlich 1835, schickte ein, von jungen Leuten Pennsylvaniens gebildeter Colonisations-Verein *) Abgeordnete an das Gouvernement Liberia's, um wegen der Gründung einer neuen Colonie mit ihr in Unterhandlung zu treten. Der auserkorene Niederlassungspunkt war an der Bassa-Bucht und an dem schönen St. Johannsfluß, Edina gegenüber, und diese Wahl war um so glücklicher, da man, abgesehen von den hier sich darbietenden natürlichen Vortheilen für den inländischen und auswärtigen Handel, die gegründete Hoffnung hatte, auf solche Weise einen zweiten Hauptheerd des Negerhandels zu zerstören. Obwohl die neue Colonie an die Mutter-Colonie sich anschließen und mit ihr Hand in Hand gehen sollte, so wünschte doch der Pennsylvanische Verein in ihre Statuten gewisse Bestimmungen aufgenommen zu sehen, welche dazu dienen konnten, sowohl unter den Colonisten, wie unter den Eingebornen, mit denen sie in nähere Berührung kommen möchten, die Sittlichkeit zu fördern. Demzufolge wurde von den neuen Colonisten verlangt, sich anheischig zu machen: 1. sich des Genusses geistiger Getränke gänzlich zu enthalten, 2. dem Handel mit geistigen Getränken und der Kriegführung durchaus zu entsagen und 3. das Christenthum unter den benachbarten heidnischen Völkerschaften unmittelbar zu verbreiten zu suchen. Der Kern der neuen Colonie wurde mit sorgfältiger Auswahl aus Leuten gebildet, die durch ihre Geschicklichkeit in verschiedenen Handwerken, wie auch durch ihre achtungswerthen Gesinnungen bekannt waren. Im Ganzen waren es 126 Personen, und unter ihnen gab es Schmiede, Zimmerleute, Schuhmacher, Schneider, Weber, Spinner, Ziegelbrenner und Maurer. Vor ihrer Einschiffung nach Afrika bildeten sie unter sich einen Mäßigkeitsverein, und nie vielleicht hat eine Niederlassung unter günstigeren Anzeichen begonnen. In Liberia mit offenen Armen aufgenommen, wurden die Neuangekommenen nach der Bassa-Bucht geführt, wo sie sogleich mit Eifer aus Werk gingen. Nach Verlauf von sieben Monaten waren die Einwanderer zweckmäßig untergebracht in 18 hübschen Häusern, umgeben von angebauten Ländereien, welche eine reiche Ernte hoffen ließen. Auch für den Gouverneur wurde ein Haus gebaut, zweistöckig, und 50 Kl. lang, bei 20 Kl. breit und mit einem, zwei Morgen großen, wohl versehenen und gut verschlossenen Garten daneben. Alles ging demnach sehr gut, nur daß eine sichtbare Kälte in den Verbindungen mit den Eingebornen einzutreten anfing. Das Oberhaupt der Colonie, ein schwacher und fahrlässiger Mann, wies die ihm angebotene Hülfe zurück und wollte, so drohend auch die Gefahr war, doch durchaus nicht an schlimme Absichten auf Seiten seiner Nachbarn glauben. Allein nachdem die von Edina zu Hülfe herbeigeeilten Freiwilligen wieder zurückgeschickt worden waren, ward am Tage darauf die Niederlassung an der Bassa-Bucht von den Eingebornen überfallen, die Häuser in Brand gesteckt, die Anpflanzungen vernichtet und 18 Colonisten getödtet oder verwundet: die übrigen ergriffen die Flucht. Die

*) Pennsylvania young men's colonization society.

Feinde, hierdurch siegestrunken gemacht, wollten nun auch Edina angreifen; allein der Beistand des Königs Bob-Grey und die entschlossene Haltung der Einwohner zwangen sie, hiervon abzulassen. Man erfuhr nunmehr, daß ein Negerhäuptling, Joe-Harris, den Ueberfall unternommen hatte auf Anstiften des Befehlshabers eines Sklavenschiffes, der ihm gedroht hatte, den Negerhandel anderswo zu betreiben, wenn er sich nicht der Nachbarschaft der Amerikaner entledige. Joe-Harris erkannte übrigens bald, daß er einen großen Fehler begangen habe, und um denselben wieder gut zu machen, erklärte er sich nicht nur zum Ersatz des angerichteten Schadens bereit, sondern auch zu einer Gebietsabtretung und zu jeder Gewährleistung für die Zukunft. Das Dorf wurde wieder aufgebaut, jedoch der größern Sicherheit wegen eine halbe Meile nördlich von dem vorigen, welches zerstört worden war und Port Cresson geheißen hatte. Die neue Niederlassung wurde gegen Angriffe von Seiten der Eingebornen sicher gestellt, erhielt nunmehr den Namen Bassa-Cove (Bassa-Bucht) und blühte rasch empor.

Das Jahr 1839 war dadurch merkwürdig, daß der Staat Liberia nunmehr förmlich die Bahn einer geregelten politischen Organisation betrat. Bei der Anordnung einzelner Bestimmungen und Einrichtungen hatten nun schon mehrere Colonisations-Vereine sich betheiligt und man hatte sich über Maßregeln, das Gesammtwesen betreffend, nie einigen können. Jetzt aber fühlte man das Bedürfniß, die Staatsgewalt zu centralisiren. Zu diesem Ende wurde ein Comité ernannt zur Ausarbeitung eines Constitutionsentwurfes und nachdem dieser von dem nordamerikanischen Colonisations-Hauptvereine gutgeheißen war, ward er im April 1839 förmlich zum Staatsgrundgesetz erhoben. Die Hauptartikel desselben sind folgende:

»Art. 1. Die gesetzgebende Gewalt wird einem Gouvernement und einem Rath übertragen, jedoch können die von ihnen erlassenen Gesetze von dem Colonisationsrath widerrufen werden.

»Art. 2. Der Rath besteht aus Volksvertretern, die nach einem richtigen Verhältnisse gewählt sind. Das Staatsgebiet wird in zwei Grafschaften eingetheilt. Die Distrikte Monrovia, Caldwell, Millsburg und Neu-Georgien bilden die Grafschaft Mesurado, welche sechs Vertreter wählt, und die Distrikte Bassa-Cove, Marshall, Berley und Edina bilden die Grafschaft Bassa, mit vier Repräsentanten.

»Art. 15. Die richterliche Gewalt wird einem Obertribunal und den von dem Gouvernement und Rath einzusetzenden Untergerichtshöfen übertragen. Der Gouverneur ist kraft seines Amtes zugleich Justizchef in Liberia.

»Art. 20. Die Sklaverei ist nicht gestattet.

»Art. 21. Der Sklavenhandel ist allen Staatsbürgern Liberia's sowohl im Lande selbst wie außerhalb der Landesgrenzen untersagt.

»Art. 23. Das Recht des Ausspruchs der Geschwornen in Straffällen und das Petitionsrecht sind unverletzlich.

»Art. 25. Jeder Bürger, der das 21. Jahr erreicht hat, übt das Stimmrecht aus.

»Art. 26. Alle Wahlen geschehen durch Abstimmung.«

Die Frage wegen der, den Missionären, Vereinsbevollmächtigten und andern Weißen, die dem Lande Dienste geleistet hatten, zu ertheilenden Belohnungen hatte bei dem, mit der Ausarbeitung des Constitutionsentwurfes beauftragten Comité eine leb-

hafte Erörterung angeregt. Der Präsident hatte beantragt, man solle ihnen Ländereien bewilligen, allein das Comité sich dem widersetzt, und es war zuletzt einstimmig beschlossen worden, daß kein Weißer Grundeigenthümer in Liberia werden könne. Auch hatte sich der amerikanische Colonisations-Verein damit einverstanden erklärt. Dies war, unserer Ansicht nach, eine den Verhältnissen vollkommen angemessene Bestimmung, denn die praktische Tüchtigkeit und Geschäftskenntniß der Weißen würden sie unwillkürlich in den Besitz aller einflußreichen Aemter und Stellen gebracht und so das Grundprinzip eines selbstständig eigenthümlichen und unverkennbare Keime der Fruchtbarkeit in sich tragenden Staatsvereines aufgehoben haben.

Der neue Gouverneur Buchanan und der gesetzgebende Körper Liberia's richteten zunächst ihr Augenmerk auf die Organisation des Postwesens und trafen dann Anordnungen in Betreff der Wohlthätigkeitsanstalten und Schulen, und bald war die Staatsmaschine in regelmäßigem, Nutzen bringenden Gange. Wie es aber um die Colonie im Allgemeinen eigentlich stand, als sie ein regelmäßiges Staatsleben zu führen anfing, läßt sich nicht genau sagen, da es an statistischen Einzelnheiten fehlt, sei es nun, daß man ihre Zusammenstellung vernachlässigt oder es für eben nicht wünschenswerth erachtet hat, die noch sehr schwache Zahl einer Stammbevölkerung, welche die verschiedenen nordamerikanischen Colonisations-Vereine mittelst achtzehnjähriger Anstrengungen und Geldopfer zusammenzubringen vermocht, öffentlich kund werden zu lassen. Aus dem, was vorliegt, ist zwar zu ersehen, daß Liberia damals 9 Städte oder Ortschaften zählte und 500,000 Morgen fruchtbaren Landes zur Verfügung der Colonisten stellen konnte, daß es 4 Druckereien gab und 2 Zeitungen herausgegeben wurden, und daß 21 Kirchen mit 30 Geistlichen, 10 Wochen- und mehrere Sonntagsschulen vorhanden waren; jedoch weit weniger erfreulich sieht es mit der Einwohnerzahl, dem Handel, dem Ackerbau-Ertrage und den Kauffahrteischiffen aus, und wenn man die Gesammtzahl der aus den Ver. Staaten eingewanderten und den Bevölkerungskern bildenden freien Farbigen zu 3- bis 4000 annimmt, so dürfte man von der Wahrheit nicht sehr weit entfernt sein.

Im Jahre 1841 starb der Gouverneur Buchanan, und Hr. Roberts wurde sein Nachfolger. Er wendete zunächst seine Fürsorge dem öffentlichen Unterrichte zu, der sich sehr erweiterte. Denn die Eingebornen verlangten immer eifriger nach den Missionären und schickten ihre Kinder in die Schulen Liberia's, so oft sie konnten. Sodann waren von der Regierung Schwierigkeiten zu ordnen in Betreff der Weigerung brittischer Kauffahrer, Waarenzölle an sie zu entrichten. Sie beriefen sich dabei auf frühere Verträge mit eingebornen Häuptlingen dieser Küstengegend. Nachdem ferner Irrungen zwischen den benachbarten Negerfürsten entstanden waren, übernahm der Gouverneur Roberts das Vermittleramt, söhnte die streitenden Parteien mit einander aus und bewog sie, sich zu einem Freundschafts-Bündniß mit Liberia zu vereinigen. Dieser Traktat war ein wahrhafter Triumph für Liberia, denn alle Theilnehmer desselben verpflichteten sich gegenseitig, den Sklavenhandel auf ihrem Gebiete für immer zu unterdrücken und in peinlichen Fällen die schauderhafte Giftprobe nicht mehr anzuwenden, sondern nur die freisinnigen Gesetze der Colonie. Am 22. Februar 1843 wurde derselbe unterzeichnet, und er war eben so erfreulich durch die Gefühle der Menschlichkeit, die er bei den, bis dahin dem Mitleid unzugänglichen einheimischen kleinen Tyrannen kund gab, wie materiell vortheilhaft für den neuen Staat,

dem er nützliche Bundesgenossen sicherte. Ein zweiter nicht weniger ersprießlicher Vertrag wurde im nämlichen Jahre mit den Bewohnern des Landes Kruh, welches sich von Sanguin (südöstlich und 30 Meilen von Monrovia) bis Cap Palmas (wo die Zahn- oder Elfenbeinküste beginnt und welches südöstlich und 50 Meilen vom Cap Mesurado liegt) erstreckt, abgeschlossen. Man schätzt sie auf 30- bis 40,000 Seelen, und sie sind rechtlich, thätig, wirthschaftlich und betriebsam. Die Kruhbewohner sind die besten Seeleute und die unentbehrlichen Lootsen der ganzen Küste, welche sie auf eine Strecke von mehr als dreihundert Meilen befahren. Den Sklavenhandel haben sie nie direkt betrieben, wohl aber haben sie dabei den Sklavenhändlern, die ohne sie nichts hätten ausrichten können, nothgedrungen zur Hand gehen müssen. In dem zwischen dem Beherrscher von Kruh und dem Gouverneur Roberts abgeschlossenen Vertrage wurde festgesetzt, daß mit Ausnahme der Bürger Liberia's oder der Agenten des nordamerikanischen Colonisations-Vereins, kein Fremder im Lande Kruh irgend etwas besitzen, kaufen, miethen oder sich abtreten lassen dürfe. Diese für Liberia so günstige Bedingung verschaffte ihm nicht nur einen weiten Wirkungskreis, sondern sicherte ihm auch eine starke Ausfuhr von Camwood (s. oben) und Palmöl und befreite es zugleich von den Verdrießlichkeiten, welche ihm die fremden Händler unaufhörlich bereitet hatten.

Im J. 1844 besuchte der Prinz von Joinville Liberia und nahm großes Interesse an allem, was er dort sah und hörte. Das folgende Jahr war merkwürdig durch ein anderes Ereigniß. Der Häuptiing Bah-Gray, der in dem Lande Klein-Bassa herrschte, sah sich von einem mächtigen Nachbar bedroht, der ihn zwingen wollte, den Negerhandel wieder zu betreiben. Hierauf erhob sich das ganze Volk und verlangte in die Gemeinschaft Liberia's aufgenommen zu werden, was denn auch geschah, indem ein Vertrag darüber abgeschlossen und am 5. April des genannten Jahres bekannt gemacht wurde.

Die Jahre 1846 und 1847 werden den ersten Platz in der Geschichte des Landes behaupten, indem damals seine Unabhängigkeit vorbereitet und proclamirt wurde. Es ist bereits von den Schwierigkeiten die Rede gewesen, welche durch die Weigerung der englischen Kauffahrer, an die Colonialregierung Zollgebühren zu entrichten, entstanden. Nach sehr langen Verhandlungen in Washington und London gab endlich die brittische Regierung die Erklärung ab, daß sie keinem Privatvereine, wie achtbar er auch sonst sein möge, das Recht einräumen könne, von Schiffen ihrer Nation irgend eine Abgabe zu erheben, und so lange die Colonie Liberia nichts anderes als eine Emanation des nordamerikanischen Colonisations-Vereines sei, könne sie von Schiffen und Waaren unter brittischer Flagge keine Zollgebühren entnehmen. Für Liberia war nunmehr die Lage peinlich, denn es konnte weder Gewalt noch Recht für sich in Anspruch nehmen. Es blieb ihm also nur ein Ausweg zur Befestigung seines politischen Daseins übrig, nämlich die Proclamirung seiner Unabhängigkeit, trotz seiner schwachen Stammbevölkerung und der Geringfügigkeit seiner Hülfsquellen. Der nordamerikanische Colonisations-Verein überließ dem neuen freien Staate großmüthig seine Ländereien und behielt sich nur, für fernere Einwanderungen aus den Ver. Staaten, einen Gebietstheil vor, und reservirte sich außerdem 10 pCt. von dem Ländereien-Verkaufe zu Erziehungszwecken. Das Volk wurde befragt, eine Versammlung abgehalten, eine Verfassung entworfen und die Unabhängigkeitserklärung ausgesprochen und an alle civilisirte Nationen gesandt. Endlich am 24. August 1847,

nach abgehaltenem feierlichen Gottesdienste, ward die Nationalflagge Liberia's aufgezogen *), und der neue Staat trat in die Aera seiner politischen, bürgerlichen und religiösen Freiheit.

Nachdem das Volk die Verfassung vollständig angenommen hatte, wurden am 27. Sept. die ersten Wahlen vorgenommen, und Joseph J. Robert zum Präsidenten auf zwei Jahre und Nathaniel Brander zum Vicepräsidenten erwählt. Einige Wochen später erschien die an der afrikanischen Küste stationirte nordamerikanische Flottenabtheilung und eine brittische Corvette auf der Rhede von Monrovia, um die neue Republik anzuerkennen und die Flagge Liberia's mit zwanzig Kanonenschüssen zu begrüßen. Die Proclamation, durch welche die Unabhängigkeit verkündet wurde, erinnerte daran, daß das Liberiensische Volk von den Ver. Staaten herstamme; daß es dort durch die Gesetze und Vorurtheile der Weißen seiner Bürgerrechte beraubt worden sei, und daß, nachdem alle Hoffnung auf eine, der schwarzen Rasse günstige Aenderung der Gesinnungen geschwunden, auf die Gründung einer Zufluchtsstätte für die Opfer einer unverdienten Zurücksetzung habe Bedacht genommen werden müssen. Die afrikanische Westküste sei hierzu ausersehen worden, und vermöge der wohlwollenden und menschenfreundlichen Fürsorge des Colonisations-Vereines werde der Staat Liberia in Zukunft der Sammelpunkt aller Schwarzen und Farbigen, die der von Gott allen Rassen eingeräumten bürgerlichen und politischen Vortheile theilhaftig zu werden wünschten, sein. Auf dieser entlegenen Freistätte seien bereits Tausende freier Menschen vereinigt und schon große Hoffnungen verwirklicht, dem wahren Gotte daselbst Tempel errichtet, eine unparteiische Gerechtigkeitspflege durch ordentliche Gerichte festgestellt und die Wohlthaten der Erziehung durch Schulen verbreitet worden. Noch mehr, die einheimische afrikanische Bevölkerung, die mit den Bürgern Liberia's vor dem Altar des lebendigen Gottes anbetend sich niederwerfe, bekenne, daß das Licht des Christenthums bis zu ihr gedrungen sei, und daß der fluchwürdige Sklavenhandel einen tödtlichen Stoß erhalte überall, wo der Einfluß des neuen Staates sich geltend mache. In Betracht aller dieser Thatsachen mache man einen Aufruf an alle civilisirte Nationen, mit der Bitte um ihr Wohlwollen und ihren Beistand zu Gunsten der jungen Republik. — Was die Verfassung betrifft, so sprach sie das förmliche Verbot des Sklavenhandels im Staate Liberia aus, und keiner seiner Bürger durfte innerhalb oder außerhalb der Grenzen desselben ihn betreiben. Die gesetzgebende Gewalt war einem Senate und einem Repräsentantenhause (wie in den Ver. Staaten) übertragen. Jede Grafschaft hatte zwei Mitglieder in den Senat zu wählen, und zur Wahlfähigkeit war ein dreijähriger Aufenthalt im Lande, das zurückgelegte fünfundzwanzigste Lebensjahr und ein jährliches Einkommen von 200 Dollars erforderlich. Die Wahlfähigkeits-Erfordernisse eines Mitgliedes

*) Die Flagge ist (ähnlich der nordamerikanischen) roth und weiß gestreift, indem 6 parallel laufende rothe und 5 weiße Streifen mit einander abwechseln. In der obern Ecke der Flaggstockseite befindet sich ein blaues Viereck mit einem weißen Stern in der Mitte. Das Staatswappen besteht aus einer fliegenden Taube mit einer Legende in den Klauen, einem Meer mit segelndem Schiff und der aufgehenden Sonne, und einer Palme, an deren Stamm ein Pflug und ein Spaten lehnen. Die Umschrift ist: Republik Liberia, und die Devise lautet: Die Liebe zur Freiheit führte uns hieher.

des Repräsentantenhauses waren zweijähriger Aufenthalt im Lande, das zurückgelegte dreiundzwanzigste Jahr und der nachgewiesene Besitz eines Einkommens von 50 Dollars. Die Zahl der Repräsentanten richtete sich nach dem Stande der Bevölkerung. Für die ersten Wahlen wurde das Landesgebiet in drei Grafschaften eingetheilt: Mesurado (welche 4 Abgeordnete oder Repräsentanten zu wählen hatte), Bassa (3) und Sinou (1). Bei späterer Zunahme der Bevölkerung sollte auf je tausend Seelen mehr ein Abgeordneter kommen. Die vollziehende Gewalt war einem Präsidenten übertragen, der wenigstens fünfunddreißig Jahre alt, fünf Jahre im Lande anwesend gewesen sein und ein Einkommen von 600 Dollars besitzen mußte. Die richterliche Gewalt war einem, von der gesetzgebenden Gewalt eingesetzten Obertribunal und Untergerichten übertragen.

Die erste Session des neuen Parlamentes wurde im Anfange des Jahres 1848 eröffnet. Nach der Einsetzung der Kammern reiste der Präsident Roberts in Begleitung von zwei Commissären nach Nordamerika und den vorzuglichsten Staaten Europa's. Er und seine Begleiter wurden überall wohl aufgenommen, und England schloß mit ihnen einen, auf völliger Gegenseitigkeit beruhenden Handelstraktat ab, beschenkte auch Liberia mit einem allerliebsten Kriegscutter von 4 Kanonen. Frankreich erkannte den neuen Staat an, schenkte ihm einige Waffen, und ließ dem französischen Befehlshaber der afrikanischen Flottenstation die Weisung zugehen, sich mit der Regierung Liberia's in Verbindung zu setzen und ihr bei der Vernichtung des Sklavenhandels auf ihrem Gebiete behülflich zu sein. Die französische Fregatte „Penelope“ erschien Ende Februars 1849 auf der Rhede von Monrovia und begrüßte die Flagge des neuen Staates mit einundzwanzig Kanonenschüssen; Offiziere und Mannschaft wurden mit Enthusiasmus empfangen, und der von ihnen im Namen Frankreichs gethane Schritt wurde mit Banketts, Trinksprüchen und Reden gefeiert.

Wenige Tage nachher schiffte sich der Präsident Roberts an der Spitze einer liberienfischen Milizabtheilung auf dem französischen Kriegsdampfschiffe „Espadon“ ein, welches in Begleitung der amerikanischen Corvette „Yorktown“ und der englischen Cutterbrigg „Kingfisher“ nach Neu-Sestros fuhr, um dort ein Hauptnest des Sklavenhandels dieser Küste zu zerstören. Dieser Zweck wurde erreicht, besonders durch die Mitwirkung des „Espadon,“ der, da er nicht tief ging, der Küste ganz nahe kommen und durch ein Geschützfeuer die Landung und die Operationen der liberiensischen Colonne decken konnte. Vierthalbtausend Negersklaven wurden in Freiheit gesetzt, die Baracken der Sklavenhändler in Brand gesteckt, überhaupt die ganze Niederlassung und damit ein Hauptheerd des schändlichen Sklavenhandels zerstört. Eine ähnliche Expedition wurde nach Tradetown unternommen, und gelang ebenfalls. Das Parlament in Monrovia erließ eine Dankadresse, worin es seine Erkenntlichkeit für die namentlich von Frankreich und dessen Marine dem Lande geleisteten Dienste aussprach.

Seit Ende Februars 1849 hat sich in dem jungen Freistaate nichts besonders Merkwürdiges zugetragen. Die beiden letzten Jahre scheinen ruhig verflossen zu sein; die Staatseinrichtungen befestigen sich und nehmen ihren geregelten Fortgang; indeß vermehrt sich die aus Nordamerika herrührende Stammbevölkerung nur langsam und spärlich, und man schätzte sie 1851 auf nicht mehr als 10,000 Seelen. In allen Staaten der nordamerikanischen Union sind Subscriptionen eröffnet worden, und mehrere gesetzgebende Körper-

schaften haben Fonds zum Besten der Auswanderer nach der afrikanischen Küste bewilligt. Auch fehlt es nicht an anderen Aufmunterungen und Bemühungen, um die Auswanderungslust rege zu machen; allein nichts vermag die Rasse der Farbigen in den Ver. Staaten in Bewegung zu setzen, nichts sie aus ihrer Apathie zu reißen, nichts ihnen das Gefühl für die Würde eines freien Bürgers einzuflößen.

Die Colonisation der afrikanischen Westküste hat dessenungeachtet zwei erfreuliche Folgen gehabt, die man im Interesse der Menschheit nicht genug rühmen kann. Sie hat mehr als alle Geschwader und Kreuzer auf die Unterdrückung des Sklavenhandels eingewirkt und die Fackel der Civilisation unter die Barbarenvölker Guinea's getragen. Fast täglich reihen sich neue Stämme unter das Banner Liberia's und Maryland's, einer Nachbarcolonie, von der wir sogleich reden werden; und der von dem Geistlichen, Hrn. Gurley, Specialabgeordneten der nordamerikanischen Regierung, unterm 14. Sept. 1850 in Washington erstattete Bericht weist nach, daß eine einheimische Bevölkerung von 300,000 Seelen auf dem Gebiete der beiden Colonien wohnt, sich ihren Gesetzen fügt und ihren Gewohnheiten nachzuleben sich bemüht. Mehr als 50,000 Eingeborene haben das Englische gelernt; die Missionäre durchziehen das Land in allen Richtungen und führen dem Christenthume täglich neue Anhänger zu. Zugleich gewinnt der öffentliche Unterricht immermehr an Boden und zahlreiche Schulen helfen dessen Bedürfnissen ab. Der Drang zum Lernen regt sich überall, und es ist nichts Seltenes, Kinder aus 80 bis 100 Meilen entfernten Gegenden des Innern herbeikommen zu sehen, um in Monrovia oder Caldwell sich Kenntnisse anzueignen, die sie in ihrer Heimath nicht erlangen können. Ebenso gewinnt der Handel in beträchtlicher Weise an Ausdehnung. Seit 1849 haben bereits 82 Handelsfahrzeuge Monrovia besucht und daselbst gegen afrikanische Naturerzeugnisse Handelswaaren zum Werthe von etwa 3 Millionen Francs umgesetzt. Mit jedem Jahre steigert sich dieses Verhältniß, und man findet einen Beweis dafür in einem, von dem Schatzsekretär Lewis an Herrn Gurley gerichteten amtlichen Schreiben, worin es heißt: »Liberia erhält vom Auslande Verbrauchsgegenstände aller Art, als Lebensmittel, Kleider, Hausgeräthschaften, Papier, Waffen 2c., und außerdem auch viele Artikel, um damit die Völkerschaften des Innern zu versorgen; denn es sind, wie versichert wird, nicht weniger als zwei Millionen Eingeborene, welche ihren Bedarf durch Vermittelung der amerikanischen Colonien erhalten. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Palmöl, Camwood *), Elfenbein, Reis und Goldstaub. Es sind Versuche gemacht worden zum Anbau aller Handelspflanzen des heißen und selbst des gemäßigten Himmelsstriches, namentlich der Baumwolle, des Zuckerrohrs, des Cacao- und des Kaffeebaumes. Der Kaffeebaum wächst wild in den Wäldern, und der davon gewonnene Kaffee wird mit dem Mokkakaffee Yemens verglichen. Zu seinem regelmäßigen Anbau ist nichts weiter erforderlich, als den Boden in Brand zu stecken, ihn leicht umzupflügen, und dann die Steckreiser des inländischen Kaffeebaumes einzusetzen und zwar 250 auf dem Morgen. Nach drei Jahren (auch wohl schon nach zwei Jahren) erntet man von jedem Baum drei bis vier Pfund Kaffee, und nach sechs Jahren den höchsten Ertrag, der durchschnittlich zu sechs Pfund angenommen werden kann.

*) Das bereits oben erwähnte Färbeholz.

Die Felder Liberia's bedecken sich daher mit Kaffeebäumen, auf die man große Hoffnungen baut, und die in der Grafschaft Bassa am besten zu gedeihen scheinen. Der Cacao scheint ebenfalls ein wichtiger Ausfuhrartikel werden zu wollen. Nahrungspflanzen, wie Cassave, Yams, Kartoffeln, Pfeilwurz und selbst Getreide gedeihen vorzüglich.

Nach einem großen Maßstabe wird übrigens der Landbau zur Zeit noch nicht betrieben, und was man in Liberia Felder oder Meiereien nennt, kommt in der Regel unseren gewöhnlichen Obst- und Gemüsegärten an Größe gleich. Die Nothwendigkeit, zunächst für die dringendsten Familienbedürfnisse zu sorgen, hindert schon an sich eine rasche und großartige Erweiterung der Landwirthschaft in einer jungen Colonie; indessen wird es ohne Zweifel dahin kommen, daß hier eben so wichtige Pflanzungen entstehen, wie anderwärts, sobald der Handel und die Landwirthschaft die Kapitalien und die Kenntniß der Hülfsquellen des Landes vermehrt haben werden. Ein seltsamer Umstand ist ebenfalls Schuld an dem bisherigen langsamen Fortgange der Bodenkultur gewesen. Es fehlt nämlich in Liberia an Zug- und Lastthieren gänzlich. Es sind Pferde aus den Ver. Staaten und Esel von den Inseln des Grünen Vorgebirges hergebracht worden; allein keins der Thiere ist am Leben geblieben, und doch scheint dieser Theil Afrika's von anderen Ländern des nämlichen Continents, wo schöne Rassen von Pferden, Rindern und anderen nutzbaren Thieren gezogen werden, in nichts sich zu unterscheiden. Vermuthlich sind also die bisherigen Versuche verkehrt angestellt worden, und außerdem mag die Leichtigkeit des Wassertransports, in Verbindung mit den geringen Fortschritten im Landbau, den Liberiensern die Nothwendigkeit, sich die, bei Feldarbeiten sonst unentbehrlichen Thiere anzuschaffen, noch nicht fühlbar gemacht haben. Uebrigens beträgt das Taglohn bei Feldarbeiten durchschnittlich $1\frac{1}{4}$ Francs. — Die Zahl der unter der Nationalflagge segelnden Fahrzeuge ist noch gering. Jedoch hat man angefangen, in den Ver. Staaten mehrere Schiffe von verschiedenem Tonnengehalt zu bauen oder vielmehr bauen zu lassen, und ein wahrhaft zweckmäßiges Unternehmen ist die Einrichtung einer regelmäßigen Segelpaketfahrt zwischen Baltimore und Monrovia, welche auf diese Weise eine lebhafte Verbindung zwischen dem Mutterstaat und seinen interessanten Colonien unterhält.

Wie sich bei der geringen Entfernung vom Aequator voraussetzen läßt, ist das Klima heiß, jedoch eben nicht übermäßig, indem der Thermometer sich zwischen 16 und 24 Grad Reaumur hält. Auch ist es gesund, und nach zuverlässigen Berichten haben nie epidemische Krankheiten im Lande geherrscht. Die Eingeborenen und die an das Klima gewöhnten Fremden haben sich einer vollkommenen Gesundheit zu erfreuen; dagegen werden die Neuangekommenen leicht von einem ziemlich gefährlichen Klimafieber befallen, dessen Entstehung den während der Regenzeit sich bildenden Morästen beizumessen zu sein scheint. Man hat bereits einige Austrocknungsarbeiten vorgenommen; bis aber diese von Erfolg sein werden, ist nur eine sehr einfache Vorsichtsmaßregel zu beobachten nöthig, die nach Aussage eines Missionärs, dem zahlreiche Fälle davon vorgekommen sind, unfehlbar ist und darin besteht, nach der Ankunft in Liberia nicht in unmittelbarer Nähe des Meeres zu verweilen, sondern sich sofort ins Innere zu begeben und erst nach Verlauf einiger Zeit nach der Küste zurückzukehren.

Die Quelle der Staatseinkünfte ist der von den importirten Waaren nach dem Werthverhältnisse erhobene Eingangszoll von 6 pCt. Der auf einige Artikel, wie auf Feuerwaf-

fen, Tabak, Salz und Spirituosa gelegte Zoll ist etwas höher. Auch besteht eine Patentabgabe. Die gesammten Einkünfte mögen sich auf 20- bis 25,000 Dollars jährlich belaufen. — Die Landmacht besteht aus 1000 bis 1500 Mann Milizen.

Das Gebiet von Liberia hat gegenwärtig folgende Ausdehnung und Grenzen. Westwärts erstreckt es sich bis zum Manafluß, der in der Nähe von Cap Monte, unter 6° 52′ nördl. Br. und 11° 22′ W. von Greenwich, ins Meer sich ergießt, und hier ist es von der brittischen Colonie Sierra Leona nur durch den, als Hauptmarkt für den Sklavenhandel berüchtigten Gallinas-Distrikt getrennt. Ostwärts erstreckt es sich bis zu der, unter 4° 35′ (nach anderen Angaben 4° 39′) N. Br. und 8° 6′ W. von Greenwich befindlichen Mündung des Groß-Sestros und grenzt hier zugleich an Maryland-in-Liberia. Die Küstenausdehnung beträgt 350 englische oder 76 deutsche und die mittlere Breite des Landes 40 englische oder 8²/₃ deutsche Meilen. Die Erwerbung des Gebietes der Gallinas, welches anzukaufen man schon lange sich Mühe gegeben hat, würde den Sklavenhandel ganz und gar von der Pfefferküste verbannen.

In ihrer gegenwärtigen Lage genügt die Republik Liberia sich selbst und ist in den Stand gesetzt, den Angriffen von Seiten der Negerfürsten und der Sklavenschiffe mit Erfolg zu begegnen. Zudem würde sie in Nothfällen eine wirksame Hülfe bei den verbündeten Negerstämmen und den Kreuzern der großen Seemächte finden. Jedoch hat sie bisjetzt bewiesen, daß sie Energie genug besitzt, um einen Krieg mit Ehren zu bestehen, und Umsicht genug, um in Friedenszeiten die Staatseinrichtungen mit dem wahren Volkswohl stets im Einklange zu erhalten. Es ist vielleicht ein großes Glück für sie, daß die lobenswerthen Bemühungen der amerikanischen Colonisationsvereine nur bei dem gesunden Theil der freien farbigen Bevölkerung der Ver. Staaten Erfolg gehabt und die ausgearteten Massen theilnahmslos gelassen haben. Diese würden in die junge Colonie nur einen Hang zum Luxus, wie er häufig in Gefolge der Civilisation zu sein pflegt, gebracht und die dort im Allgemeinen jetzt herrschenden Tugenden schwerlich sich angeeignet haben.

Der neuen Staatsgenossenschaft ist es vielleicht vorbehalten, ein großes Problem zu lösen und zu zeigen, was die äthiopische Rasse in ihrem natürlichen oder ursprünglichen Zustande, wo sie nämlich frei ist, sowohl von den erniedrigenden Traditionen der Sklaverei, als auch von der Zügellosigkeit, wie sie auf Hayti herrscht, zu leisten vermag. Wenn die Negerrasse einen Dessalines, einen Christoph und einen Soulouque aufzuweisen hat, so hat sie andererseits auch einen Ashmun und einen Roberts aufzuweisen gehabt. Jene haben ihr zur Schande gereicht, diese ihr zur Ehre, und wir wollen wünschen und hoffen, daß die Zahl und Bestrebungen der Letzteren immer mehr das Uebergewicht bei ihr erhalten mögen.

Eine zweite Colonie an Liberia's Grenze hat sich das nämliche Ziel gesteckt, wir meinen **Maryland-in-Liberia**; auf folgende Veranlassung entstanden. Kein Staat der nordamerikanischen Union hat sich mehr bemüht, den Aussatz der Sklaverei loszuwerden, als Maryland. Von diesen Bemühungen zeugen eine Menge Maßregeln der Staatsgesetzgebung und Handlungen thätiger Beihülfe einzelner Bürger. Es war demnach natürlich, daß Maryland dem 1816 von Caldwell in Washington zuerst angeregten Unternehmen von Anfang an große Aufmerksamkeit schenkte. Es interessirte sich lebhaft für alles, was der Colonisationsverein in diesem Sinne vornahm, und als die Dinge so weit gedie-

hen waeen, daß die Niederlassung auf bee afrikanischen Westküste lebensfähig erschien, kam 1827 die Staatslegislatur den Peivatunterzeichnungen zu Hülfe und bewilligte einen Jahresbeitrag von 1000 Dollars, der in die Kasse des so eben genannten Vereins gezahlt weeden sollte. Im J. 1831 entstand der Gedanke, daß es besser sein würde, wenn der Staat Maryland seine Angelegenheiten in dieser Sache selbst leitete und sich nicht mehr blindlings auf die Resultate von Handlungen veeließe, die ee nicht beaufsichtigen könnte; und so entstand bee Colonisationsveeein des Staates Maryland (Maryland state colonization society), dessen Zweck dahin ging, alle Mittel, welche Maryland füe das gemeinsame Werk aufbringen wüede, zu vereinigen und auf dasselbe zu verwenden, jedoch unter dem Patronate des ursprünglichen Hauptvereins.

Die erste, nach Moneovia unternommene Eepedition mißlang, in Folge von Mißverständnissen und Irrungen, die zwischen den beiden Vereinen entstanden sind. Dee Marylandverein faßte hierauf den Entschluß, außeehalb Liberia's Grenzen eine zweite, füe sich bestehende Colonie zu gründen. Das unter 4° 23′ N. Br. und 7° 44′ W. von Greenwich, und ungefähr 50 M. in südöstlicher Richtung von Cap Mesurado liegende Cap Palmas wuede zum Niederlassungsort erwählt, und im Nov. 1833 segelte das Schiff „Anna“ von Baltimore ab, unter der obern Leitung des Dr. Hall, der 18 Auswanderer und einige methodistische und presbyterianische Missionäre mit sich führte. Da die zu gründende Colonie die Bestimmung hatte, spätee ein freier Staat zu werden, so waren gleich Anfangs die Geundlagen iheer politischen Institutionen festgestellt und auf sie basirte Instruktionen und Vollmachten wegen der peovisorischen Verwaltung dem Dr. Hall ertheilt worden. Da zu den aufgestellten Grundprinzipien auch die Enthaltung von hitzigen Getränken gehörte, so bildeten sich die Auswanderer zunächst noch zu einer Mäßigkeitsgesellschaft, und sodann ging man nach Cap Palmas unter Segel. Dr. Hall holte zunächst von Monrovia die daselbst von bee ersten Expedition noch zurückgebliebenen Auswanderer ab, und langte bald darauf an bee Spitze von 54 Begleitern am Orte bee Bestimmung an.

Schon während seines kurzen Aufenthaltes in Monrovia waeen die Negerfürsten der Umgegend von Cap Palmas von seiner bevorstehenden Ankunft benachrichtigt worden. Sie waren daher jetzt schon versammelt und auch geneigt, einen Theil ihres Gebietes unter angemessenen Bedingungen abzutreten. Nur eine ernste Schwierigkeit erhob sich bei den Unterhandlungen, als die Eingeborenen von dem förmlichen Verbot des Genusses hitziger Getränke reden hörten, und wollten diesen nun schon seit drei Jahrhunderten, wie sie meinten, herkömmlichen Genuß nicht entbehren; allein bee De. Hall blieb standhaft und besiegte endlich den Wideestand der Häuptlinge. Nachdem noch die einstweilen in Monrovia zurückgebliebenen Angehöeigen den neuen Colonisten nachgekommen und alle für die Niederlassung bestimmten Gegenstände ans Land geschafft worden waren, kehrte die „Anna“ nach Baltimoee zurück mit günstigen Beeichten über den Ausgang der Expedition. Es wurden seitdem noch mehr Fahrzeuge nach Cap Palmas abgeschickt, um neue Colonisten und neue Hülfe dahin zu bringen. Als 1835 bee „Bourne“ dort ankam, war die Colonie bereits dauerhaft gegründet und alle Besorgnisse, die Anfangs sich geregt hatten, nunmehr verscheucht.

Der Beherrscher der nächsten Umgegend vom Cap Palmas hatte nämlich bald nach der Abfahrt bee „Anna“ die Reispreise ohne Weiteres erhöht. Der Dr. Hall erkannte

augenblicklich, daß, wenn er diesen unwillkürlichen Akt ruhig hingehen lasse, damit unzähligen andern Willkürlichkeiten und den unerträglichsten Plackereien Thür und Thor geöffnet wäre. Er verfügte sich also zu dem Negerfürsten und erklärte ihm, daß, wenn er den Reis nicht zu einem billigen Preise bekommen könne, er ein Schiff absenden und ihn anderswoher holen lassen werde. Der König drohte, das Schiff in Grund bohren zu lassen, worauf der Dr. Hall die königliche Residenzstadt in Brand zu stecken drohte. Nach einem heftigen Wortwechsel gab endlich jener nach und die Sache kam wieder in Ordnung. Dies war die erste und einzige Verdrießlichkeit, welche die Colonie am Cap Palmas erlebte, die also in dieser Hinsicht glücklicher war als ihre Nachbarin und Vorgängerin. Sie war sogar für sie von glücklichen Folgen, denn mehrere Stämme der Eingeborenen, überrascht von der entschlossenen Haltung der Colonisten Angesichts eines unvermeidlich scheinenden Kampfes, in welchem 35 Mann es mit 1500 zu thun gehabt haben würden, trugen Verlangen, sich unter den Schutz eines Landes zu stellen, welches so energisch auftretende Männer aufzuweisen habe. Demgemäß reiste einer ihrer vornehmsten Häuptlinge nach Nordamerika und erbat sich Gesetze von dem maryländischen Colonisations-Vereine.

Von 1837 datirt die moralische und politische Existenz der Maryland-Colonie, indem nunmehr der Anfang gemacht wurde, den Farbigen selbst die Verwaltung zu übertragen und ein Gesetzbuch promulgirt ward, welches auf die Rechtsgrundzüge basirt war, nach denen der Dr. Hall die provisorische Regierung geleitet hatte. Der Handel hatte bisher nur auf dem Wege des Tausches betrieben werden können; in Ermangelung des baaren Geldes war eine kleine Quantität Papiergeld creirt, welches seinen wirklichen Werth in Waaren hatte, die im öffentlichen Magazin nach dem Marktpreise stets eingelöst werden konnten. Die Bedeutung und der Werth desselben waren den Eingeborenen durch Abbildungen von Naturgegenständen verdeutlicht worden, und diese sinnreiche Einrichtung war vom besten Erfolge gewesen und bisher in Anwendung gebracht worden.

Im Jahre 1841 ward in Baltimore eine Generalversammlung des Colonisations-Vereins abgehalten und in derselben die falsche Stellung der freien Farbigen in den Ver. Staaten und die für sie fortdauernde Unmöglichkeit, gleiche Rechte mit den übrigen nordamerikanischen Bürgern zu genießen, aufs Neue besprochen und hierauf der Beschluß gefaßt, die Bemühungen für das Emporbringen der afrikanischen Colonie zu verdoppeln. In diesem Sinne wurden denn auch verschiedene Maßregeln angeordnet, deren nützlichste ohne Zweifel wohl der Ankauf eines Fahrzeuges war, welches als Paketschiff dienen und eine regelmäßige Verbindung zwischen Maryland-in-Liberia und Baltimore begründen sollte. Zwei Jahre zuvor hatten sich die Geldmittel des Vereins erschöpft und es war beschlossen worden, die Absendung neuer Expeditionen einstweilen einzustellen, was man überdies als ersprießlich erachtete, damit den ersten Einwanderern Zeit gelassen werde ihre Verhältnisse gehörig zu ordnen, und man sie nicht zu sehr in Anspruch nehme, immerwährend für Neuankommende zu sorgen. Die Erfahrung lehrte, daß man hieran wohlgethan hatte, und die der Versammlung, welche 1841 abgehalten wurde, vorgelegten Berichte ließen erkennen, daß die Colonie damals im vollen Gedeihen war. Zwei hübsche Dörfer, Harper und Mont-Tubmann, waren durch eine Allee mit einander verbunden, und längs derselben breiteten sich die von den Colonisten ange-

bauten Felder aus. Der Gesundheitszustand ließ nichts zu wünschen übrig und lieferte den Beweis, daß keine bessere Wahl hinsichtlich des Orts der Niederlassung hätte getroffen werden können. Bei einer Bevölkerung von 500 Seelen bestand das Verhältniß von nur 9 Todesfällen gegen 17 Geburten.

Im Jahre 1843 konnte auf eine Gebietserweiterung Bedacht genommen werden und es ward der Distrikt Fishtown angekauft, der einen, zum Landungs- und Sammelplatze der, an der afrikanischen Westküste stationirten amerikanischen Flottenabtheilung bestimmten vortrefflichen Hafen enthielt. Dieser wichtigen Erwerbung folgte 1846 die der Distrikte Tabu, Tahoe, Groß-Beeeby, Klein-Beeeby, Bassa und Garraway, und Maryland-in-Liberia erhielt dadurch eine Küstenausdehnung von 130 englischen oder 28¼ deutschen Meilen. Im erstgenannten Jahre 1843 schon hatte man in Maryland das Bedürfniß gefühlt, der Colonie regelmäßige Einkünfte zu sichern und ihr auf diese Weise die zu ihrer Selbsterhaltung erforderlichen Mittel zu verschaffen. Demzufolge wurde der Gouverneur ermächtigt, einen Werthzoll von 5 bis 10 pCt. von den importirten Waaren, sodann von den Schiffen eine Abgabe für den, auf dem Cap Palmas errichteten Leuchtthurm und endlich auch eine Patentsteuer von den hierzu geeignet scheinenden Gewerben zu erheben. Der regelmäßige Handelsverkehr nahm nunmehr einen neuen Aufschwung und hat seitdem seinen ruhigen und glücklichen Fortgang gehabt. Er umfaßt die nämlichen Gegenstände wie in Liberia (Palmöl, Elfenbein ꝛc.); der Ackerbau hat auf dem fruchtbaren Boden rasche Fortschritte gemacht; kleine Fahrzeuge sind erbaut worden und treiben einen vortheilhaften Küstenhandel; kurz, die Colonie scheint ganz und gar in einem Zustande sich zu befinden, der ihr Gedeihen und ihre Unabhängigkeit sichert. Der Gouverneur Rußwurm, ein Farbiger, ist ein sehr tüchtiger Mann, dem auch in den Ver. Staaten alle Anerkennung gezollt wird. Die Zahl der Eingewanderten belief sich, nach dem, dem Colonisations-Vereine zu Baltimore im Januar 1850 erstatteten Berichte, auf 804 Personen, davon 388 männlichen und 416 weiblichen Geschlechts. *) Man berechnete, daß der unmittelbare und mittelbare Einfluß der Colonie sich über eine Bevölkerung von etwa 100,000 Eingebornen erstrecke. Die Landesvertheidigung ist einer Miliz von 175 Mann übertragen, welche durchgehends gut gekleidet sind, jede Woche exerzirt werden und zwei Compagnien, eine der Infanterie und eine der Artillerie bilden. Landesflagge ist die nordamerikanische, nur daß statt der Sterne ein weißes griechisches Kreuz im blauen Felde sich befindet.

Das Gebiet von Maryland-in-Liberia hat zur Westgrenze den Fluß Groß-Sestros, der es hier von Liberia trennt (s. oben) und zur Ostgrenze den San Pedrofluß (oder vielmehr St. Andreasfluß), dessen Mündung unter 5° 0′ N. Br. und 6° 3′ W. von Greenwich liegt.

*) Die Neueingewanderten werden ein halbes Jahr hindurch frei beköstigt und unterhalten, müssen aber dann für sich selbst sorgen. Sie bekommen bei ihrer Ankunft ein Haus und fünf Morgen Landes, wenn sie verheirathet, dagegen nur dritthalb Morgen, wenn sie noch unverheirathet sind, und dies ist mehr als hinreichend in einem von der Natur so begünstigten Lande. Wünschen sie eine größere Morgenzahl, so brauchen sie nicht mehr als 1 Dollar für den Morgen zu zahlen.

Nach den letzten Berichten beliefen sich die Staatseinkünfte noch nicht höher als auf etwa 2000 Dollars; jedoch deckt der Colonisations-Verein den Ausfall in den Kosten der Verwaltung, die übrigens mit großer Sparsamkeit geleitet wird. Die genannten beiden Dörfer enthalten alle öffentliche Gebäude, die für die Vertheidigung, den Gottesdienst, das Schulwesen und die Regierung des Landes erforderlich sind. Zwei kleine, zweckmäßig bewaffnete Forts beschützen die Zugänge zu dem Cap Palmas.

So ist diese kleine, aber höchst interessante Colonie beschaffen, die sich neben dem mächtigern Staate Liberia erhoben hat. Seit 1832, dem Jahre ihrer Gründung, hat sie durch die Besonnenheit und Energie ihrer Bürger die Hoffnungen der Freunde der Menschheit gerechtfertigt. Zu bemerken ist, daß die Begründung der Colonie Maryland-in Liberia verhältnißmäßig äußerst geringe Kosten verursacht hat, was freilich wohl hauptsächlich der Umsicht und praktischen Tüchtigkeit des Verwaltungscomités in Baltimore beizumessen ist. Nach den Rechnungsvorlagen sind in dem neunzehnjährigen Zeitraume von 1831 bis 1850 nicht mehr als 285,964 Dollars 43 Cents verausgabt worden, und hiervon obendrein noch 57,143 Dollars abzuziehen, welche der Colonisations-Verein mit seinen Handelsgeschäften auf der afrikanischen Küste verdient und zu Colonialzwecken verwendet hatte. Der Staat Maryland und die Privatsubscribenten hatten also unmittelbar nur etwa 228,821 Dollars beigesteuert, und mittelst dieser mäßigen Summe sind achthundert Personen übers Meer befördert und angemessen untergebracht, ist die Ansiedlung einer weit größern Anzahl vorbereitet, ist das zwiefache Licht des Christenthums und der Civilisation verbreitet worden unter ganze Völkerschaften, die bis dahin in Elend und Unwissenheit gelebt und barbarischen Sitten gefröhnt hatten, nicht einmal des schändlichen Sklavenhandels, den sie betrieben, zu gedenken. Männer, welche solche Ergebnisse mit so geringen Mitteln herbeigeführt haben, verdienen in der That alles mögliche Lob.

Welche Schlüsse sind nunmehr zu ziehen aus der verschiedenen Behandlungsweise der Negerrasse auf Cuba, in den Ver. Staaten und in Liberia? Das System unerbittlicher Strenge ist eben so nachtheilig für die Interessen der Sklavenhändler, wie unmenschlich. Das System strenger Beaufsichtigung bei sonst im Allgemeinen guter Behandlung hat den doppelten Vortheil, die Forderungen des Menschenfreundes zu erfüllen und den eigenen Nutzen zu befördern. Endlich das System bürgerlicher und politischer Unabhängigkeit, in genauer Verbindung mit religiöser Ausbildung und Versittlichung, wie wir es in Liberia vorfinden, hat höchst befriedigende Resultate geliefert.

Frankreich und England haben sich weder mit dem spanischen noch mit dem nordamerikanischen System, welches mit der Sklavereizusammenhängt, mehr zu beschäftigen, sondern es nur noch mit freigelassenen Negern zu thun. Es bleibt ihnen da die Wahl zwischen dem Benehmen, welches die Nordamerikaner gegen freie Farbige, die sich noch in ihrer Mitte befinden, beobachten, und den Grundsätzen der Nächstenliebe und des praktischen Christenthums, denen die beiden Niederlassungen Liberia's ihre Entstehung verdanken. Nach unserem Bedünken dürfte die Wahl nicht zweifelhaft und der letztere Weg dem Charakter der Colonialbevölkerung Englands und Frankreichs am entsprechendsten sein. Nur sind in den Besitzungen der beiden Länder verschiedene Maßregeln zu ergreifen um dem Werke der Versittlichung, welches zur Vervollständigung der Sklavenemancipation unumgänglich nöthig ist, die volle Wirksamkeit zu sichern.

Der mit der Emancipation gemachte Versuch hat, wie man wird zugestehen müssen, den meisten brittischen Colonien zum Verderben gereicht. Die brittischen Antillen sind, mit Ausnahme von Barbados *) mehr oder minder in tiefes Elend gerathen. Trinidad, dessen Fruchtbarkeit ans Unglaubliche grenzt, quält sich unter den nachtheiligen Folgen der Emancipation ab und macht unerhörte Anstrengungen, um die Plantagenarbeit unter erträglichen Bedingungen zu organisiren. Es läßt aus Indien Schaaren von Kulis **)

*) Barbados befindet sich in einer Lage, die von der aller übrigen Inseln durchaus verschieden ist, und hat es ihr allein zu verdanken, daß es dem allgemeinen Verderben entronnen ist. Es hat einen durchaus flachen Boden und kein Wald ist da, welcher Vagabunden eine Zufluchtstätte und Nahrung darbieten könnte. Die ganze Insel ist mit Zuckerfeldern bedeckt, deren einzelne Parzellen eingehegt und wohl verwahrt sind. Die Bevölkerung ist so zahlreich, daß schon 1842 nahe an 17.600 Einw. auf die Quadratmeile kamen. Für Müßiggänger ist hier also nichts zu machen: sie müssen entweder arbeiten, oder stehlen, oder auswandern; und da nun natürlich Arbeiten das Sicherste ist, so arbeitet auch der Schwarze auf Barbados. Der Pflanzer andererseits, dem hier ein billiges Taglohn (etwa 75 Centimes oder $^3/_4$ Fr. den Tag, Beköstigung mit einbegriffen) zur Seite steht, sucht eine Verbesserung nach der andern anzubringen, und hält auf diese Weise mit den begünstigsten Colonien den Wettkampf aus.

**) Kulis sind Hindus aus einer der untern Kasten und nähren sich in ihrem Vaterlande als Lastträger und Taglöhner. Daher ist man seit der Sklavenemancipation in den brittisch-westindischen Colonien auf den Gedanken gerathen, sie aus Indien dorthin kommen zu lassen. Zu diesem Ende werden durch besondere Agenten in Indien förmliche Verträge mit ihnen abgeschlossen, durch die sie sich auf eine kürzere oder längere Frist zur Feldarbeit in Westindien gegen angemessenen Lohn und sonstige Vortheile verbindlich machen. So lange sie in der westindischen Colonie sind, stehen sie unter den dortigen Gesetzen und Behörden, und sie dürfen vor der festgesetzten Zeit ihre Arbeit nicht aufkündigen, sonst verlieren sie ihre Ansprüche auf freie Rückfahrt nach der Heimath. Die bis jetzt nach Trinidad gebrachten Kulis haben sehr große Kosten verursacht. Sie machen die Hälfte der dortigen Feldarbeiterzahl aus, werden aber weder durch ein Gesetz, noch durch sonstige Anordnungen in ihrem unsteten Wesen und ihrer Veränderungssucht genugsam im Zaume gehalten. Denn auch die guten Arbeiter unter ihnen haben wenigstens den vierten Theil ihrer Zeit damit hingebracht, von einer Pflanzung zur andern zu laufen, und ihr Dienstwechsel hat fast nie eine triftige Ursache gehabt. Bei dem Allen sprechen die Pflanzer einhellig die Ueberzeugung aus, daß die Kulis die Colonie gerettet haben. Auch macht von den Letztern Niemand von der freien Rückfahrt ins Vaterland nach abgelaufener Dienstzeit Gebrauch, sondern Alle ziehen es vor, in der Colonie zu bleiben, wie sich bei einer 1850 von der Regierung veranlaßten amtlichen Untersuchung ergeben hat. Die Colonialregierung hat ein, mit dem Jahre 1851 in Kraft getretenes Gesetz in Betreff der Uebersiedlung und Behandlung der Kulis erlassen. Nach den zweckmäßigen Anordnungen desselben kommen die Kosten des Transportes von Indien nach Trinidad jetzt nicht höher als 9 Pf. Sterl. für jeden Kuli zu stehen, während sie bisher durchschnittlich 17 Pf. Sterl. betrugen. Die seit Anfang 1851 nach Trinidad gebrachten und ferner noch dahin kommenden Kulis müssen arbeiten bei Strafe einer Geldbuße von 5 Schillingen (etwa $1^2/_3$ Thaler preuß.) oder Gefängnißstrafe bei Zahlungsunfähigkeit. In Rebellionsfällen können sie sogar zu öffentlichen Zwangsarbeiten verurtheilt werden. Die Kulis arbeiten zwar nicht angestrengter als die Neger; sie verrichten aber ihre Arbeit mit mehr Sorgfalt, und deßhalb werden sie vorgezogen. Außer der Zuckerernte beträgt ihre tägliche Arbeitszeit sieben Stunden und ihr Taglohn 30 Cents oder $13^7/_{11}$ preuß. Silbergroschen. Während der Ernte wird das Taglohn auf 40 Cents ($18^2/_{11}$ Silbergroschen) erhöht und ihre Arbeitszeit richtet sich dann nach der geringern oder größern

kommen, um sie entweder allein bei der Arbeit zu gebrauchen oder durch sie wo möglich einen Wetteifer bei den Negern anzuregen. Jedenfalls läßt sich nicht verhehlen, daß die Lage der Pflanzer immer höchst precär bleibt; denn so oft die Zuckerpreise unter 3 Piaster den englischen Centner weichen, schwebt die Colonie in Gefahr. Als im Jahre 1847 die Zuckerpreise auf 2½ Piaster fielen, machte die Hälfte der Pflanzer Bankerott. Cuba dagegen kann seinen Zucker ohne Verlust zu 2½ und an gewissen Stellen sogar zu 2¼ Piaster den Centner liefern: es hat demnach das Schicksal der übrigen Antillen in seinen Händen.

Besonders Jamaica befindet sich in einem kläglichen Zustande. Ueberall sieht man herrliche Pflanzungen, die von ihren Eigenthümern verlassen und mit Wucherpflanzen überdeckt sind, und ich glaube mich keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß im Monat April 1851 über die Hälfte der Häuser in Kingston zu vermiethen war. Ein ehemals reicher Pflanzer sagte mir, er würde sich glücklich schätzen, wenn er 15,000 Francs erhielte für eine Plantage, die er vor der Emancipation nicht um 250,000 Frcs. verkauft hätte. Indeß darf, um gerecht zu sein, nicht unerwähnt gelassen werden, daß die Schuld zum Theil auch an den Colonisten selbst liegt, welche, nachdem sie eine beträchtliche Entschädigung (50 Pf. Sterl. für jeden Sclaven ohne Unterschied des Alters und Geschlechts) erhalten hatten, keinen gemeinsamen Entschluß faßten, sondern das Taglohn bis zu der enormen Höhe von 1 Piaster den Tag steigen ließen. Die Neger, welche wenig Einsicht und guten Willen hatten, haben diese ihnen vortheilhafte Veränderung benutzt; und jetzt, wo die Geldmittel der Colonisten sich sehr vermindert, wo nicht ganz erschöpft haben, gibt es nichts mehr anzubauen unter billigen Bedingungen.

Frankreichs Lage mit Beziehung auf seine Colonien ist nicht die nämliche wie diejenige Englands. Die beiden Nationen sind nicht von demselben Standpunkte ausgegangen, und lassen sich eben so wenig von einer und derselben Idee leiten. Auf Martinique haben die Neger Beweise von Mäßigung, und in einigen Gegenden der Insel sogar von

---

Quantität des auszupressenden Zuckerrohres. Wenn die Kulis ihre Accordbedingungen nicht erfüllen, so erleiden sie einen Abzug an ihrem Taglohn. Da das genannte Taglohn in Trinidad ein verhältnißmäßig sehr hohes ist, so wäre es gewiß sehr vortheilhaft für die Colonie, die Einbringung von Kulis in dem Grade zu vermehren, daß das Taglohn um wenigstens ein Viertel sich verringerte. In der bisherigen Weise kann die Colonie ihren Zucker unter dem Preise von 3 Piastern den englischen Centner nicht liefern, und dies macht ihre Lage precär. Uebrigens sind auch die ersten Kulis auf eine sehr unverständige Weise übergesiedelt worden. Die Agenten in Indien haben Leute von allem Schlage, zum Theil wahre Vagabunden, überhaupt meist ganz untaugliche Menschen hinübergeschafft, statt tüchtiger Feldarbeiter, die sie zu liefern sich anheischig gemacht hatten. Gegenwärtig hat jedoch die Colonialregierung von Trinidad ihre eigenen Agenten, von denen sie überzeugt sein darf, daß sie zur Ueberfiedlung nur Arbeiter wählen, die von Jugend auf an Feldarbeiten gewöhnt sind. Von den ersten Uebersiedlungen sind noch etwa 8000 Kulis da, und diese sollten durch 12,000 neue Einwanderer vermehrt werden, was für nothwendig erachtet worden, theils damit die Feldarbeiten gut verrichtet werden, theils damit das Taglohn sich niedriger stelle und eine wirksame Concurrenz zwischen den Kulis und den freigelassenen Negern eintrete.

Dankbarkeit gegen ihre bisherigen Herren gegeben. Auch hat sich das Taglohn gleich Anfangs auf einen ziemlich mäßigen Preis, nämlich auf 1 bis 1 Fr. 15 Cts. den Tag gestellt. Nach und nach freilich haben die demagogischen Umtriebe nachtheilig einzuwirken nicht verfehlt und Unruhen zur Folge gehabt; viele Neger haben sich dem Vagabundiren ergeben, und die Arbeiter haben ihre Forderungen höher gestellt. An Arbeitsfähigen fehlt es auf Martinique nicht, wohl aber an Arbeitslust. Zum Glück sind noch Kapitalien, wiewohl jetzt verringert, doch immer noch genug vorhanden, um bei gemeinsamen Anstrengungen die Bodenkultur auf einem befriedigenden Fuß zu erhalten. Das der Wiederaufnahme der Arbeiten entgegenstehende Hinderniß ist mehr moralischer als materieller Art, und durch verständige Maßregeln könnte diese vorübergehende Schwierigkeit leicht gehoben werden *).

Auf Guadeloupe war die Krisis gewaltsamer. Die Schölcheristischen Lehren — wie die Neger selbst sie nennen — haben hier bald blutige Früchte getragen. Die emancipirten Sklaven haben die wildesten Ausschweifungen und Gewaltthaten verübt und eine Menge Plantagen in Brand gesteckt, welche die zu Grunde gerichteten Eigenthümer wieder aufzubauen nicht im Stande sind, so daß diese Ländereien nothwendiger Weise brach liegen müssen. Nachdem die Wuth der Leidenschaften sich ein wenig gelegt hatte, begaben sich die Frevler in die Wälder und lebten dort in einem wilden Zustande. Die unsicheren Hülfsmittel dieser irregeleiteten Menschen waren jedoch bald erschöpft und Hungersnoth und Krankheiten ließen sie zu spät das Unsinnige ihres Treibens erkennen. Man behauptet, daß seit den beiden Unglücksjahren, wo die Colonie den größten Drangsalen preisgegeben war, der zehnte Theil ihrer Negerbevölkerung durch den Tod hingerafft worden ist; jedenfalls ist die Sterblichkeit bei ihr außerordentlich groß gewesen. Endlich, im Laufe des Jahres 1850 waren Anzeichen einer geregelten Thätigkeit wieder wahrzunehmen. Es ward wieder Zuckerrohr gebaut; es meldeten sich Arbeiter zu mäßigem Taglohn (75 bis 80 Centimes den Tag, Beköstigung einbegriffen), und die Sache kam wieder in den Gang. Die letzten Berichte melden, daß die Arbeiten in der Zunahme begriffen sind, und demnach auch die Produktion sich wieder zu mehren anfängt. Dennoch glaubte man nicht, es vor der Hand auf mehr als 45,000 Fässer Zucker bringen zu können. Martinique, meinte man, werde sich in einer ähnlichen Lage befinden **).

*) Im Juniheft der „Revue des Deux Mondes" vom J. 1852 hat der ehemalige Gouverneur am Senegal, der Flottenkapitän Bouet-Willaumez, die Wiederaufnahme der Arbeit in den französischen Colonien, nach neuern Ermittelungen behauptet. Ich will dem nicht widersprechen und zugleich bemerken, daß die von mir gesammelten Nachrichten aus einer Zeit sind, die dem Emancipationsakt noch zu nahe stand, als daß die Thätigkeit in den Colonien schon wieder einen neuen Aufschwung hätte nehmen können.

**) Was manchen Pflanzern, besonders den kleinen, einige Erleichterung gewährt hat, sofern sie nämlich vermöge der Ortslage davon gehörig Gebrauch haben machen können, ist die Benutzung der von der ehemaligen Antillen-Compagnie errichteten Central-Zuckermühlen gewesen. Von diesen Mühlen gibt es drei auf Guadeloupe und eine auf Martinique. Sie nehmen alles Zuckerrohr, was man ihnen schicken kann, auf; es wird vor dem Zerquetschen gewogen, und der Eigenthümer erhält von diesem Bruttogewicht 5 pCt. Zucker; oder es wird auch die Berechnung in Geld nach dem Tagescours gemacht. Ich habe mir diese Mühlen sorgfältig und mit

Fast völlige Arbeitslosigkeit in den meisten brittischen Colonien und eine merkliche Abnahme in den französischen Besitzungen, dies sind die Hauptübel, an denen dieselben leiden, denen aber unseres Bedünkens in einem gewissen Grade wohl abgeholfen werden könnte, wenn, nach der Weise der Nordamerikaner, der Charakter der äthiopischen Rasse gehörig berücksichtigt und demgemäß das Verfahren gegen dieselbe eingerichtet würde.

Der Neger ist sanft und gut, besonders in den französischen Colonien, wenn seine Leidenschaften nicht überreizt sind; allein er hat kein Gefühl seiner Menschenwürde. Aus Mangel an materiellen Bedürfnissen und an wohlverstandener Eigenliebe entsteht dann die große Wunde der Colonie, die Landstreicherei. Dies ist ein Feind, gegen den bis aufs Aeußerste gekämpft werden muß, was freilich nicht immer leicht ist, wenn die Oertlichkeiten geeignet sind, den bösen Gewohnheiten Vorschub zu leisten. Die ungeheuren Wälder auf St. Domingo und Trinidad, selbst auch die weniger ausgedehnten auf Martinique und Guadeloupe dienen Tausenden von Vagabunden zum Zufluchtsort und liefern ihnen einen Theil der Nahrung, deren fehlender Theil durch nächtlichen Raub ergänzt wird. Selbst in den Städten, namentlich auch in St. Pierre, Martinique, wimmelt es von Tagedieben. Diese unbeschäftigten Arme müssen um jeden Preis zur Arbeit wieder angehalten werden, und da die Umstände gegenwärtig günstiger zu sein scheinen, so muß ihnen mit Energie nachgeholfen werden.

Die Landstreicherei kann und muß durch strenge Maßregeln bekämpft werden, zu denen namentlich auch die gehört, daß jeder Landstreicher zu den öffentlichen Arbeiten verurtheilt wird *). Die Landstraßen befinden sich in einem traurigen Zustande und können noch lange Zeit zahlreichen Armen Beschäftigung geben. Das Durchbrechen der Wälder, die Lichtung und Urbarmachung derselben verdienen eine ernstliche Berücksichtigung, und man braucht nur sich zu erinnern, daß Barbados der Baumlosigkeit seines Bodens es allein zu verdanken hat, vor dem traurigen Loose der übrigen brittisch-westindischen Colonien bewahrt geblieben zu sein. Die Eitelkeit und Putzsucht können ebenfalls benutzt und zu diesem Ende die Ausfuhr von allerhand Tand begünstigt werden **).

Vor allem jedoch muß die moralische Seite hierbei aufgefaßt und auf die religiöse Ausbildung der Neger Bedacht genommen werden. Durch die Weckung christlicher Gesinnungen und die Predigt des Evangeliums haben die Ver. Staaten auf der afrikanischen

---

Interesse angesehen: die zu St. Marc auf Guadeloupe und zu Fort de France auf Martinique schienen mie mittelmäßig eingerichtet und wenig zu thun zu haben; die zu Bellevue auf Guadeloupe war noch nicht wieder im Gange, obwohl Alles dazu vorbereitet waed; aber die zu Marly, ebenfalls auf Guadeloupe, war in voller Thätigkeit und stand untee einer sehr einsichtsvollen Leitung.

*) Es ist bereits der Anfang mit einer Beschäftigungsanstalt in Piton, bei Fort de France auf Martinique gemacht, jedoch dieselbe nach einem zu geeingen Maßstabe angelegt worden.

**) Zu den Uesachen, welche das Vagabundiren begünstigen, können auch die zahlreichen verlassenen Negerhütten gerechnet werden, die Jedermann offen stehen. Schon mehrmals ist die Rede davon gewesen, sie in Brand zu stecken. Denn wenn sie den schwarzen Müßiggängeen nicht zum Zufluchtsorte dienen, so werden sie die Behausung von Schlangen, die seit dee Emancipation in furchtbarer Weise sich vermehrt haben, besonders auf Martinique, und sehr häufig Unglück anrichten.

Küste so höchst merkwürdige und erfreuliche Resultate erlangt; und dies wird stets das beste Mittel bleiben, und vielleicht das einzige, um die Emancipationsmaßregel zu einem glücklichen und gedeihlichen Ende zu führen.

Wenn zu lange noch gezögert wird, die schwere Aufgabe zu lösen, so wird die Folge hiervon wahrscheinlich die sein, daß die reichen Pflanzer ihre Plantagen aufgeben und ihre Ländereien in kleinen Parzellen verpachten müssen, wie bereits auf Guadeloupe und anderwärts einige gethan haben. Die Neger werden sich dann in zwei Klassen theilen: die fleißigen und verständigen werden sich auf kleinen Grundstücken, deren Fruchtbarkeit der Arbeit so sehr zu Hülfe kommt, anbauen, dort Hütten für sich und ihre Familien errichten, ein Gemüsegärtchen anlegen, einiges Federvieh aufziehen und dann binnen kurzem in der Lage sein, Niemand mehr zu brauchen. Die andere Klasse oder die Faullenzer werden das Vagabundiren so lange forttreiben, bis Jammer, Elend und Krankheiten über sie kommen und sie vollends zu Grunde richten, wie es auf Guadeloupe, Jamaica und Haiti schon geschehen ist. Dann ist es aber mit den Handels- und Schiffahrtsverbindungen zwischen Frankreich und seinen Colonien vorbei.

Was diejenigen europäischen Colonien betrifft, in denen die Sklaverei noch besteht, so muß hier offenbar mit der größten Vorsicht zu Werke gegangen werden, damit gewaltsame Erschütterungen vermieden und die Uebergänge erleichtert werden. Wenn die spanischen Colonisten ihr wahres Interesse beherzigen, so werden sie ein System aufgeben, bei welchem die Ergänzung der Negerbevölkerung Cuba's von immer unsicherer werdenden Mitteln des afrikanischen Negerhandels abhängig gemacht ist. Die Ver. Staaten brauchen blos auf dem einmal betretenen Wege zu verharren, zugleich die mechanischen Mittel, die in ihrer Industrie bereits eine so große Rolle spielen, zu vervollkommnen zu suchen und die Sklavenarbeit möglichst durch freie Arbeit zu ersetzen bemüht sein. Bei der immer nothwendiger erscheinenden Emancipation wird diese dann weniger nachtheilig für sie und ersprießlicher für die Freigelassenen werden, und sie werden sich auf diese Weise nur Glück wünschen können, einem der achtungswerthesten Gefühle, die der Brust des Menschen und des Christen entkeimen können, Gehör geschenkt zu haben.

Die Goldproduktion in Australien, Amerika und Rußland, und über die Werthverminderung des Goldes.

Von

Leon Faucher.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wurde in Europa Gold im Verhältniß zum Silber stets auffallend bevorzugt, und sein Handelswerth stand durchschnittlich immer 1 pCt. höher als sein Legalwerth. Nur in England war noch gemünztes Gold in regelmäßigem Umlaufe, wogegen in allen übrigen Ländern mit doppelter Geldart die Goldmünze gleich nach der Prägung zur Waare wurde und mehr oder minder aus der Circulation kam. Unerwartete Schätze wurden entdeckt, und dennoch gelang es durch die Ausbeutung dieser Goldlager nicht, das Gleichgewicht zwischen den Metallvaleurs wieder herzustellen und den Markt zu befriedigen. Die in der Geschichtszeit sich entwickelnde Civilisation machte in der That die Sagen der Fabelzeit zur Wirklichkeit. Das Gold schien vermöge der Größe und Stetigkeit seines Werthes das Symbol und Normalmaß des Reichthums werden zu sollen.

In diesem Gange nun, den die edlen Metalle nahmen, ist jetzt ein Stillstand oder vielmehr eine Aenderung eingetreten; und das Gold scheint von seiner Geldhöhe herabsinken zu sollen. Zunächst ist seine Herrschaft wie so manche andere erschüttert worden durch eine Art Furchtaufstand. Vor zehn Jahren hatte man eine übermäßige Furcht vor der Werthverminderung des Silbers, und seit etwa zwei Jahren hat man eine eben so übertriebene Furcht vor der Werthverminderung des Goldes. In einigen Staaten, wo man es früher mit großen Opfern in den Umlauf hereinzuziehen oder darin zu erhalten sich bemühte, zeigt sich jetzt eine leidenschaftliche Ungeduld, es aus dem Umlauf herauszubringen.

Holland, welches darin mit dem Beispiele vorangegangen ist, hat seit dem Junimonate 1850 seine Zehnguldenstücke und Wilhelmd'ore im Werthe herabgesetzt. Portugal ist diesem Beispiele wenigstens theilweise gefolgt, indem es den im Königreiche circulirenden Goldmünzen, mit Ausnahme der englischen Sovereigns, den Cours entzogen hat. Belgien, welches um überflüssig Gold auf seinen Märkten zu haben, nicht nur den französischen Zwanzig- und Vierzigfrancsstücken Cours gegeben, sondern auch im J. 1847 eigene Goldmünzen von schlechtem Gehalte geschlagen hatte, hat sich beeilt, die einheimischen wie fremden Goldmünzen im Werthe herabzusetzen. Rußland hat, in der Absicht das Gleich-

gewicht aufrecht zu erhalten, die Silberausfuhr durch einen Ukas vom 29. Dec. 1850 verboten. Auch die französische Regierung, angeregt durch die Neuheit und Plötzlichkeit der Umstände, ernannte eine Commission, und zwar, wie der Finanzminister in der Verfügung vom 14. Dec. 1850 erklärte, »zu dem Zwecke der Untersuchung der Fragen, die sich an den gleichzeitigen Gebrauch der beiden edlen Metalle, des Goldes und des Silbers als legaler Münze in der Cirrulation, knüpfen.«

Von den Staatsgewalten ist der Schreck momentan auch auf die Privatinteressenten übergegangen, und der Werth der edlen Metalle hat auf dem europäischen Markte eine merkliche Störung erlitten. Binnen wenigen Monaten ist an die Stelle des Goldagio's eine Werthverminderung eingetreten, der nur durch den legalen Tarif Schranken gesetzt ist. Vom 1. Juli bis zum 25. Dec. 1850 fielen die englischen Sovereigns in Paris um etwa 2 pCt. im Course. Auf der Amsterdamer Börse sank gegen Ende Decembers des nämlichen Jahres der Goldcours sogar um 4 pCt. herab. Zu derselben Zeit war auf dem Londoner Markt das Silber fast in eben dem Verhältnisse im Course gestiegen, nämlich von 4 Schillingen 11½ Pence auf 5 Schillinge 1⅝ Pence die Unze. Das Verhältniß zwischen Gold und Silber, welches in Frankreich durch das Gesetz vom Jahre XI. auf 15½ Unzen Feinsilber für eine Unze Feingold festgesetzt ist, und welches das beständige Goldagio in Europa auf 15¾ Unzen (den spanischen Tarif) hinaufgebracht hatte, sank auf 15¼ herab in Holland, Belgien, Hamburg und überhaupt überall, wo die Goldmünze schlechtweg zur Waare geworden war. Es war also beinahe zu dem Tarife Rußlands herabgekommen, in welchem Lande der Goldüberfluß und die verhältnißmäßige Seltenheit des Silbers Veranlassung gegeben haben, das Verhältniß dieser beiden Metalle zu einander auf 15 Unzen Feinsilber für eine Unze Feingold festzustellen.

Wie groß aber auch die Werthverminderung des Goldes für den Augenblick sein mochte, so glaubte man doch auf eine noch größere sich gefaßt machen zu müssen. Die Unglücksprophezeiungen der Presse dienten dazu, das Publikum nur noch mehr in Schrecken zu setzen; denn die Blätter aller Farben und aller Länder meinten, es werde, in Folge der nunmehr zweifachen starken Goldproduktion in Californien und Rußland, binnen kurzem unfehlbar dahin kommen, daß der Goldwerth den Silberwerth nur noch um das Neun- oder Zehnfache übersteigen werde. Während Schaaren von Auswanderern entweder mit Lebensgefahr über das Felsengebirge sich hinüberarbeiteten, oder der Kostenersparniß wegen das Cap Horn umschifften, oder auch in ihrer Ungeduld den kürzesten, aber kostspieligsten Weg über die Landenge von Panama wählten, um das goldene Vließ zu erobern, sanken diese Schätze, von denen sie sich die übertriebensten Vorstellungen machten, in Europa bereits über Gebühr in der öffentlichen Meinung, und was vor einem halben Jahre noch als das Zuverlässigste und Kostbarste in der Welt gegolten hatte, schien jetzt binnen kurzem in den Bereich der Hirngespinnste verwiesen werden zu sollen. Auf die Goldmanie aller Zeiten folgte unter den civilisirtesten Völkern eine Art Aurophobie oder Goldscheu.

Zunächst war es Großbritannien, welches der rückgängigen Bewegung Einhalt that. Denn während die continentale Handelswelt bei dem Gedanken an eine beträchtliche Vermehrung der Goldeinfuhr von Furcht erfüllt war, trug die Bank von England kein Bedenken, die Goldausfuhr zu beschränken zu suchen. Im Anfange des Jahres 1851 erhöhte sie den Disconto von 2½ auf 3 pCt., und fast augenblicklich hob sich auch der

Cours wieder; denn das Pfund Sterling, welches momentan auf 24 Francs 70 Centimen, oder um 2 pCt. gefallen war, stieg binnen wenigen Tagen wieder auf 24 Francs 95 Cent. und schwankt gegenwärtig zwischen 25 Fr. 35 Cent. und 25 Fr. 45 Cent., was einem Agio von $^1/_2$ bis $^3/_4$ pCt. gleichkommt. Sodann trat bei der Pariser Münze der Umstand ein, daß während sie im December 1850 und im Januar 1851 Gold zum Prägen millionenweise erhielt, dieses Zuströmen schon im Frühjahr 1851 in dem Grade nachließ, daß sie die in den genannten beiden Monaten oft an einem einzigen Tage ihr zugebrachte Quantität von jetzt an nur etwa in einer Woche erhielt. Zu dieser Zeit schienen überhaupt die Schwankungen auf dem Markte ihr Ende erreicht zu haben; die Gemüther fingen an sich zu beruhigen, und die Münzvaleurs näherten sich wieder ihrem Legalwerthe. Es schien demnach ein günstigerer Augenblick gekommen zu sein, um zu untersuchen, ob die Störung, zu der man mitgeholfen hatte, vorübergehenden Zufällen oder dauernden Ursachen beizumessen sei.

Die französische Regierung, welche Anfangs geneigt gewesen zu sein scheint, diese schwierige Frage ohne Weiteres zu durchhauen, hat indeß bald erkannt, daß sie gründlicheren Untersuchungen vorbehalten bleiben müsse. Sie sprach sich im Moniteur vom 15. Jan. 1851 darüber folgendermaßen aus: »Die in Gemäßheit der Verfügung vom 14. Dec. unter dem Vorsitz des Hrn. Finanzministers Fould niedergesetzte Commission zur Untersuchung der Geldmünzenfrage hat erkannt, daß die neuerliche Werthverminderung des Goldes hauptsächlich durch zufällige Ursachen, deren Einwirkung bereits nachzulassen anfängt, herbeigeführt ist, daß aber der Einfluß, den dauernde Ursachen auf diese Werthverminderung ausgeübt haben könnten, sich gegenwärtig noch nicht genügend bestimmen läßt, und daß es bei diesem Stande der Dinge nothwendig ist, zuvor genaue Erkundigungen über die Produktion der edlen Metalle, vornehmlich in Californien und Rußland, einzuziehen. Demzufolge und mit Rücksicht auf die vorliegenden Thatsachen ist die Commission der Ansicht gewesen, daß kein Grund vorliege, mit unserem Geldwesen irgend eine Modification vorzunehmen.«

Dies war ein vernünftiger Entschluß, den denn auch die Thatumstände gerechtfertigt haben. Auf der einen Seite hat der Werth des bis auf ein Geringes seinen alten Standpunkt wieder erreichenden Goldes abermals den Legalwerth überstiegen, und auf der andern Seite scheint die gegen Mitte des Jahrs 1851 gemachte Entdeckung reicher Goldlager im südlichen Theil des australischen Festlandes ganz geeignet, eine zwar einstweilen ruhende, aber keineswegs schon erledigte Streitfrage wieder anzuregen. Die Anfangsgründe derselben wechseln und verwirren sich von Stunde zu Stunde.

Wenngleich amtliche Angaben nicht vorliegen, so haben wir doch die Berichte der Goldgräber und Handelsnachrichten, und dadurch genugsam Aufschlüsse erhalten, aus dem Norden, Westen und Süden, um über die Richtung und Tragweite der in der Produktion der edlen Metalle sich kundgebenden Bewegung wenigstens Muthmaßungen anstellen zu können. Wir können noch hinzufügen, daß man fortan diesem Gegenstande frei von den Besorgnissen, die ihn bisher verdunkelten, die Aufmerksamkeit zuwenden wird. Der Handel mit den als Geldmünze dienenden Metallen scheint in seine geregelte Bahn zurückgekehrt zu sein, und das Trugbild des Fallens und Steigens des Courses vor der Hand von dem Markte gewichen zu sein. Noch unlängst hat die Bank von Frankreich das

Agio des Goldes erhöht, um dessen Ausfuhr zu verhindern. In London wie in Paris sind die vorhandenen Baarfonds beträchtlich. Die Bank von England hat über 500 Millionen, und die Bank von Frankreich ungefähr 600 Millionen in ihren Kellern. Die Einfuhr edler Metalle in Europa geht langsam von statten. Dem untrüglichen Mittel des geduldigen Abwartens der Thatsachen, wodurch allein die Wissenschaft in den Stand gesetzt werden kann, richtige Schlüsse zu ziehen, steht demnach von jetzt an nichts mehr im Wege.

I.

Der den edlen Metallen in ihrer Eigenschaft als Geldmünze beigelegte Werth hat nichts Willkürliches, und weder die Regierungen, noch die gesetzgebenden Gewalten sind im Stande, ihn nach ihrem Gutdünken oder Bedürfnisse festzustellen. Die Staatsgewalten sind in dieser Beziehung nur die Organe der Thatsachen, deren Gebot sie gehorchen und verkünden. Das den Münzen aufgedrückte amtliche Gepräge dient als Werthzeichen, und es wird dadurch ihr innerer Werth ausgesprochen und gewährleistet; dagegen muß der Legalwerth des Goldes und Silbers zugleich der genaue Ausdruck des Handelswerthes dieser Metalle sein. Hierin besteht die Solidität und geregelte Ordnung des' Geldumlaufs.

Die Ursachen, welche den Werth der edlen Metalle bestimmen, sind die nämlichen, wie diejenigen, welche auf die Preise anderer Waaren einwirken: es kommt dabei vor allem auf das Verhältniß des Angebots zum Begehr, auf großen oder geringen Vorrath des Goldes auf dem Markte an. Je mehr sich der Metallreichthum eines Volkes vermehrt, um so niedriger stehen in Jedermanns Augen Gold und Silber im Preise. Ihre Handelsmacht vermindert sich in dem nämlichen Verhältnisse, wie ihre Quantität sich vermehrt. Je weniger dagegen baares Geld im Umlaufe ist, um so höhern Werth hat jede Geldart im Verkehr. Ein verhältnißmäßig geringer Theil baaren Geldes reicht dann hin, um eine ebenfalls verhältnißmäßig beträchtliche Quantität Waaren zu kaufen; und man kann dann entweder sagen, z. B. die Lebensmittel sind wohlfeil, oder, was ganz auf eins hinausläuft, das Geld ist theuer. So hatte zur Zeit Carls des Großen das Geld einen elfmal höhern Werth als jetzt, und das heißt mit anderen Worten, es war elfmal begehrter und elfmal seltener als jetzt. Bekannt ist, daß die Entdeckung von Amerika, dadurch, daß seitdem Massen edler Metalle in den europäischen Geldumlauf kamen, eine plötzliche und wesentliche Werthverminderung für sie herbeiführte, welche bei allen dazwischen gekommenen leichten Schwankungen, bald des Steigens bald des Fallens, bis auf den heutigen Tag bestehen geblieben sind.

Nicht nur der Stand des Marktes dient als Maßstab für den Werth des Goldes oder Silbers, in Beziehung auf andere Waaren, sondern auch um den relativen Werth festzustellen und die Preisveränderung zu bestimmen, welche je nach den Ortsverhältnissen und Umständen bei dem Golde und Silber eintreten muß, gibt es keinen andern Maßstab als die Ueberfülle oder Seltenheit des einen oder andern dieser edlen Metalle, und die Flauheit oder starke Nachfrage nach dem einen oder nach dem andern.

Das Verhältniß des Goldes zum Silber ist seiner Natur nach veränderlich. Adam Smith's Commentator Garnier hat sich zwar bemüht nachzuweisen, daß in alten Zeiten der Goldwerth von dem jetzigen nicht wesentlich verschieden gewesen sei und, nach Herodot,

bereits unter Darius in Persien und zur Zeit Plato's in Griechenland das Gold einen ungefähr fünfzehnfach höheren Werth als Silber — also so ziemlich wie gegenwärtig — gehabt habe. Allein diese, wenn auch sinnreiche, doch unhaltbare Hypothese ist durch die, auf Thatsachen sich stützende wissenschaftliche Kritik umgestoßen, und dagegen gezeigt worden, daß bei den an edlen Metallen reichen Völkern des Alterthums das Silber nicht den wichtigen Platz einnahm, wie gegenwärtig, wo es bei dem Geldumlaufe die Hauptrolle spielt.

Wenn man in den Geldverschiedenheiten sich zurecht zu finden und die Beobachtung nach einem festen Prinzip zu leiten sucht, so wird man bald wahrnehmen, daß der zwischen dem Golde und Silber bestehende Werthunterschied in dem Grade steigt, wie die Civilisation und die Industrie sich entwickeln. Nicht ohne Grund hat die, die Analogien der Körperwelt auf das geistige Gebiet übertragende Mythologie das silberne Zeitalter auf das goldene folgen lassen; denn geschichtlich hat allerdings die Entdeckung und Ausbeutung der Goldlager der Entdeckung und Ausbeutung der Silbererze vorhergehen müssen. Gold findet sich fast immer in gediegenem Zustande, entweder rein oder mit Silber vererzt, und in Flüssen oder Bächen erhält man es aus dem Sande durch einfache Waschung. Diese Arbeit können auch Völker verrichten, die in den mechanischen Künsten und in der Wissenschaft noch wenig oder gar keine Fortschritte gemacht haben, und sie liefert Schätze, welche die Natur über die Erdoberfläche verbreitet und, so zu sagen, dem ersten Besitzergreifer vor die Füße gelegt hat. Das Silber dagegen, eingesprengt in älteren Gebirgsarten, findet sich nur in großen Tiefen; und die Gewinnung dieses Metalls erfordert mächtige Maschinen, alle Hülfsquellen der Chemie und die vereinigte Thätigkeit des Willens, der Kräfte und Kapitalien: sie ist das Werk einer bereits entwickelten Civilisation, die sich ihrer selbst bewußt ist.

Fast alle Völker des Alterthums, wie auch ihr sittlicher Zustand beschaffen sein mochte, haben den Gebrauch und den Werth des Goldes gekannt. Von Indien bis Iberien, von Aethiopien bis zu den Ländern der Hyperboräer hat es kein Nomaden- oder ansäßiges Volk gegeben, welches nicht seine Betriebsamkeit mit der Ausbeutung dieser unter der Bodenoberfläche verborgenen Reichthümer begonnen hätte. Welches Land hat nicht seinen Paktolus gehabt? Welcher Fürst oder Satrap ist nicht zugleich Schätzesammler gewesen, wie Midas oder Kröjus? Die von den Weltmonarchien der Vorzeit dargelegte Pracht und Verschwendung zeigt von einer Anhäufung von Metallschätzen, wie sie heutzutage noch nicht vorgekommen ist; aber die Quellen dieses beispiellosen Reichthums sind eine nach der andern versiegt. Dureau de la Malle weist nach, daß seit Alexanders Tode die Goldlager Asiens und Griechenlands sich erschöpften, und die Goldgruben Galliens und Spaniens scheinen zur Zeit des Unterganges des römischen Reiches verlassen worden zu sein. Das Gold ist seit langer Zeit von der Oberfläche der von den ältesten Zeiten her bewohnten Länder verschwunden; in erheblichen und auf den Geldumlauf einwirkenden Quantitäten kann es nur noch aus Gegenden kommen, die entweder dem europäischen Handel mehr oder minder unzugänglich, oder erst in neuerer Zeit entdeckt worden sind.

Wenn man in der Geschichte zurückgeht, so sieht man, daß der Gebrauch des Silbers als Münze in nicht so ferner Zeit aufgekommen ist, und daß handel- und gewerb-

treibende, nicht aber erobernde Völker es in dieser Eigenschaft in den Verkehr gebracht haben. Man braucht nur die Phönizier, die so fleißig Colonien anlegten, die Athenienser und Carthageniensér zu nennen. In Amerika fand man zur Zeit seiner Entdeckung gemünztes Silber nur bei den Peruanern und Mexikanern vor, das heißt, bei den zwei Völkern, die allein dort staatsgesellschaftliche Einrichtungen hatten. Wenn andererseits das Silber später in den Geldumlauf gekommen ist, als das Gold, so erhält es sich auch dafür mit mehr Stetigkeit und Regelmäßigkeit darin. Die Minen, aus denen es gewonnen wird, und wo es mit seinen Adern in die Eingeweide der Erde bringt und sich verzweigt, sind fast unerschöpflich. Daraus folgt, daß die Silberproduktion oft noch fortdauert, wenn es mit der Goldproduktion schon zu Ende ist, und so lassen sich die Schwankungen erklären, welche das Verhältniß der edlen Metalle zu einander vormals dargeboten hat.

Die gelehrten Forschungen eines Böckh, Letronne, Humboldt, Jacob und Dureau de la Malle haben über die Ursachen und die Wichtigkeit dieser Geldschwankungen viel Licht verbreitet. Alle kommen überein in der Ansicht, daß ursprünglich bei einigen Völkern der Werth des Silbers dem des Goldes gleich gewesen ist und ihn sogar überstiegen hat. Die Gesetze von Manu legen dem Golde einen dritthalbfach höhern Werth als dem Silber bei. Dureau de la Malle meint, daß zwischen dem 15. und 16. Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung überall, außer in Indien, das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 6 oder 8 zu 1 gewesen sei, also wie es in China und Japan zu Ende des vorigen Jahrhunderts war. In Griechenland war es zur Zeit Xenophon's oder etwa vierhundert Jahre vor Chr. Geb., wie 10 zu 1. Ungefähr hundert Jahre später bestand ein ähnliches Verhältniß, wie sich aus dem Vertrage Roms mit Aetolien entnehmen läßt.

Heutzutage sind die Entdeckung und Ausbeutung neuer und reicher Gold- oder Silbererzlager die einzigen Ursachen, welche auf den relativen Werth der edlen Metalle dauernd einwirken können. Vor Zeiten aber, wenn eine Eroberung gemacht war, bei der die siegreiche Nation sich auf Kosten der besiegten bereicherte, oder wenn jene großen Geldbehälter, die man den Staatsschatz nannte, ausgeplündert wurden, und auf diese Weise plötzlich Massen Goldes und Silbers in Umlauf kamen, konnte es nicht fehlen, daß, je nach den Umständen, das eine oder das andere dieser edlen Metalle, oder beide zugleich eine Werthverminderung erlitten. So überschwemmten die, die Thore des Orients öffnenden Eroberungen Alexanders des Großen Griechenland mit Reichthümern, die sich durch ihre Ueberfülle im Werth verringerten und sich durch ihr eigenes Gewicht erdrückten. Nach der Einnahme von Syrakus durch die Römer sank der Werth des Silbers, welches den Haupttheil der dort geraubten Schätze ausmachte, gleich auf der Stelle und zwar in dem Grade, daß für ein Pfund Gold siebzehn Pfund Silber gegeben wurden. Als später das Verhältniß sich auf ungefähr 12 zu 1 gestellt hatte und Cäsar die im römischen Staatsschatz befindlichen und hauptsächlich aus Gold bestehenden 2 Milliarden der Plünderung preisgab, erlitt wiederum das Gold eine starke Werthverminderung, so daß es zum Silber nur noch in dem Verhältnisse wie beiläufig 1 zu 9 stand. Unter den römischen Kaisern ließ die Goldproduktion schon mehr und mehr nach; bagegen gestatteten die in der Mechanik gemachten Fortschritte, die reichen Erzgänge der Silbergruben Asiens, Thraziens und Spaniens mit steigendem Vortheil auszubeuten. Das

Verhältniß zwischen den beiden edlen Metallen mußte sich demzufolge ändern. Es war wie 18 zu 1 zur Zeit Theodosius des Jüngern, oder um das Jahr 412 nach Chr. Geb.

Als das römische Reich in Verfall gerieth, oder im 4. Jahrhunderte, war der Stand des Werthes der edlen Metalle ungefähr der nämliche wie gegenwärtig. Der Einbruch der Barbaren, welche die im Abendlande angehäuften Schätze zerstreuten und vergeudeten, vernichtete auf eine geraume Zeit die sie erneuernde Betriebsamkeit. Die geprägte Münze gewann vermöge ihrer Seltenheit ein außerordentliches Ansehen. Alle Dinge sanken im Preise, oder was im Grunde das Nämliche ist, nur mit andern Worten: der Werth des Geldes stieg bis zu der Höhe, wo es diejenigen Erscheinungen darbot, welche die Anfänge staatsgesellschaftlicher Einrichtungen bezeichnen. Die Macht des baaren Geldes und der edlen Metalle mußte nicht nur in dieser, lange Zeit unfruchtbaren Nacht des Mittelalters sich vermehren, sondern es konnte auch nicht ausbleiben, daß das durch die Fortschritte der industriellen Arbeit zwischen dem Golde von dem Silber festgesetzte Verhältniß sich änderte. Das Gold erhielt sich besser vermöge seines höhern Werthes und nutzte sich als Münze auch weniger ab, und zudem blieb, um seinen etwaigen Abgang in der Circulation zu ersetzen, immer noch das Waschgold aus goldhaltigem Sande über, welches bei den dazu erforderlichen geringen Kenntnissen, auch in einer Zeit der Barbarei gewonnen werden konnte. Aber die Bearbeitung der Silbergruben, welche wissenschaftliche Kenntnisse erfordert und nur bei civilisirten Völkern vorausgesetzt werden kann, mußte in einer Zeit schrankenloser Räubereien und endloser Kriege nothwendig unterbrochen oder doch sehr verkümmert werden. Ohne Zweifel aus diesem Grunde läßt sich die damalige absolute und relative Seltenheit des Silbers erklären. Das Verhältniß des Silbers zum Golde erhielt sich zwischen 11 und 12 zu 1 vom 9. Jahrhundert an bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts. Es bedurfte des übermäßigen und plötzlichen Zuflusses, den die Ausbeutung der Silberminen von Potosi in Peru und von Zacatecas in Mexico bewirkte, um das Verhältniß auf 14 und 15 zu bringen, welches Durchschnittsverhältniß bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestand.

II.

Eine Veränderung in der relativen Produktion der edlen Metalle führt nicht nothwendiger Weise auch eine Veränderung im Werthe des Gold- und Silbergeldes herbei. Das Verhältniß des Goldes zum Silber ändert sich in Folge der davon jährlich zu Tage geförderten Quantitäten nur dann, wenn diese eine wesentliche und den Charakter der Dauer an sich tragende Störung herbeiführen. Auch ist der vorhandene große oder geringe Vorrath noch anderen Ursachen, welche jenen verkleinern und diesen noch mehr verringern können, beizumessen, wohin namentlich die Metallgewinnungskosten, die so mannigfaltigen Consumtionsbedürfnisse und die mehr oder minder rasche Abnutzung der Münzen gehören.

Nach Humboldt wurden in dem zehnjährigen Zeitraume von 1817 bis 1827 in Großbritannien über 1,294,000 Mark Gold, im Werthe von mehr als 1000 Millionen

Francs jährlich zu Münzen geprägt *), ohne daß die hierzu erforderlichen und so beträchtlichen Goldankäufe auf das Verhältniß des Goldes zum Silber einen störenden Einfluß ausübten. Denn wenn auch das Verhältniß, welches 1 zu $14,_{97}$ war, sich etwas änderte, so stieg es doch in Wirklichkeit nicht über 1 zu $15,_{8}$ oder um $4^1/_2$ pCt. Zu diesem Preise konnte England, welches seit 20 Jahren nur Papiergeld gehabt hatte, den Münzumlauf wieder herstellen und die über alle Märkte Europa's zerstreuten Goldstücke und Goldbarren wieder an sich ziehen. In dem genannten zehnjährigen Zeitraume zog es davon Quantitäten an sich, die beinahe der Gesammtproduction des Goldes überhaupt gleichkamen, oder jedenfalls mehr betrugen als diejenigen, welche mittlerweile nach den Haupthandelsplätzen der civilisirten Welt eingeführt wurden. Welche Schwierigkeiten und Bedrängnisse England durchzumachen hatte, um diesen Geldumschwung zu bewirken, können wir hier nicht untersuchen; aber immer wird man es erstaunenswürdig finden, daß, nachdem das Gleichgewicht wieder hergestellt war, und das brittische Reich sich mit dem übrigen Europa wieder in Einvernehmen gesetzt hatte, es ihm nicht mehr als ein Agio von 4 pCt. kostete, um sich eine Goldquantität anzueignen, welche wahrscheinlich so viel betrug, wie die Hälfte oder ein Drittheil derjenigen, die der europäische Continent damals besaß. Man muß darüber um so mehr erstaunen, wenn man bedenkt, daß die Londoner Münze, welche 1814, 1815 und 1816 nicht einen einzigen Sovereign geschlagen hatte, davon plötzlich 1825 im Belaufe von 9,520,758 Pf. Sterl. oder etwa 240 Millionen Francs emittirte. Politische Erschütterungen führen noch ganz andere Veränderungen im Werthe der edlen Metalle herbei. So stieg bekanntlich 1815 auf die Nachricht von der Landung Napoleons in Frankreich das Gold in London um 10 pCt. im Course.

Um es zu erklären, daß dieser, von Großbritannien mit eben so viel Ausdauer wie Kraft ausgeführte Goldpasch keine allgemeine Krisis bewirkte, hat man vielfältig und nicht ohne Grund bemerkt, daß die im Umlauf befindliche Masse edler Metalle die bei der Münzemission und bei der Vorrathsansammlung gemünzten Geldes entstehenden Schwankungen heutzutage weniger fühlbar mache, und zu bedenken gegeben, daß, wenn der Werth des Goldes und Silbers durch das, auf die Entdeckung Amerika's folgende Zuströmen dieser edlen Metalle beträchtlich gesunken sei, dies an den Zuständen unseres damals geldarmen Welttheils gelegen habe. Der Unterschied zwischen damals und jetzt war nun allerdings ein wesentlicher, aber es läßt sich daraus noch immer nicht genügend der Umstand erklären, daß heutzutage die Masse des im Umlauf befindlichen baaren Geldes sich vermehren kann, ohne daß der Werth des Goldes und Silbers dadurch herabgedrückt wird. Man darf hinzufügen, daß eine solche Bewegung, welche in die Blut- und Pulsadern des Landes Leben bringt, gegenwärtig nicht, wie im Alterthum und Mittelalter einzig und allein durch die edlen Metalle bedingt wird. Das Metallgeld macht dabei nur einen geringen Theil aus, denn man muß bedenken, wie außerordentlich groß die Masse

*) Nach Jacob betrug das in der Londoner Münze von 1815 bis 31. December 1829 geprägte Gold die Summe von 44,224,490 Pf. Sterl., was, den Mittelcours zu $25^1/_5$ Francs angenommen, 1114,457,148 Fr., oder 92,871,429 Fr. jährlich, ausmacht.

der im Umlaufe befindlichen Banknoten, Kassenanweisungen und anderer Papiergeldsorten sind. Alles zusammengenommen, kann man also eigentlich nur sagen, daß der Geldumlauf eine Sache sei, die sich nicht erschöpfend und mit voller Bestimmtheit erklären lasse, sondern jede Berechnung zu Schanden zu machen scheine. Aber so viel läßt sich andererseits behaupten, daß die Zunahme in der Einfuhr von Gold und Silber in Zukunft keinen viel größern Einfluß darauf ausüben wird, als etwa die zufälligen oder periodischen Ergießungen der Flüsse auf das Niveau des Meeres.

Sodann haben zu eben der Zeit, wo eine allgemeine Werthverminderung des Goldes und Silbers weniger wahrscheinlich geworden ist, die erleichterten und beschleunigten Communicationen und die Solidarität der Völker im Creditwesen eine rein locale Aenderung in der Geldmacht mehr und mehr erschwert. Wenn auch in einem Lande die edlen Metalle sich übermäßig angehäuft haben, so finden sie doch bald einen Abfluß nach den Nachbarländern. Oder gesetzt, eine plötzliche Hungersnoth veranlaßt eine starke Ausfuhr baaren Geldes, so führt doch der dann eintretende höhere Cours der edlen Metalle es bald wieder zurück. Die Transportkosten und die Assecuranzprämien des Goldes beschränken freilich die Höhe des Aufgeldes; indeß verringern sich, in Folge der angelegten Eisenbahnen und der eingeführten Dampfschifffahrt, diese Unkosten mit jedem Tage.

Vor den erstaunenswerthen Fortschritten, welche seit dem Anfange dieses Jahrhunderts die industriellen Unternehmungen gemacht haben, sind zu verschiedenen Zeiten sehr merkliche Veränderungen in der relativen Produktion der edlen Metalle eingetreten, ohne daß dadurch eine entsprechende Veränderung in dem Verhältnisse des Goldes zum Silber herbeigeführt worden wäre. Zu Ende des 15. Jahrhunderts, als Amerika blos erst Gold lieferte, und dieses in Spanien sich anhäufte, sah sich die Königin Isabella von Castilien freilich genöthigt, den Legaltarif in dem Verhältnisse dieses Metalles zum Silber zu ändern; und als nach der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Gold nicht mehr vorherrschte und dagegen Silber in großen Quantitäten eingeführt worden war, erfuhr das letztgenannte Metall eine Werthverminderung, welche die Regierungen, der Nothwendigkeit der Umstände nachgebend, gutheißen mußten. Allein mit Ausnahme dieser zweimaligen Abänderungen im Gold- und Silbertarif, von denen der erste Fall rein localer Art war und nur der zweite ganz Europa betraf, konnte später die Produktion des einen oder andern der edlen Metalle sich mehren oder verringern und ihr Verhältniß zu einander erlitt dennoch keine Veränderung, welche die Aufmerksamkeit der Regierungen hätte rege machen oder auf sich lenken können.

»Von 1645 an bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts,« bemerkt Michael Chevalier in einem frühern Jahrgange der Revue des Deux Mondes enthaltenen Aufsatze, »herrschte unter den edlen Metallen das Silber in einem auffallenden Grade vor. Es war damals die Glanzperiode der Minen von Potosi, und das gewonnene Silber überstieg dem Gewichte nach das Gold in dem Verhältnisse von 60 zu 1. Hierauf kamen, ohne daß die Silberzufuhren sich verminderten, die Glanztage der brasilianischen Goldminen an die Reihe. Zu derselben Zeit kamen auch reiche Schätze aus den Goldbergwerken von Choco, Antioquia und Popayan (im ehemaligen Vice-Königreiche Neu-Granada) zu Tage. Die Handelswelt erhielt aus Amerika 1 Kilogramm (2 deutsche Zoll-Pfund) Gold gegen 30 Kilogrammes (60 deutsche Zoll-Pfund) Silber. So stand

es bis nach der Mitte des 17. Jahrhunderts, wo die merikanischen Silberminen ihren Glanz zu entfalten anfingen und das Verhältniß der Silberproduktion zur Goldproduktion sich nunmehr auf 40 zu 1 stellte. Mittlerweile fing die Goldproduktion in Brasilien an sich zu vermindern, während die Silberproduktion in Mexico sich mehrte, und so wurde im Beginne des 18. Jahrhunderts 57 Mal mehr Silber als Gold jährlich gewonnen. Gegenwärtig (im J. 1846) wird verhältnißmäßig weniger Silber gewonnen und das Verhältniß zu der Goldproduktion stellt sich ungefähr wieder wie 40 zu 1 heraus.«

Von dieser Berechnung weicht diejenige Humboldt's etwas ab. Humboldt meint nämlich, daß die Goldproduktion in Amerika bis zu den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts zu der Silberproduktion in dem Verhältnisse von 1 zu 65 dem Gewichte nach gestanden habe. Man mag nun die eine oder die andere Annahme gelten lassen, so ist so viel gewiß, daß das Gewichtverhältniß in der Produktion der beiden Metalle in der Uebergangszeit vom 17. zum 18. Jahrhunderte um die Hälfte hat sinken können; ohne daß das Werthverhältniß in ähnlichem Grade gesunken wäre, oder daß es überhaupt auch eine wesentliche Veränderung erlitten hätte. Kann dies nicht als Beweis gelten, daß das Gold besonders begehrt war und die Zunahme seiner Produktion nur dazu diente, im 18. Jahrhunderte die Lücken wieder auszufüllen, welche die Vermehrung des Reichthums und des Luxus in seinen Vorräthen gemacht hatte?

Im Alterthum hat das Werthverhältniß zwischen den edlen Metallen auf eine beinahe absolute Weise durch das Gewichtverhältniß, welches in den aus den Minen gewonnenen und auf den Markt gebrachten Quantitäten sich herausstellte, bestimmt werden müssen. Ein Pfund Gold hat den Werth bald von acht, bald von zehn Pfund Silber gehabt, je nachdem das zum Verkaufe gebrachte Silber das Gold um das Acht- oder um das Zehnfache an Gewicht übertraf. Die Einfachheit der Handelsinteressen in staatsgesellschaftlichen Verhältnissen, wo man weder den Luxus, noch die Künste, noch die Industrie kannte, ließ keinen andern Antrieb des Begehrs nach Gold oder Silber zur Münzverwendung aufkommen als den verhältnißmäßig großen oder geringen Vorrath dieser Metalle; aber sobald der Krieg aufgehört hat, menschlicher Hauptberuf zu sein und die Arbeit angefangen hat zu Ehren zu kommen, ist man aus diesem patriarchalischen Zeitalter des Geldes herausgetreten und die menschlichen Bedürfnisse haben ihre ursprüngliche Einfachheit verloren. Das Verhältniß des Angebots zum Begehr hinsichtlich des Goldes oder des Silbers ist dann nicht mehr ausschließlich durch das Verhältniß der Quantitäten dieser Metalle in der Produktion oder im Marktvorrath bestimmt worden, sondern andere Hebel des Steigens oder Fallens haben seitdem auf die Märkte gemeinschaftlich einzuwirken begonnen.

Nachdem die edlen Metalle durch die Bedürfnisse der Geldcirculation fast gänzlich in Anspruch genommen waren, hatte ihr Handelswerth keine andere Grundlage als ihre Nutzbarkeit in der Münzeigenschaft. Der Münzwerth des Goldes und des Silbers beherrschte und bedingte ihren Handelswerth. Heutzutage ist der Fall umgekehrt. Je mehr die Civilisation mit den Erfordernissen der Industrie, der Künste und des Luxus sich entwickelt, um so mehr übersteigt in dem, was vorzugsweise die edlen Metalle betrifft, der Consumtionsbedarf den Circulationsbedarf. Jacob, dessen Werk über die edlen Metalle

1831 erschien, schätzte damals auf beinahe 149 Millionen Francs an Werth das in Europa und Amerika zu Schmucksachen und kostbaren Geräthschaften verwendetr Gold und Silber. Seitdem aber sind zwanzig Jahre verflossen und in dieser Zeit hat bei den handel- und gewerbtreibenden Völkern der Luxus außerordentliche Fortschritte gemacht. Besonders hat in Frankreich und England die Pracht in der häuslichen Einrichtung in unerhörtem Grade zugenommen. Welche Hauswirthschaft, so gering auch die ihr zu Gebote stehenden Mittel sein mögen, hat nicht ihr Silberzeug? Die Vergoldung beschränkt sich nicht mehr auf die innere Ausschmückung drr Kirchrn und Paläste, sondrrn zeigt sich auch jetzt an den Mobilien und dem einfachsten Getäfel. Was wird es erst werden, wenn es zur daurrnden Mode werden solltr, die Damenklrider mit Vergoldungen zu schmücken und die Prachtuniformen zu vervielfältigrn?

Im Ganzen genommen scheint der Handelswerth des Goldes und Silbers gegenwärtig vorzuherrschen und drn Geldwrrth dieser edlen Metalle zu bedingen. Dies ist das urur Prinzip und derjenige Punkt, den man nicht aus den Augen verlieren darf, wenn man den Einfluß, den eine Zu- oder Abnahme der Metallproduktion auf den Preis und das Werthverhältniß der edlen Mrtalle ausüben kann, richtig beurtheilrn will.

Die Quantitäten Gold und Silber, welche in dem dreihundertachtzrhnjährigen Zeitraume von drr Entdeckung Hispaniola's an bis zum ersten Ausbruch drr merikanischen Rrvolution aus Amerika auf dir europäischeu Märkte gebracht wurden, haben (wenn man die von einem Jahrhunderte zum andern in der Produktion und Importation der edlen Metalle eingetretenen Veränderungen dabei unbrrücksichtigt läßt) nach Humboldt im Ganzen 2,381,600 Kilogrammes oder 4,763,200 deutsche Zoll-Pfund Gold, und 110,362,222 Kilogrammes oder 220,724,444 deutsche Zoll-Pfund Silber betragen, was einem Gesammtwerthe von 32,000 Millionrn Francs gleichkommt *). Das nach Europa importirte Goldgewicht hat ungefähr ein Sirbenundvierzigstel des Silbergewichtes ausgemacht. Daß dieses Verhältniß während jrner drei Jahrhunderte durch die Goldproduktion in anderen Welttheilen merklich verändrrt worden sei, ist wohl nicht wahrscheinlich. Wenn man annimmt, daß zur Zeit, als die mrrikanische Revolution die Ausbeutung der dortigen Silbrrminen lähmte, die in Europa cirkulirendeu Münzen einen Werth von 8000 Millionen Francs, nämlich die Silbermünzen den von 6000 und die Goldmünzen den von 2000 Millionen hatten, so wäre das Gewichtverhältniß immer noch wie 47 zu 1 gewesen und dennoch schwankte vor dreißig Jahren das Münzverhältniß zwischen 14½ und 15¾ zu 1. Man sirht also, daß die Vrränderungen im Werthe der edlen Metalle dreifach weniger beträchtlich sind, als die in ihrem Gewichte.

Nichts ist im Geldwesen schwieriger als auf Muthmaßungen beruhende Zahlenangaben mit der Wirklichkeit in möglichste Uebereinstimmung zu bringen. Es scheint, daß man zu diesem Zwecke, da Gold und Silber als Werthzeichrn der werthhabenden Dinge

---

*) Man darf übrigens hierbei nicht vergessen, daß diese Zahlenangaben großentheils auf Muthmaßungen beruhen. Mendoça und Ustaritz hatten das bis 1724 in Spanien eingeführte Gold und Silber auf 37,000 Millionen, demnach auf durchschnittlich 283 Millionen Francs jährlich, geschätzt.

überhaupt dienen, mit der größten Sorgfalt alle auf ihre Produktion und Circulation sich beziehenden Erscheinungen aufzeichnen müßte. Dies wäre unstreitig die zweckmäßigste Statistik der Art. Denn wie nothwendig und werthvoll wäre nicht in diesem Reichthums-courant die Aufstellung einer Art Stufenleiter, woran man in dieser Beziehung die Geschwindigkeit wahrnehmen und die Tiefe ermessen könnte?

Verschiedene Ursachen haben bisher nicht gestattet, dergleichen vollständig auszuführen. Zunächst sind die, Gold und Silber producirenden Länder in der Regel noch zurück in der Civilisation, und verstehen sich ebenso wenig darauf, die Bewegungserscheinungen des Nationalvermögens in den Kreis der Berechnung zu ziehen, wie Maschinen bei der Industrie anzuwenden. Selbst dann, wenn, wie es in Mexico zur Zeit der spanischen Herrschaft geschah, über die in den Münzen geschlagenen Summen, sowie über die Minenerträge nach der, vom Staate davon erhobenen Tantième oder Quinta, Buch und Rechnung geführt wird, müssen immer noch die vor den Staatsbehörden verheimlichten und auf Schleichwegen im Lande verbreiteten oder ausgeführten Quantitäten mit in Anschlag gebracht werden.

Wie viel liefert in einem gegebenen Zeitpunkte jedes der Gold oder Silber producirenden Länder an edlen Metallen? Wie groß ist derjenige Theil dieser Metallerzeugnisse der, zur Ausfuhr gebracht, auf die Bestimmung des Gold- und Silberpreises auf den europäischen Hauptmärkten mitgewirkt hat? Wie bilden sich die Handelsströmungen, welche bald die Richtung von Ost nach West, bald von West nach Ost nehmend, den Metallreichthum unter die Völker vertheilen? Alle diese Fragen, welche sich die Wissenschaft zur Aufhellung ihrer Bahn stellt, werden, wenigstens mit Beziehung auf die Vergangenheit, wahrscheinlich unbeantwortet bleiben. Die Untersuchung derselben ist freilich leichter, wenn sie sich den Interessen und Thatsachen der Gegenwart zuwendet; indeß bleibt auch hierbei den Hypothesen immer noch ein großer Spielraum übrig.

Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts wurden, nach Humboldt, jährlich 15,800 Kilogrammes oder 31,600 deutsche Zoll-Pfund Gold, und 869,960 Kilogrammes oder 1,739,920 deutsche Zoll-Pfund Silber *), oder Gold und Silber in dem Verhältnisse von 1 zu 55 in Europa eingeführt. Michael Chevalier, der seine Berechnung nicht auf die Einfuhr, sondern auf die Produktion stellt, schätzt die Quantität des Goldes auf 23,700 Kilogrammes oder 47,400 deutsche Zoll-Pfund und die Quantität des Silbers auf 900,000 Kilogrammes oder 1,800,000 deutsche Zoll-Pfund **), was ein Verhältniß von 1 zu 38 geben würde. Allein das afrikanische und südasiatische Gold, welches in diese Schätzung mit aufgenommen ist, ist nur in äußerst geringen Quantitäten nach dem europäischen Markte gekommen; und dergleichen zufällige und unbeträchtliche Einfuhren scheinen auf den Handelswerth der Metalle nicht den mindesten bemerkbaren Einfluß ausgeübt zu haben.

---

*) Zusammen im Werthe von 247,739,644 Francs, wovon 54,415,200 Francs auf das Gold und 193,324,444 Francs auf das Silber kommen.

**) Gesammtwerth 281,632,000 Francs, nämlich Goldwerth 81,634,000 Francs und Silberwerth 199,998,000 Francs.

In dem Zeitraume von 1810 bis 1830 hat, wenn Jacobs Berechnungen richtig sind, die Gold- und Silberproduktion in Amerika ungefähr um die Hälfte sich vermindert, und Europa von dort her jährlich nicht mehr als zum Werthe von 125 Millionen Francs von diesen Metallen erhalten. Da die Produktionsverminderung vornehmlich die Silberminen, welche zu ihrer Ausbeutung Betriebskapital und bergmännische Arbeit erheischen, betroffen hat, so muß angenommen werden, daß wenigstens in der ersten Hälfte dieses zwanzigjährigen Zeitraums die importirte Geldquantität im Verhältniß zu der Silberquantität zugenommen habe; allein es fehlt an einem Anhaltpunkte, um diesen, in Hinblick auf die vorliegenden Thatsachen im Allgemeinen vorauszusetzenden Unterschied in genaue oder selbst muthmaßliche Zahlen bringen zu können.

Im J. 1847, als die Ausbeutung der Goldlager des Ural und des Altai auf ihrer größten Höhe war, schätzte Michael Chevalier die jährliche Goldproduktion in der ganzen Welt überhaupt auf 63,250 Kilogrammes oder 126,500 deutsche Zoll-Pfund, und die gesammte jährliche Silberproduktion auf 875,000 Kilogrammes oder 1,750,000 deutsche Zoll-Pfund *). Das wären sonach 25,000 Kilogrammes (50,000 deutsche Zoll-Pfund) Silber weniger, und 30,000 Kilogrammes (60,000 deutsche Zoll-Pfund) Gold mehr als im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts gewesen; und in den überhaupt gewonnenen Quantitäten würden 14 Kilogrammes (28 deutsche Zoll-Pfund) Silber auf 1 Kilogramm (2 deutsche Zoll-Pfund) Gold gekommen sein**). Die Goldausbeute scheint hier weit über die Wirklichkeit hinaus geschätzt worden zu sein. Die in einer der Mainummern der Londoner Times von 1852 enthaltenen und die Produktion von 1846 betreffenden Berechnungen scheinen hinsichtlich des Goldes auf genaueren Angaben zu beruhen und beschränken die Produktion dieses Metalls auf 42,800 Kilogrammes, was einen Geldwerth von 147,400,000 Francs ausmachen würde.

Dies ist sicher schon ein sehr merkwürdiges Ereigniß. Das 17. Jahrhundert producirte 1 Pfund Gold gegen 60 Pfund Silber; im 18. Jahrhunderte war das Verhältniß 1 zu 30; im ersten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts war wiederum Silber reichlich da, und das Verhältniß stellte sich auf 50 zu 1; und gegen das Jahr 1847 herrschte dagegen noch einmal das Gold vor und die beiden edlen Metalle schienen in den Produktionsquantitäten das Verhältniß von 1 zu 20 zu haben. Die Steigerung der Goldausbeute in Rußland, welche das Produktionsgewicht-Verhältniß der beiden Metalle zu einander so sehr geändert hat, scheint auf das Werthverhältniß keinen merklichen Einfluß ausgeübt zu haben. Wird das nun aber nach den weit außerordentlicheren Golderträgen Californiens und Australiens ebenso der Fall sein? Um diese Frage zu beantworten, muß zunächst die gegenwärtige Wichtigkeit der Gesammtproduktion des Goldes und Silbers untersucht und genauer bestimmt werden.

---

*) Gesammtwerth 412.277.000 Francs, oder 217.860.000 Francs Goldwerth und 194.417.000 Francs Silberwerth.

**) In seinem 1850 herausgegebenen Werke über das Goldwesen schätzte Chevalier die Goldproduktion (und die Goldlager in Californien waren damals schon entdeckt) auf 71,850 Kilogrammes oder im Goldwerthe von 247½ Millionen Francs, und Silberproduktion auf 975,470 Kilogrammes oder im Goldwerthe von 216 Millionen Francs.

III.

Bevor wir zu dieser Untersuchung schreiten, möchte es geeignet sein, einen Augenblick zu verweilen bei einer Episode der neueren Geschichte des Geldwesens, welche vielseitig und sehr lebhaft besprochen, aber noch nicht genügend erklärt ist. Wir meinen nämlich das Fallen des Goldpreises und das entsprechende Steigen des Silberpreises in den letzten Monaten von 1850 und in den ersten Monaten von 1851.

Rußland hatte damals in der That weniger Gold als sonst in Austausch zu geben gegen die Erzeugnisse des Abendlandes, denn seit 1847 war der Ertrag aus den Goldminen des Altai im Abnehmen. Jedenfalls ließ die Regierung es sich nicht angelegen sein, Gold in den Verkehr zu bringen oder bringen zu lassen, und 1848 und 1849 hatte sie sogar die Goldausfuhr verboten. Im Jahre 1850 gestattete es der Coursstand nicht, und bekanntlich wurde ein Theil der von dem St. Petersburger Cabinet damals in London contrahirten fünftehalbprocentigen Anleihe durch direkte Silber- und Goldsendungen eingezahlt. Diese Sendungen waren den Vorräthen an edlen Metallen entlehnt, die auf dem brittischen Markt sich gewöhnlich concentriren.

Ungeachtet jenes Verbotes muß das russische Gold dennoch seinen Weg nach dem übrigen Europa gefunden, und zwischen 1849 und den ersten Monaten von 1850 sollen die großen Handelsplätze des Abendlandes davon zum Werth von 60 bis 70 Millionen Francs erhalten haben. Allein das glich noch nicht einmal die beträchtlichen Summen aus, welche die Getreidenachfrage in der Nothzeit 1846—47 nach Odessa und Riga gebracht hatte, und einen wesentlichen Zuwachs erhielt der Metallvorrath des westlichen Europa's dadurch nicht.

Dieselben Bemerkungen lassen sich von dem in den Jahren 1849 und 1850 aus Amerika eingeführten Golde machen. Dieses ersetzte im Verkehr nur die Summen wieder, welche zwei Jahre früher für den von den Ver. Staaten bezogenen Waizen, Mais und Pökelfleisch über's Atlantische Meer gewandert waren. Man findet den schriftlichen Beweis dafür in den Auszügen aus dem amerikanischen Münzverzeichnisse. Die Münze der Ver. Staaten, welche seit 1834, das heißt seit der Ausbeutung der Goldminen Nord-Carolina's, Goldmünzen zum mittleren Werthe von 2½ Millionen Dollars (über 13 Millionen Francs) jährlich geprägt hatte, brachte davon im J. 1847 zum Betrage von 20 Millionen Dollars (oder etwa 104 Millionen Francs) in den Umlauf. Damals waren die Goldlager Californiens weder schon in Bearbeitung, noch überhaupt bekannt; denn erst 1848 geschah ihre Entdeckung, um zunächst in Amerika und sodann in Europa das Goldfieber ausbrechen zu lassen.

Das californische Gold macht in den Ver. Staaten Halt, bevor es sich über die alte Welt verbreitet. Wir haben es in der Form von Fünf- und Zehndollars-Stücken erhalten. Im J. 1848 wurden in den Ver. Staaten nicht ganz 4 Millionen Dollars Goldmünzen geprägt, und im folgenden Jahre überstieg der Belauf nicht 9 Millionen Dollars. Bei so schwachen Emissionen konnte von einer erheblichen Ausfuhr nicht die Rede sein. Im J. 1850 fing das californische Gold in reichen Strömen an zu fließen, und die Münze der Ver. Staaten, welche Goldstaub und Goldstangen im Werthe von 40 Millionen Dollars eingetauscht

hatte, prägte davon im Betrage von 32 Millionen Dollars (etwa 171 Millionen Francs). Wenn wir nun annehmen, daß der größte Theil dieser Goldmünzen nach den europäischen Märkten ausgeführt worden sei, so würde dadurch offenbar nur das in Folge der Mißernte von 1846 so tief und so gewaltsam erschütterte Gleichgewicht in der Circulation wieder hergestellt worden sein. So hat Frankreich sein Gold gegen Getreide ausgetauscht, und es ist ihm zurückgegeben worden gegen Weine, Seidenzeuge, Modewaaren und Pariser Artikel. Die Störung im Geldwesen von 1850 ist also keiner übermäßigen Goldeinfuhr beizumessen. Die Schätze Sibiriens und Californiens konnten damals nur auf die Einbildungskraft einwirken; man konnte zwar wohl wegen der Zukunft in Furcht schweben, aber von dem Uebel selbst nicht berührt werden. Die wahre Ursache lag in den Maßregeln, welche damals mehrere Regierungen in tollkühner und übereilter Weise ergriffen. Um sich die Zukunft zu sichern, beunruhigten sie die Gegenwart, und indem sie sich vor der Verminderung des Goldwerthes verwahren wollten, führten sie dieselbe grade herbei.

Betrachtet man die Krisis vom Jahre 1850 von diesem Gesichtspunkte aus, so erklärt sie sich von selbst. Auf der einen Seite fehlte es der Silbercirculation, welche ihren Bedarf jährlich vom Markte bezog, plötzlich an dem, was sie zu ihrer Ergänzung bedurfte, und auf der andern Seite floß das Gold, welches mehrere Regierungen von der Circulation ausschlossen, wieder nach den Ländern, wo es in der Münzeigenschaft nach wie vor circulirte und nun dort für den Augenblick sich anhäufte. Daher das Fallen des Goldpreises um 4 pCt. und das Steigen des Silberpreises ebenfalls um 4 pCt., so daß auf diese Weise die beiden edlen Metalle um 8 pCt. im Course auseinander standen.

Die Erklärung, die wir hier gegeben haben, gewinnt noch mehr an Klarheit und Bestimmtheit, wenn man die Thatsachen einzeln durchgeht und näher beleuchtet. Betrachten wir zunächst diejenigen, welche auf den Silbermangel Bezug haben. England, welches der Hauptmarkt der edlen Metalle in Europa ist, sah 1850 die Einfuhr derselben auf den Werth von etwa 27 Millionen Francs sich beschränken; und dieser Ausfall traf hauptsächlich das Silber. Die Rimessen aus Indien, sonst gewöhnlich im jährlichen Betrage von beinahe 20 Millionen Francs, waren fast gänzlich ausgeblieben, und die aus der Türkei und Spanien hatten sich, wenngleich in einem schwächern Grade, vermindert. Andererseits hatte eine Million Pfund Sterling nach Indien gesandt werden müssen. Die durch das Haus Baring nach St. Petersburg gemachten Rimessen hatten 8 bis 10 Millionen Francs in Silber weggenommen. Deutschland und Holland hatten davon mehr als gewöhnlich verlangt. Die preußische Seehandlung hatte Silber im Werthe von 3 bis 4 Millionen Thalern eingeführt. Auf solche Weise hatte sich denn, da 1850 die Silbereinfuhr in England um 1 Million Pfund Sterling sich vermindert und die Silberausfuhr wahrscheinlich um das Doppelte dieser Summe sich vermehrt hatte, der dortige Metallvorrath um etwa 75 Millionen Francs sich verringern müssen. Nimmt man noch hinzu, daß zwei Gold und Silber producirende Länder, Rußland und Spanien, die Silberausfuhr verboten und dadurch den Umsatz in dieser Münzgattung sehr erschwerten, so begreift man leicht, daß überall, wo die Münzgesetze nicht abgeändert waren, das Agio vom Golde auf das Silber überging.

Dies sind die Ursachen der temporären Ueberfülle und Werthverminderung des Goldes, besonders auf dem Pariser Markte. Californien ist nicht Schuld daran; denn dessen

Golderträge fingen erst gegen Ende Decembers 1850 an, auch nach Frankreich ihren Weg zu nehmen. England hatte 1850 aus den Ver. Staaten nur Silber erhalten, und das auf direktem Wege über Panama angekommene californische Gold nahm unter den brittischen Einfuhren des genannten Jahres nur den Werthbetrag von 682,000 Pfund Sterling oder von 14,666,400 Francs ein. Die Londoner Münze prägte 1850 nicht mehr als für 1,492,000 Pfd. Sterl. (37,598,400 Francs) Goldmünzen, was selbst die Möglichkeit einer beträchtlichen Goldeinfuhr ausschließt.

Der Pariser Markt konnte sich allerdings überfüllt sehen durch die Goldmünzen, welche in Folge der Werthverminderung des französischen Goldes in Spanien und Portugal, sowie der einheimischen und fremden Goldmünzen in Belgien, nach Frankreich zurückflossen. Man darf noch hinzufügen, daß die Engländer damals nach Frankreich Summen importirten, die zum Ankaufe von Eisenbahnaktien verwendet wurden und die man auf nicht weniger als 1 Million Pf. Sterl. schätzt. Allein die vornehmste Ursache der Werthverminderung des Goldwerthes war jedenfalls die Herabsetzung dieses Werthes in Holland; denn diese Maßregel zielte darauf hin, den Münzwerth des Goldes ganz aufzuheben und dasselbe lediglich in seinem Handelswerthe plötzlich auf den Markt zu bringen in Massen, denen der Jahresertrag an Golde in Californien, selbst bei der reichsten Ausbeute, kaum heute schon gleichkommt.

Die in Holland von 1816 bis 1847 geprägten Goldmünzen hatten einen Werth von 172,583,955 Gulden oder etwa von 362 Millionen Francs. Wenn wir nun annehmen, daß im J. 1850 hiervon nur noch zwei Drittheile als Münze vorhanden waren, so wurden doch durch obige Maßregel 115 Millionen Gulden oder 236 Millionen Francs plötzlich außer Umlauf gesetzt und auf den Markt geworfen; und wie hätte nun dies ohne Einfluß auf den Werth der edlen Metalle bleiben können? Das also auf einmal im Werth verringerte Gold betrug doppelt soviel wie die jährliche gesammte Goldproduktion vor der Entdeckung der Goldlager Californiens. Die Pariser Münze allein, die im Laufe des Jahrs 1849 nur für 27 Millionen Francs geprägt hatte, prägte im J. 1850 für 85 und im J. 1851 für 269 Millionen.

Glücklicher Weise ist die Krisis von keiner langen Dauer gewesen. Das in Frankreich gemünzte Gold floß bald ab theils nach dem Königreiche Sardinien als erste Einzahlungen zu der dortigen Anleihe, theils nach der Lombardei für die, von den Fabriken in Lyon und St. Etienne angekaufte Seide. Das Creditwesen ist in Italien wenig entwickelt, und so findet man auch dort keine Banknoten, welche die Rechnungen vereinfachen und bei Zahlungen von einiger Erheblichkeit die Stelle der klingenden Münze vertreten. Dieses Land könnte also schon keine Goldmünzen entbehren.

Ueberhaupt hat sich die von der niederländischen Regierung an den Tag gelegte Furcht bis jetzt als eine leere ausgewiesen, und der von ihr beabsichtigte Zweck ist nicht einmal theilweise erreicht worden. Das zum einzigen Geldmaßstabe erklärte Silber ist freilich überflüssig und über den Bedarf hinaus im Lande, aber das Gold hat durch ein Papiergeld ersetzt werden müssen, welches nie mehr aus der Circulation kommen wird. Man hat jetzt Kassenscheine zu 10 und 5 Gulden, welche die Regierung emittirt und die Anfangs zwar nur transitorisch sein sollten, aber jedenfalls einen bleibenden Charakter annehmen werden. Die niederländische Regierung hatte geglaubt, die Goldmünzen würden

nach dem Verlust ihres legalen Münzwerthes als Handelswaare im Umlaufe bleiben und Jedermann würde sich beeilen, sie zu herabgesetztem Preise anzunehmen; allein das hieß die Natur der klingenden Münze verkennen, welches als vermittelndes Geldzeichen nur unter der Voraussetzung eines in ihr selbst liegenden gewissen und bestimmten Werthes in den Verkehr kommt. Die Goldmünze hat, wie sich voraussetzen ließ, in Holland aufgehört zu circuliren, und statt des Goldes hat man dort nun das Papiergeld. Es ist zweifelhaft, ob die Nation bei dem Tausche gewonnen habe.

Wir glauben das episodische Fallen des Goldpreises im J. 1850 auf seine wahre Bedeutung zurückgeführt zu haben; indeß hat seit zwei Jahren die Goldproduktion in unermeßlicher Weise zugenommen. Die Krisis, die damals nur in der Einbildungskraft existirte, könnte Platz gegriffen haben und sich in ihrer Wirklichkeit als drohend ausweisen. Dies zu untersuchen ist von Wichtigkeit.

Die Ausbeutung des Goldes hat sich vornehmlich in drei großen Regionen entwickelt: im Ural und Altai, in Californien mit den Verzweigungen von Sonora bis zum Oregongebiet, und im südöstlichen Theil des australischen Festlandes. Verfolgen wir die erzielten Resultate in chronologischer Ordnung.

Die russischen Goldwäschereien sind es, welche die Goldproduktion aus ihrem verkümmerten Zustande, in den sie zu Ende des 18. Jahrhunderts gerathen war, herausgerissen haben. Die Goldlager im Ural, welche zuerst entdeckt wurden, haben freilich bisjetzt keine sehr reiche Ausbeute gegeben. Ueber den 60. Breitengrad hinaus ist ohnehin die Ausbeutung beinahe unmöglich; und südlich von demselben ist sie, obwohl vor mehr als einem halben Jahrhundert in einem großartigen Maßstabe begonnen, seit fünfzehn Jahren sich fast gleich geblieben. Die beinahe gleichmäßig zwischen der Krone und Privatpersonen getheilten Jahreserträge übersteigen nicht 5000 Kilogrammes oder 10,000 deutsche Zoll-Pfunde.

Anders aber ist es mit den Goldlagern am Altai. Hier hat, ungeachtet der Rauheit eines unwirthlichen Klima's und der Schwierigkeiten, in den Reihen einer spärlichen Bevölkerung die erforderlichen Arbeitskräfte zu finden, die Ausbeutung sehr rasche Fortschritte gemacht. Im J. 1828 begonnen, lieferte sie acht Jahre später nicht mehr als 1722 Kilogrammes oder 3444 deutsche Zoll-Pfund; seitdem aber scheint sie in einer geometrischen Progression zuzunehmen. Denn nachdem sie 1840 auf 4000 Kilogrammes (8000 deutsche Zoll-Pfund) und 1842 auf 10,000 (20,000) gestiegen war, lieferte sie 1847 mehr als 20,000 Kilogrammes (40,000 deutsche Zoll-Pfund).

Das Jahr 1847 ist der Culminationspunkt in der Goldproduktion Rußlands. Die Oberbergverwaltung gibt 1741 Pud oder 28,521 Kilogrammes (57,042 deutsche Zoll-Pfund) an als Gesammtertrag des Goldes am Ural und Altai. Nun wollen wir annehmen, ein Fünftheil der wirklichen Goldproduktion sei vor der controllirenden Behörde, um die Abgabe zu umgehen, verheimlicht worden, und man könnte dann die effektive Goldausbeute des Jahres 1847 auf mindestens 110 Millionen Francs im Werthe anschlagen. Seitdem aber hat sich eine merkliche und stete Abnahme herausgestellt. Nach den amtlichen Angaben belief sich die Ausbeute im J. 1848 nur auf 1726 Pud (28,252 Kilogrammes oder 56,504 deutsche Zoll-Pfund), im J. 1849 auf 1592 Pud (26,077 Kilogrammes oder 52,154 d. Zoll-Pfund), im J. 1850 gar nur auf 1485 Pud (24,324 Kilogrammes

oder 48,648 d. Zoll-Pfund) und im J. 1851 auf 1432 Pud oder 78 Millionen Francs im Werthe. Es ist übrigens hierbei zu bemerken, daß die Abnahme sich lediglich auf den Goldbetrag in West- und Ostsibirien, nicht aber auf den am Ural bezieht, der vielmehr etwas zugenommen hat. Denn 1849 wurden am Ural 342 Pud (5602 Kilogrammes oder 11,204 deutsche Zoll-Pfund) Gold ausgebeutet, demnach 244 Kilogrammes oder 488 d. Zoll-Pfund mehr als im J. 1845.

Die Goldertragverminderung in Sibirien scheint hauptsächlich der auf die Ausbeutung gelegten starken Abgabe beizumessen zu sein. Die Goldlager in Sibirien werden theils von Privatpersonen, theils von der Krone ausgebeutet, und zwar so, daß die Krone sich den westlichen Abhang der Gebirgskette des Altai vorbehalten und den östlichen Abhang Privatpersonen zur Goldausbeutung überlassen hat. Die Wahl ist jedoch hier in hohem Grade zum Nachtheil der Krone ausgefallen; denn während vom wirklichen Ertrage der Goldwäschereien am Ural zwei Fünftel auf ihren Antheil kommen, bezieht sie von den Goldlagerstätten, die sie sich am Altai reservirt hat, nicht mehr als 5 bis 6 pCt. Nettogewinn. Den auf diese Weise entstandenen Verlust hat die russische Regierung durch die auf die Goldausbeutung von Privatpersonen gelegte Abgabe einigermaßen wieder auszugleichen gesucht. Anfangs erhob sie nicht mehr als 10 pCt. vom Nettogewinn, bald aber steigerte sie die Abgabe auf 15 pCt. und vor einigen Jahren erhöhte sie dieselbe noch mehr. Diese letztere, nur auf die Goldausbeutung in Sibirien sich beziehende Abgabe ist in zehnfacher Art klassifizirt, so daß 5 pCt. vom Bruttoertrage bei einer jährlichen Goldproduktion von 1 bis 2 Pud, und 32 pCt. bei einem Jahresertrage von 50 Pud (beinahe 820 Kilogrammes oder 1640 deutsche Zoll-Pfund) erhoben werden, unbeschadet des s. g. Minengeldes, welches ebenfalls variirt und je nach den Klassen, mit 4 bis 10 Rubeln von einem Pfunde Gold erhoben wird.

Die nachtheiligen Folgen einer so außerordentlichen Auflage können sich auf zweierlei Art äußern, nämlich entweder zum Unterschleif anreizen, oder den Unternehmungsgeist herabstimmen. Bei der großen Entfernung, in der wir uns von Sibirien befinden, und bei der geringen Kenntniß, die wir von den dortigen Verhältnissen haben, würde es sehr gewagt sein, mit Bestimmtheit zu entscheiden, welcher von diesen beiden Fällen hier hauptsächlich eingetreten sein möchte. Nur so viel ist gewiß, daß die Abgabe die Goldströmung gemindert oder abgelenkt hat; jedenfalls sind die geringeren Zahlen in den amtlichen Angaben eine feststehende Thatsache. Die Verminderung hat in drei Jahren ein Siebentel betragen, oder etwa 4000 Kilogrammes (8000 deutsche Zoll-Pfund).

Die Ausbeutung der Goldlager ist in Sibirien nicht so allgemein freigegeben, wie in Californien und Neuholland. In diesen beiden Ländern kann Jeder, wer es sei, auf einigen Quadratruthen Landes sein Zelt aufschlagen und hier nach Goldschätzen graben, und es bedarf dazu für ihn weiter nichts als einer Hacke, eines Spatens, eines Gefäßes für die Goldwäsche und eines Vorraths an Lebensmitteln. Mit einem Erlaubnißschein versehen, der ihm in Neuholland 3 Pfd. Sterl. und in Californien 20 Dollars auf das Jahr kostet, kann er überall, wo er einen günstigen Erfolg zu haben glaubt und ein Anderer ihm nicht schon zuvorgekommen ist, seine Nachgrabungen anstellen. Nicht der Staat beschränkt ihn auf den in Besitz genommenen Boden, sondern die Goldgräber-Genossenschaft selbst, die sich längs einem Bache oder am Fuße eines Hügels aufstellt und keinem

Mitgliede dieser aus dem Stegreif und zufällig entstandenen Genossenschaft gestattet, sich einen größeren Raum zuzueignen, als er mit seiner Hände Arbeit umgraben und durchforschen kann. Der nichts besitzende und kein Betriebskapital aufs Spiel setzende Goldgräber hat eine Gewinn- und Verlustberechnung zu machen nicht nöthig. Wenn seine Arbeit den gehegten Erwartungen nicht entspricht, so wählt er einen andern Ort und häufig auch eine andere Beschäftigung. Jedenfalls macht sich die sehr mäßige Abgabe leicht wieder bezahlt: mit einigen Arbeitstagen ist ihr Betrag wieder verdient, und der übrige Theil des Jahrs bleibt mit seinem Gewinn oder Nichtgewinn ausschließlich dem Arbeiter.

So ist es aber nicht in den Altaigegenden, wo vom ersten Beginn der Goldausbeutung an die gemessenen Betriebsformen, theils nach dem Willen des Staates, theils nach der Lage der Umstände vorgeherrscht haben. In Gemäßheit kaiserlicher Verfügungen, werden die Bewilligungen zur Goldausbeutung nur auf ein förmliches Gesuch und auf einen zwölfjährigen Zeitraum ertheilt. Der jedem Einzelnen angewiesene Platz ist nie breiter als 100 Sagenen oder 770 Fuß, und höchstens 5 Werste oder etwa $^{3}/_{4}$ deutsche Meilen lang. Indeß kann ein und derselbe Unternehmer mehrere solcher Plätze besitzen, die dann aber wenigstens 5 Werste von einander entfernt sein müssen. Die Unternehmer miethen eine Anzahl Arbeiter, denen sie die Maschinen und Geräthschaften liefern, die Beköstigung geben und außerdem ein sehr hohes Lohn zahlen müssen. Alles dies erfordert ein beträchtliches Betriebskapital, und wenn nun noch bei der Möglichkeit einer geringen oder vielleicht gar keiner Ausbeute die Gewißheit einer ganz außerordentlich hohen Abgabe vom Bruttoertrage hinzukommt, so darf man sich wahrlich nicht wundern, wenn die Theilnehmer dieser, noch dazu auf eine bestimmte Zeit beschränkten Unternehmungen es für rathsam halten, dieselben entweder zu beschränken oder deren Umfang zu verheimlichen.

Es ist behauptet worden, daß die russische Regierung mit der erhöhten Abgabe weit weniger einen größern Gewinnantheil, als vielmehr einem, auf die Demoralisirung der Bevölkerung hinwirkenden Erwerbszweige Schranken zu setzen bezwecke. Wenn sie die Sache wirklich von diesem höhern Gesichtspunkte aus betrachtet, so kann man jene Maßregel in der That nur lobenswerth finden. Wie dem auch sein möge, so läßt sich jedenfalls nicht annehmen, daß die Goldproduktion im russischen Reiche einen bedeutenden Aufschwung nehmen werde, so lange die Regierung es für nöthig erachtet, den hohen Abgabentarif beizubehalten. Einstweilen scheint man die durchschnittliche jährliche Gesammtproduktion (nämlich den vor der Behörde verheimlichten Theil mit eingerechnet) zu 90 bis 100 Millionen Francs im Werthe annehmen zu dürfen.

Werfen wir nunmehr unsern Blick auf Californien, oder vielmehr Ober- oder Neu-Californien (denn das aus einer langgestreckten Halbinsel bestehende Alt- oder Nieder-Californien, welches noch zu Mexiko gehört, scheint keine Goldschätze zu bergen).

Die Spanier, diese unermüdlichen Schatzgräber, welche die in den Tiefen der Cordilleras verborgenen Reichthümer zu Tage förderten, haben Californien zwei Jahrhunderte hindurch besessen. Schon seit 1602, als Sebastian Visraino Monterey gründete, wußten sie aus dem, was die im Lande umher zerstreuten Indianer gegen ihn ausgesagt hatten, daß es reich an Gold und Silber sei. Dessenungeachtet schickten sie, statt Minengräber zur Ausforschung des Bodens hinzusenden, Missionäre, obendrein erst spät, hin, welche nun freilich den Eingeborenen das Evangelium verkündeten, aber im Uebrigen sich damit

begnügten, ihnen die ersten Begriffe von einem Zustande der Gesittung und vom Ackerbau beizubringen. Im J. 1846, wo Californien kaum 10,000 Ansiedler spanischer Abkunft zählte, drangen einige hundert Abentheurer, die im Gefolge des Generals Taylor von den Ver. Staaten aufgebrochen waren, mit bewaffneter Hand in das Land ein und besetzten es. Allein sie so wenig, wie die Unionsregierung selbst, welche die Abtretung dieser Provinz von Merico verlangte, dachten dabei an etwas anderes als eine Gebietserweiterung. Der Unionsregierung war es nur um Häfen am Stillen Meere und um eine mit dem Oregon-Gebiet wetteifernde Colonie zu thun. Daß in den Thälern des Abhanges der Sierra Nevada Goldlager sich fänden, welche der Hauptanziehungspunkt für die Colonisation werden und deren von vorn herein beispiellose Erzeugnißmassen sich bald über die Märkte Amerika's und Europa's verbreiten würden, davon hatte sie keine Ahnung.

Die so außerordentlich schnelle Zunahme der Bevölkerung Californiens ist lediglich eine Folge der wirklich fabelhaften Ausbeute der ersten Goldwäschereien. Natürlicher Weise richteten die Minengräber zunächst ihr Augenmerk auf die reichhaltigsten Goldlager, die sie so zu sagen mehr abschöpften als erschöpften. Damals kam es auch vor, daß häufig Goldklumpen von mehreren Pfunden *), oder doch mehreren Unzen Gewicht aufgefunden wurden; und so konnte man bei etwas Umsicht und Erfahrung vielleicht schon binnen wenigen Tagen ein Vermögen sammeln.

Im Juni 1848 schätzte Hr. Larkin, der vor der Eroberung des Landes nordamerikanischer Consul in Monterey gewesen war, den mittlern Ertrag der Tagesarbeit eines Goldgräbers auf 25 bis 50 Dollars, und der Oberst Mason in einem, vom August datirten Bericht den Tagesertrag von viertausend europäischen oder indianischen Goldgräbern auf 30- bis 40,000 Dollars, so daß also jeder etwa 10 Dollars den Tag verdient hätte. Im September schrieb Capitän Folson unter anderm: »Ich glaube nicht, daß es in der ganzen Welt so reiche Goldlager wie hier gibt, und habe mich selbst überzeugt, daß ein thätiger Arbeiter täglich an Gold zum Werthe von 25 bis 40 Dollars, wenn man 16 Dollars auf die Unze rechnet, sammeln kann.« Hr. Butler King, dessen Bericht von noch späterem Datum ist, nahm indeß nur einen täglichen Durchschnittsertrag von 16 Dollars oder einer Unze Goldes an.

In der zweiten Ausbeutungs-Periode, als die Goldgräber schon von allen Seiten herbeiströmten, und sich jeden Zoll breit goldhaltigen Bodens streitig machten, verminderte sich der Ertrag in einem sehr auffallenden Verhältnisse. Ein Lokal- und Spezialblatt, die »Placer Times,« stellt in der Nummer vom 26. Oct. 1850 die, über die Arbeit der Saison auf einem etwa 100 englische oder gegen 22 deutsche Meilen großen und von 60,000 Goldgräbern besetzten Raum, zwischen dem Feder- und Cosumnesflusse, gesammelten Nachrichten zusammen und schätzt den täglichen Mittelertrag an Golde auf 6 Dollars am Federflusse, auf 4 am Yuba und am Bärenflusse, und auf 5 am amerikanischen

*) Der größte, bisjetzt in Californien aufgefundene Goldklumpen wog 33 Pfund und rührte von den Goldlagern am Stanislausflusse her. Ein anderer Goldklumpen, der nahe an 20 Pfund wog, ward in der Nähe von San Diego, an der Südgrenze Obercaliforniens, aufgefunden.

Fork. Die Berichte der französischen Consuln vom Anfange des Jahres 1850 lauteten noch auf 1 bis 2 Unzen Goldes im Sacramentothal und auf 1 bis 4 Unzen in den erst später in Bearbeitung genommenen Gegenden des San Joaquin.

Jedoch war diese Ertragsverminderung, die sich von einem Jahre zum andern herausstellte, nicht ohne Ersatz. Wenn der Minengräber weniger ausbeutete, so gab er auch weniger aus. Die enorm hohen Preise aller Lebensmittel, der Kleidungsstücke, Geräthschaften und Dienstleistungen waren nach und nach zu einem, Jedermann zugänglichern Niveau herabgegangen. Man zahlte keinen Dollar mehr für ein Pfund Brot, keine 80 Dollars mehr für eine Bettdecke, keine 50 Dollars Tagesmiethe für einen mit zwei Ochsen bespannten Karren, auch keine 5000 Dollars mehr für ein Stückfaß Branntwein, und das Taglohn betrug nicht mehr 16 Dollars. Europa, die Ver. Staaten und Australien sandten Schiffe beladen mit Lebensmitteln und Fabrikaten, die durch die Concurrenz die Preise herabdrückten; bequeme Wege wurden angelegt zwischen San Francisco und den Goldlagerstätten; Brücken wurden geschlagen über die Flüsse, und auf allen Haltstellen Niederlagen von Lebensmitteln und Handelswaaren errichtet. Städte erhoben sich mit einer Schnelligkeit, die ans Wunderbare grenzt; und zu Ende des Jahres 1850 zählte San Francisco bereits 50,000 Einwohner.

Gegenwärtig scheint in Californien die Goldproduction in ihr drittes Stadium getreten zu sein. Die Minengräber haben eine gewisse Erfahrung erlangt; sie betreiben ihre Arbeiten mit mehr Umsicht und Sorgfalt, und zeigen auch mehr Stetigkeit dabei. Das Ungeordnete bei der Arbeit hat theilweise aufgehört und der Durchschnittsertrag scheint sich wieder zu heben. Die Nachrichten aus San Francisco vom Monat April meldeten von Goldlagerstätten im Sacramentothal, wo der Tagesertrag zu 15 bis 20 Dollars, und von andern an der Grenze des Oregongebietes, wo er zu 5 bis 10 Dollars angenommen werden konnte. In der Nähe von Sonora lieferte die Goldausbeutung bei dem oberflächlichsten Verfahren einen täglichen Werthertrag von 7 bis 8 Dollars; und man glaubte annehmen zu dürfen, daß acht Stunden der angestrengtesten Arbeit zu einem Ertrage von 6 bis 8 Dollars täglich hinreichen würden, bei vorausgesetzter Reichhaltigkeit des Goldlagers. Da nun ein Minengräber seine täglichen Lebensbedürfnisse mit 2 bis 3 Dollars bestreiten kann, so würde er auf diese Weise die Aussicht haben, in einer Saison einen reinen Gewinn von 4- bis 500 Dollars zu machen. Den neuesten Nachrichten zufolge, fingen jedoch die Goldlager bereits an erschöpft zu werden. Und in der That, wenn 100,000 Minengräber drei Jahre lang die bereits von den ersten Goldsuchern 1848 und 1849 mit Erfolg ausgebeuteten Goldlager durchwühlen, so müssen sie ihnen wohl die letzten Schätze entreißen. Es bleibt dann noch die bergmännische Bearbeitung der goldhaltigen Quarzadern übrig, die bis in den Mittelpunkt der Sierra Nevada sich verzweigen. Diese neue Arbeit erfordert jedoch beträchtliche Kapitalien und die vereinten Kräfte großer Minengesellschaften, und die in dieser Hinsicht bereits gemachten Versuche haben bisjetzt noch keinen großen Erfolg gehabt.

Nichtsdestoweniger ist die in den Quarzgängen des californischen Hauptgebirges vorhandene Goldhaltigkeit mehr als genügend um die Arbeit zu lohnen, und fremde Kapitalien sind in San Francisco in Menge vorhanden: woher also kommt es, daß die Goldquarz-Minen den Unternehmungsgeist nicht auf sich lenken? Das kommt daher,

weil die Kapitalien in Californien die vorgängige und wesentliche Bedingung jedes Fortschreitens in der Industrie nicht vorfinden. Dem Eigenthum fehlt es bei den Goldlagerstätten und Minen an Sicherheit, und es steht dort weder unter der Schutzwehr der Gesetze, noch wird es von der Staatsgewalt beschützt. Die vollständigste Anarchie herrscht in dem neuen Staate. Nicht nur, daß die Goldgräber ihr Leben und die gewonnene Ausbeute gegen räuberische Indianerstämme vertheidigen müssen; nicht genug, daß die schwersten Verbrechen in ihrer eigenen Mitte herrschen und das schreckliche Lynch-Gesetz *) die Stelle der Polizei und Justiz vertreten muß, — es besitzt auch Jeder nur kraft des Rechtes, das der erste Besitzergreifer sich anmaßt. Der Goldgräber wählt sich den Arbeitsfleck, der ihm zusagt, und ein starker Arm und ein wohlgezielter Karabiner sind die Autoritäten, die ihn in seinem Besitze schützen. Einem Minengräber, der zu schwach ist um Widerstand zu leisten, eine reichhaltige Goldlagerstätte wegnehmen, nennt man im dortigen Rothwälsch »einen Besitztitel erhaschen.« Liegt es doch schwarz auf weiß vor Aller Augen, daß der Präsident der Ver. Staaten in seiner Botschaft vom Dec. 1851 unumwunden erklärte, »die Minerallàndereien würden allen Bürgern zugänglich bleiben,« und daß der Staatssecretär des Innern erläuternd bemerkte, »die Besitznahme derselben geschähe nur nach den Regeln und Vorschriften, welche die Minengräber unter sich darüber feststellen zu müssen glaubten.«

Uebrigens muß bei allem Mißgeschick und Elend, welches Einzelne getroffen, doch für die Masse der Einwanderer die Bearbeitung der californischen Goldlager vortheilhaft ausgefallen sein, da eben so wenig die Einwanderung, wie die Minen-Bearbeitung aufgehört hat. Die erzielten Resultate, wenn auch zu den fabelhaften Summen nicht hinanreichend, welche eine enthusiastische Phantasie oder eine übertriebene Furcht für Wirklichkeiten ausgegeben hat, übertreffen doch bei Weitem die glänzendsten Ergebnisse, über welche die Geschichte aus der Vergangenheit berichtet. Wir wollen sie genau festzustellen suchen.

Hr. Butler King schätzte in einem 1850 an den Staatssekretär des Innern erstatteten Bericht, nach einer in Californien angestellten sorgfältigen Untersuchung, den Ertrag der Goldwäschereien und Goldminen während den beiden Jahren 1848 und 1849 auf 40 Millionen Dollars im Werthe. Diese Berechnung, die erste, welche mit amtlicher Autorität aufgestellt ward, stützte sich auf die Annahme, daß durchschnittlich jeder Minengräber im Werthe von 1000 Dollars im Jahre ausgebeutet habe. Dem Berichterstatter zufolge, hat die Haupteinwanderung von Nordamerikanern erst gegen September 1849 begonnen, und bis dahin haben die, vornehmlich aus Mexico und dem Oregon-Gebiete herbeigeströmten Fremden fast den ganzen Gewinn der Goldwäschereien hinweggenommen.

Der San Francisco Herald schätzte Ende 1850 das während der sieben Vierteljahre vom 1. April 1849 bis 31. December 1850 in Californien gewonnene Gold

*) Lynch-Gesetz heißt in den Ver. Staaten ein eigenmächtiges Verfahren, bei welchem ein auf frischer That ertappter Verbrecher ohne gerichtliche Formen und ohne vorgängigen Richterspruch sofort gehängt oder auf andere Weise hingerichtet wird. Ein Virginier, Namens Lynch, beobachtete dieses Verfahren zuerst, daher die Benennung.

auf 68,587,591 Dollars im Werthe. Nach den in Frankreich von dem Handelsministerium veröffentlichten Nachrichten, deren Data an Ort und Stelle geschöpft zu sein scheinen, wäre die Ausbeute etwas geringer ausgefallen und hätte in dem zweijährigen Zeitraume vom 1. April 1849 bis 31. März 1851 nur ungefähr 329 Millionen Francs im Werthe *) betragen, während die von dem San Francisco Herald genannte Werthsumme 367 Millionen Francs, freilich auf einen siebenvierteljährigen Zeitraum, ausmachen würde.

Hr. Emil Chevalier, der von der französischen Regierung mit einer Mission nach Panama betraut war, gibt wiederum weit beträchtlichere Summen an in einem an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten erstatteten Berichte. Das im Jahre 1850 mit Dampfschiffen als Frachtgut versendete Gold hätte ihm zufolge den Werth von 50,306,525 Dollars gehabt, und auf die Aussage eines, wie er sagt, sehr zuverlässigen Gewährsmannes hin, bemerkt er, daß die von den Reisenden selbst ausgeführten Werthsummen nicht weniger als drei Viertheile des als Frachtgut manifestirten Werthes betragen hätten. Sonach käme die wahrhaft außerordentliche Summe von 88 Millionen Dollars oder von mehr als 470 Millionen Francs, auf ein einziges Jahr gerechnet, heraus. In San Francisco dagegen, wo man Angaben, die stets mehr oder minder theilweise auf Muthmaßungen sich stützen müssen, mit größerer Genauigkeit feststellen kann, schätzt man die declarirten Goldquantitäten, welche die Reisenden selbst mitnehmen, nur auf ein Viertheil des Gesammtquantums. Demnach wären schon in dieser Beziehung 25 Millionen Dollars oder über 133 Millionen Francs abzuziehen; aber überhaupt schon scheint es mir sehr zweifelhaft, daß der Goldertrag von 1850 die Werthsumme von beiläufig 329 Francs sollte überstiegen haben, indem auch die ebenfalls an Ort und Stelle gesammelten und vom Handelsministerium veröffentlichten Data den Belauf für 1850 und 1849 nicht höher annehmen lassen. Wir haben indeß einen noch sichereren Maßstab in den Goldquantitäten, die in den Ver. Staaten gemünzt worden sind und folgende amtliche Zahlen ergeben:

	In die Münze geliefert.	Zu Münzen geprägt.
1849	12,243,175 Dollars	9,007,761 Dollars
1850	38,365,160 »	31,981,737 »
1851	56,867,220 »	62,812,478 »
Totalsumme .	107,475,555 Dollars	103,801,976 Dollars **).

*) Nämlich: Werth des von San Francisco ausgeführten Goldes, theils

manifestirt, theils privatim durch die Passagiere . . .	215,019,000	Francs
» nach Chili und Peru ausgeführt	6,865,000	»
» durch englische Kriegsfahrzeuge	4,365,000	»
» zu San Francisco in klingende Münze umgesetzt . .	7,851,000	»
» nach Mexico zu Lande expedirt	37,500,000	»
» ohne Manifest durch den Handel	25,000,000	»
» deponirt bei Bankiers rc. . . »	30,000,000	»
» zu Münzen geprägt, zu Schmucksachen verwendet rc. .	3,113,000	»
Totalsumme .	329,713,000	Francs.

**) Da im Auslande von nordamerikanischen Goldmünzen meist nur die 5-, 10-, jetzt auch 20 Dollarsstücke bekannt sind, und diese sich in die obigen Summen ohne Rest nicht dividiren lassen

Das in die Münze gelieferte Gold kam keineswegs ausschließlich aus Californien, sondern ein Theil desselben bestand aus europäischen Goldmünzen, die gegen amerikanische Fonds oder gegen Waaren remittirt waren. Die 1848 im Sacramentothal aufgefundenen Schätze gehörten, wie aus dem oben Mitgetheilten hervorgeht, meistens Fremden. Im Monat März 1850 hatten die Münzen der Ver. Staaten noch nicht mehr als zum Werthe von 11 bis 12 Millionen Dollars californisches Gold erhalten und zu Ende August des nämlichen Jahres beliefen sich die eingelieferten Quantitäten noch immer nicht höher als auf $24^1/_2$ Millionen Dollars im Werthe. Ein Jahr später betrug die gesammte Goldquantität, welche die Münzen überhaupt aus Californien erhalten hatten, 80 Millionen Dollars im Werthe.

Die Ver. Staaten liefern, vermöge der geographischen Nähe und politischen Verbindung, die größte Zahl der Einwanderer in Californien. Auch steht die neue Colonie hauptsächlich mit den Ver. Staaten im Handelsverkehr, demnach läßt sich annehmen, daß die Gewalt der Umstände den von der Sierra Nevada kommenden Goldstrom nach den Staaten der Union hinleiten müsse. Ohne Zweifel bleibt ein Theil des in Californien jährlich gewonnenen Goldes im Lande selbst, um die Geldcirculation auf dem erforderlichen Niveau zu erhalten. Auch verbreiten sich beträchtliche Quantitäten in Südamerika und unter die Handelsnationen Europa's theils als Zahlung für Natur- und Kunstprodukte, theils als angehäuftes Arbeitslohn. Ich glaube mich keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß sieben Zehntel des in Californien jährlich ausgebeuteten Goldes in den Ver. Staaten vermünzt werden und ein Zehntel der Gesammtausbeute, ohne in Newyork oder Neuorleans erst Halt zu machen, geradeswegs nach Europa versendet wird. Wenn also die Ver. Staaten bis Ende 1851 Gold zum Werthe von 100 Millionen Dollars aus Californien erhalten haben, so hat die Gesammtproduktion während der seit 1848 (in welchem Jahre die nordamerikanischen Münzen kein Gold aus Californien erhielten) verflossenen vier Jahre den Werth von 750 bis 800 Millionen Francs haben müssen.

Das 1851 von Californien ausgeführte Gold wird von der dortigen Zollbehörde auf 56 Millionen Dollars im Werthe geschätzt. Nach den, von dem San Francisco Herald aufgestellten Berechnungen hat das erste Quartal von 1852 einen gesammten Golbertrag von 14,656,142 oder vielmehr, wenn man das Gold höher anrechnet, von 15,572,151 Dollars im Werthe geliefert. Hienach könnte man den Ertrag auf das ganze Jahr 1852 zu mindestens 62 Millionen Dollars im Werthe annehmen. Was im April von San Francisco ausgeführt wurde, wird dort zu 3,422,000 Dollars angeschlagen oder zu etwas über 18 Millionen Francs. Die Ergiebigkeit der Goldlagerstätten, wenn auch immer noch bedeutend, verminderte sich jedoch den letzten Nachrichten zufolge. Nichtsdestoweniger scheinen die californischen Goldlagerstätten, sofern Australien ihnen nicht die erfahrensten und eifrigsten Arbeiter entzieht, im J. 1852 so um 300 Millionen Francs Gold geliefert haben zu müssen. Das wäre ein sechsmal größerer Golbertrag, als im Anfange

---

würden, so verdient bemerkt zu werden, daß seit einigen Jahren auch Eindollarstücke in Golde in den Ver. Staaten geprägt werden.

dieses Jahrhunderts sämmtliche Goldländer des Erdbodens aufzubringen vermochten, und zweimal mehr als die gesammte Goldproduktion des Jahres 1847. Man hat dabei wahrlich nicht nöthig, die Zahlen zu vergrößern, wie es mehrere Schriftsteller diesseits und jenseits des Atlantischen Meeres gethan haben, um zu beweisen, daß in den Münzvalenrs eine Veränderung im Werke und der nun schon halbhundertjährige Status quo keineswegs von ewiger Dauer ist.

IV.

Wir wenden uns jetzt nach dem australischen Festlande. Dieses hat vor den beiden andern Hauptgoldländern der Gegenwart mehrere Vortheile voraus; so daß auch die Ausbeutung der in seinem südöstlichen Theil befindlichen Goldlager gleich Anfangs die öffentliche Aufmerksamkeit im höchsten Grade rege machte. Das Klima ist hier mild und durchaus gesund; und man hat hier weder von wilden Volksstämmen, noch von schädlichen Thieren etwas zu fürchten. Die Ostküstenländer des australischen Continents oder Neuhollands und zwar besonders die Colonie Neu-Südwales, leiden häufig an Dürre, aber die dortige Goldregion begreift grade den am reichlichsten bewässerten Boden; denn sie befindet sich auf den höchsten Abhängen der Australalpen und in unmittelbarer Nähe zahlreicher Quellen. Sie scheint die Richtung von Nordost nach Südwest zu haben, und derjenigen der Hauptarme des Murray, des ansehnlichsten neuholländischen Stroms folgend, auf 1400 englische oder ungefähr 300 deutsche Meilen in die Länge und auf 400 englische oder 87 deutsche Meilen in die Breite sich auszudehnen. Das wäre ein Flächenraum von 26,100 deutschen Quadratmeilen, während Californien blos 8931 Q. M. und das ganze brittische Inselreich gar nur 5532 Q. M. groß ist.

Die Wirkungen des californischen Goldes machen sich hauptsächlich nur im Auslande oder vielmehr in weiter Ferne von dem golderzeugenden Lande selbst geltend. Die Thäler des San Joaquin und des Sacramento waren vor 1847 oder vor der ersten Entdeckung der dort verborgenen staunenswerthen Schätze nichts weiter als eine, kaum von einigen angebauten Oasen unterbrochene Wüste. In ganz Californien war weder eine nennenswerthe Bevölkerung, noch Ackerbau, noch Handel, noch Industrie vorzufinden. Rancheros, halb Landwirthe, halb Jäger, zogen Rinderheerden auf, deren Fleisch verschmäht wurde, und deren rohe Häute das einzige Tauschmittel bildeten. Dort also konnte die Goldausbeutung keine schon bestehende Verhältnisse stören oder unterbrechen, vielmehr war sie das Anregungsmittel oder der Hebel, wodurch eine Colonie, eine neue Staatsgesellschaft aus den verschiedenartigsten Elementen, aber wie aus Einem Guß ins Dasein gerufen wurde.

Ganz anders in Neuholland. Hier bewirkte die Auffindung von Goldschätzen und deren Ausbeutung eine gänzliche Umwälzung, noch ehe die Folgen derselben ihre Wirkungen in Europa auch nur einigermaßen fühlbar machen konnten. Die ersten Goldwäschereien auf dem australischen Festlande datiren erst vom Monate Mai 1851. Damals befanden sich die brittisch-australischen Colonien in einem blühenden Zustande, und ihre europäische Bevölkerung konnte bereits auf 400,000 Einw. angeschlagen werden. Hier-

von kommen auf Neu-Südwales und auf die erst in neuerer Zeit entstandene Colonie Port Philipp oder Victoria mehr als zwei Drittheile und hier ist zugleich der Hauptsitz des Reichthums und der Betriebsamkeit dieser Colonien. Die Einwohner, von denen ein großer Theil von Deportirten des vorigen Jahrhunderts herstammt, haben seit 1850 eine Repräsentativ-Verfassung, mit eigener Gesetzgebung. Man findet bei ihnen zahlreiche öffentliche Blätter, Banken und Schulen. Ihre Haupthäfen sind vortrefflich und stehen durch gute Landstraßen und Dampfschiffahrtslinien mit einander in Verbindung. Die großen Städte, unter denen Sydney mit 60,000, und Melbourne mit 35,000 Einw. obenan stehen, haben Gasbeleuchtung und eine, ebenso wie die Londoner, organisirte Polizei. Der Luxus in Kleidern und Mobiliar hält jede Vergleichung aus und zeugt von beträchtlichem Gewinn, welche die Arbeit abwirft. Zwei Eisenbahnen sind im Bau. Die brittisch-australischen Colonien haben bereits eine Handelsflotte, welche 1850 bei den Mehlzufuhren nach Californien sich betheiligt hat. Ihr Handelsverkehr mit dem Mutterlande ist zweimal so wichtig als derjenige war, den die nordamerikanischen Colonien zur Zeit des Ausbruchs ihrer Revolution mit England unterhielten *). Die jährlichen öffentlichen Einkünfte belaufen sich auf beinahe eine Million Pf. Sterl., ohne die Ländereien zu rechnen, über welche die Krone zu verfügen hat, und deren Verkaufspreise einen Fonds zur Aufmunterung der Auswanderung bilden.

Das australische Festland, soweit es colonisirt ist, bringt Weizen, Mais und Gerste in Menge hervor. Auch sind Weinstöcke angepflanzt, welche trefflichen Wein liefern; Tabak wird mit günstigem Erfolge und in großartigem Maßstabe angepflanzt, jedoch die Hauptquelle des Reichthums bildet die Wolle, deren Produktion in dem von den Nebenflüssen des Murray bewässerten Thale der Baumwollproduktion in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union hinsichtlich der Quantität gleichzukommen verspricht. Australien bildet einen Vorposten europäischer Civilisation mitten unter Scenen des Hirtenlebens. Es ist ein unermeßliches Arkadien, dessen poetische Seite freilich durch eine vorherrschend industrielle in den Schatten gestellt und durch die Sittenverderbniß ebenfalls etwas verdunkelt wird. Treffender wohl ist es mit einer Wolle- und Talgfundgrube verglichen worden. Zwanzig Millionen Schaafe treiben sich gegenwärtig auf den Weideplätzen des australischen Festlandes umher. Unter den Einfuhren in England hat die australische Wolle die deutsche und spanische fast gänzlich verdrängt und den Wollfabriken in Yorkshire ist sie unentbehrlich. Im Jahre 1850 führten die australischen Colonien 137,000, und im folgenden Jahre 130,000 Ballen Wolle aus. Die letztgenannte Quantität hat einen Werth von ungefähr 65 Millionen Francs. Das Mutterland erhält aus diesen Colonien zum Werthe von 3 Millionen Pf. Sterl. Rohstoffe und schickt ihnen dafür Fabrikate und Manufacturgegenstände zu eben diesem Werthbetrage. Hieraus erwächst ein unermeßlicher Gewinn dem Betriebskapital und der Arbeit; und dieser wohlthätig wirkende und blühende Handel grade ist es, den die entdeckten Goldlager gefährdet haben und zu unterbrechen drohen.

*) Im Jahre 1848 hatten in den australischen Colonien die Einfuhren einen Werth von 2,578,442 Pf. Sterl. und die Ausfuhren den von 2,894,815 Pf. Sterl. Im Jahre 1850 war der Werth jener wie dieser noch beträchtlicher.

Ein Gelehrter von Ansehen auf dem Gebiete der Wissenschaften, Sir Robert Murchison, hatte bereits 1845 in seinem Commentar zu dem Werke des Grafen Streleckí über die Orographie von Neu-Südwales die Bemerkung gemacht, daß an den Abhängen der Gebirge dieses Theils von Neu-Holland Gold sich vorfinden würde. Auch waren zu verschiedenen Malen Goldkörner nach Sydney und Melbourne gebracht worden, ohne daß es gelungen war, daselbst der Ueberzeugung Eingang zu verschaffen, daß sie wirklich auf dem Grund und Boden der Colonie gesammelt wären. Endlich im März 1851 wurden alle Zweifel gehoben. Ein Colonist, Namens Hargraves, weniger ungläubig als die Andern und eben erst von Californien zurückgekehrt, bemerkte mit Verwunderung die Aehnlichkeit der Gebirgsformation in seiner Heimath mit derjenigen in Californien; er schloß daraus auf das Vorhandensein von Gold auch in Neu-Südwales, und machte sich unverweilt ans Nachgraben am Fuße der Hügel und in dem Bette der Bäche. Wirklich fand er Goldsand und Goldkörner, und nun setzte er seine Arbeit so lange fort, bis er sich von dem Dasein von Gold an zahlreichen Stellen vollkommen überzeugt hatte. Er eilte hierauf nach Bathurst, einer Stadt im Innern von Neu-Südwales, auf der Westseite der Blauen Berge, am Macquarie und westnordwestlich und 25 M. von Sydney, die so zu sagen, als eine Art Vorposten der Civilisation nach Westen hin betrachtet werden kann. Hier rief er die Einwohner zusammen, verkündete laut seine Entdeckung, und um die Wahrheit seiner Aussage durch den Augenschein darzuthun, führte er mehrere Stadtbewohner nach dem Schauplatze seiner Entdeckungen, nämlich nach einem kleinen Thale am Fuße des Summer-Berges, wo er durch neun Arbeiter die Erde aufgraben und die Goldwäsche verrichten ließ. Vier Unzen des reinsten Goldes wurden als Ertrag einer dreitägigen Arbeit erzielt, so daß Jeder täglich 2 Pfund 4 Schillinge 4 Pence Sterl. erworben hatte. Allein das war, wie Hr. Hargraves meinte, nur die Hälfte dessen, was ein erfahrner und mit bessern Geräthschaften versehener Minengräber aller Wahrscheinlichkeit nach ausbeuten würde.

Dies fiel am 8. Mai 1851 vor. Das Resultat der Nachgrabungen war nun bekannt; und drei Personen, die sich von Bathurst an Ort und Stelle begaben, brachten schon nach einigen Tagen mehrere Pfund Gold wieder mit zurück. Ein gleichzeitig von der Ortsbehörde abgeschickter Geolog, beauftragt, die Aussagen des Hrn. Hargraves zu prüfen, drückte dem Dasein von Goldlagern den Stempel der amtlichen Beglaubigung auf. Jetzt war in Bathurst Alles Leben und Bewegung, und das Gerücht von den Goldschätzen drang mit Blitzesschnelle über die Blauen Berge nach der Hauptstadt Sydney. Am 19. Mai waren bereits sechshundert Minengräber auf den Goldlagerstätten versammelt, ein außerordentlich großer Zusammenfluß von Menschen in einer Gegend, wo die Bevölkerung auf ungeheuern Räumen spärlich umherzerstreut wohnt. Seit dem 24. schrieben Einige an ihre Freunde, daß sie täglich 3 bis 4 Pf. Sterl. gewönnen. Eine Gesellschaft von vier Minengräbern hatte an einem einzigen Tage 30 Unzen Gold ausgebeutet und einen Goldklumpen von einem Pfund Gewicht aufgefunden. Drei Wochen später hatte ein einziger Gräber Gold zum Werthe von 1600 Pf. Sterl. gesammelt.

Wenn man die Berichte über diese ersten Versuche durchgeht, gewahrt man alsbald, daß die Colonisten selbst gleich Anfangs die verderblichen Folgen der gemachten Entdeckung und der davon zu erwartenden gänzlichen Umgestaltung der Verhältnisse erkannten. Die

öffentlichen Blätter aus dieser Zeit sind mit Wehklagen und Unglücksprophezeiungen angefüllt, und die Goldsucht wird in Versen und in Prosa verdammt. Die Verödung der Städte, auf deren Kosten die Wüste sich bevölkert, das Aufgeben der Arbeit, die ohne Hirten gelassenen Heerden, das aus Mangel an Schnittern auf dem Halm vertrocknende Getreide, die Vertheuerung der Lebensmittel, die Störung der gesellschaftlichen Verhältnisse, kurz alle Drangsale, wie sie sich später wirklich eingestellt haben, werden darin vorhergesagt und auch die gierigsten Goldsucher hätten bei solchen Aussichten sich besinnen müssen, wenn sie der Vernunft hätten Gehör geben können. Allein dem war nicht so, vielmehr steckte die Goldepidemie alle Welt an. Die Colonialregierung ging sogar mit dem Beispiele voran, indem sie Hrn. Hargraves fürstlich belohnte und ihn zum Inspector der Goldlagerstätten ernannte. Zugleich machte sie bekannt, daß die Ausbeutung der edlen Metalle ein Kronregal sei und daher jede Privatperson nur gegen Erlegung einer Abgabe von 30 Schillingen ($1\frac{1}{2}$ Pf. Sterl.) monatlich die Erlaubniß zur Ausbeutung der Goldlagerstätten erhalten könne.

Bald entstand ein unheilvoller Wetteifer unter den Ortsbehörden. Von der äußersten Nordgrenze der Colonie Neu-Südwales bis in die Colonie Südaustralien hinein gab es kein Städtchen, kein Dorf mehr, welches in seinem Weichbilde nicht Goldlagerstätten hätte haben wollen. In mehreren Distrikten wurden öffentliche Versammlungen gehalten, um für die Auffindung neuer Goldlager Prämien auszusetzen.

Der Schauplatz der ersten Goldgräbereien am Vereinigungspunkt zweier kleiner Thäler, deren Gewässer in den, dem Murray zugehenden Macquarie fließen, hatte den biblischen Namen Ophir erhalten. Jedoch die hier gewonnenen Resultate wurden bald überstrahlt durch den glänzenden Erfolg der am Turon und dessen Nebenflüssen *) begonnenen Arbeiten. Denn dort fand man das Gold nicht etwa blos in Körnern, sondern in Klumpen; so daß während die Goldgräber in Ophir durchschnittlich 15 bis 20 Schillinge Sterl. des Tages gewannen, die am Turon ihren Gewinn nach Unzen Goldes berechneten. An die Stelle eines höchst oberflächlichen Goldwaschungs-Verfahrens war die weit zweckmäßigere und kunstgerechtere Amalgamir-Methode getreten. Die Arbeit trug solche Früchte, daß ein schlichter Handlanger ein Pfund Sterl. Taglohn und Beköstigung obendrein erhielt, obwohl die Minengräber zu diesem Mittel nur auf so lange ihre Zuflucht nahmen, als zur Ansammlung eines Goldvorrathes, um davon einen Erlaubnißschein, oder ein Goldwaschgefäß zu kaufen, erforderlich war. Gewöhnlich verbanden sie sich zu drei oder sechs und Jeder erhielt bisweilen mehrere Unzen Goldes zu seinem Antheil. Die Schwere der Goldklumpen war verschieden, einige wogen unter einer Unze, andere wiederum mehrere Unzen. Gegen die Mitte Juli's fand der Dr. Kerr im Merocthal, in der Nähe des Wellingtonthales (nordwestlich und 15 M. von Bathurst), eine Quarzmasse auf, welche drei Zentner wog und über 100 Pfund Gold enthielt. Später wurden drei Goldklumpen aufgefunden, von denen jeder 26 bis 28 Pfund wog. Im August 1851 begann die Goldausfuhr nach England und die ersten Goldstaubsendungen hatten den Werth von

*) Uebrigens ist der Turon an sich wiederum ein Nebenfluß des Macquarie, gehört also ebenfalls zum Stromgebiete des Murray.

50,000 Pf. Sterl. Die Goldausbeutung am Turon und in Ophir lieferte damals einen wöchentlichen Ertrag von 10- bis 12,000 Pf. Sterl.

Der Goldschatz des Dr. Kerr, zunächst in Bathurst und sodann in Sydney öffentlich ausgestellt, erhitzte die Phantasie in dem Grade, daß nunmehr alle Schutzwehren kluger Besonnenheit durchbrochen wurden. Die nämlichen Blätter, welche Anfangs die Entdeckung der Goldlager verwünscht hatten, erhoben jetzt darüber ein Triumphgeschrei. „Die Nachricht dieses beispiellosen Fundes," rief der Sydneyer Morning Herald aus, „wird Australien, wird England, Schottland und Irland, wird sogar Californien, ja, wird, wie wir ohne Uebertreibung sagen können, die ganze Welt in Erstaunen setzen. Nach Ankunft des Paketbootes und sobald jede Zeitung in den drei Königreichen*) die Nachricht von diesem Funde, diesem Wunder unseres Zeitalters, wiederholt hat, wird die allgemeine Aufregung grenzenlos sein und an Intensität, sowie an Dauer Alles übertreffen, was der öffentliche Gemeinsinn der Nation jemals erfahren hat. Von der Monarchin auf ihrem Thron bis zum Bauer herab, der hinter seinem Pfluge hergeht, wird nur Ein Ausruf der Ueberraschung, des Erstaunens und der Bewunderung sich vernehmen lassen. Vom Palast bis zur Hütte, vom Salon bis zum Viehstall, unter Schulknaben, wie unter Gelehrten und Staatsmännern, wird man von nichts reden als von dieser Goldmasse und von dem Goldlande, wo sie gefunden ist. Aus allen Häfen Großbritanniens und Irlands werden Schiffe herbeikommen mit Passagieren und Waaren befrachtet. Volksmassen und Reichthümer werden sich stromweise über Australien ergießen. Port Jacson wird bald der überfüllteste und blühendste Hafen der Welt werden und Sydney unter den mächtigsten Städten der Erde seinen Platz einnehmen. Neu-Südwales wird von England als Königin der Colonien gekrönt werden."

Aber noch bevor die Nachrichten von dem „Goldlande," wie der Morning Herald es nannte, ihren vorausgesetzten folgenreichen Eindruck im Mutterlande machten, eilte die Bevölkerung Sydney's nach den Goldlagerstätten; täglich machten sich Einwohner, bis an vierhundert auf einmal, dahin auf den Weg; die Matrosen verließen heimlich die auf der Rhede liegenden Schiffe und die Regierung sah sich bei der Vertheuerung der ersten Lebensbedürfnisse zur Verdopplung des Gehalts der Beamten genöthigt. Ueberall suchte man nach neuen Goldlagern und die Distritte im Westen und Süden von Sydney wurden bis auf eine Entfernung von 40 bis 50 Meilen von den Minengräbern durchforscht. Es wurden denn allerdings auch Goldlager entdeckt in den Grafschaften St. Vincent, Argyle, Dampier, Wallace und Wellesley, sowie in den Becken des Murrumbidgi, Hume, Peel, des Schneeflusses und von Shoalhaven. Sogar an der äußersten Nordgrenze von Neu-Südwales, im Distrikte der Moretonbai, sind an mehreren Zuflüssen des Condamine Goldwäschereien in vollem Gange. Näher nach der Hauptstadt hin, in Neu-England oder den Grafschaften Hunter und Northumberland, ist Gold in Menge aufgefunden worden in dem Becken des Macdonaldflusses. In Braidwood, etwas über 40 M. südlich von Sydney, gewann ein Minengräber 30 Pf. Sterl. in fünf Wochen, ein

*) Daß darunter Großbritannien und Irland, oder die drei Königreiche England, Schottland und Irland zu verstehen sind, braucht wohl kaum ausdrücklich bemerkt zu werden.

anderer 42 Pf. in vierzehn Tagen, und eine Gesellschaft von drei Gräbern 200 Pf. Sterl. in einer Woche. Etwas ganz Gewöhnliches war eine Ausbeute von zwei Unzen Gold täglich für den Einzelnen, und bisweilen betrug sie ein ganzes Pfund. Das weibliche Geschlecht machte sich ebenfalls ans Werk, und man führt ein Beispiel von einer Witwe und ihren beiden Töchtern an, welche durch einfaches Aufschürfen des Bodens täglich im Durchschnitt zwei Unzen Gold ausbeuteten. Der Turon-Distrikt hatte seinen Ruf noch immer bewahrt. Der Zudrang zu diesem Glücksspiel war so groß, daß ein Arbeiter in Meroo für Andere nicht unter 3 Pf. Sterl. die Woche, nebst Beköstigung, arbeiten wollte. Im October 1851 hatte die Colonialregierung bereits 8637 Erlaubnißscheine ausgestellt. In der eigentlichen Colonie Neu-Südwales waren damals 10,000 Minengräber in Thätigkeit und für 215,866 Pf. Sterl. oder für beinahe 5¹/₂ Millionen Francs Gold waren schon nach England versandt worden. Im December lieferten die Goldlagerstätten eine wöchentliche Ausbeute zum Werthe von etwa 40,000 Pf. Sterl., nach welchem Maßstabe der Jahresertrag, bei vorausgesetzter Fortdauer der Arbeit, nämlich ohne Rücksicht auf die Zeit des stärksten Regens oder außerordentlicher Dürre, zu mehr als 2 Millionen Pf. Sterl. anzunehmen wäre.

Jedoch diese Resultate, so glänzend sie auch waren, sollten bald durch die der Colonie Victoria oder Port Philipp (an der Süd- und Südwestseite von Neu-Südwales) verdunkelt werden. Hier fand man Gold zunächst in Ballarat, wo es aus sehr großer Tiefe zu Tage gefördert werden mußte; sodann im Alexanderberg, wo es beinahe schon beim ersten Spatenstich zum Vorschein kam; in Caliban, drei Meilen weiter; in Albury am Murray und auf der Ostküste im Gipp's-Lande. Die Gebirgskette, welche Neu-Südwales von der Colonie Victoria oder Port Philipp trennt, und unter dem Namen der Schneeberge bekannt ist, soll so zu sagen nur Eine ungeheure Goldmine sein. Jeder Tag bringt eine neue Entdeckung, und diejenige von gestern wird von der des folgenden Tages fast jederzeit in den Schatten gestellt. Die Goldlager des Alexanderberges haben eine Ausdehnung von mehr als 2 deutschen Meilen und strotzen von Gold. Es findet sich dieses edle Metall in thonartigem Kiessand und in Schiefer eingesprengt vor. Man braucht nur sechs Zoll tief zu graben. Im December 1851 waren auf einer Goldlagerstätte bereits 15,000 Minengräber in Thätigkeit und die Goldlager schienen unerschöpflich.

Hier läßt sich kein Durchschnittsertrag ausmitteln, denn fast auf Einen Wurf, möchte man sagen, wird ein Vermögen zusammengebracht. Als gewöhnliche Fälle werden genannt, wo z. B. sieben Arbeiter in drei Wochen 500 Unzen Gold gesammelt haben: sie haben also täglich jeder 260 Francs erworben, wenn man die Unze Gold zu 3 Pf. Sterl. rechnet, welchen Werth sie in der Colonie hat; und wo zwei Arbeiter in der nämlichen Zeit 400 Unzen gesammelt haben, demnach jeder von ihnen täglich 735 Francs gewonnen hat. Ein Fuhrmann, der nie zuvor einen Spatenstich gethan hatte, schaffte sich in fünf Wochen ein Vermögen von 1500 Pfund Sterl.: folglich hatte er täglich Gold zum Werthe von etwa 800 Francs gesammelt. Ein Deportirter, der eben erst emancipirt worden war, erwarb sich in sechzehn Tagen 150 Pfund Sterl., sonach 235 Francs täglich. Ein Handwerker, der nie etwas anderes als Pferde zu beschlagen verstanden hatte, war weniger glücklich, trug aber dennoch in fünf Wochen einen reinen Gewinn von 100 Pf. Sterl. davon. In nicht so langer Zeit sammelte ein vierzehnjähriger Knabe Gold zum

Werthe von 400 Pf. Sterl. und ein anderer vom nämlichen Alter 120 Pf. Sterl. Aber der Ehrgeiz der Goldgräber ging noch weiter; denn es gab nicht einen unter ihnen, der beim Graben eines Loches nicht die Hoffnung gehegt hätte, zwischen Sonnen-Auf- und Untergang daraus eine Goldmasse im Werthe von 40 bis 50 Pf. Sterl. zu Tage zu fördern. Diese Hoffnungen wurden durch Beispiele genährt, die an's Wunderbare grenzten, und deren Erzählung, unter den Goldsuchern von Mund zu Mund sich fortpflanzend, bald ins Fabelhafte überging. Man hat einen Fleck von einigen Quadratfußen in wenigen Tagen Gold zum Werthe von 45,000 Francs liefern sehen. Vier Matrosen beluden nach sechswöchentlicher Arbeit einen Karren mit einer Kiste, welche 200 Pf. Gold, etwa 260,000 Francs in Werthe, enthielt. Vier andere Goldgräber theilten sich nach zweimonatlicher Arbeit in eine Million Francs. Von einem Minengräber wird erzählt, er habe in zwei oder drei Wochen 25 Pfund Gold gesammelt, von einem andern, der binnen achtundvierzig Stunden 11 Pfund Gold zusammenbrachte, und von einem dritten, der gar binnen einer Stunde 30 Pfund anhäufte, im Werthbetrage von mehr als 38,000 Francs. Zu bemerken ist noch, daß die Minengräber mit dem Einsammeln des Goldstaubes und der kleineren Goldkörner ihre Zeit nicht verlieren: dergleichen ist ihnen zu unbedeutend. Was nicht wenigstens wie ein Nadelknopf oder eine Feldbohne groß ist, wird ohne Weiteres bei Seite geworfen. Man wird also hinter diesen übermüthigen und verschwenderischen Goldsammlern eine reiche Nachernte halten können.

Auf den Goldlagerstätten in Ophir und am Turon, wo die Ausbeute Anfangs nur mäßig ausfiel, konnten Ordnung, Sicherheit und ein gewisses anständiges Betragen unter den Minengräbern ohne Mühe aufrecht erhalten werden. Der Flottenkapitän Erskine, der sie gegen Ende Juli's 1851 besuchte, spricht sich in hohem Grade lobend darüber aus. Die Minengräber bezeigten sich überall sehr höflich gegen ihn, und es herrschte unter ihnen die beste Ordnung und Eintracht. Nur einen einzigen Betrunkenen traf er auf diesen Goldlagerstätten. Der Verkauf geistiger Getränke war daselbst untersagt, und die Sonntagsfeier wurde gewissenhaft beobachtet. Kurz, man erkannte hier die Spuren einer geregelten Betriebsamkeit.

Allein ein ganz anderes Schauspiel bieten die Goldlagerstätten in der Colonie Port Philipp dar. Hier geberden sich die Minengräber wie bei einem Hazardspiel, wo die Glücksfälle mehr oder minder günstig ausschlagen, so daß selbst die kaltblütigsten Gemüther in eine Exaltation gerathen, die an Tollheit grenzt. Die heftigsten Leidenschaften und die überspanntesten Ideen haben hier freien Lauf. Der Wein-, Bier- und Branntweingenuß ist ungeheuer. Spieltische, Zank und Faustkämpfe des Geldes wegen vertreten Sonntags die Stelle des Gottesdienstes. — Die Bevölkerung der Goldlagerstätten — wird unterm 2. Jan. 1852 aus Melbourne geschrieben — wälzt sich auf Gold und macht es gewissermaßen auch zu ihrem Lager. Man erzählt von einem Menschen, der eine Fünfpfundnote (über 126 Francs) zwischen zwei Butterschnitte legte und wie ein Butterbrot verzehrte; ein Anderer preßte zwei Fünfpfundnoten in Kugelform zusammen und schluckte sie wie eine Pille hinunter; ein Dritter, der in eine Conditorbude gegangen war und hier einige Törtchen gegessen hatte, warf eine Fünfpfundnote auf den Schenktisch und wollte durchaus nicht sich darauf herausgeben lassen. Die Minengräber scheinen den Werth des Goldes nicht zu kennen, und aus ihren gelegentlichen Verlusten machen sie sich nicht

das Mindeste. Jemand, dem eine Bankanweisung im Betrage von 150 Pfund Sterl. (etwa 3760 Francs) gestohlen war und der sie, als er sich bei der Bank meldete, bereits einkassirt fand, begnügte sich mit dem Ausruf: »Ei nun, es fehlt ja nicht an Gelde!«

Eine Goldlagerstätte in der Colonie Victoria oder Port Philipp nimmt sich von fern wie ein unermeßliches Lager aus, mit Tausenden von Zelten aller Dimensionen, aller Farben und aller Formen. Dieses Bivouak leuchtet in der Nacht von zahllosen Feuern, und die Ruhe wird dort durch unaufhörliche Pistolen- und Flintenschüsse gestört. Jeder Minengräber ist bis an die Zähne bewaffnet und kann sich hinsichtlich des Schutzes der Person und des Eigenthums nur auf sich selbst verlassen. Ein Jeder im Lager ist dermaßen wachsam und auf der Hut, als befürchte er jeden Augenblick einen Ueberfall, und man treibt die Vorsichtsmaßregeln so weit, daß man täglich nach sechs Uhr Abends die Feuerwaffen entladet und dann wieder frisch ladet. Die Colonialregierung schafft wöchentlich das auf den Goldlagerstätten gesammelte Gold unter Eskorte nach Melbourne, gegen eine Prämie von 1 pCt.; da sie jedoch, ungeachtet dieser überaus hohen Commissionsgebühr für Fälle der Uebermacht nicht einsteht, so pflegen sich die Minengräber, sobald sie der Beschwerden des Goldgrabens müde sind, zu stark bewaffneten Trupps zu vereinigen und ihre gesammelten Schätze selbst zu eskortiren. Die Banditen aus Vandiemensland (entflohene Deportirte) stürzen sich sonst wie Raubvögel auf die Minengräber. So groß ist ihre Zahl und ihre Verwegenheit, daß die Ortspolizei sich nicht an sie wagt und oft, Angesichts eines verübten Mordes, sich weigert, in die zusammengelaufene Menge einzudringen, um die Mörder zu verhaften. Die Behörden von Melbourne sind außer Stande, Verstärkungen zu senden, denn die städtischen Polizeidiener haben, bis auf sechs, ihre Entlassung genommen und suchen nach Gold am Alexanderberge. Alles ist in Verzweiflung und entrüstet über diesen Zustand der Dinge. »Die Unbeholfenheit unserer Regierung,« äußert der Argus, ein Colonialblatt, »bringt uns dahin, daß wir uns selbst Gerechtigkeit schaffen und das Lynch-Gesetz *) mit allen seinen Schrecken proclamiren müssen.« »Die Regierung muß rasch und energisch zu Werke gehen,« bemerkt ein anderes Colonialblatt, der schon erwähnte Morning Herald, »sonst wird es bei uns bald ebenso aussehen, wie in Californien, so daß auch wir dann immerwährenden Aufruhr, das Lynch-Gesetz in Permanenz und das Verbrechen in seiner scheußlichen Nacktheit vor Augen haben werden.« Der Generalgouverneur, Sir Charles Fitzroy, hat denn auch dieser Aumahnung Folge gegeben, vom Mutterlande Truppenverstärkung erbeten, und die Colonialpolizei durch einige abgedankte Soldaten verstärkt. Aber wird es, um die kaum gebildete Staatsgesellschaft in der Colonie vor der sie bedrohenden Auflösung zu bewahren, ausreichen, ein Kriegsschiff auf Station nach Port Jackson und ein zweites nach Port Philipp zu senden und die Besatzungen in den australischen Colonien mit 4- bis 500 Mann zu verstärken, wie Sir John Packington (der Minister-Staatssekretär der Colonien) vorschlug?

Glücklicher Weise können solche Uebelstände nicht zu einem chronischen Uebel werden. Wenn die Behörde, welche ihnen abhelfen sollte, ihre Ohnmacht offen zu erkennen gibt, so erhebt sich die um ihre Existenz besorgte Gesellschaft und entledigt sich auf Kosten

*) Eine Erklärung derselben ist bereits oben (S. 57) in einer Anmerkung zu der Darstellung der Angelegenheiten Californiens gegeben worden.

einer Volkserschütterung gewaltsam der Uebelthäter. Was noch weit mehr zu fürchten ist, besonders bei einem Staatsverein von erst kurzer Existenz, ist die Anziehungskraft, welche die auf den Goldlagerstätten gesammelten Schätze auf die Gemüther ausüben. Die von diesem Magnet unwiderstehlich fortgerissenen Menschen verlassen die gewinnreichsten Arbeiten und die nothwendigsten Beschäftigungen. Kein Beruf, keine Pflicht hält sie mehr zurück, und da kein Gehalt, keine Dienstbelohnung mit den Möglichkeiten, welche die Glücksfälle des Spatenstichs in der Hand eines Minengräbers darbieten, gleichen Schritt halten kann, so verdrängt das Goldsuchergewerbe bald alle andern Beschäftigungen. Ein ganzes Volk vertieft sich, zur Erde gebückt, in diese Arbeit, welche es verdummt, und überläßt Anderen die Sorge für Beschaffung der ersten Lebensbedürfnisse.

Vom Beginn des Novembermonats 1851 an waren die Städte Melbourne und Geelong (jene die Haupt- und diese die nächstwichtigste Stadt der Colonie Victoria oder Port Philipp) verödet, und von ihrer so starken Bevölkerung waren nur die Frauen daheimgeblieben. Die Nähe der Goldlagerstätten machte die Reise dahin, nur einen zwei- bis höchstens dreitägigen Marsch erfordernd, verhältnißmäßig leicht. Denn hier brauchte man nicht, wie in Sydney, sich auf eine lange Reise auszurüsten oder mit Lebensmitteln und Geld zu versorgen. Die Menschen ließen schaarweise Alles im Stiche: Viehheerden, Aderfelder, Schiffe, Werkstätten, Comptoire, Handelsläden, und waren um keinen Preis zurückzuhalten. Es kamen ihrer aus Sydney, Vandiemensland, Südaustralien und selbst aus Californien herbeigeströmt. Die Schiffe in der Bai konnten aus Mangel an Mannschaft ihre Ladungen nicht löschen, und die auf den Kaien gelagerten Güter verdarben. In mehreren Distrikten der Colonie ruhten alle Geschäfte und Feldarbeiten, denn überall fehlte es an Gehülfen. Fand man etwa deren für die Schafschur, so forderten sie den enormen Preis von $3\frac{1}{2}$ Schilingen Sterl. für zwanzig Vließe. Einen Monat später verwirklichte Adelaide, die Hauptstadt der Colonie Südaustralien, die Idylle von dem verödeten Dorfe. Handel- und Gewerbtreibende, Grundeigenthümer und Kapitalisten, alle waren zu Grunde gerichtet oder nach Port Philipp ausgewandert, um einem unvermeidlichen Ruin zu entgehen. Die Aktien der berühmten Burra-Burra-Mine, welche 200 Pf. Sterl. gegolten hatten, fanden selbst zu 60 keine Käufer mehr, und die in dieser Mine beschäftigten siebenhundert Grubenarbeiter waren entflohen. Die Preise der Lebensbedürfnisse und Dienstleistungen waren zu einer schreckhaften Höhe gestiegen.

Ein Schreiben aus Melbourne vom 17. Januar 1852 besagt unter anderm: »In den Banken und auf der Post haben die Beamten doppelte Tagearbeit; die übrigen öffentlichen Dienste dagegen ruhen gänzlich, weil die Beamten fehlen. Männliche Dienstboten kann man, selbst gegen den unerhörtesten Lohn, nicht bekommen, und unter viel besseren Bedingungen dienen auch die weiblichen nicht. In dem Gasthofe, wo ich abgestiegen war, bat ich erst den Kellner und dann das Stubenmädchen, ein kleines Bündel Wäsche zur Wäscherin zu schicken, allein Beide gaben mir zur Antwort: es sei keine einzige Person aufzufinden, die zum Waschen sich hergebe. Es blieb mir demnach nichts übrig, als zum Kaufmann zu gehen und mir neue Wäsche anzuschaffen. Hat man Stiefel nöthig, so muß man dafür $2\frac{1}{2}$ Pf. Sterl. ($63\frac{1}{5}$ Francs) bezahlen, und ein Paar starke Schuhe kosten 1 Pf. Sterl ($25\frac{1}{5}$ Francs).« Folgende Bemerkungen und Mittheilungen in einem Briefe vom 1. Ja 1852 liefern noch einige Zusätze zu diesem Gemälde: »Meiner Mei-

nung nach ist die Stadt (Melbourne) mit einem vollständigen und unausbleiblichen Ruin bedroht. Gestern Abend kamen zwei Personen an mit der Nachricht von neuentdeckten Goldlagern im Gipp's Lande *); sie brachten für 10,000 Pf. Sterl. Gold von dorther mit, und meinten, es sei dessen da genug für die ganze Welt. Was soll nun aus der Arbeit werden? Nehmen wir an, daß in diesem jetzt begonnenen Jahre (1852) hunderttausend neue Einwanderer nach der Colonie kommen, wer von ihnen wäre wohl gewillt, in den Städten oder auf den Landgütern zu bleiben, um wöchentlich einige Schillinge zu verdienen, da er nach den Goldminen gehen und dort an Einem Tage 50 Pf. Sterl. erwerben kann? In diesem Augenblick würde ich in Melbourne weder ein Paar Stiefel kaufen, noch ein Paar alte ausbessern lassen können, und wenn ich noch soviel dafür böte. Brot bekomme ich, so zu sagen, nur aus Gnade und Barmherzigkeit, und der Bäcker hat sich keineswegs verbindlich machen wollen, es mir regelmäßig zu liefern. Für eine Tracht Wasser zahle ich 5 Schillinge (1¹/₄ Thlr. preuß.) und für eine Pferdetracht Brennholz 1¹/₂ Pf. Sterl. Einen Handwagen zum Fortschaffen eines Koffers zu finden, hält schwer, und man muß Unerhörtes dafür zahlen. Dem Stadtrichter sind die Dienstboten sammt und sonders fortgegangen, so daß er sich auch seiner Equipage nicht mehr bedienen kann. Seine Söhne putzen die Messer und Stiefel und tragen ihren kränklichen Vater in einem Lehnsessel nach der Gerichtsstube **).«

Ein Bewohner Melbourne's, der sich genöthigt sieht, sein Pferd selbst abzuwarten, während seine Frau die Küche allein besorgen muß, schreibt: »Ein Mitglied unseres Klubbs, der große Schaafheerden besitzt und nicht weiß, wie er die Wollschur bewerkstelligen lassen soll, begab sich dieser Tage nach den Goldlagerstätten, um zu sehen, ob er dort nicht einige Leute auftreiben könnte. Er erklärte sich bereit, an Taglohn zu geben, was sie forderten, worauf sie erwiederten, daß sie die ganze Wolle der Schur verlangten. Und als er nun fortging, riefen sie ihn zurück, mit den Worten: »Hören Sie, wir brauchen Jemand, der uns die Speisen kocht: sind Sie hierzu bereit, so wollen wir Ihnen täglich ein Pfund Sterling geben.«

Auf den Goldlagerstätten beträgt übrigens das Arbeitslohn in Wirklichkeit ein Pfund Sterling den Tag. Die Leute, die aus den Städten zurückkehren und sich bereits ein Vermögen gesammelt haben, wollen nicht mehr arbeiten, und bilden sich ein, das Recht erlangt zu haben, zu leben, ohne etwas zu thun. Die Lebensmittel sind ebenfalls theuer Am Alexanderberge kostet das Pfund Mehl 5 Pence, Schinken und Butter 2¹/₂ Schillinge das Pfund, und der Scheffel Hafer 18 Schillinge. Noch im Monat August war in Sydney der Marktpreis für das Mehl nur 3 Pence und für den Hafer nur 4 Schillinge, und auch schon diese Preise sind höher als die europäischen Marktpreise in Mißjahren.

*) Gipp's Land wird der östliche Küstenstrich der Kolonie Port Philipp genannt.

**) Es drängt sich hierbei unwillkürlich die Frage auf, was der alte Mann zu Gericht zu sitzen hat, da doch unter den obwaltenden Umständen schwerlich Jemand so thöricht sein wird, Prozesse zu führen, und von Untersuchungen in Criminalsachen vollends wohl nicht die Rede sein kann? Die Sache wird aber wahrscheinlich die sein, daß dieser Richter sich streng an seine Berufspflicht hält, und lieber vor leeren Bänken sitzen, als eine Nachlässigkeit in seinem Amte sich zu Schulden kommen lassen will.

Daß in einem Lande, wo plötzlich entdeckte reichhaltige Goldlager die Ausbeuter schnell bereichern, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse eben so schnell zu einer außerordentlichen Höhe im Preise steigen, dazu wirken hauptsächlich zwei Ursachen mit. Die eine besteht darin, daß nunmehr die Bevölkerung schneller sich mehrt als die Masse der Lebensmittel. Denn sobald Letztere mehr in Nachfrage sind, muß ihr Preis nothwendig steigen; und die Werthvermehrung steht in solchen Fällen keineswegs in Verhältniß zu der Unzulänglichkeit der Quantität. Es ist ja eine bekannte Sache, daß der Ausfall eines Sechsteis oder selbst nur eines Zehntels in der Getreideernte die Getreidepreise oft um das Doppelte und bisweilen um das Dreifache in die Höhe treibt. Frankreich und England haben davon 1846 ein Beispiel gegeben. Man darf sogar behaupten, daß ohne die Leichtigkeit der Verbindungen und die billige Fracht die Folgen der Mißernte damals noch weit unheilvoller gewesen wären. Darf man sich also wundern, daß in Ländern, wo die Civilisation kaum erst Eingang gefunden hat, und wo es an Straßen, Kanälen und Eisenbahnen mangelt, das Uebel gleich von Anfang an mit Riesenschritten zunimmt?

Die zweite Ursache ist in der Ueberfülle edler Metalle zu suchen. Wird das Gold mit vollen Händen eingerafft, statt mühsam und in winzigen Theilchen gesammelt zu werden, so fällt es unausbleiblich im Preise, obwohl die Werthverminderung des Goldes, wie des Silbers, sich nur durch das Steigen der Waarenpreise kundgibt, denn der Nominalwerth des Münzzeichens bleibt wie er ist, und nur der Curs fällt in dem Maße, wie die Quantität zunimmt, es sei denn, daß äußere Umstände, wie z. B. überreichliche Getreidezufuhren, das Gleichgewicht für den Augenblick wiederherstellen.

Bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge in den australischen Colonien wirkt dort jeder Fortschritt in der Goldausbeutung zum Verderben des Ackerbaus und der Viehzucht. Vandiemensland, welches bisher die übrigen australischen Colonien mit Getreide versorgen konnte und häufig auch versorgte, wird dieses Jahr (1852) vielleicht nicht einmal für sich selbst davon hinreichend haben. Zu Ende 1851 waren freilich alle Anzeichen zu einer dieses Jahr sehr reichlich ausfallenden Ernte vorhanden; allein wie soll das Getreide geerntet und eingebracht werden können, auf einer Insel, die keine Schnitter, keine Taglöhner, keine Feldarbeiter mehr hat und die sich täglich mehr entvölkert?

Diese Lage ist kritisch, und bei jedem andern Volksstamm als dem angelsächsischen, könnte man sie verzweifelt nennen. Noch einige Monate Mangel an Arbeitskräften und man wird noch weit mehr als eine bloße Schaafschur einbüßen; denn wenn die Heerden nicht mehr beaufsichtigt werden, so gehen sie zu Grunde. Um einen Grundstock zu bilden, auf dem die Zukunft der australischen Landwirthschaft beruhte, war ein Vierteljahrhundert erforderlich; und es ist unwiderbringlich verloren, wenn nicht noch vor Ablauf des Jahres 1852 eine zahlreiche Einwanderung, nicht aus Goldsuchern, sondern aus Leuten bestehend, die mit der Landwirthschaft und dem Hirtenleben vertraut oder befreundet sind, stattfindet. England ist über der Gefahr etwas spät erwacht, spart aber jetzt keine Mühe, um den Sturm zu beschwören. Die Colonialregierung sah mit Schrecken die Einwanderer ankommen, so lange sie blos die Zahl der Goldgräber vermehrten und durch die Concurrenz die Lebensmittel vertheuerten. Sie hatte sogar den brittischen Minister-Staatssecretär der Colonien dringend gebeten, den Strom der überzähligen Bevölkerung nach andern Himmelsstrichen hinzulenken zu suchen. Allein wenn auch in diesem Sinne für die Aus-

wanderung auf Staatskosten gewirkt werden konnte, so ließ sich doch die freiwillige Auswanderung dadurch nicht irre machen. Nur allein von Liverpool fuhren monatlich zweitausend Menschen nach Sydney oder Melbourne ab. Es fehlte an Schiffen für diese Transporte in England, Schottland und Irland und auf den Schiffswerften hatte nie zuvor eine solche Thätigkeit geherrscht.

Mittlerweile hat man jedoch erkannt, daß eine ackerbautreibende Bevölkerung es sei, welche den australischen Colonien in Zukunft Noth thue. Die im Norden von Schottland gelegenen Inseln haben viel zu viele Bewohner, als daß diese bei der dortigen Unfruchtbarkeit des Landes auch bei angestrengtem Fleiß nicht darben sollten. Wenn nun 20- oder 30,000 dieser arbeitsamen Familien angeworben würden zum Anbau des Bodens auf Vandiemensland oder zur Abwartung der Rindvieh- und Schaafheerden in Neu-Südwales, so wären sie einerseits nicht länger eine Bürde für die brittische Mildthätigkeit und retteten andererseits die australischen Colonien. Es sind wirklich schon Subscriptionslisten zu diesem Zwecke in England eröffnet worden, und die Colonie selbst wird sich in den Stand gesetzt finden, dabei mitzuwirken, denn der brittische Minister-Staatssecretär der Colonien hat dem Generalgouverneur Sir Charles Fitzroy eröffnet, daß die Regierung die aus den Abgaben für die Goldausbeutung fließenden Einkünfte der Colonialverwaltung zur Verfügung stelle. Gegenwärtig *) liegt im Londoner Hafen eine ganze Flotte von Handelsschiffen bereit zur Abfahrt nach den australischen Colonien, wohin sie 23,000 Auswanderer und 15,000 Schiffslasten Waaren bringen.

Die brittische Regierung hat dadurch, daß sie jene Einkünfte aus dem Kronregal der Colonialverwaltung überlassen, der Colonie selbst eine sehr wesentliche Hülfe zugewendet, denn die Colonialeinkünfte sind dadurch fast verdoppelt worden. Schon die Abgabe von monatlich 1½ Pfund Sterl. bringt, wenn man annimmt, sie werde 8 Monate des Jahres von 60,000 Minengräbern erhoben, einen Ertrag von 18 Millionen Francs; und wenn die Abgabe obendrein auf 3 Pfund Sterl. erhöht würde, wie man, freilich unter lebhaftem Widerspruch von Seiten der Minengräber, beabsichtigt, so wäre der Ertrag das Doppelte oder 36 Millionen Francs. In Ermangelung englischer Landbebauer, auf deren guten Willen nicht ganz sicher zu rechnen ist, und die auch bei der großen Entfernung sehr bedeutende Kosten verursachen, wäre die Einbringung einer ganzen Bevölkerung von Hindus und Chinesen am Ende noch das Beste.

Die Goldausbeute in den genannten beiden australischen Colonien, die wir jetzt zu bestimmen suchen wollen, scheint im J. 1851 den Gesammtwerth von 1½ Millionen Pfund Sterl. nicht überstiegen zu haben, wobei man jedoch nicht vergessen darf, daß in der Colonie Neu-Südwales die Ausbeutung erst gegen Mitte Mai's und in der Colonie Victoria oder Port Philipp nicht vor Ende Septembers begann. In jener Colonie waren im Januar 1852 etwa 10,000 Goldgräber in Thätigkeit, und der wöchentliche Ertrag schwankte zwischen 12- und 15,000 Unzen. Auf acht Arbeitsmonate im Jahr macht das eine Werthsumme von 31 Millionen Francs, wenn man den Goldpreis in der Colonie rechnet und von 35 Millionen nach dem Preise, den die englische Münze zahlt. Da nun

*) Das heißt, gegen Mitte August 1852, wo Herr Leon Faucher Obiges niederschrieb.

aber die Zahl der Goldgräber sich 1852 sicher vermehrt haben wird, so läßt sich für dieses Jahr nach mäßiger Schätzung ein Gesammtertrag von 40 bis 50 Millionen Francs im Werthe annehmen.

In der Colonie Victoria oder Port Philipp waren gegen Ende Decembers 1851 an 30,000 Minengräber thätig. Ihre Zahl hat sich jedoch seitdem täglich vermehrt und man kann rechnen, daß sie sich im Frühjahr 1852 bereits um 10,000 verstärkt hatte. Die Goldgräberei ist eine Lotterie, in der nur Wenige das große Loos gewinnen. Ein Schreiben aus Sydney vom 4. Februar 1852 stellt die Resultate dieser Industrie — Resultate, welche selbst durch ihre Unsicherheit und Unregelmäßigkeit etwas Anziehendes haben — folgendermaßen zusammen: »Man rechnet, daß von zehn Spekulanten, welche die Wäsche des Goldsandes durch angestellte Arbeiter besorgen lassen, nur einer seine Kosten gedeckt erhält. Bei denen, die für eigene Rechnung arbeiten, ist das Verhältniß des glücklichen Erfolges wie eins zu fünf.« Man darf sich demnach nicht wundern, wenn die von so vielen Minengräbern dem Boden abgewonnenen Goldquantitäten den glänzenden Erwartungen, welche der von Einigen unter ihnen gemachte außerordentliche Gewinn erregt hatte, nicht entsprechen. Es ist vielleicht hoch angeschlagen, wenn man den täglichen Durchschnittsertrag eines Jeden der 40,000 Minengräber in der Colonie Port Philipp zu 10 bis 12 Schillingen Werth annimmt. Hiernach würden zweihundert Arbeitstage für Jeden einen Gewinn von 3000 Francs und auf das Jahr eine Gesammtausbeute zum Werthe von 120 Millionen bringen. Also wäre die Gesammtausbeute der Goldlager in den beiden Colonien am Schlusse des J. 1852, für Neu-Südwales 40 Millionen und für Port Philipp 120 Millionen gerechnet, zu 160 Millionen Francs anzuschlagen. Könnte man dabei das Progressionsverhältniß der californischen Goldausbeute zum Grunde legen, so würde das Doppelte dieser Ausbeute für das dritte Jahr (1853) anzunehmen sein; allein dieser Voraussetzung tritt einigermaßen schon der Umstand entgegen, daß im Monate März (1852), zu welcher Zeit in Neu-Südwales doch bereits fast ein Jahr und in Port Philipp seit einem halben Jahr die Goldlager stark ausgebeutet worden waren, diese beiden Colonien zusammen nicht mehr als für 819,000 Pf. Sterl oder 20,537,000 Frcs. von dem gewonnenen Golde nach England gesandt hatten.

Die Erträge der drei Hauptgoldländer zusammengerechnet, ergibt sich, daß Sibirien, Californien und die australischen Colonien am Schluß des J. 1852 für ungefähr 600 Millionen Frcs. Gold auf den Markt gebracht haben werden, eine Goldmasse, die dem Gewichte von 175 Tonnen oder 87½ Schiffslasten gleichkommt. Sodann ist in Erinnerung zu bringen, daß China und Japan Gold- und Silberminen haben, die in voller Bearbeitung stehen, deren Ausbeute aber freilich über die Grenzen dieser Reiche nicht hinausgeht. Das Himalaya-Gebirge muß ebenfalls Schätze enthalten, die denen der Andenkette von Chili bis zum Oregongebiete nicht nachsteht. Auch scheinen die Bewohner Tibets die goldhaltigen Abflüsse des Himalaya auszubeuten angefangen zu haben. Alle Goldminen sind demnach dem Industriestrome nicht übergeben *) und die Erde birgt noch Schätze genug für zukünftige Geschlechter.

*) Die Entdeckung reicher Goldlager auf der Königin-Charlotten-Insel, an der brittischen Nordwestküste Amerika's, hat sich im Wesentlichen nicht bestätigt; dagegen scheint es gewissermaßen

Auf mehr als 8000 Kilogrammes oder 16,000 deutsche Zoll-Pfund des Jahres kann man die Goldquantitäten nicht schätzen, welche Nord- und Süd-Amerika (Californien nicht mitgerechnet) jährlich liefern. In Europa liefern nur Ungarn und Siebenbürgen (denn die Goldlager am Ural sind mehr zu Asien zu rechnen) Gold in beträchtlicherer Quantität, nämlich jährlich an 2000 Kilogrammes oder 8000 Mark zusammen. Aus Afrika kommen keine nennenswerthe Quantitäten und die Goldwäschereien im indischen Archipel und auf der hinterindischen Halbinsel Malakka mögen, nach dem, was darüber bekannt, eine jährliche Ausbeute von 3- bis 4000 Kilogrammes oder 6- bis 8000 deutsche Zoll-Pfund liefern. Der Gesammtwerth der in den eben angedeuteten Ländern jährlich gewonnenen Goldquantitäten ließe sich also wohl auf 40 bis 50 Millionen Fers. annähernd schätzen. Diese in die oben genannte Werthsumme von 600 Millionen Frcs. mit eingerechnet, würden die Golderträge für das Jahr 1852 sich folgendermaßen zusammenstellen lassen:

Der	Goldertrag	Californiens	zum	Geldwerthe	von	300,000,000	Francs
»	»	der austral. Colonien	»	»	»	160,000,000	»
»	»	des Ural und Altai	»	»	»	90,000,000	»
»	»	aller übrigen Länder	»	»	»	50,000,000	»
				Gesammtwerth		600,000,000	Francs.

Oben haben wir gesehen, daß Californien in den vier Jahren von 1848—51 für 750 Millionen Francs Gold producirt hat. Rußland hat die jährliche Ausbeute zu 100 Millionen gerechnet, in dem nämlichen Zeitraume für 400 und die übrigen Goldländer (ohne Australien) für 200 Millionen geliefert. So käme denn am Schlusse des J. 1852 ein fünfjähriger Goldertrag zum Werthe von beinahe 2000 Millionen Francs heraus, ein Resultat ohne Beispiel in der Geschichte, indem nie zuvor das Gold aus einer so reichhaltigen Quelle noch in so vielen Strömen auf einmal geflossen ist.

V.

Was werden nun die wahrscheinlichen Folgen dieser Goldvermehrung für die Goldländer selbst und für die großen Reichthums- und Industrie-Mittelpunkte, wo der Werth der Dinge durch die Concurrenz bestimmt wird und sich zum Theil schon festgestellt hat, sein? Reden wir zunächst von den überseeischen Goldländern. Gewiß ist, daß dort der nur auf Goldausbeutung gerichtete Sinn die wahrhaft produktive Arbeit, nämlich die, welche Felder und Fluren fruchtbringend macht, bisher gehemmt und selbst rückgängig gemacht hat; allein dieser demoralisirende Einfluß wird von keiner sehr langen Dauer mehr

als Ersatz dafür, keinem Zweifel mehr unterworfen zu sein, daß die Goldlager des australischen Festlandes in Neuseeland ihre Fortsetzung haben. Hr. Cargill, Inspektor der Kronländereien in Duneddin, ist im Besitz von Erzproben, die in verschiedenen Gegenden aufgefunden sind und den unumstößlichen Beweis des Vorhandenseins von Goldcerzen auf der südlichen Hauptinsel Neuseelands liefern.

sein. Denn die Goldsandlager erschöpfen sich. Das angeschwemmte Gold, das durch starke Regengüsse und Ueberschwemmungen fast bis unmittelbar zur Bodenoberfläche verbreitet worden, ist es hauptsächlich, welches beim Goldgraben die Ausbeute liefert. Die Tausende von Minengräbern, die ihm nachspüren, werden es also durch immerwährendes Aufgraben und Umgraben der Erde bald bis auf das letzte Körnlein ausgeräumt haben. Dann bleibt nur noch das im Quarz enthaltene Gold übrig, und zu diesem gelangt man lediglich mittelst eines wissenschaftlichen Verfahrens, welches wiederum, wie beim Silberbergbau, beträchtliche Betriebskapitalien, also vereinte Geldkräfte großer Aktien-Gesellschaften erfordert. Die hiervon ausgeschlossenen oder zurückgewiesenen Kräfte der Einzelnen werden sich dann nothgedrungen dem Bodenanbau zuwenden, und von den zahllosen Einwanderern, die nach Californien und den australischen Colonien der Goldausbeutung wegen geströmt sind, wird noch eine sehr große Menge zur Landeskultur übrig bleiben. Neben Abeutheurern, die aus der Heimath fortziehen, um einem ungewissen Glücke nachzujagen, umschließen die Staatsvereine der Neuzeit doch auch eine Menge armer Familien, die sich glücklich schätzen werden, unter einem fernen Himmelsstrich lohnende Arbeit oder ein, bescheidene Ansprüche auf Behaglichkeit befriedigendes Besitzthum zu finden.

Auch die Spanier richteten bei der Eroberung der Neuen Welt Anfangs ihr Augenmerk lediglich auf die edlen Metalle und schätzten Alles, was nicht Gold oder Silber war, gering; später aber bauten sie Städte, legten Häfen an, errichteten Kirchen, bauten Getreide und zogen Viehheerden auf. Nach den Kriegern kamen die Bergleute, und nach den Bergleuten die Colonisten; das Schwert hatte also dem Pfluge nur den Weg gebahnt; und was in dieser Hinsicht im 17. Jahrhundert sich ereignet hat, wird im 19. gewiß sich erneuern. Mit andern Worten, Neuholland, Californien und die nordischen Altai-Länder werden mehr oder minder stark bevölkert werden. Man darf gewiß glauben, daß die Vorsehung die in den Abhängen der Gebirge und in den Tiefen der Thäler dieser Länder angehäuften Schätze zu einem Magnet bestimmt hat, um die überzählige Bevölkerung und den Colonisationsgeist Europa's dahin zu ziehen. — Soviel was die Goldländer selbst betrifft.

Was den Einfluß anbelangt, den die außerordentliche Goldfülle auf die Importations-Märkte ausüben muß, so ist die erste und jedenfalls wichtigste Frage die, ob der relative Werth des Goldes und des Silbers sich einer sehr tiefgreifenden Störung ausgesetzt finden möchte? Wir haben den wirklichen Golertrag zu bestimmen gesucht, und wollen nun den des Silbers auszumitteln suchen.

Humboldt schätzte die Silberausbeute im Anfange dieses Jahrhunderts auf 870,000 Kilogrammes oder 1,740,000 deutsche Zoll-Pfund im Gewichte, also zum Werthe von 193 Millionen Francs. Im Jahre 1847 nahm Michael Chevalier die jährliche Silberproduktion zu 775,000 Kilogrammes (1,550,000 deutsche Zoll-Pfund), demnach zum Werthe von 172 Millionen Francs an; allein es ist Grund vorhanden, zu glauben, daß er die Silberausbeute der mexicanischen Gruben, deren Werth er in die Berechnung zu 18½ Millionen Piaster aufgenommen, zu niedrig angeschlagen hat. In einem späteren Werke über das Geldwesen schätzt er die gesammte jährliche Silberausbeute auf 900,000 Kilogrammes oder 1,800,000 deutsche Zoll-Pfund. Eine englische Zeitschrift, Economist, hat sie für 1850 zu einer Gewichtsquantität berechnet, die dem Werth von 191,772,000

Francs entspricht. Allein die wirkliche Silberproduktion scheint noch beträchtlicher zu sein, und für 1851 nicht unter 1 Million Kilogrammes (2 Millionen deutsche Zoll-Pfund), oder beiläufig 230 Millionen Francs im Werthe angenommen werden zu können. Hiervon würden geliefert haben:

Merico	zum	Werthe	von	133,000,000	Francs
Chili	»	»	»	22,000,000	» *)
Peru	»	»	»	25,000,000	»
Bolivia u. Neu-Granada	»	»	»	12,000,000	»
Rußland u. Norwegen	»	»	»	5,000,000	»
Sachsen, Böhmen rc.	»	»	»	5,000,000	»
Ungarn	»	»	»	7,000,000	»
Spanien	»	»	»	16,000,000	»
Das übrige Europa	»	»	»	5,000,000	»
			Gesammtwerth	230,000,000	Francs.

Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wie die Silberausbeute von 1852 zum Werthe von 250 Millionen Francs oder zu mehr als 1,100,000 Kilogrammes (2,200,000 deutsche Zoll-Pfund) im Gewichte annehmen.

Sonach würde der Gesammtwerth der im Jahre 1852 auf der ganzen Erde gewonnenen edlen Metalle 850 Millionen Francs betragen, nämlich der Goldwerth 600 Millionen und der Silberwerth 250 Millionen, wobei das Gewicht des Goldes sich zu dem des Silbers wie 1 zu 6,3 verhalten würde.

Wenn wir eine allmälige Zunahme in der Silberproduktion annehmen, so gehen wir von keiner leeren Hypothese aus. Im Jahre 1843 betrug die Silberausbeute kaum 16 Millionen Piaster im Werthe; und im Jahre 1849 belief sich das in den mexicanischen Münzen geprägte Silber auf 20 Millionen Piaster, ohne den, wenigstens 3 bis 4 Millionen betragenden verheimlichten Theil zu rechnen. Demnach bleiben wir allem Anscheine nach weit unter der Wahrheit, und wahrscheinlich wird dieses Jahr die Ausbeute wieder die Höhe von 27 Millionen Piaster erreichen, welche sie 1805 unter der spanischen Herrschaft erreicht hatte. In Chili ist die Zunahme noch rascher erfolgt, indem die Silberminen, welche 1841 und 1843 eine Ausbeute von resp. 821,000 und 1,534,000 Piastern gaben, 1849 zum Werthe von 3,343,000 und 1850 zu dem von 4,070,000 Piastern lieferten.

Eine rein mechanische und locale Ursache wird zu dieser Steigerung wirksam beitragen. Bekanntlich ist die Amalgamirmethode fast die einzige, welche in den Silberhütten Chili's, Peru's und Merico's zur Ausscheidung des Silbers angewendet wird. Zur Ausscheidung eines Centners Silbers sind anderthalb Centner Quecksilber erforderlich. Natürlich sind unter solchen Umständen die Quecksilberpreise von großem Einflusse auf die Silberausscheidung. Stehen die Preise übermäßig hoch, so beschränkt sich die Ausbeutung auf die reichhaltigsten Silbergruben, und nur wenn sie herabgehen, kann sie sich

*) Nach den, mir durch den chilesischen Geschäftsträger zu Paris, Hrn. Rosalès, gütigst mitgetheilten amtlichen Angaben hatte die Ausbeute von 1850 den Werth von 4,070,000 Piastern.

auch auf die minder ergiebigen Minen ausdehnen. Vor der Revolution ließ die spanische Krone das Quecksilber, dessen Verkauf sie als Monopol ausübte, in sämmtlichen Niederlagen Mexiro's zu 35 bis 40 Piastern den Centner ab; und daher rührte die ungeheure Ausdehnung des dortigen Silberbergbau's, so wenig kunstgerecht auch das beobachtete Ausscheidungs-Verfahren sein mochte. Seitdem die spanische Regierung durch den zerrütteten Zustand ihrer Finanzen gedrängt, die Quecksilbergruben von Almaden verpachtet, haben die Pächter, welche eine sehr hohe Pacht zahlen und lange Zeit keine Concurrenz zu fürchten hatten, die Quecksilberpreise unverhältnißmäßig gesteigert. Vor einigen Jahren mußte in Guanaruato der Centner mit 150 Piastern bezahlt werden. Im Jahre 1850 ließ ihn sich der Agent des Hauses Rothschild in der Niederlage zu Mexico mit 103 bis 105 Piastern, frei Verarruz, bezahlen. In Mazatlan galt er damals 120 Piaster. In Almaden selbst kommt der Centner Quecksilber 18 Piaster zu stehen, und zur Ausscheidung des Silbers in Spanien wird er zum Preise von 45 Piastern geliefert.

Mit dem Monopol wird auch der theure Preis aufhören. Spanien hat nicht mehr das Privilegium, den Silberbergwerksbesitzern der Neuen Welt das Quecksilber zu liefern. Californien besitzt ebenfalls sehr reichhaltige Quecksilbergruben, deren Ausbeutung gegenwärtig mit reger Thätigkeit betrieben wird. Die nur einige Meilen von San Francisco entfernten Gruben von Neu-Almaden liefern täglich 400 Kilogrammes oder 8 Centner Quecksilber. Bei dreihunderttägiger Arbeit des Jahres macht das einen Vorrath von 120,000 Kilogrammes oder 2400 Centnern, womit wenigstens 80,000 Kilogrammes oder 1600 Centner Silber ausgeschieden werden können. An der Mine selbst kostet der Centner Quecksilber 25 Piaster; frei Fresnillo, in der Nähe der reichhaltigen Silbergruben von Sombrerete, wohin das Quecksilber auf Maulthieren von Mazatlan*) geschafft wird, ward 1850 der Centner mit 93 Piastern bezahlt. Die Eigenthümer der Quecksilbergruben von Neu-Almaden machen sich anheischig, ihre Forderungen billiger zu stellen, sobald die Preise des spanischen Quecksilbers niedriger stehen. Sie haben von dem Erzeugniß ihrer Gruben bis nach Chili gesandt, wo die Silberausbeutung einen neuen Aufschwung genommen hat. Sie können es auch in Peru mit Vortheil absetzen; denn das Quecksilber von Guancavelica kostete im August 1850 in Pasco (nordöstlich und 25 M. von Lima) 104 Piaster der Centner. Die Quecksilbergruben von Neu-Almaden sind nicht die einzigen, welche in Californien ausgebeutet werden. Man findet dort überhaupt an mehreren Stellen Spuren von Quecksilbererzen; aber auch jetzt noch, und noch bevor die Wissenschaft alle Reichthümer dieses Landes zu Tage gefördert hat, ist Californien im Stande, das Quecksilber nach Verhältniß eben so reichlich zu liefern, wie das Gold.

Die Nachricht, daß auch in Mexiro, und zwar in der Nähe von San Luis Potosi (nordnordwestlich und 44 M. von der mexicanischen Hauptstadt), Quecksilbererzlager entdeckt worden, hat sich durch spätere, im März d. J. (1852) in London eingetroffne

*) Alle diese Oerter gehören zu Mexico. Mazatlan ist eine Seestadt am Eingange zum Meerbusen von Californien, westnordwestlich und 130 M. von der mexicanischen Hauptstadt. Fresnillo liegt im Innern, östlich 60 M. von Mazatlan, und Sombrerete oder Sombierete liegt im Hochgebirge, nordwestlich und 10 M. von Fresnillo.

Berichte bestätigt. Ob es nun aber die ältern sind, die ihrer Geringhaltigkeit wegen verlassen wurden, oder ob es wirklich neue Lager sind, deren Erze, wie die von Neu-Almaden, 50 pCt. Quecksilber geben, muß die Folge lehren. Mittlerweile ist der Preis des Quecksilbers im Bergdistrikt von Guanaxuato auf 40 Piaster der Centner herabgegangen, und erhält sich auf einer Höhe, die zwischen 56 und 55 Piastern schwankt. Kurz, die Bedingungen für die Silberausbeutung haben sich jetzt günstiger gestellt. Eine Ersparniß von 60 bis 70 Piastern auf den Centner bei den Amalgamirungskosten wird den Unternehmungsgeist zu wecken nicht verfehlen.

Auf die Silberausbeutung wird nothwendiger Weise auch noch ein zweiter Umstand von vortheilhaftem Einfluß sein, und der ist kein anderer, als eben der Goldüberfluß. Wie gering auch die durch letztern bewirkte Werthherhöhung des Silbers sein möge, so wird diese doch immer wie ein Hebel auf die Minenarbeit wirken. Sobald das Silber in Nachfrage steht, werden aufgelassene Gruben wieder in Bau genommen, und der Bau der ergiebig gebliebenen wird um so eifriger betrieben werden. Wenn die, den Geldumlauf erhaltenden Silberminen gegenwärtig erschöpft wären, und es auch keine andere Mittel und Wege zur Ergänzung des dann entstehenden Mangels gäbe, so würde in einigen Jahren das Silber den Werth des Goldes erreichen, oder vielmehr das Gold würde auf die Werthhöhe des Silbers herabsinken; allein so lange die Silbergewinnung keine andere Grenzen hat, als das Arbeitslohn, die Maschinenkraft und die möglichste Billigkeit des dabei anzuwendenden wissenschaftlichen Verfahrens, muß jede Zunahme in der Goldproduktion, sofern nicht ein außerordentlicher Bedarf damit zufällig verbunden ist, eine entsprechende Zunahme in der Silberproduktion herbeiführen. Und haben wir nicht das lebendige Beispiel davon seit 1850 vor unseren Augen? Wer würde behaupten wollen, das californische Gold habe auf die Fortschritte der Silberausbentung in Mexico und Chili keinen Einfluß ausgeübt?

Uebrigens trägt die Goldgewinnung an sich schon zur Vermehrung der Silbermasse bei. Die Silbererze sind nicht immer goldhaltig, und selbst die, welche am reichhaltigsten sind, enthalten doch immer nur Goldtheilchen, dagegen sind die Golderze stets silberhaltig, und zwar sind es die californischen zum achten Theil, die sibirischen zum zehnten und die neuholländischen zum fünften Theil. In den Golderzen der australischen Colonien ist also das Verhältniß so, daß auf 4 Kilogrammes (8 deutsche Zoll-Pfund) Gold 1 Kilogramme (2 deutsche Zoll-Pfund) Silber kommt. Dies ist eine wichtige Thatsache, welche durch die chemische Analyse ermittelt ist.

Wenn nun demnach die Silberproduktion im Zunehmen begriffen ist, so entsteht die Frage, ob sich andererseits die Goldproduktion in ihrer jetzigen Ausdehnung erhalten werde? Das dürfte nach Gründen der Wahrscheinlichkeit zu bezweifeln sein. In Sibirien haben, wie wir gesehen, die Goldlager seit 1847 an Ergiebigkeit sich vermindert. In Californien ist die Ergiebigkeit stationär geblieben, vielleicht aber ebenfalls in der Abnahme begriffen. Nur Neuholland, welches außer den schon in Bearbeitung genommenen auch noch unausgebeutete Goldlager hat, wird wahrscheinlich eine stärkere Ausbeute als bisher liefern. Auch können neue Goldlager in andern Ländern entdeckt werden und ihre Ergebnisse mit in die Wagschale kommen. Wenn man sich dies alles vergegenwärtigt, so neigt man sich unwillkürlich zu dem Gedanken hin, die Goldquantitä-

ten, welche gegenwärtig jährlich zu Tage gefördert werden, möchten noch eine Reihe von Jahren hindurch sich nicht vermindern. Allein dem steht entgegen, daß sobald die Goldgräber die Geschiebe oder angeschwemmten Goldlager aufgeräumt haben werden, das Gold aus seinem, von der Natur ihm angewiesenen Ur- oder Stammsitz hervorgeholt werden muß, und dazu gehören regelrechte bergmännische Arbeiten, welche einerseits weit weniger Ausbeute liefern und andererseits Betriebskapitalien und ein wissenschaftliches Verfahren voraussetzen.

In einer 1848 in der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu London vorgelesenen Abhandlung machte Sir Roderik Murchison bemerklich, daß die Hauptgoldniederlagen sich in goldhältigen Trümmergesteinen befänden, und von den in Quarzfels eingesprengten Adern sich keineswegs die nämliche Ergiebigkeit erwarten ließe. Diese Ansicht hat sich durch die in Californien bis jetzt gewonnenen Resultate als vollkommen richtig ausgewiesen. Wir geben in dieser Beziehung folgendes, aus San Francisco, vom 4. April 1852 datirtes Schreiben eines Bergbeamten, der die verschiedenen californischen Goldlagerstätten und Distrikte bereis't hatte, hier wieder:

»Ich theile Ihnen die Resultate der mit Quarzfels-Bruchstücken angestellten Versuche mit. Zu jedem Versuche sind drei Tonnen Quarz genommen, und nachdem das Gestein zu Staub zermalmt, ist die Masse sorgfältig amalgamirt worden. In Bath-County, zwischen dem Yuba und dem Federflusse, wurden fünf Versuche mit eben so vielen Goldquarzadern angestellt. Nr. 1 lieferte Gold zum Werthe von 3 Dollars 53 Cents auf die Tonne; Nr. 2 zum Werthe von 9$^1/_4$ Dollars, Nr. 3 zu dem von 11 Dollars, Nr. 4 ebensoviel, und Nr. 5 zum Werthe von 17 Dollars. In Nevada-County wurden Versuche an vier verschiedenen Stellen gemacht: Nr. 1 lieferte zum Werthe von 15 Dollars auf die Tonne; Nr. 2 lieferte kaum einige Goldtheilchen, Nr. 3 zum Werthe von 14 Dollars (diese Mine, zu deren Anbau eine Aktiengesellschaft sich gebildet hatte, ist jetzt verlassen), und Nr. 4 lieferte zum Werthe von 59 Dollars; diese Ader hat bei ihrer außerordentlichen Reichhaltigkeit den Eigenthümern schon beträchtlichen Gewinn getragen. In Eldorado-County lieferten drei verschiedene Adern nicht über den Werth von 17 Dollars auf die Tonne; jedoch eine vierte war eben so reichhaltig wie Nr. 4 in Nevada-County. In Mariposa-County lieferten unter acht Adern drei kaum ein Ergebniß von 3 bis 7 Dollars Goldwerth auf die Tonne; drei andere lieferten zum Werthe von 7 bis 20, die siebente zum Werthe von 24 und die achte zu dem von 38 Dollars. Zur Bearbeitung der beiden letztern hatten sich Unternehmungslustige eingefunden. Keine dieser Minenbearbeitungen erfordert mehr Orts- und Sachkenntniß oder ein größeres Betriebskapital als der Bergbau auf goldhaltige Quarzadern überhaupt. Eine gute Ader, die z. B. 36 Dollars Goldwerth auf die Tonne Erz liefert, kann bei mäßigen Ansprüchen als befriedigend angesehen werden. Hin und wieder gibt es noch weit reichhaltigere; allein von allen in Californien errichteten Pochmühlen ist, glaube ich, nicht der dritte Theil bei Minen im Gebrauch, welche bei einigermaßen fortgesetzter Arbeit für 30 Dollars Goldwerth auf die Tonne liefern. Auch ist die Hälfte dieser Arbeiten eingestellt.«

Nach dem vorstehenden Berichte also müßte eine Goldquarzader, um ergiebig genannt werden zu können, 36 Dollars an Goldwerth auf die Tonne liefern. Dem Gewichte nach wären das 55 Grammes auf 1000 Kilogrammes, oder 5$^1/_2$ Theile Gold

auf 100,000 Theile Quarz. Das Eisenerz liefert 10 bis 15 pCt. Metall, und die Eisengewinnung erfordert bei weitem weniger Arbeit und Kosten als die Goldgewinnung. In Neuholland hat man zwar, nach der mit einigen Unzen Quarz von Ophir angestellten Analyse, Anfangs die Vermuthung gehegt, die Tonne Erz müsse für 1100 Pfund Sterl. Gold liefern; allein diese, mit einer so äußerst geringen Quantität gemachten Versuche verdienen keine weitere Beachtung. Allerdings werden auch in Neuholland die Minengräber zu den Goldquarzadern zuletzt ihre Zuflucht nehmen müssen, aber daß diese Adern weit ermunterndere Resultate als die californischen liefern sollten, ist nicht wahrscheinlich.

Der außerordentliche Goldüberfluß der Gegenwart trägt also nicht die Zeichen der Dauer an sich. Es ist ein plötzliches Hereinbrechen, womit wir es zu thun haben; nicht aber handelt es sich, soweit man bis jetzt darüber urtheilen kann, um die Herrschaft eines Metalls, welches ein anderes verdrängt hat. Nichtsdestoweniger würde, ohne den Aufschwung, den die Silberminen zu nehmen scheinen, eine sehr bedeutende Werthverminderung des Goldes im Verhältniß zum Silberwerth unfehlbar eintreten. Verschiedene Nebenursachen haben ebenfalls dazu beigetragen, oder werden dazu beitragen, die Wirkungen einer solchen Ueberfluthung zu neutralisiren.

Zu wissen, wie groß die Quantitäten sind, welche die jährliche Produktion der edlen Metalle liefert, daran liegt wenig, wenn man nur ungefähr weiß, in welchem Verhältnisse sie sich auf die beiden Halbkugeln vertheilen. Das Silber bedingt einen geregelten Handel, und, aus Quellen herrührend, welche schon seit langer Zeit geöffnet sind, wird es in Europa beinahe ausschließlich gegen Erzeugnisse des Bodens oder der Industrie ausgetauscht. Das californische Gold dagegen, ein unerwarteter, in einem neuen Lande plötzlich auftauchender Reichthum, ist zunächst von den Bedürfnissen der Lokalcirculation in Anspruch genommen worden; denn eine, mitten in Wildnissen sich bildende neue Staatsgesellschaft mußte nothgedrungen das Tauschmittel der Geldmünze baldmöglichst bei sich einzuführen bemüht sein. Nachdem der Bedarf Californiens befriedigt war, kam der der Staaten an die Reihe. Die Ver. Staaten hatten schon seit einigen Jahren daran gearbeitet, die edlen Metalle wieder in den Geldumlauf bei sich zu bringen; und das aus Californien eingeführte Gold trug mächtig dazu bei, diese Operation zu bewerkstelligen. Silbergeld circulirt nur in verhältnißmäßig geringen Quantitäten; wenigstens was die Dollarsstücke oder harten Piaster betrifft, in der nordamerikanischen Union. Es werden dort hauptsächlich nur 20-, 10- und 5- Dollarsstücke in Golde und selbst Golddollars geprägt. Von 400 bis 500 Millionen Francs im Werthe, die in den drei ersten Jahren (seit der californischen Goldausbeutung) sich ansammelten, sind kaum 70 oder 75 Millionen nach Europa versandt worden. Die Versendungen von 1851 sind freilich schon merklicher gewesen; denn nach den Angaben nordamerikanischer Blätter über die aus den Häfen von New-York und Neuorleans versendeten Goldquantitäten, hat Europa im genannten Jahr zum Werthe von 200 Millionen Francs erhalten.

Man gelangt zu dem nämlichen Resultate, wenn man andere Thatsachen damit zusammenhält. Die Londoner Münze, welche durchschnittlich für 2 Millionen Pf. Sterl. Goldstücke prägt, und 1850 deren nur für 1,492,000 Pf. Sterl. geprägt hatte, lieferte 1851 nicht weniger als zum Betrage von 4,200,000 Pf. Sterl. oder von mehr als 105 Millionen Francs, und hiervon mußte die Hälfte jedenfalls aus californischem

Golde geschlagen sein. In demselben Jahre prägte die Pariser Münze Goldstücke zum Belaufe von 269.709,570 Francs, davon beinahe 100 Millionen an umgeprägten niederländischen Wilhelmsd'ors. Bringt man nun noch die in Deutschland geprägten Goldmünzen, die freilich nur auf ein verhältnißmäßig geringes Quantum sich beschränken, mit in Anschlag, so kommt wieder die ungefähre Werthsumme von 200 Millionen Francs für das aus Californien stammende Gold heraus. Im ersten Quartal des laufenden Jahres (1852) hat die Pariser Münze nicht mehr als für 14 Millionen Francs Goldmünzen geprägt; hiernach zu urtheilen, würde also anzunehmen sein, daß die Einfuhr jenes Goldes dieses Jahr geringer wäre als voriges Jahr.

Die australischen Colonien senden regelmäßig sehr große Quantitäten Gold nach England; indeß einen Theil von dem, was sie in Goldstaub oder Goldkörnern hinsenden, erhalten sie in gemünztem Golde wieder. Um die Mitte dieses Jahres (1852), also zu einer Zeit, wo England noch kaum zum Werthe von 800,000 Pf. Sterl. aus Sydney oder Melbourne erhalten hatte, gingen mehrere Schiffe von London dahin ab, mit 200,000 Pf. Sterl. gemünzten Goldes befrachtet. Beträchtliche Summen werden dahin auch in der Form von Silberzeug und Schmucksachen ausgeführt werden. Je höher der Reichthum dieser Colonien steigt, um so mehr werden sie Gold in ihren Geldumlauf bringen und auf Luxusgegenstände verwenden. Das Produktionsland ist unfehlbar immer das erste, welches von dem Erzeugnisse am meisten verbraucht.

Uebrigens, so stark der Goldzufluß auf dem Londoner Markte auch ist, so wurde doch gegen Mitte Juni's 1852 für das australische Gold noch 4 Pf. 2 Sch. Sterl. die Unze gezahlt. Dieser hohe Preis erklärt sich durch den Bedarf des europäischen Continents. Europa zählt über 250 Millionen Einwohner, und kaum die Hälfte derselben ist hinreichend mit Metallgeld versehen. Die bei den civilisirten Nationen circulirenden Metallmünzen müßten in der That um mehrere Millionen Francs vermehrt werden, wenn überall eine so starke Baarsumme im Umlaufe sein sollte, wie z. B. in Frankreich, England, den Niederlanden und der Schweiz. Es ist eine bekannte Sache, daß nur die gewerbfleißigen Völker viel Gold und Silber nöthig haben, eben weil nur sie viele Geschäfte machen. Ueberreichliche Produktion bedingt und erheischt überreichliches baares Geld. Freilich muß der effektive Bestand des Reichthums dem ihn kundgebenden und verfügbar machenden Zeichen vorhergehen, zugleich läßt sich aber auch nicht läugnen, daß die Circulation der edlen Metalle zum Reichthümersammeln in hohem Grade anspornt: sie wirkt wie die Transportmittel, welche dadurch, daß sie Ausgangskanäle öffnen und den Absatzmarkt erweitern, den Erzeugnissen einen um so höhern Werth verleihen. Das halbe Europa treibt einen mittelmäßigen Handel und zieht nur einen geringen Nutzen von seinen natürlichen Hülfsquellen; es hat weder Industrie noch Credit, noch viel klingende Münze im Umlaufe. Um also auch hier die Metallcirculation mit der in den europäischen Haupthandelsstaaten auf gleiche Höhe zu bringen, müßten die Schätze Sibiriens, Australiens, Nord- und Südamerika's noch viele Jahre über Europa sich ergießen.

Die Seltenheit des Goldes hatte dessen Prägung, namentlich in Frankreich, auf größere Goldstücke beschränkt. Seit es aber reichlicher geworden ist, werden hier auch Zehnfrankenstücke geprägt, die sehr gesucht und ein bequemes Zahlungsmittel sind. Sie scheinen bestimmt zu sein, einen Theil des Silbergeldes zu ersetzen, der unnützer Weise die leichte

Circulation hindert. Man hat berechnet, daß die Bankbillets von 200 und 100 Francs eine Ersparung von mehreren hundert Millionen in der Verwendung der edlen Metalle bewirkt haben. Andererseits werden nun die Zehnfrankenstücke einen Theil des überflüssigen Goldes in den Geldumlauf bringen und das Silbergeld darin vermindern. Die Nachfrage nach Silber wird also dessen im Umlaufe befindliche Quantität um so viel vermindern, als sie die des Goldes vermehren wird. Die täglichen Baarzahlungen werden dadurch ebenso an Erleichterung, wie an Sicherheit gewinnen: das Silbergeld bildet dann die Ausgleichungsmünze des Goldes und das Gold die Ausgleichungsmünze der Bankbillets. Diese Einrichtung eben besteht in England, wo das Silbergeld in so geringen Quantitäten circulirt, daß die Londoner Münze, welche 1850 für 1,492,000 Pfund Sterl. Goldmünzen prägte, gleichzeitig nicht mehr als für 130,000 Pfund Sterl. neugeprägtes Silbergeld lieferte. Dies sind 3,260,000 Francs an Werth, und die französische Münze prägte im nämlichen Jahre 86 Millionen Francs Silbergeld.

Man darf nicht vergessen, daß auch die der Civilisation des Christenthums nicht angehörenden Völker ihren Antheil bei der Vertheilung der edlen Metalle in Anspruch nehmen. Die Chinesen haben schon vor langer Zeit peruanisches und mexicanisches geprägtes Gold und Silber für ihre Seidenwaaren erhalten, und durch den Handel oder die Arbeit das auf den Sunda-Inseln erzeugte Gold an sich gezogen. Dieses betriebsame Volk hat ferner nicht minder wie europäische Nationen sein Contingent von Handelsleuten und Minengräbern auf den Goldlagerstätten Californiens und Neuhollands gestellt. Ein Theil des californischen Goldes hat bereits den Weg nach China genommen; jedoch scheint das australische Festland besser gelegen, um die östlichen und südlichen Länder Asiens mit edlen Metallen zu versorgen. Dort wird aber das australische Gold als todtes Kapital angelegt; denn wenn die nach Europa in den Verkehr gebrachten edlen Metalle gewissermaßen stets oben schwimmen und nach einiger Zeit wenigstens theilweise sich wiedereinfinden, so kehren dagegen die, welche nach China, Indien, oder nach Afrika gesandt werden, nie wieder von dort zurück, denn dort kommen sie nicht in den Verkehr, sondern zum Verbrauch.

Nichts möchte geeigneter sein, die wegen der starken Goldzufuhr beunruhigten Gemüther wieder zu beruhigen, als die fast grenzenlose Ausdehnung des Marktes. Welches civilisirte oder nicht-civilisirte, ackerbau- oder gewerbtreibende Volk betheiligt sich heutzutage nicht bei der Handelsbewegung? Die Millionen, die den Bergwerken der Andenkette abgewonnen werden können, was wollen sie sagen gegen die Millionen, welche die auf dem Erdboden durch die Arbeit geschaffenen Kapitalien repräsentiren? Es bedürfte einer mehr als fünfundzwanzigjährigen Ausbeute, wie diejenige, welche die Goldwäschereien des Altai, Californiens und der australischen Colonien zusammen liefern, um eine Goldsumme aufzubringen, die dem jährlichen Einkommen auch nur von England gleichkäme. Diese unerwartete Ausbeute an edlen Metallen hat sich einem gemeinsamen Fonds angeschlossen, der nicht mehr die Armuth, sondern der Reichthum ist, und kann weder von tiefgreifender noch dauernder Einwirkung auf die unberechenbare Werthmasse sein, die in der Welt vorhanden ist.

Zudem hebt Europa das Gold und das Silber nicht etwa wie Reliquien auf. Die Geldmünzen nützen sich durch den Gebrauch bis zu dem Grade ab, daß sie von Zeit zu

Zeit umgeschmolzen werden müssen, wo dann der hierbei entstehende Verlust der Gesellschaft zur Last fällt. Der Gebrauch von Gold- und Silbergeschirr, der Goldschmidtsarbeiten und Schmucksachen erweitert sich ebenfalls täglich, wie der Horizont der Mittelklassen. Die Werkstätten Frankreichs, Englands, Deutschlands und der Schweiz fabriziren dergleichen für die ganze Welt. Englische Statistiker haben den Ausfall, der durch das Abnutzen der Münzen, Unglücksfälle zur See und Versendungen zu todter Hand in den Gold- und Silbervorräthen der Ver. Staaten und Europa's entsteht, auf mehr als 125 Millionen Francs jährlich geschätzt. Wenn man nun auch diese Schätzung für zu hoch halten sollte, so könnte man diesen Verlust doch immer zu 75 Millionen anschlagen. Das auf Luxusgegenstände jährlich verwendete Gold und Silber wird von Jacob auf 148 Mill. Francs im Werthe geschätzt und dabei ist das in den Ver. Staaten zu solchen Dingen verwendete Quantum nicht mitgerechnet. M'Culloch, der die Ver. Staaten in Rechnung bringt, bleibt bei 150 Millionen stehen. Jedenfalls kann man ohne Uebertreibung 125 Millionen annehmen, da schon Frankreich allein zum Werthe von 30 Millionen auf dergleichen Gegenstände verwendet. Jene 75 Millionen hinzugerechnet, werden also jährlich edle Metalle zum Werthe von 200 Millionen Francs dem Verkehr entzogen, und die Goldquantität, welche auf diese Weise absorbirt wird, mehrt sich mit jedem Tage.

Was ist von der aus Peru und Mexico während eines dreihundertjährigen Zeitraumes bezogenen ungeheuren Gold- und Silbermasse in Europa noch übrig geblieben? Die im Verkehr befindlichen edlen Metalle machen kaum so viel aus, wie die Gold- und Silberminen seit fünfzig Jahren geliefert haben. Die 30,000 Millionen, welche Amerika von der spanischen Eroberung an bis zum Anfange dieses Jahrhunderts nach Europa geliefert hatte, sind beinahe schon gänzlich verschwunden. Man möchte sagen, die edlen Metalle verflüchtigen sich, sobald sie von der Industrie berührt werden. Frankreich prägt eine große Quantität Gold und Silber zu Münzen; allein das gemünzte Gold bleibt hier nicht, sondern geht großentheils immer wieder zum Lande hinaus. So sind während des zwölfjährigen Zeitraums von 1840 bis 1852 123,012 Kilogrammes (246,024 deutsche Zoll-Pfund) Gold in Frankreich ein- und dagegen 71,217 Kilogrammes (142,434 deutsche Zoll-Pfund) ausgeführt: die Mehreinfuhr betrug demnach 52,595 Kilogrammes oder im Geldwerth 181,138,000 Francs, folglich im Durchschnitt 15 Millionen Francs jährlich. Zu Schmucksachen, Goldarbeiten und Vergoldungen wird in Frankreich jährlich an Gold mehr verbraucht, als diese Summe ausmacht und das Fehlende von den im Lande gebliebenen Goldmünzen genommen, daher der hohe Goldcours auf dem französischen Markte. Jene Durchschnittssumme von 15 Millionen würde sich freilich um mehr als die Hälfte verringern, wenn das Jahr 1851, wo die Goldeinfuhr die Goldausfuhr um 34,503 Kilogrammes überstieg, mit in Anschlag gebracht würde; allein dieser Fall bildet eine Ausnahme von der Regel und kann daher hierbei nicht berücksichtigt werden. Es bleibt ohnehin wenig genug im Lande. Das Gold wandert von dem französischen Markte nach dem Londoner. Die Bank von Frankreich, deren Baarvorrath an Golde sich 1851 auf den Werth von ungefähr 100 Millionen Francs belief, hatte um die Mitte des Jahres 1852 davon nur noch zum Werthe von 15 bis 20 Millionen. Sodann ist auch das gemünzte Gold, welches in Paris sehr häufig vorkommt, in den Provinzen nur selten anzutreffen.

In dem genannten zwölfjährigen Zeitraume von 1840 bis 1852 hat der französische Handel 10,175,312 Kilogrammes Silber eingeführt und 3,688,279 Kilogrammes davon ausgeführt. Die Mehreinfuhr von 6,487,053 Kilogrammes (12,974,106 deutsche Zoll-Pfund) macht eine Summe von 1430,125,943 Francs im Ganzen oder von 119,157,162 Francs aufs Jahr aus. Rechnen wir nun, daß die Luxusbedürfnisse jährlich für 15 Millionen hinwegnehmen und die Münzabnutzung einen Ausfall von 10 bis 12 Millionen bewirkt, so würde der französische Silbergeld-Vorrath sich dennoch seit 1840 um nicht weniger als 1100 Millionen vermehrt haben. Dies läßt in dem französischen Geldverkehr der Goldzunahme wahrlich einen weiten Spielraum. Würde auch fortan die Goldeinfuhr die Ausfuhr um die Werthsumme von 200 Millionen Francs jährlich übersteigen, so wären doch, bei dem angesammelten Vorrathe von 1100 Millionen und bei dem jährlichen Ueberschusse von 80 bis 90 Millionen rücksichtlich der Einfuhr und der Geldabnützung, wenigstens zehn Jahre erforderlich, um das Gleichgewicht zwischen den beiden Metallen, wie es 1840 war, wiederherzustellen.

Es gibt nichts Gewagteres, als Vorherverkündigungen oder Vorherbestimmungen, mögen sie noch so wenig absprechend sein, in Allem, was den Gold- und Silberhandel betrifft. Die Schärfe, welche die Staatswirthschaftskunde in die Beobachtung der Thatsachen bringt und die Genauigkeit der Berechnung können Erscheinungen nicht beikommen, die von unzähligen Ursachen abhängen; allein füglich darf man, mit Bezugnahme auf den Umstand, daß das Gold, ungeachtet der zunehmenden Einfuhr und ungeachtet dessen, daß es in mehreren Ländern von dem Geldverkehr ausgeschlossen worden ist, dennoch eine Courserhöhung erfährt, annehmen, daß das zwischen dem Golde und dem Silber in verschiedenen Ländern gesetzlich festgestellte Verhältniß, wenn überhaupt, doch wenigstens vor Ablauf mehrerer Jahre nicht werde gestört werden.

Als die durch die große Goldmasse Californiens geweckten Besorgnisse den höchsten Grad erreicht hatten, wurden mehr oder minder schroffe Maßregeln in Vorschlag gebracht. So gab es in Frankreich Manche, welche der Meinung waren, die Regierung müsse die jährlich gemünzten Goldquantitäten auf ein gewisses Maß beschränken. Allein diese Maßregel würde im Fall einer Werthverminderung nur sehr unvollständig ihren Zweck erreicht haben; denn die eingeführten und in Goldstangen aufbewahrten Quantitäten hätten sich darum nicht minder vermehrt. Andere sprachen von einer Abänderung des Legalverhältnisses, was jedoch keinen Zweck gehabt hätte, so lange das Gold Agio erhält. Wenn das Gold eine Werthverminderung erlitten hat, so würde die Maßregel gefährlich sein, bevor nicht diese Werthverminderung in beträchtlichem Grade und auf längere Zeit sich wirklich herausgestellt hat; ist solches aber wirklich der Fall, so bleibt freilich nichts anderes zu thun übrig.

Es bliebe also noch die Herabsetzung des Goldmünzwerthes. Gewiß ist keine Grundlage rationaler und sicherer für den Verkehr als die Einheit des Münzverhältnisses. In Wirklichkeit hat in allen Ländern, wo sowohl Gold- wie Silbergeld seinen gesetzlichen Münzfuß hat, die eine Münzsorte gegen die andere stets ein mehr oder minder höheres Werthverhältniß und figurirt bei Zahlungen entweder nur als Ausgleichungs- oder als bequemeres Zahlungsmittel. Vernunftgemäß ist es schon sehr viel, daß man den Sachwerth den Werthveränderungen des als Werthzeichen angenommenen Metalles unter-

wirft, ohne sich der Gefahr auszusetzen, die Ungewißheit dadurch zu vermehren, daß beiden Metallen die effektive Geldeigenschaft beigelegt wird. Von diesem Grundsatze ausgehend, würde nur noch zu untersuchen sein, welches der beiden Metalle in einer gegebenen Zeit am wenigsten einer Werthverminderung unterworfen sein möchte. Vor der Entdeckung der californischen Goldlager dürfte dies bei dem Silber kaum zu erwarten gewesen sein. Aber auch jetzt noch scheint der Stand der Dinge wesentlich der nämliche geblieben zu sein; wenigstens ist diese Ansicht so ziemlich vorherrschend.

Hiezu kommt noch, daß es in allen Ländern mit doppelter Geldart nicht gleich leicht ist, ohne Uebelstände eins der beiden edlen Metalle vom dortigen Geldumlaufe auszuschließen. Das von dem Königreiche der Niederlande gegebene Beispiel hat gezeigt, daß, wenn das Gold seinen Character als gesetzmäßige Münzart verliert, es nicht die geringste Aussicht mehr hat, als gangbare Münzsorte irgendwo noch zugelassen zu werden. Die Goldmünze in Verruf erklären und sie vom Geldmarkte ausschließen, ist eins und dasselbe. Freilich eine Handelsnation, wie die niederländische, welche sich völlig frei bewegen kann, und ein Gewerbe daraus macht, nicht nur ihre eigenen Erzeugnisse, sondern auch diejenigen anderer Länder nach allen Meeren und Welttheilen zu schaffen; wenn, sagen wir, eine solche Nation auf eins ihrer Tauschmittel verzichtet, so führt das für sie eben keine große Gefahren herbei. Außerdem könnte England, welches den Welthandel in Händen hat, es ohne erheblichen Schaden thun; obwohl es für den Augenblick keineswegs geneigt scheint, das von Holland gegebene Beispiel nachzunahmen. Frankreich aber könnte nur im Fall einer dringenden Nothwendigkeit zu einer solchen Maßregel schreiten, welche dagegen unter seinen jetzigen Verhältnissen eine gänzliche Störung in seinen auswärtigen Beziehungen herbeiführen und seine wesentlichsten Interessen gefährden würde.

Der französische Handel liegt in den Fesseln des Schutzsystems. Ohne von den, den französischen Zollgesetzen eben nicht zur Ehre gereichenden direkten Verboten zu reden, sind fast alle die Zölle, welche auf den Hauptconsumtionsartikeln lasten, nichts anderes als indirekte Verbote. Demnach kann der französische Handel in Austausch für die ins Ausland verkauften französischen Erzeugnisse nur Rohstoffe zurückbringen. Selbst das Guß- und Stangeneisen, das erste Material jeder Industrie, ist mit mehr als 100 pCt. des Werthes belastet. In Ländern, die eine wahrhafte Handelsgesetzgebung haben und wo die Zölle nur eine Steuer sind, halten die Einfuhren und Ausfuhren sich gegenseitig das Gleichgewicht. In Frankreich dagegen, wo man aus den Zöllen eine Schranke zur Hemmung des Austausches hat machen wollen, übersteigt der Werth der Exportwaaren stets den der Importwaaren. So hatte z. B. 1850 die Einfuhr zur See einen Werth von 790 Millionen, die Ausfuhr zur See aber den von 1068 Millionen Francs, es waltete also zwischen jener und dieser ein Unterschied von 278 Millionen Francs ob. England und die Ver. Staaten Nordamerika's erhalten allein an französischen Waaren für 236 Millionen Francs mehr, als sie in Erzeugnissen nach Frankreich senden. Da nun die Nationen, mit denen Frankreich im Handelsverkehr steht, nicht durchgängig Waare gegen Waare austauschen können, so müssen sie begreiflicher Weise das Fehlende mit Gold oder Silber decken, daher ist es auch erklärlich wie in dem Einfuhrverzeichniß von 1850, welches übrigens in dieser Hinsicht nicht einmal ganz vollständig ist, 220 Millionen Francs in baarem Gelde haben aufgeführt werden können.

So lange in Frankreich das Schutzzollsystem herrscht, scheint es unmöglich, dem Golde seine Münzeigenschaft entziehen zu können. Denn das hieße dem französischen Handel ein unentbehrliches Tauschmittel rauben. Man würde ihm auf diese Weise allen Verkehr untersagen mit denjenigen Nationen, welche das, was sie kaufen, nur in Golde bezahlen können, oder die an Frankreich nur Erzeugnisse zu verkaufen haben, deren Einfuhr der französische Zolltarif verbietet. Das Gold fließt nur den Ländern zu, wo es einen Markt findet, und einen Markt findet es nur da, wo es beides, Waare und Münze zugleich ist. Ein Agio von $^1/_2$ pro Mille ist heutzutage hinreichend, um dem Strom der edlen Metalle eine andere Richtung zu geben. Dieser Umstand darf bei der Münzgesetzgebung nie außer Acht gelassen werden.

Im Grunde ist die mit so großem Lärm angekündigte relative Werthveränderung des Goldes und Silbers in diesem Augenblicke nichts weniger als nahe bevorstehend. Wenn irgend eine Umwälzung der Art droht, so ist es vielmehr eine gleichzeitige und beiden Metallen gemeinschaftliche Werthverminderung. Vorsichtige begnügen sich nicht damit, diese Besorgniß zu äußern, sondern suchen sich auch im Voraus gegen ungünstige Wechselfälle, welche die Zukunft bringen kann, zu sichern. Dies ist eine der Ursachen, weßhalb die Eisenbahnactien und das Grundeigenthum jetzt so gesucht sind. Andererseits erklärt sich dadurch auch die relativ geringe Theilnahme, welche, ich will nicht sagen, die Spekulanten, aber doch die Kapitalisten den Staatsrenten zuwenden. Man fürchtet sich, Kapitalien da anzulegen, wo alles fixirt bleibt, Kapital und Zinsen. Und in der That würden grade die Staatsgläubiger am meisten darunter leiden, wenn das Geld eine Werthverminderung erlitte, wogegen die Eisenbahnactionäre immer die Aussicht auf eine Steigerung ihres Einkommens und die Grundeigenthümer die auf eine Vermehrung ihres Kapitals, je nach dem Verhältnisse, in welchem der Goldwerth sich verminderte, behielten.

Bei diesen Auseinandersetzungen und Muthmaßungen bin ich weit entfernt, mich für einen Propheten ausgeben zu wollen, sondern beschränke mich lediglich darauf, auf einige Anzeichen des Standes der Dinge hinzuweisen. Die Gefahr, mag sie nun wirklich vorhanden sein oder nicht, ist gewiß nicht nahe bevorstehend. Nehmen wir die französischen Bankbillets: wie stark sind sie bei ihrer soliden Grundlage in Frankreich verbreitet, und sie müßten demnach im Geldverkehr die nämliche Wirkung hervorgebracht haben, wie eine beträchtliche Vermehrung des baaren Geldes. Allein der Waarenwerth hat dadurch keine Veränderung erlitten. Ebenso läßt sich mit Fug und Recht annehmen, daß Gold- und Silber-Ueberfluß so wenig mit Gewalt wie an Einem Tage bewirken werde, was der Ueberfluß an Bankbillets nicht bewirkt hat.

Der starke Zufluß an edlen Metallen ist in gewisser Beziehung als ein providentielles Ereigniß bei dem europäischen Revolutionszustande anzusehen. Der Credit war verschwunden oder stockte fast überall zwischen den Stürmen von gestern und denen, die morgen zu erwarten waren. Die Geschäfte ruhten oder wurden nur gegen Baarzahlung gemacht. Man war wieder auf den Zustand des Mißtrauens und der Verlegenheiten zurückgekommen, der in den Gesellschaften die ersten Schritte des Geschäftsverkehrs bezeichnet. Nur das vollauf circulirende Metallgeld konnte noch ein wenig Bewegung und Wärme unterhalten. Will man den Beweis davon haben? Die Mehreinfuhr an Baarsummen gegen die Geldausfuhr betrug in Frankreich vor 1848 durchschnittlich 80 bis 100

Millionen Francs, aber in jedem der Jahre 1848 und 1849 betrug sie plötzlich nahe an 300 Millionen. Das baare Geld hat in diesen unruhigen Zeiten die Handelseffekten ersetzt und alle Valuten aufrecht erhalten; allein in Zeiten der Ruhe und des Vertrauens wo es nicht allein herrscht, sondern mit Banknoten und Handelspapieren im Verkehr concurrirt, richtet sich das Gold- und Silbergeld nach den Verhältnissen der Geschäftsbewegung.

Man darf sich also weder entmuthigen, noch zu überspannten Ideen hinreißen lassen: die Welt befindet sich gegenwärtig weder an der Schwelle eines Eldorado noch am Vorabende einer Sündfluth. Diejenigen, welche Gold und Silber für absoluten Reichthum halten, den Ueberfluß des Geldes mit dem des Kapitals vermengen und zuversichtlich behaupteten, das von Californien eingebrachte Gold werde eine Herabsetzung des Zinsfußes herbeiführen, müssen bedenken, daß der Zinsfuß durch das Vertrauen und daß das Vertrauen durch die in der Staatsgesellschaft bestehende Ruhe und Ordnung bedingt wird. Californien selbst hat es übernommen, ihre Täuschungen nachzuweisen, denn in diesem, so zu sagen, im Golde schwimmenden Lande ist der Zinsfuß bis auf 8 pCt. monatlich gestiegen. Diejenigen dagegen, welche beim Anblick der schwerbeladenen neuen Gallionen nur von Katastrophen und Verderben träumen und zu verstehen geben, der Augenblick werde kommen, wo die Bank von Frankreich alle ihre Billets einlösen werde, blos um sich ihres Goldes zu entledigen, dürfen nicht vergessen, daß sie es bis auf diese Stunde ohne Anstand kauft, sogar mit einem Aufgelde über den Legalwerth und daß der Goldhandel bisjetzt noch Niemand zu Grunde gerichtet hat.

Die nordamerikanische Expedition nach Japan.

Im Anfange Decembers v. J. ist das nordamerikanische Geschwader, welches zu der Expedition nach Japan bestimmt ist, unter Segel gegangen und beabsichtigt geradesweges in die Bai von Yeddo einzulaufen und Angesichts der gleichnamigen Reichshauptstadt und der Residenz des Siogun oder weltlichen Staatsoberhauptes einen Handelsvertrag zu ertrotzen, der, wenn er zu Stande kommen sollte, etwas ganz Unerhörtes und Beispielloses in den japanischen Annalen sein würde. Denn alle bisher gemachte Versuche, die japanische Regierung zu einer Aufhebung oder doch Milderung ihres starren Absperrungssystems zu veranlassen, sind gänzlich fehlgeschlagen.

Die Nordamerikaner haben freilich ein wesentliches Interesse dabei, daß dieses, obendrein zum Theil mit grausamer Strenge gegen Ausländer gepaarte Absperrungssystem aufhöre. Seit längerer Zeit besuchen zahlreiche nordamerikanische Wallfischfänger den Großen Ocean und betreiben ihr Gewerbe mit solchem Erfolge, daß z. B. im J. 1849 nicht weniger als 206,850 Fässer Thran und 2,481,600 Pfund Fischbein von 154, und im folgenden Jahre 243,080 Fässer Thran und 3,654,000 Pfund Fischbein von nur 144 Schiffen heimgebracht wurden. Im J. 1851 liefen 145 nordamerikanische Schiffe auf den Wallfischfang im Großen Ocean aus. Wenn man bedenkt, daß auf solche Weise allein beinahe 5000 Seeleute regelmäßig beschäftigt werden und der jährliche Ertrag durchschnittlich einen Werth von 10 Millionen Dollars hat, so darf man sich um so weniger wundern, daß die nordamerikanische Regierung einen entscheidenden Schritt gethan hat, um den Schiffen der Ver. Staaten den freien Zutritt zu einem Inselreiche zu sichern, welches nicht nur dicht an der jetzt sehr lebhaften Fahrstraße zwischen Californien und China liegt, sondern in dessen Nähe auch jene Wallfischfänger häufig zu kommen pflegen.

Schon mehrmals haben nordamerikanische und europäische Fahrzeuge an der japanischen Küste Schiffbruch gelitten. Ihre Mannschaften sind dann sofort eingekerkert und meist auch arg mißhandelt worden, und Kriegsschiffe ihrer Nation haben hingeschickt werden müssen, um sie zu reclamiren. Die japanischen Behörden haben zwar eben keine große Schwierigkeiten gemacht, die Leute herauszugeben, allein so oft man in den Verhandlungen darüber den Wunsch mit hat einfließen lassen, daß ein Handels- oder auch nur einfach ein Freundschaftsvertrag abgeschlossen werden möchte, ist mit den bestimmtesten Worten eine abschlägige Antwort ertheilt worden. Als im Monat Juli 1846 das nord-

amerikanische Kriegsschiff „Columbus“ in die Bai von Yeddo einlief und ein abermaliger Versuch gemacht ward, sich mit der japanischen Regierung in Verbindung zu setzen, erhielt der Befehlshaber des Schiffes die Weisung, sich augenblicklich fortzubegeben und sich nie wieder blicken zu lassen.

Das nach Japan bestimmte nordamerikanische Geschwader besteht namentlich aus den 3 Kriegsdampfschiffen „Mississippi“, „Susquehanna“ und „Princeton“, den 3 Corvetten „St. Mary“, „Plymouth“ und „Saratoga“, der Cutterbrigg „Perry“ und dem Transportschiffe „Supply“, und steht unter dem Commando des Commodore Perry. Die ihm ertheilten und noch von dem unlängst verstorbenen Staatssekretär Webster entworfenen Instruktionen lauten ihrem wesentlichen Inhalte nach, wie folgt:

„Der Augenblick naht, wo das letzte Glied in der Kette der oceanischen Dampfschiffahrts-Verbindungen sich bilden muß. Von China und Ostindien nach Egypten; von dort durch das Mittelländische und Atlantische Meer nach England, von England nach unsern und anderen Küsten dieses großen Continents; von unseren Häfen bis zur Landenge von Panama, und von dieser wiederum längs den Küsten des Stillen Meeres süd- und nordwärts, so weit die Civilisation sich erstreckt, befördern die Dampfschiffe anderer Nationen sowohl, wie die unsrigen, die Neuigkeiten, die Reichthümer des Erdbodens und Tausende von Reisenden. Der Präsident hält es jetzt für angemessen, daß diese große Kette, welche alle Nationen der Erde mit einander verbindet, durch die baldige Errichtung einer Dampfschiffahrts-Verbindung zwischen Californien und China vervollständigt werde. Zur Erleichterung dieser Unternehmung ist es wünschenswerth, daß wir von dem Kaiser von Japan die Erlaubniß erhalten, von seinen Unterthanen den Steinkohlenbedarf zu kaufen, dessen unsere Dampfschiffe auf der Hin- und Rückkehr benöthigt sind. Das wohlbekannte Mißtrauen, in Folge dessen die japanische Regierung seit mehr als zwei Jahrhunderten die ihr von anderen Nationen gemachten Anträge, den Schiffen derselben ihre Häfen zu öffnen, stets zurückgewiesen hat, hemmt nothwendiger Weise alle fernere Versuche, jene Regierung zu einer Modification ihres Absperrungssystems zu veranlassen. Nichtsdestoweniger erheischen die Interessen des Handels und der Menschheit, daß wir uns an den Landesbeherrscher nochmals wenden mit der Bitte, an unsere Dampfschiffe käuflich zu überlassen, nicht etwa Kunst- oder Bodenerzeugnisse des Landes, sondern ein Geschenk der Vorsehung, welches der Schöpfer aller Dinge in dem Schooß der japanischen Inseln zum Besten der großen Menschheitsfamilie niedergelegt hat. Auf Befehl des Präsidenten stelle ich Ihnen hiermit für den Kaiser von Japan ein Schreiben zu, welches Sie nach seiner Hauptstadt Yeddo bringen werden auf Ihrem Flaggschiffe und in Begleitung so vieler Fahrzeuge Ihres Geschwaders, wie Sie zu diesem Dienst zu verwenden für angemessen erachten werden. In Hongkong oder in Macao werden Sie ohne Zweifel ein, von dem Geschwader im Stillen Meere entsendetes Schiff der Ver. Staaten antreffen, welches Ihnen eine Anzahl japanischer Seeleute übergeben wird, die Schiffbruch gelitten haben und vor Kurzem auf der See von dem „Auckland“ aufgenommen worden sind. Sie werden diese Leute mit nach Yeddo nehmen, sie dort an kaiserliche Beamte übergeben und Letzteren bei dieser Gelegenheit durch den Dollmetscher die Versicherung ertheilen, daß die amerikanische Regierung nie ermangeln wird, Ein-

geborne aus Japan, die an unsere Küsten verschlagen werden sollten, wohlwollend zu behandeln, und daß sie das nämliche Wohlwollen für diejenigen ihrer eigenen Bürger, die an den japanischen Küsten stranden möchten, erwartet. Das Schreiben des Präsidenten an den Kaiser von Japan werden Sie denjenigen hohen Würdenträgern übergeben, die er mit der Entgegennahme beauftragt, und ihnen den Hauptzweck Ihres Besuches begreiflich zu machen suchen. Die Steinkohlen sind in Japan so reichlich vorhanden, daß die Regierung dieses Landes vernünftiger Weise sich nicht weigern kann, diesen für den Handelsverkehr unentbehrlichen Artikel zu guten Preisen an unsere Dampfschiffe zu überlassen. Einer der östlichen Häfen der Insel Nipon würde sich am besten hierzu eignen. Sollte nichtsdestoweniger die japanische Regierung auf ihrem Absperrungssystem durchaus beharren, so suchen Sie wenigstens ihre Einwilligung zu erlangen, daß die Steinkohlen auf ihren eigenen Fahrzeugen nach einer benachbarten, leicht zugänglichen Insel gebracht werden, wo dann die Dampfschiffe sich damit versehen können, ohne mit der Landesbevölkerung unmittelbar zu verkehren. Es ist von Wichtigkeit, daß Sie jede Gelegenheit benutzen, den japanischen Beamten, mit denen Sie in Berührung kommen, zu verstehen zu geben, daß die Regierung der Ver. Staaten durchaus keine Gewalt über die Religion ihrer Bürger besitzt, und daher auch nicht zu befürchten steht, als wolle sie irgend einen Einfluß auf die Religion anderer Länder ausüben. Obgleich der Präsident sehr wohl weiß, wie entschieden die japanische Regierung sich bisher gesträubt hat, mit fremden Nationen in Unterhandlungen zu treten, so hat er doch in der Hoffnung, daß es Ihnen gelingen werde, dieses Widerstreben zu besiegen, es für zweckmäßig erachtet, Sie mit Vollmacht zu versehen, um einen Freundschafts- und Handelstraktat zwischen den Ver. Staaten und dem japanischen Reiche zu unterhandeln und zu unterzeichnen. Es ist von Wichtigkeit, daß Sie unseren Schiffen das Recht sichern, in einen oder zwei Häfen Japan's einzulaufen und daselbst ihre Ladungen entweder zu verkaufen oder auszutauschen, ohne übertriebenen Eingangsgebühren unterworfen zu sein. Aber noch wichtiger ist, daß die japanische Regierung sich anheischig macht, den in den Bereich ihrer Küsten kommenden amerikanischen Schiffen und amerikanischem Eigenthum Schutz angedeihen zu lassen. Der zweite Artikel unseres Traktats mit Mascat und der fünfte des Traktats mit Siam enthalten Bestimmungen in diesem Sinne. Jeder Traktat muß dem Senate vorgelegt werden, der, wie Sie wissen, das Ratificationsrecht besitzt. In Betracht nun der großen Entfernung der beiden Länder von einander, und daß unvorhergesehene Hindernisse eintreten können, würde es, im Fall Sie den beabsichtigten Zweck erreichen sollten, rathsam sein, die Frist für die Auswechselung der Ratificationen auf drei Jahre festzusetzen.«

Das von dem Commodore Perry nach Yeddo zu überbringende Schreiben des Präsidenten der Ver. Staaten an den Kaiser von Japan lautet: »Ich sende Ihnen mit diesem Schreiben einen Abgeordneten meiner eigenen Wahl, einen Offizier höhern Ranges und keineswegs einen Religions-Missionär. Er ist von mir beauftragt, Ihnen meinen Gruß und meine Wünsche für Ihr Wohlergehen zu überbringen und das Band der Freundschaft und des Handels zwischen den beiden Ländern anzuknüpfen. Sie wissen, daß die Ver. Staaten Amerika's sich gegenwärtig von einem Meere zum andern erstrecken, die

großen Länder Oregon und Californien einen Theil der Ver. Staaten ausmachen, und daß von diesen Ländern aus, die reich an Gold, Silber und Edelsteinen sind, unsere Dampfschiffe die Küsten Ihres schönen Reiches in weniger als zwanzig Tagen erreichen können. Eine große Anzahl unserer Schiffe wird jetzt jährlich zwischen Californien und China fahren; diese Schiffe müssen nothwendiger Weise an den Küsten Ihres Reiches vorbeikommen, und durch Stürme und widrige Winde können sie an denselben scheitern. Daher erbitten und hoffen wir von Ihrer Freundschaft und Erhabenheit Wohlwollen für unsere Leute und Schutz für deren Eigenthum. Auch wünschen wir, daß unser Volk die Erlaubniß erlangen möge, mit Ihrem Volke Handel zu treiben, ermächtigen es aber keineswegs, irgend ein Gesetz Ihres Reiches zu übertreten. Unser Zweck ist, freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, und nichts weiter. Sie können Erzeugnisse haben, die wir sehr gern kaufen würden, und wir dagegen haben andere, die Ihrem Volke zusagen könnten. Ihr Land ist sehr reich an Steinkohlen, und dies ist ein Artikel, den unsere Dampfschiffe auf ihrer Fahrt zwischen Californien und China gebrauchen würden. Es wäre demnach wünschenswerth, daß ein Hafen Ihres Reiches bezeichnet würde, wohin die Steinkohlen gebracht werden und wo unsere Schiffe sie dann stets kaufen könnten.« . . . .

Der Inhalt dieses Schreibens zeigt allerdings von keiner feindlichen Absicht, dagegen aber sind die dem Commodore Perry ertheilten Instruktionen weniger unbestimmt und lassen die geheime Absicht der nordamerikanischen Regierung deutlich erkennen. Indem weßhalb acht Kriegsfahrzeuge absenden, wenn es sich um weiter nichts handelte, als ein Schreiben zu überbringen und eine Antwort darauf entgegen zu nehmen? Die nordamerikanischen Blätter machen denn auch kein Hehl daraus, daß der Hauptzweck der Expedition darin bestehe, Japan zu zwingen, seine Häfen zu öffnen, und sie stellen dabei offen den Grundsatz auf, daß kein Volk das Recht habe, sich gegen das Ausland abzusperren und sich auf diese Weise von dem übrigen Theil der Welt gänzlich loszusagen. Es kommt freilich auch die Eifersucht der Nordamerikaner mit hinzu, die durch die wichtigen Resultate, welche die Britten in China erzielt haben, erregt worden ist. Die Britten haben die Schutzwehren des chinesischen Reiches durchbrochen, und die Nordamerikaner wollen nun ihrerseits die des japanischen Reiches durchbrechen.

Die Japanesen werden sich also genöthigt sehen, von ihrer bisher befolgten Politik der Unthätigkeit und ausweichenden Antworten abzugehen; denn einer direkten Aufforderung gegenüber können sie sich nicht mehr hinter der traditionellen Unempfindlichkeit verschanzen. Sie werden sich zunächst beeilen, die nordamerikanischen oder europäischen Seeleute, welche während der letzten Jahre durch Schiffbruch auf ihre Küsten geworfen sind, wieder in Freiheit zu setzen; allein diese einfache Förmlichkeit wird schwerlich für genügend erachtet werden. Der Commodore wird ohne Zweifel einige Entschuldigungen wegen dessen, was in der Vergangenheit geschehen ist, und einige Verpflichtungen für die Zukunft verlangen, und, gemäß seinen Instruktionen, auf die Anknüpfung diplomatischer Verhandlungen und direkter Verbindungen mit der japanischen Regierung bringen, ohne sich im Uebrigen mit den Landesgesetzen, so weit dieselben nicht über dem Völkerrechte stehen, zu befassen. Der von der Regierung der Ver. Staaten ge-

faßte Entschluß kann also die ernstesten Verwicklungen nach sich ziehen und die politischen Geschicke eines Volkes, welches sich, ungeachtet der vielfältigen Anträge, die ihm im Interesse des Handels und im Namen der Civilisation gemacht worden sind, mit so großer Hartnäckigkeit außerhalb des europäischen Ideen- und Thätigkeitskreises gehalten hat, wesentlich umgestalten.

Nur ist, wenn es zu einem Kampfe zwischen dem nordamerikanischen Geschwader und den japanischen Truppen wirklich kommen sollte, immer noch die Frage, ob es dem Commodore Perry gelingen werde, mit seinen Kanonen die vor ihm aufsteigende Mauer zu durchbrechen? Um China zur Nachgiebigkeit zu bringen, ist Großbritannien genöthigt gewesen, zwei sehr kostspielige Feldzüge zu unternehmen, eine beträchtliche Flotte und ein Landungsheer zu verwenden. Die Stärke der japanischen Kriegsmacht ist nicht genau bekannt. In der Vorzeit wenigstens hat Japan hartnäckige Kriege geführt und zwar mit glücklichem Erfolge, und jedenfalls darf man vermuthen, daß die japanischen Truppen eben so viel leisten können wie die chinesischen. Freilich hat Japan seit mehr als zwei Jahrhunderten eines tiefen Friedens genossen, und das nach dem Lehnssystem organisirte und von den Lehnsfürsten ausgehobene, unterhaltene und befehligte Heer wird auf nur 100,000 Mann Fußvolk und 20,000 Mann Reiterei geschätzt und ist überdies wohl nur schlecht einexercirt. Allein die Schwierigkeiten und Hindernisse aller Art, die sich einer europäischen Streitmacht auf einem unbekannten Terrain und mitten unter einer durchgängig feindlich gesinnten Bevölkerung entgegenstellen können, sind, wie man einräumen muß, unberechenbar. Auch nehmen auf der japanischen Rangstufe die Krieger die vierte Rangordnung ein: sie folgen unmittelbar nach den Fürsten, Edelleuten und Priestern, und haben den Vorrang vor den Civilbeamten, Kaufleuten, Handwerkern und Bauern. Diese Rangordnung, die von der in China, wo die Krieger eine weit niedrigere Stellung einnehmen, bedeutend abweicht, zeigt, daß die Japanesen auf ihre Kriegsmacht immer noch ein gewisses Gewicht legen, und läßt glauben, daß ein europäischer Angriff einen ernstlichen Widerstand finden werde.

Wie dem auch sein möge, genug, der Augenblick naht, wo durch die Gewalt der Umstände auch Japan in den Strom freisinnigerer Ideen, den das alte Bollwerk China's nicht aufzuhalten vermocht hat, mit fortgerissen werden wird. Sollten die Nordamerikaner bei dem ersten Angriff den Kürzern ziehen, so würden andere Seemächte nicht ermangeln, ihnen zu Hülfe zu kommen; denn bei einem solchen Kampfe sind die Interessen solidarisch, und England und selbst Frankreich würden sich beeilen, dieser Art Kreuzzug sich anzuschließen. Seitdem auch von den östlichen Meeren die Dampfschifffahrt Besitz genommen hat, beschützt die Entfernung nicht mehr wie früher die Isolirungspolitik, welche einen der reichsten Märkte Asiens den Handelsbewegungen verschließt.

Bekanntlich haben die Holländer und Chinesen zur Zeit allein das Vorrecht, mit Japan Handel zu treiben, und jene es sich nur dadurch bewahrt, daß sie sich allen Forderungen unterwerfen einer argwöhnischen Politik, welche die Holländer auf der kleinen Insel Desima gewissermaßen in Gefangenschaft hält und ihrem Handelsverkehr die engsten Schranken stellt. Während des vorigen Jahrhunderts belief sich der ganze Umsatz auf nicht viel mehr als anderthalb Millionen Gulden; seit zwanzig Jahren hat er sich bedeutend verringert, und es wird jetzt von Batavia nach Nangasaki jährlich nur ein

einziges Schiff geschickt, dessen Ladung zu vervollständigen immer schwerer hält. Die Einfuhren bestehen hauptsächlich aus Leinwand, Baumwollzeugen, Sammet, Zinn und Quecksilber, und die Ausfuhren aus Kupfer, Kampher, Porzellan, lackirten Waaren, Droguen, Fleischsaucen rc. Die in Nangasaki eingeführten Waaren werden in öffentlicher Auction verkauft, in Gegenwart des Schiffscargadeurs und des Vorstehers der holländischen Faktorei auf Desima, sowie unter der Aufsicht der von der japanischen Regierung ernannten Spezialbevollmächtigten, die allein ermächtigt sind, mit den fremden Kaufleuten in Verbindung zu treten. Wenn der Cargadeur findet, daß die gebotenen Preise zu niedrig sind, so kann er den Verkauf einstellen; aber die von der Auction zurückgezogenen Waaren darf er erst im folgenden Jahre wieder vorbringen und bis dahin bleiben sie in der Faktorei aufgespeichert. Von den zur Ausfuhr bestimmten Waaren bestimmen die Japanesen willkürlich den Preis, und zwar nach dem höchsten Satze, und prellen auf diese Weise die Holländer, welche denn doch jedenfalls eine Rückladung haben müssen. Der jetzige Handelsverkehr zwischen Batavia und Japan deckt kaum die beträchtlichen Kosten, welche die Unterhaltung der Faktorei auf Desima und die erforderliche würdevolle Vertretung der niederländischen Flagge verursachen, und ist allerdings ein Monopol, indem die übrigen europäischen Nationen entschieden ausgeschlossen sind, aber ein sehr wenig einträgliches Monopol. Wenn also die Holländer noch einigen Werth auf die Behauptung ihrer Faktorei legen, so geschieht dies wahrscheinlich nur in der Hoffnung einer bessern Zukunft, sobald die spanische Regierung früher oder später sich entschließt, dem Beispiele China's zu folgen und gegen die Europäer sich nachgiebiger zu bezeigen. Vielleicht könnte man geneigt sein zu glauben, daß die Holländer, aus Furcht vor einer Concurrenz in Nangasaki, es nicht gern sehen würden, wenn es den Engländern, Franzosen und Nordamerikanern gelänge, den Zutritt in Japan zu erzwingen. Allein dies läßt sich durchaus nicht voraussetzen; denn die Holländer, denen der Markt in Nangasaki schon von Alters her bekannt ist, würden bei einem freisinnigern Handelssystem grade am ersten gewinnen und mehr noch als ihre künftigen Concurrenten ein Interesse dabei haben, daß Beschränkungen wegfallen, die ihrem bisherigen Monopol allen Werth rauben. Daher werden auch die Agenten der Faktorei auf Desima weit entfernt, der dem Commodore Perry übertragenen Sendung entgegen zu arbeiten, vielmehr ihren Einfluß anwenden, um den Japanern zu zeigen, daß nunmehr der Augenblick gekommen sei, die Verbindungen mit Europa zu erweitern und den Handelsverkehr zu begünstigen. Das Cabinet vom Haag hat ihnen Instruktionen in diesem Sinne zugesendet. Die Holländer haben heutzutage kein Interesse mehr, ihre Sache von der der Ver. Staaten, Englands und Frankreichs zu trennen.

Der Handel Japan's mit China war früher sehr wichtig und unbelästigt; allein als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die katholischen Missionäre am Hofe des Kaisers Kanghi zugelassen wurden, fürchtete die japanische Regierung eine Ansteckung des christlichen Glaubens und unterwarf seitdem die Chinesen ähnlichen Beschränkungen wie die Holländer. Gegenwärtig sind nur etwa zwanzig chinesische Dschonken, die hauptsächlich von Tschapu (in der Provinz Tscheliang) auslaufen, bei dem chinesisch-japanischen Handel beschäftigt, dessen Umsatz sich auf etwa 3 Millionen Gulden beläuft. Die Waaren, welche die Dschonken nach Nangasaki bringen, sind nicht alle chinesischen Ursprungs,

sondern bestehen zum Theil aus europäischen Handelsartikeln, namentlich gewebten Stoffen, die von den Engländern oder Nordamerikanern nach China gebracht worden sind und nun auf diesem indirekten Wege in das Innere von Japan gelangen. Die Chinesen verkaufen in Nangasaki rohe Seide, Droguen und allerhand Stoffe, und tauschen dagegen Kupfer, gesalzene Fische, lackirte Möbeln, Porzellan u. s. w. ein. In der Fabrikation der beiden letztgenannten Artikel scheinen die Japanesen geschickter als selbst die Chinesen zu sein.

Japan hat den Fremden (zu denen seltsamer Weise gegenwärtig die Chinesen sowohl wie die Europäer zu rechnen sind) Vieles zu bieten, was einen wichtigen Handelsverkehr und lebhaften Markt zu begründen geeignet ist. Es ist ein von der Natur reich begabtes, trefflich angebautes und in der Industrie weit vorgeschrittenes Land; denn die Strenge des politischen Absperrungssystems hat der einheimischen Industrie einen sehr wirksamen Schutz gegen die Concurrenz des Auslandes gewährt; die Bevölkerung ist zahlreich, thätig und arbeitsam, und die Fremden, welche — was freilich in den beiden letzten Jahrhunderten nur selten geschehen ist — Gelegenheit gehabt haben, die Japanesen näher kennen zu lernen, erklären sie einstimmig für ein verständiges und wißbegieriges Volk und stellen sie in mancher Hinsicht noch über die Chinesen. Man kann sich also dieses Beharren in der Abschließung gegen das Ausland nicht anders erklären, als daß das traditionelle Absperrungssystem theils seine triftigeren Gründe haben mag, als man gewöhnlich glaubt, theils mit den Religionsverhältnissen genau zusammenhängt. Die japanische Staatsverfassung trägt das doppelte Gepräge des vollständigsten Despotismus und der eifersüchtigsten geistlichen Herrschaft an sich. Denn an der Spitze des Staates stehen zwei Oberhäupter, ein nominelles und ein wirkliches. Das nominelle Oberhaupt ist der Mikado, der seine Residenz in Miako hat, und das wirkliche Oberhaupt ist der Siogun, der in Yeddo residirt. Ursprünglich war der Mikado alleiniger Regent und vereinigte die höchste geistliche und weltliche Herrschaft in sich. Unter ihm regierten jedoch als seine Lehnsträger Mediatfürsten, deren Zahl sich noch im Jahre 1543, als die Portugiesen zuerst nach Japan kamen, auf 68 belief. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung war es übrigens schon einem dieser Lehnsträger, Yoritomo mit Namen, gelungen, sich zum beständigen Oberfeldherrn zu erheben und diese Würde in seiner Familie erblich zu machen. Er war also der erste Siogun oder weltliche Regent. Den Mikado ließ er zwar dem Namen nach für das Reichsoberhaupt gelten und mit aller Pracht und Herrlichkeit in Miako residiren; allein derselbe ist seitdem aller weltlichen Gewalt beraubt und lediglich auf geistliche Angelegenheiten beschränkt: er versetzt z. B. große Männer nach ihrem Tode unter die Götter, besetzt die Stellen an seinem Hofe, die einen durchaus geistlichen und heiligen Charakter haben, bestimmt die Tage, an denen gewisse religiöse Feierlichkeiten stattfinden sollen, u. dgl. m. Man könnte meinen, daß unter solchen Verhältnissen nur von einer Staatsreligion in Japan die Rede sein könne und jede andere schonungslos verfolgt werde. Allein dem ist nicht so. Es gibt in Japan allerdings eine Haupt- und Staatsreligion, nämlich die des Sinto oder Sinsein, zu der sich auch die Mehrzahl der Landesbevölkerung bekennt, und welche ein höchstes Wesen mit Untergöttern annimmt, die in zahlreichen Tempeln (mit denen — charakteristisch genug für diesen Cultus! — Wirthshäuser und Bordelle verbunden sind) ver-

ehrt werden. Das, einer mehrfachen Deutung unterworfene Gebot der Ausübung guter Handlungen und der Enthaltung von Fleischspeisen gehört zu den laxen Vorschriften dieser Religion. Allein schon seit 552 nach Chr. hat sich auch der Buddhaismus in Japan verbreitet und wird hier eben so frei geduldet, wie eine dritte Religion, Siutu oder der Weg der Philosophen genannt, die nichts anderes ist als ein Lehrgebäude der Moral von der Art wie das chinesische System des Confucius. Die japanische Regierung würde auch nichts dagegen haben, wenn noch dieser oder jener orientalische Aberglaube, ja selbst wenn der krasseste Fetischmus im Lande eingeführt würde; — nur das Christenthum ist es, welches sie mit unerbittlicher Strenge verfolgt. Daher hat der Präsident der Ver. Staaten in seinem Schreiben an den Kaiser nicht unterlassen, ausdrücklich zu bemerken, daß sein Bevollmächtigter kein Religions-Missionär sei. Das Christenthum hatte im 16. Jahrhundert schon bedeutende Fortschritte in Japan gemacht, wurde hier aber im 17. gänzlich ausgerottet. Nachdem nämlich der Portugiese Pinto, durch Sturm verschlagen, 1543 Japan entdeckt hatte, sendeten die Portugiesen im folgenden Jahre ein Schiff dahin, in der doppelten Absicht, eine Niederlassung zu begründen und den christlichen Glauben zu verbreiten. Beide Absichten gelangen über Erwarten. Den Portugiesen wurden Niederlassungen auf Kiusiu (auf welcher zweiten Hauptinsel Nangasaki liegt) und freier Handel durch das ganze Reich gestattet, was ihnen unermeßliche Vortheile brachte; auch die Missionäre fanden eine willige Aufnahme und bald hatten sich sogar mehrere Lehnsfürsten zum Christenthume bekehrt. Allein schon 1595 brach bei entstandenen bürgerlichen Unruhen eine Verfolgung gegen die Christen aus. Es hatten sich nämlich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zwei Brüder aus der Familie Yoritomo's (siehe oben) um die Siogunschaft gestritten, aber im Laufe des Krieges das Leben verloren, und mit ihnen war ihre Familie ausgestorben. Darauf hatte sich um die erledigte Herrscherwürde ein Kampf entsponnen unter den Vasallenfürsten, von denen endlich Nobunaga, Fürst von Owari, obgesiegt und den weltlichen Herrscherthron bestiegen hatte, auf dem ihm Hidejosi, ein Mann von geringer Herkunft, gefolgt war. Nachdem Letzterer mit Hinterlassung eines sechsjährigen Sohnes 1598 gestorben war, usurpirte dessen Vormund Ijejas 1615 den Thron, und da die japanischen Christen es mit dem rechtmäßigen Thronerben hielten, so erregte dies seine Wuth in dem Grade, daß er sie gänzlich auszurotten und zugleich dem Christenthum jede weitere Nahrung von außen her abzuschneiden beschloß. So ward unter blutigen Kriegen die Christenverfolgung mit unerhörter Grausamkeit bis 1622 und 1623 fortgesetzt, wo die letzten Christen in Japan ausgerottet wurden. Die Zahl der in dieser Verfolgung ermordeten Christen (fast nur Eingeborne) belief sich auf mehrere Millionen. Zugleich führte Ijejas das politische Absperrungssystem ein, welches seitdem mit der hartnäckigsten Consequenz in Japan durchgeführt worden ist von den Nachkommen des Ijejas, die sich bis auf den heutigen Tag im ungestörten Besitz der Siogunschaft behauptet haben. Die Holländer, welche aus Handelsneid den heidnischen Japanern gegen die dortigen Christen kräftigen Beistand geleistet hatten, blieben seitdem die einzigen Europäer, denen einiger Handel, aber unter den erniedrigendsten Bedingungen gestattet wurde; die Portugiesen wurden gänzlich verbannt; aber die Japaner selbst verabscheuten das Betragen der Holländer und gaben ihnen die stärksten Beweise ihrer Verachtung.

Die Japaner scheinen durch ihre Staatseinrichtung und lange Ruhe zwar in eine geistige Lethargie versenkt zu sein; aber ein solcher Zustand ist häufig mit großer Empfänglichkeit für Neues und Pikantes gepaart; und da außerdem die Japaner sich für Alles, was aus Europa kommt, sehr interessiren — aus holländischen Zeitungen machen sie sich mit den Begebenheiten des Abendlandes bekannt — und weit entfernt sind, die geistige Ueberlegenheit der Europäer zu verkennen: so ist es leicht möglich, daß auch die Regierung den Umständen in etwas nachgeben und sich gegen die Nordamerikaner willfähriger bezeigen werde, als man nach ihrem bisherigen Verhalten gegen das Ausland glauben möchte. Damit dürften zugleich Aussichten vorhanden sein, daß sich in Japan dem Christenthume wieder eine Thür aufthun werde, freilich nicht wie bei dem Handel, durch ein Wirken von außen her, sondern von innen heraus, durch Schriften und bekehrte Eingeborne.

Der Birmanenkrieg.

Der jetzige Krieg der Engländer gegen die Birmanen wird ohne Zweifel mit der Einverleibung, wenn nicht des letzten Ueberrestes, doch des größten Theils des birmanischen Reiches in die brittisch-indischen Besitzungen endigen. Diese Einverleibung wird wohl weniger des bloßen Ländererwerbes wegen geschehen, als um den dringenden Wünschen der Birmanen selbst zu genügen, denen durch den häufigen Verkehr mit Europäern längst die Augen geöffnet sind über ihre Lage, und die daher um so weniger Lust mehr haben, sich den Launen eines orientalischen Despoten blindlings zu fügen.

Das birmanische Reich ist das westlichste der drei großen Reiche Hinterindiens und ist nicht, wie Siam und Anam, von dem Hauptschauplatz europäischer Wirksamkeit in Indien, durch die lange hinterindische Halbinsel Malakka gewissermaßen abgesperrt, sondern liegt im Westen derselben, unmittelbar am Bengalischen Meerbusen, und nur wenige Tagereisen von Calcutta, der gewaltigen und glänzenden Hauptstadt des brittischen Indiens, entfernt. Außerdem liegt es, so zu sagen, eingekeilt zwischen brittisch-hinterindischen Besitzungen im Osten (Martaban, Tavay rc.), im Westen (Arakan) und im Norden (Assam), welche bis 1826 birmanische Provinzen waren. Den Birmanen hat es also durchaus nicht an Gelegenheit gefehlt, mit europäischen Sitten und Gebräuchen näher vertraut zu werden, und den großen Unterschied zwischen europäischer und birmanischer Regierungsweise wahrzunehmen.

Das birmanische Reich besteht aus zwei Haupttheilen, von denen der nördliche das eigentliche Birma oder Ava begreift und auf beiden Seiten des obern und mittlern Irawaddy liegt, und der südliche auf beiden Seiten des untern Irawaddy liegt und Pegu heißt. Beide waren vormals selbstständige Reiche, die sich aber dann abwechselnd unterjochten, bis vor grade hundert Jahren Birma oder Ava dauernd die Oberhand gewann. Nämlich bei der ersten Ankunft der Portugiesen in Hinterindien, d. h. im J. 1509, war im jetzigen birmanischen Reiche Pegu der mächtigste Staat und zugleich im Besitze eines blühenden Handels. Auch machte es nach dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts das Reich Ava oder Birma von sich abhängig. Aber schon 1540 empörten sich die Birmanen gegen Pegu und errangen nicht nur ihre Unabhängigkeit wieder, sondern unterjochten auch ihre bisherigen Gebieter. Dieses Verhältniß währte bis 1740, wo die Peguaner es umkehrten, bis 1753 die Birmanen, unter ihrem tapfern Anführer Alompra, das Nämliche thaten und sich seitdem nicht nur in der Oberherrschaft dauernd behaupteten, sondern auch 1783 das bis dahin unabhängige Reich Arakan eroberten und den Siamesen die Provinzen Martaban, Tavay und Tenasserim entrissen. Mit den Engländern

in dem angrenzenden Bengalen lebten sie in gutem Vernehmen, bis dieselben ihren Einfluß auch über Hinterindien auszudehnen anfingen. Schon im J. 1823, als Lord Amherst Nachfolger des Lord Hastings im Generalgouvernement von Indien wurde, entstanden einige Irrungen wegen Thronstreitigkeiten in dem damaligen birmanischen Vasallenreiche Munipur oder Maunipur, welches im nördlichen Theil von Birma und nicht weit von der Grenze Bengalens liegt. Der eine Thronprätendent wurde von den Birmanen begünstigt, der andere von den Engländern, welche zugleich das Recht beanspruchten, sich in die inneren Angelegenheiten der nächsten Grenzländer zu mischen. Die Birmanen stellten dieses Recht entschieden in Abrede und drohten nicht nur mit Feindseligkeiten, sondern drangen auch sogar mit bewaffneter Macht in Bengalen ein und nach Dacca (ostnordöstlich und 35 Meilen von Calcutta) vor. Der brittische Generalgouverneur erklärte hierauf sofort den Birmanen den Krieg (5. März 1824), und schon zwei Monate später, am 11. Mai, erschien ein brittisches Geschwader mit einem 10,000 Mann starken und von dem Generalmajor Archibald Campbell befehligten Landungsheer vor Rangun, welches ohne große Mühe eingenommen wurde. Rangun liegt an einem gleichnamigen östlichen Mündungsarm des Irawaddy und ist die bedeutendste Seehandelsstadt des birmanischen Reiches. Der bei weitem größte Theil der damals 40,000 Einw. starken Bevölkerung hatte sich übrigens nach dem Innern des Landes geflüchtet, und das von einer schwachen Besatzung unterhaltene Feuer wurde durch das der brittischen Kriegsschiffe bald zum Schweigen gebracht. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das Leben einer Anzahl Europäer und Nordamerikaner auf eine wunderbare Art erhalten. Sie hatten sich lediglich des Handels und die Nordamerikaner insbesondere der Ausbreitung des Evangeliums wegen in Rangun aufgehalten und wußten kaum, daß zwischen den Engländern und Birmanen ein Krieg ausgebrochen sei. Aber gleichviel, sie waren Fremde und hatten Aehnlichkeit mit den Engländern, und deshalb beschlossen die Birmanen Rache an ihnen zu nehmen und sie hinzurichten. Schon hatte der Scharfrichter den Arm erhoben, um mit der Enthauptung den Anfang zu machen, als eine brittische Kanonenkugel durch die Einfriedigung des Richtplatzes schlug und sie mit großem Gekrach niederwarf. Augenblicklich ergriffen Scharfrichter und Zuschauer die Flucht, und die armen Gefangenen waren gerettet.

Zu Ende 1824 waren die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Siamesen entrissenen Küstenprovinzen Tenasserim, Tavay, Ji und Martaban (s. oben) von den Engländern erobert, und der im Anfange des folgenden Jahres wieder eröffnete Feldzug wurde mit großem Nachdrucke geführt von dem General Campbell, der ins Innere des Landes vordrang, mehrere Gefechte lieferte, in denen die europäische Taktik über zahlreiche Streitmassen den Sieg davon trug, und sich im April in Prome *) festsetzte, während seine Unterfeldherren sich der Provinzen Assam und Arakan bemächtigten. Am 17. September 1825 wurde in der, am Irawaddy, nördlich und 10 M. von Prome gelegenen Stadt Miady ein Waffenstillstand abgeschlossen, womit die Birmanen jedoch

*) Feste Stadt am mittlern Irawaddy und in dem, Ava oder Birma genannten Theil des birmanischen Reiches, mit etwa 40.000 Einwohnern.

nichts weiter als Zeit zu gewinnen und die Engländer den nachtheiligen Einwirkungen der schlimmen Jahreszeit auszusetzen beabsichtigten. Im November nahmen die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang, und am 1. December wurde in der Nähe von Prome eine sehr mörderische Schlacht geliefert, die das Schicksal des Krieges entschied. Das birmanische Heer ward beinahe gänzlich aufgerieben und der Hof von Ava sah sich genöthigt, am 24. Februar 1826 den am 3. Januar unter dem ersten Eindruck der Niederlage in Yandabu *) abgeschlossenen Friedenstraktat zu ratifiziren. Durch diesen Traktat traten die Birmanen sämmtliche oben genannte Provinzen an die brittisch-ostindische Compagnie ab und verpflichteten sich außerdem, eine Geldentschädigung von hundert Lak Rupien **) zu zahlen und binnen Kurzem wegen einer Handelsübereinkunft zu unterhandeln. Der bekannte Crawfurd wurde von brittischer Seite mit diesen Unterhandlungen beauftragt, die am 24. November 1826 mit dem Abschluß eines Handelstraktates endigten. Dieser, aus 4 Artikeln bestehende Vertrag räumte dem Handel und der Schifffahrt Großbritanniens sehr schwankende Zugeständnisse ein, und die brittisch-ostindische Compagnie zog überhaupt aus diesem eben beendigten Kriege gegen die Birmanen keineswegs alle die Vortheile, die sie sonst in ähnlichen Fällen von den überwundenen indischen Fürsten sich ausbedungen hatte. Aber es genügte ihr damals, die Wiedererstattung ihrer Kriegskosten und die Abtretung einiger Provinzen zu erlangen; und die Handelsverbindungen zwischen Vorder- und Hinterindien waren noch nicht lebhaft genug, um es ihr nothwendig erscheinen zu lassen, deren Verhältnisse schon jetzt definitiv festzustellen. Jedoch bedingte sie, in der Absicht, sich wegen der Zukunft sicher zu stellen und auf jedes Ereigniß vorbereitet zu sein, es sich aus, daß ein englischer Agent am Hofe von Ava zugelassen wurde. Derselbe sollte nämlich die innere und auswärtige Politik der Birmanen in der Nähe beobachten und über die genaue Vollziehung des Traktats von Yandabu in Betreff der Entschädigungsgelder wachen. Demzufolge wurde der Major Burney mit den Functionen eines Residenten bekleidet, und er verweilte in dieser Eigenschaft in Ava von 1829 bis 1831 und von 1835 bis 1836. Der Oberst Benson und der Capitän Mac Leod wurden seitdem nach einander mit der nämlichen Mission beauftragt, deren Schwierigkeiten sich in dem Maße mehrten, wie die Erinnerung an die im J. 1826 erlittene Demüthigung am Hofe von Ava schwand. Die Lage des Residenten wurde bald unerträglich; aber die Compagnie, beunruhigt durch die Ereignisse, die im nordwestlichen Indien sich vorbereiteten und später zu dem Kriege in Kabul und dem Feldzuge gegen Sinde führten, ließ ihre gerechten Beschwerden über das Verfahren des birmanischen Kaisers vor der Hand auf sich beruhen, und begnügte sich zur Zeit, ihren Agenten abzuberufen und jede amtliche Verbindung mit dem Hofe von Ava abzubrechen. Zudem war der Handel in Rangun geduldet und die berechnete Kälte der Politik benachtheiligte eben nicht sehr wesentlich den Verkehr. England konnte also alle Rachepläne aufschieben, so lange seine materiellen Interessen nicht gefährdet waren.

Sobald die Birmanen erfahren hatten, daß die Engländer in Kabul eine starke

*) Stadt am Irawaddy, unterhalb und 12 Meilen von Ava.

**) Ueber 12 Millionen Gulden.

Niederlage erlitten, waren sie immer anmaßender geworden und mit dem ernstlichen Entschluß umgegangen, die im J. 1826 abgetretenen Provinzen wieder zu erobern, hatten auch bereits sehr feindselige Demonstrationen an der Grenze von Martaban gemacht. Freilich, sobald sie hörten, daß die Engländer ihre Autorität überall in Vorderindien wiederhergestellt hatten, stimmten sie ihren hochfahrenden Ton bedeutend herab und bezeigten friedlichere Gesinnungen. Aber nicht lange. Sie hielten das nachsichtige Verhalten der Engländer für die Folge von Furcht und glaubten sich daher ungestraft Alles gegen sie erlauben zu dürfen. Im Monat Juni 1851 verurtheilte der birmanische Gouverneur von Rangun zwei dort ansäßige brittische Kaufleute ungerechter Weise zu einer Geldstrafe: den einen, weil er den Tod eines Lootsen, der sich selbst ersäuft hatte, verursacht, und den andern, weil er an mehrere entlaufene birmanische Matrosen den Monatsold nicht ausgezahlt haben sollte. Die Kaufleute beschwerten sich über diese Behandlung bei der brittisch-indischen Oberbehörde und der Generalgouverneur von Indien schickte den Commodore Lambert mit einigen Kriegsdampfschiffen nach Rangun, um volle Genugthuung zu fordern. Diese wurde nicht nur verweigert, sondern auch ein Bevollmächtigter, der ans Land ging, um mit dem birmanischen Gouverneur unmittelbar in Unterhandlung zu treten, beschimpft und mißhandelt. Zugleich ward allen im Dienste von Europäern stehenden birmanischen Unterthanen geboten, aus diesem Dienst herauszutreten und die in Rangun befindlichen europäischen Residenten sahen sich dermaßen bedroht in ihrer Person und ihrem Eigenthum, daß sie sich an Bord der englischen Kriegsschiffe flüchten mußten. Der Commodore sah sich unter diesen Umständen veranlaßt, den Hafen von Rangun in Blokadezustand zu erklären und beeilte sich über das feindselige Verfahren der Birmanen nach Calcutta zu berichten. Sofort wurde nunmehr der Krieg beschlossen, und der Generalgouverneur, Lord Dalhousie, erließ an die übrigen Gouverneure die erforderlichen Befehle wegen Truppenstellung und Ausrüstung der zum Transport des Expeditionsheeres bestimmten Schiffe.

Die Rüstungen wurden mit der größten Schnelligkeit betrieben, da es von Wichtigkeit war, die Operationen noch vor dem Eintritt der Regenzeit zu beginnen. Bei der trefflichen Organisation der indischen Armee und den Hülfsmitteln der drei Haupthäfen Calcutta, Madras und Bombay war die Expedition schon gegen Ende März 1852 unter Segel. Den Oberbefehl über das Landungsheer führte der General Godwin. Im Kriege von 1824 und 25 hatten die Engländer nur ein einziges Dampfboot zu ihrer Verfügung gehabt; diesmal aber konnten sie, außer 2 Segelkriegsschiffen und 14 Transportfahrzeugen, 16 Dampfschiffe verwenden. In ungemein kurzer Zeit war eins der zahlreichsten Geschwader, die je in den indischen Gewässern erschienen waren, vor den Mündungen des Irawaddy versammelt, unter dem Admiral Austin, Oberbefehlshaber der brittischen Seestreitkräfte in Indien und China.

Lord Dalhousie hatte dem Hofe von Ava ein kathegorisches Ultimatum gestellt, und darin erklärt, daß, wenn die Antwort darauf nicht vor dem 1. April erfolgte, die Feindseligkeiten eröffnet werden würden. Die Birmanen machten sich aus dieser Erklärung durchaus nichts und der Gouverneur von Rangun ließ sogar auf das Dampfboot Proserpina feuern, welches mit aufgezogener Parlamentärflagge den Irawaddy hinauffuhr, um anzufragen, ob die Antwort aus Ava eingelaufen sei. Nachdem sonach der Kampf

unvermeidlich geworden war, beschlossen die Engländer zunächst Martaban anzugreifen. Diese, den Birmanen 1826 gebliebene Seestadt liegt unmittelbar an der Grenze der damals an die Engländer abgetretenen Provinz Martaban und an der Mündung des Saluän, der brittischen Stadt Maulmain gegenüber.

Am 3. April verließen der General Godwin und der Admiral Austin mit 5 Dampfschiffen und 1400 Mann die Rhede von Rangun, liefen zunächst in den Hafen von Maulmain ein und erschienen am 5. vor Martaban, dessen sie sich beim ersten Angriffe bemächtigten, obwohl der Platz von 5000 Birmanen vertheidigt wurde. Sie schifften sich dann sogleich wieder ein und ließen nur das 26. Sypoy-Infanterieregiment, eine europäische Compagnie Artillerie und ein Dampfboot zur Behauptung der Stellung zurück.

Am 8. April waren die brittischen Streitkräfte vor Rangun wieder vereinigt und die vier folgenden Tage wurden auf die Landung der Truppen und des schweren Geschützes verwendet. Am 14. April hatte ein allgemeiner Angriff auf die große Pagode von Rangun statt, die nach einem sehr hartnäckigen Widerstande genommen wurde. Die Engländer, die denn auch bald sich der ganzen Stadt bemächtigten, erlitten im Gefechte einen Verlust von 17 Todten und 132 Verwundeten. Sie waren im Ganzen 8000 Mann stark. Die Birmanen machten zwei vergebliche Versuche, Martaban wieder zu nehmen, und wurden beide Male von der dort zurückgelassenen kleinen Besatzung nachdrücklich zurückgewiesen.

Nach der Besitznahme von Martaban und Rangun vervollständigten die Engländer die Eroberung der Küste durch einen Angriff auf Bassein, welches von einem, von dem General Godwin persönlich angeführten Truppencorps eingenommen wurde. Die Stadt Bassein liegt an einem gleichnamigen westlichen Arm des Irawaddy, nicht weit von dessen Mündung, hat etwa 3000 Einw. und ihr Hafen ist noch sicherer als der von Rangun, obwohl er nur sechs Monate des Jahres hindurch zugänglich ist.

Am 3. Juni griff eine schwache Infanterie-Abtheilung, von dem Dampfschiffe Phlegethon flußaufwärts gebracht, die Stadt Pegu an, wo die Birmanen ihre Hauptmagazine angelegt hatten *). Die Einnahme dieses Platzes war um so leichter, da die Einwohner schon seit langer Zeit in offener Feindschaft mit den dortigen, von dem Hofe zu Ava ernannten Behörden standen. Unter solchen Umständen konnten die Engländer nach der Verjagung der birmanischen Truppen die Behauptung der Stadt gegen feindliche Angriffe getrost den Peguanern allein überlassen und sie zu diesem Ende mit Waffen versehen.

Wie überhaupt die Stimmung der Landesbevölkerung war, läßt sich nach dem Schreiben eines englischen Offiziers aus Rangun aus dieser Zeit am besten beurtheilen. Es heißt darin unter Anderem: „Schon der Drang der Umstände muß uns zu dauernder Besitznahme eines großen Theils des birmanischen Reiches treiben. Denken Sie nur, wir stürmen Rangun, und ehe der Pulverrauch unserer Kanonen sich verzogen hat, kehren die Bewohner, die während des Bombardements die Stadt verlassen hatten, zurück

*) Pegu liegt an einem gleichnamigen Küstenflusse, der aber mit einem östlichen Arm des Irawaddy in Verbindung steht und nicht weit von Rangun seine Mündung hat.

und suchen Schutz innerhalb der Schußweite unserer Geschütze. Binnen zwei Monaten kamen 20- bis 30,000 Menschen zurück und bauten sich auf den Trümmern Rangun's wieder an. Der Fluß ist auf vier bis fünf englische Meilen von Böten mit Männern, Frauen und Kindern bedeckt, die sich in der Nähe eines englischen Kriegsdampfers am sichersten fühlen. Von Uebelwollenden war das Gerücht ausgesprengt worden, wir beabsichtigten das Land wieder zu räumen, und alsbald schickten sich die armen Menschen an, die Flucht zu ergreifen oder uns wo möglich auf die See hinaus zu folgen. Als vor einem Monat eine Truppenabtheilung der Unserigen gegen ein, 20 englische Meilen von hier liegendes befestigtes Dorf zog, kamen Freiwillige aus diesem Orte selbst, um den Unserigen die Sturmleitern zu tragen. Die Dampfer, welche gegen Bassein *) fuhren, sahen das auf den Ufern versammelte Volk stromaufwärts winken und der Expedition „gute Verrichtung" wünschen. Ja, die birmanischen Soldaten, die gegen uns fochten und jetzt nach Rangun hereingekommen sind, um die Waffen niederzulegen, gestehen, daß sie das schon früher gethan hätten, wären ihre Weiber und Kinder nicht als Geißeln in den Händen des Kaisers gewesen. Der Capitän des Dampfschiffes Proserpina berichtet, daß auf seiner Fahrt nach Prome die Dorfbewohner beider Flußufer ihn freiwillig mit Lebensmitteln versorgten. Aus 50 bis 60 englischen Meilen entfernten Orten kommen die angesehensten Einwohner und bitten uns um Schirm und Schutz. Die Bauern kommen und flehen: „„Werden die Engländer uns schützen, wenn wir dies Jahr die Felder besäen? Sagt Ja, um der Götter willen."" Die im Lande befindlichen Christen beten zum Himmel, daß wir bleiben mögen. Merkwürdig genug, selbst die Höflinge, welche der Kaiser um sich hat, haben im Rausch hiesigen Ohren zugeflüstert: „„Froh werden wir sein, wenn die Engländer das Land nehmen; denn wir haben diese Tyrannei satt, wo Leben, Ehre, Eigenthum und Familie keine fünf Minuten sicher sind.""

Mittlerweile lief die Nachricht ein, daß die Birmanen, 50,000 Mann stark, in und um Prome **) sich sammelten und die Engländer mit dieser Uebermacht zu überfallen beabsichtigten. Der General Godwin setzte sich sogleich in gehörigen Vertheidungsstand und suchte bei dem brittischen Generalgouverneur schleunigst um eine Verstärkung von 12,000 Mann nach. Denn wenn er auch mit den vorhandenen Truppen jeden Angriff des Feindes zurückzuschlagen vermochte, so reichten sie doch nicht hin, um entschieden die Offensive zu ergreifen und tief ins Land bis Ava vorzudringen; und in dieser Haupt- und Residenzstadt dem Kaiser selbst Gesetze vorzuschreiben lag jetzt im Plan. Im Laufe des Julimonats kam der Generalgouverneur, Lord Dalhousie, persönlich nach Rangun, um an Ort und Stelle die Lage der Dinge zu prüfen und die ihm erforderlich scheinenden weitern Anordnungen zu treffen. Im folgenden Monate langten Truppenverstärkungen aus Madras und Calcutta in Rangun an. Ein am 31. Juli unternommener dritter Angriff der Birmanen auf Martaban war wiederum zurückgeschlagen worden. Die Zeit bis zum October verstrich meist unter nutzlosen Unterhandlungen und unbedeutenden Scharmützeln, dann aber ward zu einem ernstlichen Angriff auf die mehr-

*) S. oben.

**) Prome liegt, wie bereits oben bemerkt, am Irawaddy, nordnordwestlich und 36 geographische Meilen von Rangun.

erwähnte Stadt Prome geschritten. Am 9. October kam das brittische Expeditionscorps an Ort und Stelle. Die Vertheidigungsanstalten der Birmanen bestanden aus einem Pallisadenwerke und einer gemauerten Brustwehr; an den günstigen Uferstellen waren Kanonen aufgestellt, deren Feuer die brittische Flotille auszuhalten hatte, sobald sie in Schußweite kam. Sie brachte jedoch die feindlichen Geschütze binnen zwei Stunden zum Schweigen und traf die nöthigen Vorbereitungen zur Landung. Nach kurzem Gefechte ward die, in einiger Entfernung von Prome stehende und von etwa 500 Mann vertheidigte sogenannte goldene Pagode erstürmt, worauf der Feind nach allen Richtungen floh. Da es aber zu einem Angriffe auf die Stadt selbst schon zu spät schien, so wurden während der Nacht sämmtliche Truppen, gegen 3000 Mann, ausgeschifft, und am folgenden Morgen besetzten dieselben Prome fast ohne Widerstand. Der ganze Kampf kostete den Britten nur sehr wenige Todte und Verwundete. Ein Sergeant, der sich unter jenen befand, war überdies nicht an den Folgen eines feindlichen Schusses, sondern am Sonnenstich oder Schlagfluß gestorben. Andererseits erlag am 8. October der Oberbefehlshaber der Flotte, Admiral Austin, der Cholera, und statt seiner übernahm nunmehr der Commodore Lambert das Commando.

Dies war der Stand der Dinge auf dem Kriegsschauplatze um die Mitte Octobers 1852. Der brittische Generalgouverneur hatte während seiner Anwesenheit in Rangun dem birmanischen Kaiser noch einmal Versöhnung angeboten und ihm bis zum 30. September Bedenkzeit gelassen, ob er als Ersatz der Kriegskosten bis zum 1. April 1853 15 Lak Rupien, und von da bis zum 1. October 3 Lak monatlich, also im Ganzen 33 Lak, nebst einer Entschädigung für die mißhandelten brittischen Unterthanen, zahlen wolle. Allein es erfolgte keine Antwort; und da der birmanische Despot, in ächt orientalischer Weise, die Gewohnheit haben soll, dem Ueberbringer schlechter Nachrichten den Kopf abschlagen zu lassen, so dürfte er überhaupt von dem Antrage nicht einmal Kenntniß erhalten haben. Vielleicht weiß er dann auch eben so wenig, daß sein nächster Nachbar, der König von Siam, Miene gemacht hat, die Umstände zu benutzen und ein Heer von 15- bis 20,000 Mann an die birmanische Grenze zu senden, um bei dem bevorstehenden Zerfall des Nachbarstaates sich einen Antheil an der Beute zu sichern.

Der Flächeninhalt des birmanischen Reiches wird auf 13,000 Quadratmeilen geschätzt; es wäre also noch um mehr als 1500 Quadratmeilen größer als ganz Deutschland. Allein trotz dieser großen Ausdehnung ist es nur spärlich bevölkert. Vor der Erforschung des Reiches durch die Engländer schätzte man die Bevölkerung auf 20 bis 30 und später doch wenigstens auf 8 Millionen Einwohner. Allein die von dem Oberst Burney (der, wie wir oben gesehen haben, brittischer Resident in Ava war) nach amtlichen Dokumenten mit Sorgfalt aufgestellten Berechnungen ergeben nicht mehr als etwa 4 Millionen Einwohner. Der orientalische Despotismus lastet mit seiner ganzen Schwere auf diesem unglücklichen Lande, wo es kein anderes Gesetz als den Willen des Kaisers gibt, den in den Provinzen Gouverneure vertreten, die irgend einer Laune ihre Ernennung verdanken und die tyrannische Gewalt mit noch größerer Rücksichtslosigkeit als der Kaiser selbst ausüben. Es bestehen, wie überhaupt in fast allen hinterasiatischen Ländern, verschiedene Rangordnungen oder Klassen: die kaiserliche Familie, die Beamten, die Priester, die reichen Kaufleute oder Thutteh, die Bauern und Handwerker, und die

Sklaven oder Leibeigenen. Eigentlich sind alle Unterthanen nicht viel besser als Sklaven, und sie müssen ohne Unterschied die Steuern zahlen und die Frohndienste leisten, die der Kaiser ihnen aufzuerlegen für gut findet. Da die Beamten keine feste Besoldung haben, so entschädigen sie sich dafür durch Erpressungen. Crawfurd schätzt die jährlichen Einkünfte des Staatsschatzes auf nicht höher als 25,000 Pf. Sterl. (etwa 275,000 Gulden C. M.). Die Einnahmequellen sind das Kopfgeld, verschiedene Auflagen auf Verbrauchsgegenstände, auf den Bergbau und das (zum Schiffbau trefflich sich eignende und daher stark benutzte) Tikholz und die Zölle, welche mit 10 Prozent von den Einfuhren und mit 5 Prozent von den Ausfuhren erhoben werden. Jedoch diese, dem Anscheine nach sehr mäßigen Abgaben werden zum Nachtheil der Steuerpflichtigen bedeutend erhöht durch die unmäßigen Forderungen der Gouverneure, welche sich enorme Vortheile zu sichern wissen. Hierzu kommt noch, daß öffentliche Bauten und andere derartige Arbeiten nicht auf Staatskosten ausgeführt werden; sondern es wird jedesmal eine gewisse Anzahl Unterthanen bestimmt, welche theils dazu baares Geld liefern, theils Frohndienste leisten müssen. Militärpflichtig ist jeder Birmane, der die Waffen zu tragen fähig.

Daß unter solchen drückenden Verhältnissen die Naturschätze des Landes nur spärlich ausgebeutet werden, und demnach auch der europäische Handel bis jetzt nur wenige Vortheile von seinen Verbindungen mit dem birmanischen Reiche geerntet hat, darf nicht Wunder nehmen, und ebenso wenig darf man, im allgemeinen Interesse der Civilisation, es bedauern, daß England sich entschlossen hat, den Krieg in das Herz dieses Landes zu spielen. Im Besitz von Vorder- und eines Theils von Hinterindien, hat England freilich mehr als irgend eine andere europäische Nation ein Interesse dabei, zwischen Calcutta und China einen neuen Markt für seine Fabrikate und neue Häfen zum Einlaufen für seine Schiffe sich zu eröffnen; allein es kann nicht ausbleiben, daß die übrigen, Handel und Schiffahrt treibenden Nationen hiervon ebenfalls große Vortheile ziehen. Denn wenn auch für den Augenblick der birmanische Markt noch nicht sehr wichtig ist, so sind doch alle Gründe vorhanden, um anzunehmen, daß er später um so wichtiger werde.

Sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika berufen, eine Weltmacht zu werden?

Die Ver. Staaten Nordamerika's haben seit einigen Jahren mehr als je zuvor die allgemeine Aufmerksamkeit Europa's auf sich gezogen; oder besser gesagt, die Nordamerikaner haben in neuester Zeit viel von sich reden gemacht, und dies hat in manchen europäischen Ländern einen mehr oder minder starken Widerhall gefunden. Die Entdeckung und Ausbreitung der reichen Goldschätze Californiens hat allerdings hierbei mitgewirkt; jedoch darin liegt keineswegs die Hauptursache, sondern vielmehr in einem Zusammentreffen verschiedenartiger Umstände, die wir weiterhin näher beleuchten, wogegen wir zunächst, um eine feste Grundlage zu bekommen, eine geographisch-statistische Uebersicht der Ver. Staaten, in deren gegenwärtigen Beschaffenheit, hier geben wollen.

Die Ver. Staaten nehmen die südliche Hälfte Nordamerika's ein, zwischen dem Brittischen Nordamerika und Mexico, oder, mit anderen Worten, sie reichen vom 49. Grade nördlicher Breite bis in die Nähe des nördlichen Wendekreises hinab, werden im O. von dem Atlantischen und im W. von dem Großen Ocean bespült, haben in dieser Richtung eine Ausdehnung von mehr als 500 geographischen Meilen (die von N. nach S. beträgt dagegen nicht ganz 300 Meilen) und einen Gesammtflächeninhalt von beinahe 132,000 Quadratmeilen.

Auf diesem ungeheueren Flächenraum, der, wenn man die russischen und norwegischen Eismeer-Küstenländer, Nowa Zembla, Island rc. abrechnet, dem von ganz Europa fast gleichkommt, würden 196 Millionen Menschen eben so bequem oder vielmehr noch bequemer Platz haben und sich nähren können, wie die 266³/₄ Millionen Europäer in unserem Welttheile, die durchschnittliche Volksdichtigkeit von ganz Europa (also die eben angedeuteten unwirthlichen Landstriche und Inseln mitgerechnet), nach welcher 1484 Menschen auf die Quadratmeile kommen, dabei zum Grunde gelegt.

Die Ver. Staaten haben aber nirgend solche völlig unbewohnbare Landstriche, wie Europa sie über den Polarkreis hinaus und zum Theil in seinen östlichen Steppen, in den höheren Regionen seiner Hochgebirge u. s. w. hat. Denn wenn sie auch im Westen noch ungeheuere Strecken haben, die vor der Ausrodung der dortigen Urwälder nicht angebaut werden können, und die ebenfalls im Westen befindlichen und nordwärts streichenden Ausläufer der Andenkette mehr oder minder den Hochgebirgscharakter an sich tragen, so ist doch beinahe der ganze übrige Theil des Landes dafür um so bewohnbarer

und anbaufähiger. Wollte man die örtlichen Schwierigkeiten des Anbau's oder der Bewohnbarkeit sehr hoch anschlagen und sie z. B. mit denen (wenn auch in einem andern Sinn) vergleichen, welche in Spanien sich vorfinden, so würden die Ver. Staaten eben so füglich wie dieses europäische Gebirgsland 1657 Menschen auf der Quadratmeile, demnach eine Gesammtbevölkerung von 218,724,000 E. haben können. Mit einer Volksdichtigkeit wie in der Schweiz (3333 auf die Q. M.) kämen 439,956,000, und mit der, wie Deutschland sie durchschnittlich hat (3698 auf die Q. M.), gar 488,136,000 E. für die Ver. Staaten heraus.

Der Flächeninhalt des eigentlichen China's (nicht des ganzen chinesischen Reiches) wird auf 85,000 Q. M. geschätzt, und die Bevölkerung dieses Landes beträgt nach Gützlaf nicht weniger als 367 Millionen E. Vergleicht man nun die physisch-geographischen Verhältnisse China's mit denen Nordamerika's, so findet man bald, daß in dieser Beziehung die Ver. Staaten bedeutend im Vortheil gegen China sind. Allerdings hat China zwei der mächtigsten Ströme der Welt aufzuweisen und seine Kanal- und übrigen Verbindungen im Innern erleichtern daselbst den Verkehr ungemein. Allein was wollen diese Vortheile sagen gegen diejenigen, deren die Ver. Staaten sich rühmen können in ihrem Mississippi mit dessen zahlreichen, von Dampfschiffen belebten Nebenflüssen, deren einer (der Missouri) ihn sogar noch an Stromlänge übertrifft; in ihren Kanälen, die eine Gesammtlänge von beinahe 900, in ihren Eisenbahnen, die eine Gesammtlänge von 1100 geographischen Meilen haben? Dabei werden die Ver. Staaten im Osten, Süden und Westen vom Meere bespült und haben im Norden auf den fünf großen nordamerikanischen Landseen (Erie-, Huron-, Michigansee u. s. w.), den weitesten Spielraum für ihre so äußerst lebhafte Dampfschiffahrt. China dagegen ist nur an seiner Ostseite vom Meere bespült, wogegen es im Westen und Norden in öde Wildnisse sich verliert.

Aber dennoch hat China jene ungeheuere Bevölkerung, demnach eine durchschnittliche Volksdichtigkeit von 4318 Menschen auf der Q. M., wogegen in den Ver. Staaten Nordamerika's im Durchschnitt nicht mehr als — 179 Menschen auf der geogr. Quadratmeile leben!

Die nordamerikanische Union besteht in politischer Hinsicht gegenwärtig aus 31 Staaten und 4 Gebieten, nebst dem Bundesdistrikt Columbia, welche zusammen einen Flächeninhalt von 108,880 geographischen Q. M. haben und deren Gesammtbevölkerung nach der Zählung von 1850 auf 23,351,267 E. sich belief.

Außerdem gibt es noch 2 Gebiete, die jedoch keine Gouvernementsverfassung haben, sondern zur Zeit gewissermaßen sich selbst noch überlassen sind, nämlich das Indianer- und das Missourigebiet, welche beide fast nur von Indianern bewohnt sind. Ihr Gesammtflächeninhalt wird auf beinahe 23,000 Q. M. und ihre Gesammtbevölkerung auf etwa 300,000 Seelen geschätzt.

Wir wollen die einzelnen Bestandtheile der Union nunmehr in der Kürze einzeln durchgehen, und mit den 6 sogenannten Neu-Englandstaaten den Anfang machen. Die Bevölkerung ist überall genau nach der Zählung von 1850 angegeben.

1. Der Staat **Maine**, der nordöstlichste der ganzen Union, im N. und O. von der brittischen Colonie Neu-Braunschweig begrenzt, hat einen Flächeninhalt von 1539

Quadratmeilen und 583,018 E., demnach eine relative Bevölkerung von 379 E. auf der Q. M. In letzterer Beziehung hält also Maine die Mitte zwischen Schweden, wo 431, und Norwegen, wo 230 Menschen durchschnittlich auf der Q. M. leben. Hauptnahrungsquellen sind in Maine Nutzholzhandel, Fischerei und Schiffbau, und die bemerkenswerthesten Städte sind hier Augusta (Hauptstadt mit 8231 E.), Portland (26,819), Bangor (14,441) und Bath (8002).

2. Der Staat **New-Hampshire**, an der Westseite des vorigen; Flächeninhalt: 444 Q. M.; Bevölkerung: 317,999 E.; Volksdichtigkeit: 716 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Fischerei, Maisbau und Baumwollfabrikation; bemerkenswertheste Städte: Concord (Hauptstadt), Manchester, Portsmouth und Nashua, mit resp. 8584, 18,933, 9739 und 5826 E.

3. Der Staat **Vermont**, zwischen dem vorigen und dem nördlichsten Theil des Staates Newyork, ohne das Meer zu berühren; Flächeninhalt: 481 Q. M.; Bevölkerung: 314,322 E.; Volksdichtigkeit: 653 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Ackerbau, Viehzucht und Wollhandel; bemerkenswertheste Städte: Montpelier (Hauptstadt) und Burlington, mit resp. 4112 und 5211 E.

4. Der Staat **Massachusetts**, an der Ostseite des Staates Newyork und im Norden von Vermont und New-Hampshire begrenzt. Flächeninhalt: 354 Q. M.; Bevölkerung: 994,665 E.; Volksdichtigkeit: 2810 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: ausgebreiteter Seehandel, starke Schiffsrhederei, Wallfischfang, Woll-, Baumwoll- u. a. Fabriken. Die Hauptstadt Boston mit 138,788 E.; von den übrigen bemerkenswerthesten Städten haben Lowell, Springfield und Salem resp. 32,964, 21,602 und 18,846 E., und Lawrence, New-Bedford, Lynn, Worcester, Cambridge, Fall River, Taunton, Newburyport, Plymouth und Fitchburg von 18,341 an bis 5007 E. herab.

5. Der Staat **Rhode Island**, am Atlantischen Meere und auf den übrigen Seiten von Massachusetts und Connecticut umgeben; Flächeninhalt: 63 Q. M.; Bevölkerung: 147,543 E.; Volksdichtigkeit: 2342 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Baumwollfabrikation und Seehandel. Die Hauptstädte Providence und Newport, mit resp. 41,513 und 9563 E., die drei übrigen bemerkenswerthesten Städte Smithfield, Tiverton und Bristol, mit resp. 11,386, 4699 und 4616 E.

6. Der Staat **Connecticut**, zwischen dem vorigen und Newyork; Flächeninhalt: 225 Q. M.; Bevölkerung: 371,947 E.; Volksdichtigkeit: 1653 E. auf der Q. M. (also wie durchschnittlich in Spanien); Hauptnahrungsquellen: Landwirthschaft, Woll-, Baumwoll- u. a. Fabriken, Seehandel und Wallfischfang. Die Hauptstädte Hartford und Newhaven, mit resp. 12,793 und 14,890, und New-London, Bridgeport und Danbury, mit resp. 5519, 4572 und 4504 E. *).

7. Der Staat **New-York**, vom Atlantischen Meere bis zum St. Lorenzstrom und zum Ontario- und Eriesee sich hinaufziehend; Flächeninhalt: 2178 Q. M. (ist also so groß wie Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt zusammengenommen); Bevölkerung: 3,098,818 E.; Volksdichtigkeit: 1423 auf der Q. M.;

*) Diese 6 Staaten werden noch jetzt im gemeinen Leben mit dem gemeinschaftlichen Namen Neu-England bezeichnet und ihre Bewohner vorzugsweise Yankees (s. S. 10) genannt. Die

Hauptnahrungsquellen: weit ausgebreiteter Seehandel und Schiffbau, Ackerbau und Viehzucht, Fabriken und Manufakturen. Die eigentliche Haupt- oder Gouvernementsstadt Albany hatte bei der erwähnten letzten Zählung 50,771 E., und die Stadt New-York 515,394 E. Da jedoch die letztgenannte Stadt der Hauptlandungsplatz für die nach Amerika auswandernden Europäer ist und sehr viele derselben aus Mangel an Mitteln zur Weiterreise hier, so zu sagen, hängen bleiben, so ist schon jetzt die Bevölkerung auf 600,000 E. angewachsen. New-York gegenüber auf der Insel Longisland, liegt Brooklyn, mit 96,850 E. Die übrigen bemerkenswerthesten Städte dieses Staates haben theils, wie Buffalo, Rochester, Williamsburg, Troy, Syracuse, Utica, Lockport, Oswego und Poughkeepsie, zwischen 40,300 und 11,100 E., theils, wie Auburn, Schenectady, Newburg, Hudson, Plattsburg und Whitehall, zwischen 9500 und 4700 E.

8. Der **Staat New-Jersey**, neben dem südlichsten Theil des vorigen und im Westen von Pennsylvanien begrenzt; Flächeninhalt: 392 Q. M.; Bevölkerung: 489,381 E.; Volksdichtigkeit: 1248 auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Landwirthschaft und Fabriken; die Hauptstadt Trenton mit 6766 E., und die Städte Newark (38,885 E.), Paterson (21,341), Camden (9605) und New-Brunswick, Jersey und Burlington, mit resp. 7898, 6856 und 5398 E.

9. Der **Staat Pennsylvanien**, an der Westseite des vorigen und an der Südseite des westlichen Theils von New-York, im Süden von Maryland und Virginien begrenzt. Flächeninhalt: 2075 Q. M.; Bevölkerung: 2,314,897 E.; Volksdichtigkeit: 1115 E. auf der Q. M. (in der europäischen Türkei kommen 1275 auf die Q. M.); Hauptnahrungsquellen: Ackerbau, Viehzucht, Bergbau auf Eisen und Steinkohlen, Seehandel und Fabriken. Die Haupt- oder Gouvernementsstadt Harrisburg, mit 8173 E.; Philadelphia mit 409,353, Reading mit 15,821 und Lancaster mit 12,381 E.; die übrigen bemerkenswerthesten Städte Pottsville, York, Morristown, Erie, Carlisle, Columbia und Chambersburg haben von 7496 an bis 4272 E.

10. Der **Staat Ohio**, an der Westseite des vorigen und im Norden vom Eriesee begrenzt; Flächeninhalt: 1885 Q. M.; Bevölkerung: 1,981,940 E.; Volksdichtigkeit: 1051 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Getreidebau, Viehzucht, Schweinepökelfleischhandel, Fabriken und Dampfschiffbau; die Hauptstadt Columbus mit 17,367 E.; Cincinnati mit 116,108 E., und die übrigen bemerkenswerthesten Städte Cleveland, Zanesville, Steubenville, Marietta, Springfield, Sandusky, Portsmouth und Toledo mit 17,074 bis 3819 E. herab.

---

ersten europäischen Ansiedler Neu-Englands waren die sogenannten Pilger, nämlich englische Dissenters, welche daheim in ihrem Religionsglauben sich gekränkt erachteten und daher nach Nordamerika auszuwandern sich entschlossen. Sie landeten bei dem jetzigen Plymouth, im Staate Massachusetts, im December 1620. Neu-England hat einen Gesammtflächeninhalt von 3106 Quadratmeilen, ist also beinahe so groß wie die Königreiche Bayern, Württemberg, Sachsen und Hannover und die Großherzogthümer Baden und Hessen zusammengenommen, deren Gesammtbevölkerung 12¼ Millionen Einwohner beträgt, wogegen Neu-England nicht einmal 2¾ Millionen Einwohner hat.

11. Der Staat **Indiana**, an der Westseite des vorigen; Flächeninhalt: 1595 Q. M.; Bevölkerung: 990,258 E.; Volksdichtigkeit: 621 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Getreide- und Hanfbau, Bergbau auf Eisen- und Steinkohlen, und Salzgewinnung; die Hauptstadt Indianopolis mit 8034 E. und die Städte New - Albany und Madison mit resp. 9785 und 8037 E.

12. Der Staat **Michigan**, hauptsächlich zwischen dem Michigan- und Huronsee liegend; Flächeninhalt: 2653 Q. M.; Bevölkerung: 402,041 E.; Volksdichtigkeit: 151 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Landwirthschaft und Fischerei; die bemerkenswertheste Stadt ist hier zur Zeit erst Detroit, mit 21,057 E.

13. Der Staat **Illinois**, an der Westseite von Indiana, und durch den Mississippi von den Staaten Jowa und Missouri getrennt; Flächeninhalt: 2660 Q. M.; Bevölkerung: 855,384 E.; Volksdichtigkeit: 321 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Getreidebau, Viehzucht und Bergbau auf Blei, Eisen und Steinkohlen; die bemerkenswertheste Stadt ist hier Chicago, mit 28,269 E.

14. Der Staat **Wisconsin**, am westlichen Ufer des Michigansee's und im Norden zum Theil am Obersee; Flächeninhalt: 2543 Q. M.; Bevölkerung: 305,538 E.; Volksdichtigkeit: 120 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Ackerbau, Nutzholzhandel und Bergbau auf Blei, Kupfer und Eisen; bemerkenswertheste Städte Milwaukie, Racine und Madison, mit resp. 20,026, 5111 und 1871 E.

15. Der Staat **Jowa**, an der Westseite der beiden vorigen, und durch den Mississippi davon getrennt; Flächeninhalt: 2401 Q. M.; Bevölkerung: 192,247 E.; Volksdichtigkeit: 80 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Ackerbau, Viehzucht und Bergbau auf Blei, Zink und Eisen; bemerkenswertheste Städte Dubuque, Burlington und Jowa, mit resp. 3710, 5102 und 2308 E.

16. Der Staat **Californien**, am Stillen Meere, zwischen dem Oregon - Gebiete und Mexico; 1848 von Mexico an die Ver. Staaten abgetreten und 1850 als Staat in die Union aufgenommen. Sein Flächeninhalt beträgt 8914 Q. M.; demnach ist er noch um 500 Q. M. größer als ganz Spanien. Daß er sich durch seinen 1848 entdeckten Goldreichthum auszeichnet, ist bekannt und das Nähere darüber bereits S. 55—60 mitgetheilt worden. In Folge der seit jener Entdeckung veranlaßten und immer nach fortdauernden zahlreichen Einwanderungen aus allen Welttheilen war schon 1850 die Bevölkerung hier auf 214,000 E. gestiegen und wird bald wohl die Höhe von einer halben Million erreichen. Neben der Goldgräberei und dem Goldbergbau haben sich in der letzten Zeit verschiedene andere wichtige Erwerbsquellen aufgethan, was namentlich von dem Ackerbau und der Viehzucht gilt. San Francisco, die Hauptseehandelsstadt des Staates, zählt bereits über 70,000 E. Die Bevölkerung der übrigen Städte, als Sacramento, Pueblo de San Jose und Vallego, nimmt in eben dem Grade rasch zu *).

17. Der Staat **Delaware**, am Atlantischen Meere und an der Delaware-Bai,

*) In den vorstehenden 16 Staaten werden keine Sklaven gehalten, oder vielmehr die Sklaverei wird daselbst gesetzlich nicht geduldet, und man nennt sie daher freie Staaten im Gegensatz zu den nachfolgenden 15 Sklavenstaaten.

im Norden von Pennsylvanien und im Westen von Maryland begrenzt; Flächeninhalt: 100 Q. M.; Bevölkerung: 90,407 E.; Volksdichtigkeit: 904 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Getreidebau, Mehlhandel und Fabriken; bemerkenswertheste Städte Wilmington und Newcastle, mit resp. 13,931 und 3111 E. Unter den 90,407 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 2688 Sklaven.

18. Der Staat **Maryland**, zwischen Pennsylvanien und Virginien, im Osten von dem Staate Delaware und dem Atlantischen Meere begrenzt; Flächeninhalt: 660 Q. M.; Bevölkerung: 575,150 E.; Volksdichtigkeit: 871 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Tabaksbau, Mehlhandel, Schifffahrt, Eisen- und Steinkohlenbergbau und etwas Woll- und Baumwollfabrikation; die Haupt- oder Gouvernementsstadt Annapolis mit 4198, Baltimore mit 169,012 und Fredericktown mit 6037 E. Unter den 575,150 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 89,204 Sklaven.

19. Der Staat **Virginien**, zwischen dem vorigen und Nord-Carolina, am Atlantischen Meere; Flächeninhalt: 3019 Q. M. (ist also beinahe so groß wie ganz Neu-England; s. oben); Bevölkerung: 1,424,863 E.; Volksdichtigkeit: 471 E. auf der Q. M. (im europäischen Rußland, die Polarländer und Steppen mitgerechnet, kommen durchschnittlich 629 auf die Q. M.); Hauptnahrungsquellen: Tabaks-, Weizen- und Maisbau, Bergbau auf Eisen, Steinkohlen &c., Salzgewinnung und Sklavenhandel nach den südlichen Staaten; bemerkenswertheste Städte Richmond, Petersburg, Norfolk, mit respektive 27,483, 14,003 und 14,320 E. und Alexandria, Portsmouth und Charles City, mit resp. 8795, 8456 und 5200 E. Unter den 1,424,863 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 473,972 Sklaven.

20. Der Staat **Nord-Carolina**, zwischen dem vorigen und Süd-Carolina; Flächeninhalt: 2066 Q. M.; Bevölkerung: 868,870 E.; Volksdichtigkeit: 420 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Reis-, Mais-, Tabaks-, Weizen- und Baumwollbau und Bergbau auf Gold, Blei und Eisen; bemerkenswertheste Städte Wilmington, Newbern und Raleigh, mit resp. 11,218, 4722 und 3001 E. Unter den 868,870 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 288,412 Sklaven.

21. Der Staat **Süd-Carolina**, zwischen dem vorigen und Georgien; Flächeninhalt: 1330 Q. M. (also beinahe so groß wie das Königreich Bayern); Bevölkerung: 668,247 E.; Volksdichtigkeit: 503 E. auf der Q. M. (in Bayern kommen 3242 auf die Q. M.); Hauptnahrungsquellen: Reis-, Baumwoll- und Maisbau und Nutzholzhandel; bemerkenswertheste Städte Charleston und Columbia, mit resp. 42,806 und 6060 E. Unter den 668,247 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 384,720 Sklaven, die sonach bedeutend mehr als die Hälfte der Gesammtbevölkerung bildeten.

22. Der Staat **Georgien**, zwischen dem vorigen und Florida; Flächeninhalt: 2924 Q. M.; Bevölkerung: 888,726 E.; Volksdichtigkeit: 304 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Baumwollbau, auch Reis-, Mais- und etwas Weizen-, Tabaks- und Zuckerrohrbau, sodann Bergbau auf Gold, sowie auf Kupfer und Eisen; bemerkenswertheste Städte Savannah und Macon mit resp. 27,841 und 5953 E. Unter den 888,726 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 349,208 Sklaven.

23. Der Staat **Florida**, hauptsächlich die gleichnamige südliche Halbinsel Nordamerika's begreifend, welche die Ostgrenze des mexicanischen Meerbusens bildet. Flächeninhalt: 2537 Q. M.; Bevölkerung: 89,459 E.; Volksdichtigkeit: 35 E. auf der Q. M. (also in diesem mit tropischer Fruchtbarkeit gesegneten Staate leben 15 Menschen weniger auf der Q. M. als in dem eisigen und felsigen Island); Hauptnahrungsquellen: Baumwollbau, auch Mais-, Reis-, Tabaks- und Zuckerrohrbau und Handel mit Südfrüchten und Nutzholz; bemerkenswertheste Stadt St. Augustine, mit 2993 E. Unter den 89,459 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 40,335 Sklaven.

24. Der Staat **Alabama**, an der Westseite Georgiens und mit einem schmalen Küstenstriche den mexicanischen Meerbusen berührend; Flächeninhalt: 2392 Q. M.; Bevölkerung: 779,001 E.; Volksdichtigkeit: 326 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Baumwollbau und Mais-, auch Weizen-, Reis-, Tabaks- und Zuckerrohrbau; bemerkenswertheste Stadt Mobile, mit 20,513 E. Unter den 779,001 E. befanden sich bei der letzten Zählung 344,323 Sklaven.

25. Der Staat **Mississippi**, zwischen dem vorigen und Louisiana; Flächeninhalt: 2224 Q. M.; Bevölkerung: 605,488 E.; Volksdichtigkeit: 272 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: bedeutender Baumwollbau, auch Mais-, etwas Weizen-, Reis- und Tabaksbau; bemerkenswertheste Städte Natchez, Columbus und Vicksburg, mit resp. 5239, 9312 und 4211 E. Unter den 605,488 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 308,167 Sklaven, die sonach mehr als die Hälfte der Gesammtbevölkerung bildeten.

26. Der Staat **Tennessee**, zwischen Nord-Carolina und dem Mississippistrom; Flächeninhalt: 2138 Q. M.; Bevölkerung: 1,006,213 E.; Volksdichtigkeit: 470 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Mais-, Baumwoll- und Tabaksbau und Bergbau auf Eisen, Gold und Steinkohlen; bemerkenswertheste Stadt Nashville, mit 17,502 E. Unter den 1,006,213 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 237,026 Sklaven.

27. Der Staat **Kentucky**, an der Nordseite des vorigen und an der Westseite Virginiens; Flächeninhalt: 1910 Q. M.; Bevölkerung: 933,344 E.; Volksdichtigkeit: 520 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Mais-, Tabaks-, Weizen- und Hanfbau, Bergbau auf Steinkohlen und Eisen, Salzgewinnung und Maulthierzucht; bemerkenswertheste Städte Louisville mit 43,217 E.; und Covington, Newport, Frankfort und Maysville, mit resp. 9687, 6026, 4372 und 4255 E. Unter den 933,344 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 211,237 Sklaven.

28. Der Staat **Missouri**, auf beiden Seiten des untern Missouriflusses, demnach auf dem rechten Mississippi-Ufer, zwischen Iowa und Arkansas; Flächeninhalt: 3178 Q. M.; Bevölkerung: 682,907 E.; Volksdichtigkeit: 215 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Mais-, Weizen-, Hanf- und Tabaksbau, Bergbau auf Blei, Eisen und Steinkohlen, Pelzhandel mit den Indianern und Karavanenhandel nach Mexico; bemerkenswertheste Städte St. Louis und Jefferson, mit resp. 82,744 und 3721 E. Unter den 682,907 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 87,767 Sklaven.

29. Der Staat **Arkansas**, zwischen dem vorigen und Louisiana; Flächenin-

halt: 2462 Q. M.; Bevölkerung: 198,796 E.; Volksdichtigkeit: 81 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Mais- und Baumwollbau, Pferde- und Rindviehzucht und Bergbau auf Eisen und Steinkohlen; bemerkenswertheste Stadt Little Rock, mit 4138 E. Unter den 198,796 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 45,242 Sklaven.

30. Der Staat **Louisiana**, auf der Westseite (und zum Theil auch auf der Ostseite) des unteren Laufes und der Mündungsarme des Mississippi. Flächeninhalt: 2190 Q. M.; Bevölkerung: 523,094 E.; Volksdichtigkeit: 239 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: lebhafter Binnen- und Seehandel, Zuckerrohr-, Baumwolle-, Reis-, Tabaks- und Maisbau und Viehzucht auf den Prairien im Innern; die Haupt- oder Gouvernementsstadt Baton Rouge mit 4200 und Neworleans mit 119,285 E. Unter den 523,094 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 249,947 Sklaven, die sonach beinahe die Hälfte der Gesammtbevölkerung bildeten.

31. Der Staat **Texas**, an der Westseite von Louisiana, am mexicanischen Meerbusen, und durch den Rio Grande von Mexico getrennt. Flächeninhalt: 10,519 Q. M. (ist also um beinahe 1000 Q. M. größer als Frankreich); Bevölkerung 230,000 E.; Volksdichtigkeit: 22 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Baumwolle-, Zuckerrohr-, Reis- und Tabaks-, auch Mais- und Weizenbau, Pferde- und Rindviehzucht und Jagd; bemerkenswertheste Städte Galveston und Austin, mit resp. 6000 und 4000 E. Unter den 230,000 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 62,000 Sklaven.

Die übrigen politischen Bestandtheile der nordamerikanischen Union sind der Bundesdistrikt Columbia (unter der unmittelbaren Verwaltung des Congresses) und 4 Gebiete (welche von Gouverneuren im Namen der Unionsregierung so lange verwaltet werden, bis sie diejenige Einwohnerzahl haben, die erforderlich ist, um als förmliche Staaten in die Union aufgenommen werden und ihre innern Angelegenheiten selbst verwalten zu können).

Der Bundesdistrikt **Columbia**, von Virginien und Maryland umgeben, am Potomac, etwa 18 Meilen von dessen Mündung ins Atlantische Meer; Flächeninhalt 3 Q. M.; Bevölkerung: 51,670 E.; (worunter 3688 Sklaven), die jedoch fast allein in dessen beiden Städten Washington und Georgetown wohnen. Washington wurde 1791 gegründet oder, besser gesagt, abgesteckt zu einer Hauptstadt der Ver. Staaten und Sitz der Bundesregierung, und zwar in einem so großartigen Maßstabe, daß, wäre der abgesteckte Raum mit Häusern wirklich ausgefüllt, der beabsichtigte Zweck allerdings erreicht und Washington die größte und glänzendste Hauptstadt der neuen Welt geworden wäre. Die Nordamerikaner übersahen aber in ihrem patriotischen Enthusiasmus einen dort zu Lande sehr wesentlichen Umstand, nämlich daß der projectirten Stadt alle Erfordernisse und Bedingungen zu einem Handelsplatze fehlten, und daher die künftigen Bewohner derselben auf die Mitglieder der Unionsregierung, auf Gasthof- und Kaffeehausbesitzer, Modewaaren- und Möbelhändler, einzelne Gewürzkrämer und Handwerker sich beschränken würden. So sehr also auch der Plan auf dem Papier durch seine Regelmäßigkeit und geschmackvollen Anordnungen, und mit seinen sehr breiten, schnurgeraden und in rechten Winkeln sich durchschneidenden Straßen, sich ausgezeichnete und erkennen

ließ, daß die Stadt ein Parallelogramm von fast zwei Stunden Länge und einer Stunde Breite bilden würde, und obwohl Washington im J. 1800 allerdings die Bundeshauptstadt und der Sitz der obersten Bundesbehörden wurde, so ergab doch die Zählung von 1850, daß in dem ganzen, seitdem verflossenen fünfzigjährigen Zeitraume die Bevölkerung zu nicht mehr als 40,000 E. angewachsen war. Längs den abgesteckten Straßen stehen hier 12, dort 6, an einer dritten Stelle 4 Häuser neben einander, und der Zwischenraum ist zum Theil mit wildem Gestrüpp, Brennnesseln und anderem Unkraut ausgefüllt.

Das Gebiet **Minnesota**, an der Westseite von Wisconsin und an der Nordseite von Jowa, zu welchen beiden Staaten es früher gehörte. Sein Flächeninhalt beträgt 3915 Q. M. und seine (übrigens jetzt stark zunehmende) Bevölkerung belief sich im J. 1850 auf 6077 E., nämlich 5897 Weiße und 180 freie Neger (die Indianer ungerechnet). Die bemerkenswerthesten Oerter St. Paul, St. Anthony und Stillwater hatten erst resp. 1135, 705 und 636 E.

Das Gebiet **Oregon**, am Stillen Meere, zwischen Californien und der britt. Nordwestküste, im O. von dem Felsengebirge begrenzt. Sein Flächeninhalt wird zu 16,107 Q. M. berechnet (also wie Frankreich und das britt. Inselreich zusammen genommen), seine Bevölkerung belief sich 1850 nur auf 13,323 E., die (übrigens hier eben nicht sehr zahlreichen) Indianer freilich ungerechnet. Die bemerkenswerthesten Städte und Oerter Oregon City, Clackmas City, nebst Canema, Portland und Astoria hatten nicht mehr als resp. 702, 308, 859 und 208 E.

Das Gebiet **Utah**, hauptsächlich aus dem östlichen Theil des Staates Californien (in dessen ursprünglichem Umfange) gebildet und im O. von dem Felsengebirge und dem Gebiete Neu-Merico begrenzt. Es hat einen Flächeninhalt von 8864 Q. M. (ist demnach um mehr als 400 Q. M. größer als Spanien), es zählte aber im J. 1850 (außer den überhaupt in der Zählung nicht mitbegriffenen Indianern) nicht mehr als 20,000 E., meist der bekannten Religionssekte der Mormonen angehörend, welche hier die Stadt Utah oder Deseret (von ihnen auch Neu-Jerusalem genannt) gegründet haben, die 1850 bereits 12,000 E. hatte.

Das Gebiet **Neu-Mexico**, zwischen dem vorigen und Texas; Flächeninhalt: 9940 Q. M.; Bevölkerung: 61,574 E.; die Hauptstadt Santa Fé, mit 7713 E.

Von den beiden Indianer-Gebieten (zusammen beinahe 23,000 Q. M. groß und mit etwa 300,000 Bewohnern) ist bereits oben die Rede gewesen.

Was nun das allmälige Anwachsen der Bevölkerung in den Ver. Staaten betrifft, so kann man dasselbe aus folgender Uebersicht einigermaßen entnehmen:

Im J.	1790	betrug die Bevölkerung der	Ver. Staaten	3,924,544 E.
»	1800	»	»	5,305,941 »
»	1810	»	»	7,223,889 »
»	1820	»	»	9,643,211 »
»	1830	»	»	12,867,511 »
»	1840	»	»	17,064'688 »
»	1850	»	»	23,351,207 »

Nun machen die Nordamerikaner den Schluß: da während des verflossenen sech-

zigjährigen Zeitraumes das Progressions-Verhältniß in dem Bevölkerungszuwachs mit jedem Jahrzehnt bedeutend größer geworden ist, so wird es fortan dermaßen größer werden, daß nach hundert Jahren oder im J. 1950 die Ver. Staaten eine Bevölkerung wie ganz Europa oder 250 Millionen Einwohner haben werden.

So gute Rechenmeister die Nordamerikaner auch in dem, was das Mein und Dein betrifft, sonst sind, so haben sie doch bei dieser Berechnung von ihrem windigen Enthusiasmus sich wiederum fortreißen lassen und wesentliche Punkte übersehen.

Bei der Berechnung der muthmaßlichen künftigen Vermehrung einer Landesbevölkerung kann man offenbar nur ein mehr oder minder **stetiges** Progressions-Verhältniß, wie es sich in der Vergangenheit unter gewöhnlichen Umständen herausgestellt hat, zum Grunde legen.

Wer aber auf dem statistischen Gebiete nur irgend heimisch ist und auf die obigen Bevölkerungszahlen blickt, erkennt sogleich, daß nur **außerordentliche Umstände** die Volksmenge in den Ver. Staaten während eines sechzigjährigen Zeitraumes von nicht ganz 4 Millionen bis zu der Höhe von mehr als $23^1/_2$ Millionen hinaufgetrieben haben können. Von 1790 bis 1800 wuchs die Volksmenge um $35^1/_{10}$ pCt., von 1800 bis 1810 um $36^1/_{10}$, von 1810 bis 1820 um $33^2/_5$, von 1820 bis 1830 um $33^2/_5$, von 1830 bis 1840 um $32^3/_5$ und von 1840 bis 1850 gar um $36^4/_5$ pCt. Ein solches Verhältniß im Anwachsen der Bevölkerung hat in Europa seit der großen Völkerwanderung nie stattgefunden. Vielmehr beschränkt sich hier die Zunahme der Bevölkerung während eines zehnjährigen Zeitraums durchschnittlich auf etwas über 10 pCt. In Frankreich, Preußen, Sachsen und Württemberg, also in Ländern, die doch wahrlich nicht spärlich bevölkert sind, ist in dem letztverflossenen Viertel dieses Jahrhunderts die Bevölkerung durchschnittlich gar nur um $6^7/_{10}$ pCt. gewachsen. Im J. 1821 zählte Frankreich 30,461,875 E.; im J. 1831 zählte es 32,569,223 E.; im J. 1841 hatte es 34,173,234 E., und die Zählung von 1851 ergab 35,781,821 E.: folglich hatte im ersten zehnjährigen Zeitraum die Bevölkerung um $6^9/_{10}$ pCt., im zweiten um 5 und im dritten um $4^7/_{10}$ pCt. sich vermehrt. In Preußen hatte in dem Zeitraume von Dec. 1843 (wo 15,471,765 E. gezählt wurden) bis Dec. 1849 (wo die Zählung 16,396,803 E. ergab) um $5^9/_{10}$ pCt.; in Sachsen während des Zeitraums von 1840 (wo 1,709,880 E. gezählt wurden) bis 1849 (wo die Zählung 1,894,431 E. als Resultat lieferte) um $10^7/_{10}$, und in Württemberg während des zehnjährigen Zeitraums von 1840 (Bevölkerung: 1,682,338) bis 1850 (Bevölkerung: 1,802,252 E.) um $7^1/_{10}$ pCt. die Bevölkerung sich vermehrt.

Hätte sich in den Ver. Staaten von 1790 an, die damals noch ziemlich unvermischte Bevölkerung durch sich selbst ergänzt und nach europäischem Maßstabe, also durchschnittlich um 10 pCt. sich vermehrt, so würde sie im J. 1850, statt zu $23^1/_2$ Millionen nur zu etwa 7 Millionen angewachsen sein, und bei weiterem Fortschreiten in dieser Weise über hundert Jahre oder im J. 1950 kaum die Höhe von 18 Millionen erreichen.

Selbst wenn sie erst von jetzt an sich selbst ergänzen müßte, so würde sie doch bei einer Vermehrung nach europäischem Maßstabe bis zum Jahre 1950 immer nur zu etwas über $60^1/_2$ Millionen anwachsen können.

Und wenn wir etwa das Progressions-Verhältniß Neu-Englands (s. oben) bei der Gesammtbevölkerung der Ver. Staaten zum Grunde legten, so kämen für das Jahr 1950 nur etwa 57 Millionen heraus. Im J. 1790 belief sich die Bevölkerung Neu-Englands auf 999,538 E., im J. 1800 auf 1,233,315 E., im J. 1810 auf 1,471,891 E., im J. 1820 auf 1,659,808 E., im J. 1830 auf 1,955,207 E., im J. 1840 auf 2,232,911 E. und im J. 1850 auf 2,729,494 E.: sie hatte sich demnach in dem ersten zehnjährigen Zeitraume um $23\frac{3}{10}$ pCt., im zweiten um $19\frac{3}{10}$ pCt., im dritten um $12\frac{4}{5}$ pCt., im vierten um $17\frac{4}{5}$ pCt., im fünften um $14\frac{3}{10}$ pCt. und im sechsten um $22\frac{1}{5}$ pCt. vermehrt. Dieses Progressions-Verhältniß auf die Bevölkerung der ganzen Union angewendet, würde ergeben haben:

Für	das	Jahr	1800	in runden	Zahlen	4,808,700	E.,	als Gesammtbev.	der	V. St.
»	»	»	1810	»	»	5,737,000	»	»	»	»
»	»	»	1820	»	»	6,471,300	»	»	»	»
»	»	»	1830	»	»	7,623,200	»	»	»	»
»	»	»	1840	»	»	8,713,300	»	»	»	»
»	»	»	1850	»	»	10,647,600	»	»	»	»

Die Mittelzahl aus $23\frac{3}{10}$, $19\frac{3}{10}$, $12\frac{4}{5}$, $17\frac{4}{5}$, $14\frac{3}{10}$ und $22\frac{1}{5}$ pCt. ist $18\frac{3}{10}$ pCt., und hiermit weiter gerechnet, kämen für das Jahr 1950 nicht mehr als 57,159,917 E. als Gesammtbevölkerung der Ver. Staaten heraus, was freilich beinahe 200 Millionen Einwohner weniger wären, als worauf die Nordamerikaner sich Rechnung machen. Und doch ist das Progressions-Verhältniß von $18\frac{3}{10}$ pCt. ein sehr großes, und die starke Vermehrung der Bevölkerung Neu-Englands läßt sich nicht anders als durch mehr oder minder zahlreiche Einwanderungen erklären. Allerdings ist es immer noch gering zu nennen gegen das Progressions-Verhältniß in den Ver. Staaten überhaupt, welches, wie wir oben gesehen, die Höhe von mehr als 35 und 36 pCt. erreicht hat.

Die außerordentlichen Umstände, welche das Anwachsen von nicht ganz 4 Millionen Einwohner der Ver. Staaten zu mehr als $23\frac{1}{2}$ Millionen während eines sechzigjährigen Zeitraumes allein erklärlich machen, sind nichts anderes als starke Einwanderungen aus Europa. Da nun die Zustände und Verhältnisse in den Ver. Staaten der Art sind, daß die auf sich allein beschränkte Bevölkerung von 1790 höchstens nach europäischem Maßstabe (s. oben), keineswegs aber nach dem neuenglischen durchschnittlich sich vermehrt haben, demnach 1850 nur zu etwa 7 Millionen angewachsen sein würde, so kann man füglich 16 Millionen, schreibe sechszehn Millionen Einwohner rechnen, die den seit sechszig Jahren in Nordamerika eingewanderten Europäern angehören oder von ihnen herstammen.

Diese Zahl ist, zumal für einen so langen Zeitraum, durchaus nicht übertrieben; denn man muß bedenken, daß diese 16 Millionen nicht sammt und sonders effectiv eingewandert, sondern großentheils Abkömmlinge der in dem erwähnten Zeitraume Eingewanderten sind. Irland und Deutschland haben die meisten Einwanderer geliefert. Von Irland waren in dem zehnjährigen Zeitraume von 1841 bis 1851 über 1,600,000 Menschen ausgewandert, und zwar meist nach den Ver. Staaten von Nordamerika. Aus Deutschland haben schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Auswanderungen nach Nordamerika stattgefunden, obwohl erst seit dem Anfange

des jetzigen Jahrhunderts in erheblicher Weise. Freilich bis 1830 überstieg die Zahl der deutschen Auswanderer überhaupt nur ein einziges Mal die von 10,000 Köpfen in einem einzigen Jahre; seitdem aber und bis Ende 1851 sind beinahe eine Million Menschen aus Deutschland ausgewandert, und zwar hauptsächlich nach den Ver. Staaten von Nordamerika. Unter den 218,453 Europäern, welche vom 30. September 1847 bis 30. September 1848 dort einwanderten, befanden sich 58,018 Deutsche (sodann 148,212 Irländer u. a. Britten, 7748 Franzosen u. s. w.); und von den 8780 Deutschen, welche allein aus dem Königreiche Preußen seit der Berliner Märzrevolution bis Ostern 1849 auswanderten *), mit einem Vermögen von 1,713,370 Thalern, gingen 6402 nach Nordamerika. Schon im Jahre 1846 belief sich die Zahl der dort aus Europa Eingewanderten auf 300,000, und im Jahre 1849 gar auf mehr als 360,000, so daß durchschnittlich auf jeden Tag 1000 Einwanderer gerechnet werden konnten.

Wenn also die Nordamerikaner sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß über hundert Jahre ihr Land eben so stark bevölkert sein werde wie Europa, so beruht diese Hoffnung nicht auf Wahrscheinlichkeitsgründen, wie solche unter gewöhnlichen Umständen und in den meisten europäischen Staaten sich geltend machen, sondern auf der Voraussetzung, die Einwanderungen aus Europa würden immer und ewig oder doch wenigstens noch ein ganzes Jahrhundert fortdauern. Denn bekanntlich nimmt man gern das für gewiß an, was man wünscht; und daß die Nordamerikaner die Fortdauer der Einwanderungen, wie bisher, begierig wünschen, hat seinen sehr triftigen Grund. Man hat nach mäßigen Ansätzen berechnet, daß allein aus Deutschland seit etwa 1830 die Auswanderer ein Kapital von 116 Millionen Thalern fortgetragen haben, und zwar zum größten Theile nach den Ver. Staaten. Das baare Geld, welches aus dem brittischen Reiche, Frankreich und anderen europäischen Ländern auf solche Weise dorthin gebracht worden, ist noch beträchtlicher. Von 1846 an kann man die Zahl der in Nordamerika eingewanderten Europäer durchschnittlich zu 300,000 des Jahres rechnen. Nun wollen wir annehmen, 100,000 von ihnen sollen völlig mittellos gewesen sein, und von den übrigen 200,000 jeder im Durchschnitt nur 100 Dollars bei sich oder überhaupt im Vermögen gehabt haben, so sind doch immer 20 Millionen Dollars (über 30 Millionen Thaler Preußisch) jährlich oder in den sieben Jahren bis 1852 nicht weniger als 140 Millionen Dollars (über 212,100,000 Thaler Preußisch oder über $360\frac{1}{3}$ Millionen Gulden C. M.) dort ins Land gebracht worden. Rechnet man auf den sechzehnjährigen Zeitraum von 1830 bis 1846 durchschnittlich nur 10 Millionen Dollars eingebrachtes baares Geld, so kommen dennoch 160 Millionen Dollars heraus, und diese zu jenen 140 Millionen gerechnet, geben 300 Millionen Dollars oder mehr als $454\frac{1}{2}$ Millionen Thaler Pr., die während des Zeitraums von 1830 bis 1852 die europäischen Auswanderer mit hinübergebracht haben. Höchst wahrscheinlich aber bleibt diese Veranschlagung noch weit hinter der Wirklichkeit zurück, und dabei sind die Baarsummen, die in den ersten dreißig Jahren dieses

*) So weit nämlich die Regierung amtlich Kenntniß davon hatte; und in der That nur ein geringer Theil dessen, was die Auswanderungen und das mitgenommene Vermögen betrifft, kommt zu ihrer amtlichen Kenntniß, obgleich in Preußen die Auswanderungen von Jahr zu Jahr zunehmen.

Jahrhunderts durch europäische Einwanderer nach den Ver. Staaten gebracht worden, noch gar nicht einmal mit in Anschlag gebracht.

Man sieht demnach, daß die Nordamerikaner durch die europäischen Einwanderungen in mehr als einer Hinsicht eine mächtige Beihülfe haben.

Eine andere Frage ist aber die, ob sie sich dieser Beihülfe noch lange zu erfreuen haben werden.

Dies ist fast zu bezweifeln; und es steht sogar dahin, ob ohne die französische Revolution von 1789 und deren spätere Wiederholungen und nachhaltige, in das europäische Staaten- und Familienleben so tief eingreifende Folgen die Auswanderung nach Nordamerika überhaupt in irgend erheblicher Weise stattgefunden hätte. Denn Revolutionen eben sind es, die zum Auswandern treiben, und zwar in einem weit höhern Grade als Kriege, Seuchen und Hungersnoth. Besonders hat sich dies in Frankreich und Deutschland gezeigt. Ohne von den Auswanderungen aus Frankreich zur Zeit der ersten französischen Revolution zu reden, wollen wir nur einen Blick auf die Folgen der Revolutionen von 1830 und 1848 werfen. Aus Frankreich kommt von den dortigen Auswanderungen wenig zur allgemeinen Kenntniß; allein man braucht nur nach Nordamerika zu gehen, und man staunt über die große Anzahl Franzosen, die seit 1830 und 1848 dort eingewandert sind. In Deutschland, wo im Jahre 1821 nicht mehr als 2200 ausgewandert waren, und in den folgenden acht Jahren die Auswanderung ebenfalls nur in beschränktem Maße stattgefunden hatte, stieg nach der Julirevolution und deren Nachäffungen in verschiedenen deutschen Ländern die Zahl der Auswanderer sofort auf 15,000, im Jahre 1832 sogar auf 24,000, im Jahre 1837 auf 33,000 u. s. w. Zwar nahm dann einige Jahre hindurch das Progressionsverhältniß eben nicht sehr beträchtlich zu; aber kaum waren die Revolutionsstürme von 1848 losgebrochen, als die Auswanderungen massenweise geschahen, bis nahe an 100,000 Köpfe des Jahres und 1851 sogar bis auf 113,200 stiegen, denen im Jahre 1852 eine noch größere Zahl nachgefolgt ist. Die Revolution an sich ist es ja nicht allein, welche die Auswanderungen veranlaßt, sondern die verderblichen Folgen derselben, die schreienden Rechtsverletzungen und widernatürlichen Einrichtungen, die der Revolutionspartei zu Gefallen auf Kosten des ganzen Volkes vorgenommen werden, sind es hauptsächlich, welche zur Auswanderung treiben. Daß in England zahlreiche Auswanderungen statt gehabt haben und noch stattfinden, obwohl dort eine Revolution die Ursache davon nicht gewesen sein kann, widerspricht dieser Behauptung keineswegs; denn dort walten ganz andere Verhältnisse, als auf dem europäischen Continente, und die Auswanderer aus dem eigentlichen Großbritannien oder aus England, Wales und Schottland gehen größtentheils nach den brittischen Colonien und reißen sich demnach von dem Mutterlande eigentlich gar nicht los. Dagegen in Rußland findet so gut wie gar keine Auswanderung statt, und in den skandinavischen Ländern und dem Königreiche der Niederlande ist sie im Ganzen nur unbedeutend. Und woher rührt das? Weil diese Länder von keiner Revolution heimgesucht sind, sondern daselbst Ruhe und gesetzliche Ordnung herrschen.

Hieraus erklärt es sich auch, weßhalb die Nordamerikaner über die in Europa ausbrechenden Revolutionen stets einen so großen Jubel erheben und wo möglich unsern ganzen Welttheil von Grund aus revolutionirt sehen möchten. Denn jede europäische Revo-

lution führt ihnen Schaaren europäischer Auswanderer und zugleich beträchtliche Baarsummen zu, welche nach und nach in ihre eigenen Hände zu spielen sie meisterhaft verstehen. Es soll damit keineswegs gesagt sein, als wenn alle Nordamerikaner absichtlich darauf ausgingen, die Einwanderer um ihr Geld zu bringen: im Gegentheil, es gibt die rechtlichsten und ehrenhaftesten Menschen unter ihnen, die ein derartiges systematisches Ausplünderungssystem nicht nur tief verabscheuen, sondern auch mit Ernst und Nachdruck dagegen auftreten würden. Aber es gibt, wie ja im Ganzen fast überall, auch abgefeimte Schurken in ihrer Mitte, welche über die Einwanderer alsbald nach deren Landung wie Raubvögel herfallen und sie bald unter dieser, bald unter jener Form oder Maske zu betrügen wissen. — Jedenfalls kommen die aus Europa mitgebrachten Geldkräfte den Ver. Staaten auf die eine oder andere Weise direkt oder indirekt zu Gute, und ohne sie würden dort schwerlich so großartige öffentliche Bauten, wie die Ver. Staaten aufzuweisen haben, haben ausgeführt werden können. Ja, mehrere Unionsstaaten, welche in den dreißiger Jahren noch so verschuldet waren, daß sie nicht einmal die Zinsen ihrer Schulden bezahlen konnten, haben sich seit den massenhaften Einwanderungen neuerer Zeit rasch wieder emporgearbeitet.

Die Nordamerikaner sind also nicht durch sich selbst erstarkt und zu einer zahlreichen Nation herangewachsen, sondern, wie schon bemerkt, lediglich oder doch hauptsächlich durch eingewanderte Europäer. Ihr Wachsthum hat mit den Revolutionsstürmen und deren verderblichen Einwirkungen in Europa gleichen Schritt gehalten, und diese Stürme und deren Folgen sind wesentlich den Ver. Staaten zu Gute gekommen und haben ihnen den unberechenbarsten Nutzen gebracht, und zwar volle sechzig Jahre hindurch. Wie nun aber, wenn diese reichhaltige Quelle plötzlich versiegt? Und das ist keineswegs eine Unmöglichkeit. Der Hauptheerd der europäischen Revolutionen ist jetzt zerstört, und das ist nicht etwa durch einen mächtigen Autokraten geschehen, sondern durch ein ganzes Volk, durch eben das nämliche Volk, in dessen Mitte sich dieser Heerd bisher befand, — durch das französische, welches durch seine Vota vom 20. und 21. December 1851 und vom 21. und 22. November 1852 auf das unzweideutigste zu erkennen gegeben hat, daß es von der Revolution, von der es mehr als sechzig Jahre hindurch gequält worden, durchaus nichts mehr wissen, sondern eine starke und feste, durch constitutionellen Firlefanz oder republikanischen Faktionsgeist im Wirken und Handeln nicht mehr behinderte Regierung will, um unter deren Schutz endlich einmal frei aufathmen und ungestört den täglichen Berufsgeschäften nachgehen zu können. Mit einem Worte, die Wahrheit, die zwar auf eine Zeitlang mit Lug und Trug umhüllt, aber nie erstickt werden kann, sondern sich stets, bald früher bald später geltend macht, hat sich auch bei dem französischen Volke geltend gemacht und ihm über die Schliche, Kunstgriffe und Spiegelfechtereien der Revolutionsausbeuter aller Art vollständig die Augen geöffnet. Dem deutschen Volke ist in dieser Beziehung ebenfalls von ihr mehr oder minder bereits der Staar gestochen worden; und da die Revolution in Frankreich und Deutschland bisher ihre Hauptlager und Centralpunkte hatte, so hat sie auf solche Weise einen Stoß erlitten, von dessen Folgen sie sich auf lange Zeit hinaus nicht wieder erholen wird. Daß ganze Völker ihrer überdrüßig geworden sind und den Vorspiegelungen der Revolutionsmänner fortan um so weniger noch Glauben schenken, da Letztere jetzt mit ihren geheimen Motiven und Absich-

ten völlig entlarvt dastehen, ist der härteste Schlag, der die Revolution nur je hat treffen können. Ehe sie aber neue Kunstgriffe aussinnt, neue Schleichwege auffindet, neue Triebfedern in Bewegung setzt und neue geheime Schlupfwinkel und Centralpunkte aufspürt, vergeht jedenfalls eine geraume Zeit, und wenn sie dann auch wieder offen hervortreten und einen neuen Umwälzungsversuch wagen sollte (denn die Revolution an sich ist unverbesserlich und nimmt nie Vernunft an), so wird sie doch den ordnungsliebenden Theil der Bevölkerungen und die Regierungen nicht mehr, wie bisher häufig geschehen, unvorbereitet finden. Denn bis dahin wird die ungestörte Entwickelung der gesunden Staatskräfte die europäischen Völker mit gesetzlicher Ordnung und ersprießlicher Ruhe immer mehr befreundet und in eben dem Grade gegen gewaltsame Störungen derselben empfindlich gemacht haben; und die Regierungen werden um so wachsamer bleiben, da sie sehr wohl wissen, daß wenn bei einem abermaligen Ausbruche der Revolution dieselbe den Sieg davon trüge, ein allgemeines Morden und Ausplündern über Europa hereinbrechen würde. Mittlerweile werden die den Staatsgesellschaften von der Revolution geschlagenen Wunden vollständig geheilt, die von ihr durch ertrotzte oder erschlichene Gesetze aufgeworfenen Verschanzungen fortgeräumt, der jetzt ohnehin aus der Mode gekommene selbstsüchtige Liberalismus vollends in die Rumpelkammer verwiesen und dagegen der gesunde Menschenverstand wieder zur Herrschaft gebracht, das Band der Liebe und gegenseitigen Vertrauens zwischen Fürsten und Unterthanen wieder geknüpft und ein Zusammenwirken auf ein gemeinsames, für alle Klassen der Gesellschaft ersprießliches Ziel hin auf die Bahn gebracht sein.

Damit aber hören die bisherigen Hauptmotive zum Auswandern von selbst auf; oder sofern dann auch noch Auswanderungen aus lokalen oder anderen ähnlichen Ursachen stattfinden, werden sie doch weder so massenhaft wie bisher geschehen, noch ihre Richtung vorzugsweise nach den Ver. Staaten, sondern nach andern Ländern, wo jetzt mehr Gewinn zu hoffen ist, nehmen.

Die Nordamerikaner dürften sich also in ihrer Voraussetzung, daß das bisherige Progressions-Verhältniß in dem Bevölkerungszuwachs ihres Landes sich mehr und mehr steigern, folglich auch in eben dem Grade ihnen neue pekuniäre Vortheile zuwenden werde, arg getäuscht sehen, und werden sich ohne Zweifel darauf gefaßt zu machen haben, fortan vom eigenen Fette zehren und den schönen Gedanken, über hundert Jahre eine Bevölkerung wie Europa zu besitzen, sich aus dem Sinn schlagen zu müssen.

Mittlerweile zählen sie in ihrer Mitte ein buntes zusammengewürfeltes Gemisch von 16 Millionen europäischer Eingewanderter und deren Nachkommen (s. oben) und über 3 Millionen — Sklaven (s. S. 6): es bleiben demnach wenig über 4¼ Millionen als ächte Nordamerikaner oder Yankees (s. S. 10) übrig. Allerdings nehmen die Eingewanderten früher oder später nordamerikanische Sitten an und ihre Nachkommen identificiren sich im Ganzen beinahe völlig mit ihnen; allein bevor sie mit den eigentlichen Nordamerikanern eine compakte einheitliche Nation bilden werden, können noch mehrere Jahrhunderte vergehen. Dergleichen Verschmelzungen zu einem harmonischen Ganzen geschehen nicht über Nacht und eben so wenig in fünfzig oder sechzig Jahren. Zudem auch sind die Nordamerikaner selbst noch zu sehr Copie, um dem eingewanderten Mischmasch auf der Bahn einer einheitlichen und kraftvollen Nationalität als Muster

vorleuchten zu können. Denn dazu ist ein Original erforderlich. Nordamerika ist aber nichts anderes als eine Copie, obendrein verunstaltete Copie von England. Der Keen des englischen Volkes ist nicht hinübeegewandert, also eben so wenig auch dessen nationelle Originalkeaft. Leute, die sich daheim in den kirchlichen und politischen Wirren des 17. Jahrhunderts bedrängt fühlten, sie allein wanderten nach Nordamerika aus und drückten der ganzen spätern Bevölkerung des Landes ihr Gepräge auf. Der Religion nach waren sie meistens Presbyterianee, Puritaner und Dissenters; daher wuezelten in den Ansiedlungen von vorn herein die Ideen freier Gottesverehrung, die freilich manche gute Folgen gehabt, aber auch zu manchen ärgerlichen Ausschreitungen Veranlassung gegeben haben. Sie verhinderten wenigstens nicht, die Ueeinwohner des Landes, welche die Fremdlinge gastfrei aufgenommen hatten, nach und nach aus ihrem Stammsitze zu verdrängen und auf die empörendste Weise zu übervortheilen *); und die nämlichen Menschen, welche ihr Vaterland veelassen hatten, um jenseits des Oceans einer größeren Glaubensfreiheit zu genießen, befeindeten und veeketzerten sich später in ihrer neuen Heimath und Freistätte unter einandee selbst, und wegen Glaubensverschiedenheit kam es häufig zu blutigen gegenseitigen Verfolgungen. Ihre politischen Gesinnungen standen mit ihren religiösen genau im Einklange, und waren zwar mehr negativer als positiver Art, aber doch hinreichend, um ebenfalls von vorn herein in den Ansiedlungen die Ideen von Gleichheit politischer Rechte Wurzel schlagen zu lassen; was um so leichter war, da die englischen Staatseinrichtungen und Gesetze in den Colonien wesentlich beibehalten wurden. Schon vor Ende des 17. Jahrhundertes hatte sich auf diese Weise ein Unabhängigkeitsgeist ausgebildet, der es später gewissermaßen ganz natürlich fand, einen Schritt weiter zu gehen, das lockeee Band zwischen Colonie und Mutteeland zu zerreißen und dann jene Gleichheitsideen durch Aufstellung einer s. g. Selbstregierung zu verwirklichen.

Allein damit sind die Nordamerikaner noch immer kein Original-Volk geworden. Denn dazu gehört eine Geschichte. Ohne Geschichte kann der Charakter eines Volkes nie in seiner ganzen eigenthümlichen geistigen Richtung heevortreten. Der einzelne Mensch wie ein ganzes Volk bedarf der anregenden Voebilder, und so können auch nur die durch die Geschichte geweckten und lebendig erhaltenen Erinnerungen an die Thaten der Vorfahren zu ähnlichen Thaten entflammen. Von diesem Allen aber ist keine Spur bei den Noebamerikanern, deren vaterländische Geschichte sich fast um weiter nichts als Washington **) und Franklin dreht, und höher hinauf um Hauschroniken, worin erzählt wied, wie der Uegroßvater mit wenigen Thalern in der Tasche nach Amerika kam und mit der Zeit ein reicher Mann wurde. Und nach diesem Maßstabe läßt sich aus der Lebensgeschichte von tausend Nordamerikanern mit leichter Mühe eine einzige zusammen-

*) So wurde z. B. ein geoßer Strich Landes im jetzigen Staate Rhode Island einem Indianeehäuptling für eine oedinäre Beille, und einem andern ein noch größerer Bezirk für eine wollene Decke abgekauft.

**) Die Nordamerikaner behaupten nichts Geringeees als Washington sei dee gößte Mann, der je gelebt habe! Ei nun, man müßte die Noebamerikanee wenig kennen, wenn man sich über eine solche lächerliche Behauptung wundern wollte.

stellen, die auf alle Tausend paßt. Mit Ausnahme des herrlichen Dichtergemüthes eines Washington Irving, ist kaum Einer unter ihnen zu finden, dem die poetische Seite des Lebens zugänglich, ja selbst auch nur bekannt wäre. Der von den s. g. Weißen-Bergen durchzogene und viele Landseen mit anmuthigen Umgebungen enthaltende Staat New-Hampshire wird seiner Naturschönheiten wegen die »Amerikanische Schweiz« genannt. Der angrenzende Staat Vermont hat in seinen s. g. Grünen Bergen und seinem waldumkränzten Champlain-See ähnliche Naturschönheiten aufzuweisen. Man lasse einen Nordamerikaner von ächtem Schrot und Korn diesen See befahren oder die »Amerikanische Schweiz« bereisen, so wird das Romantische in den Naturscenen ihn wahrlich nicht fesseln, noch weniger in eine poetische Stimmung versetzen; sondern er wird überlegen, ob der Ankauf der, seinen Blicken sich darbietenden Waldungen ein gutes Geschäft ausmachen werde, und berechnen, wie hoch sich die Kosten des Holzfällens, des Bearbeitens der Stämme zu Nutzholz und des Transports nach der Bauholz-Niederlage belaufen möchten. Es gibt in Nordamerika zahlreiche Zeitschriften, die lediglich dem Gartenbau gewidmet sind. Man würde sich aber sehr irren, wenn man glauben wollte, diesen interessanten Gegenstand im Geiste einer höheren Kunst aufgefaßt zu finden. Vielmehr, wenn man hineinblickt, so findet man darin fast nur Anleitungen, wie man Obstgärten anzulegen und einzurichten habe, um aus dem Verkauf der Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen und Pfirschen einen möglichst reichen Gewinn zu ziehen. Wie es mit den schönen Künsten in den Ver. Staaten steht, läßt sich aus diesen wenigen Zügen leicht errathen: sie werden blos als Mittel zur Unterhaltung oder Belustigung geschätzt; und z. B. dem Enthusiasmus für Jenny Lind im J. 1850 (denn im folgenden Jahre sah sie sich in mehreren nordamerikanischen Städten beinahe thätlichen Mißhandlungen ausgesetzt) lag nicht etwa ein tieferer Kunstsinn zum Grunde, sondern im Ganzen nur nordamerikanische Prahlerei und um die Welt glauben zu machen, daß die Nordamerikaner die Kunst eben so wohl zu schätzen wüßten wie die Europäer. Ihr Herüberkommen nach den Ver. Staaten und ihr Auftreten daselbst wurde von dem Nordamerikaner Barnum (einem übrigens sonst sehr rechtlichen Mann, aber ächten Yankee), der sie dazu veranlaßt hatte, ganz nach nordamerikanischer Weise als kaufmännisches Geschäft betrieben und daher auch vor jedem Concert eine öffentliche Auction mit den Eintrittsbillets gehalten, von denen einzelne bis auf mehr als 600 Dollars oder 900 Thlr. Pr. hinaufgetrieben wurden. Das war Huldigung der Kunst nach Yankee-Begriffen! Bei den Nordamerikanern findet sich freilich durchgehends nicht die geringste Anlage zu der Gesangstimme einer schwedischen Nachtigal oder anderer europäischer Sängerinnen. Sie singen, mögen sie dem männlichen oder weiblichen Geschlecht angehören, sammt und sonders durch die Fistel und wissen im Grunde nichts anders als den Yankee-Doodle zu singen — ein nordamerikanisches Nationallied, welches dem Inhalte und der Musik nach nicht viel besser als ein Gassenhauer ist. Ueberhaupt haben die Nordamerikaner bisjetzt weder in der Dichtkunst (den schon erwähnten Washington Irving ausgenommen) noch in der Malerei, Bildhauerei und Musik Künstler hervorgebracht, die auch außerhalb ihres Landes Anerkennung gefunden hätten. Sie sind, mit einem Worte, Verstandesmenschen, denen das Gemüth fehlt, und die sich an das Calculiren mit Zahlenverhältnissen und an Geldspekulationen dermaßen gewöhnt haben, daß sie nicht selten auch die Gefühle des

menschlichen Herzens in diesen kalten Kreis zu ziehen suchen. Stimmt irgend ein schönes Gefühl mit den Berechnungen des Eigennutzes zufällig zusammen, so ist es gut; wo nicht, so muß es weichen *). Es ist, als ob die Natur sich dieserhalb im Voraus an ihnen habe rächen wollen; denn es ist ein charakteristisches Merkzeichen Nordamerika's, daß es dort weder lieblich duftende Gartenblumen, noch Singvögel mit anmuthigem Gesange, etwa wie unsere Nachtigal, Amsel, Lerche rc. gibt; denn was sich von jenen in Treibhäusern und von diesen in Käfigen dort vorfindet, ist aus Europa herübergebracht.

Spekulation für Geldgewinn und persönlichen Vortheil ist der Kreis, in welchem sich das Leben fast jedes Nordamerikaners mehr oder minder bewegt. Außer dem Streben, zu Staatsämtern oder in den Congreß gewählt zu werden, um dann die Emolumente beziehen, Reden halten und diese gedruckt und commentirt sehen zu können, hat der Nordamerikaner fast kein anderes Steckenpferd, als die Geldspekulation; und selbst der demokratische Unions-Präsident Polk, der als solcher zwar nur 25,000 Dollars jährlich zu beziehen hatte, wußte dennoch so gut zu spekuliren, daß er während der vier Jahre seiner Präsidentschaft von diesem Einkommen 50,000 baare Dollars oder mehr als 75,750 Thaler Preuß. erübrigte und ins Privatleben mit heimtrug. Napoleon nannte die Nordamerikaner geradezu ein Krämervolk, welches für nichts anderes Sinn habe, als für Geldspekulationen. So viel ist jedenfalls gewiß, daß sie ganz und gar ein Handelsvolk sind, ohne jene Milderungen und Mannigfaltigkeiten, wie sich solche bei den, auf geschichtlichem Boden sich bewegenden europäischen Handelsnationen mehr oder minder finden. Daher tragen auch ihre gesammten Staatseinrichtungen und socialen Verhältnisse ganz das Gepräge dieser Einseitigkeit an sich; und charakteristisch ist in dieser Beziehung, daß ihr actives Verfahren, europäischen Mächten gegenüber, während der letzten zwanzig oder dreißig Jahre meist um alte, zum Theil ganz unbegründete Geldforderungen aus dem Kriege von 1812—1814 her sich gedreht hat, die sie mit einer Zähigkeit sonder Gleichen eingetrieben haben; während andererseits achtzig Jahre alte Forderungen ähnlicher Art an sie selbst gerichtet, mit der nämlichen Zähigkeit hingehalten worden sind, und bis heute noch vor dem Congresse schweben.

Ein solches Volk kann aber nie und nimmer berufen sein, eine Weltrolle zu spielen oder gar in die politischen Geschicke Europa's entscheidend einzugreifen. Mögen die Nordamerikaner mit der Zeit die Grenzländer im Norden und Süden, auch ganz Westindien; ja mögen sie einst den ganzen Welttheil Amerika ihrer politischen Union anreihen oder annexiren, wie sie es nennen: sie sind dann vollends der Zersetzung und Auflösung verfallen, und vom Spielen einer Weltrolle und einem Schiedsrichterthum über die Geschicke Europas kann auch nicht im Entferntesten die Rede sein. Daß sie selbst schon jetzt glauben, die ganze Welt erobern zu können, liefert begreiflich noch

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes, der Gelegenheit hatte, mit Washington Irving persönlich und näher bekannt zu werden, theilte ihm einst diese Ansichten von dem nordamerikanischen Grundcharakter offen mit, und derselbe stimmte ihnen in allen Stücken bei. Dieser gemüthreiche Dichter hat genugsam die Erfahrung gemacht, daß er grade von seinen eigenen Landsleuten am allerwenigsten verstanden wird, so sehr sie es auch an äußern Achtungs- und Ehrenbezeigungen gegen ihn nicht fehlen lassen.

keinen Beweis, daß sie dies zu thun auch wirklich im Stande sind, sondern erinnert mehr an das Mährchen vom tapfern Schneiderlein, welches, nachdem es sieben Fliegen mit Einem Schlage getödtet, nunmehr mit Jedermann es aufnehmen zu können glaubte. Noch vor ganz Kurzem, nämlich am 23. Dezember v. J., kam es im nordamerikanischen Congresse zu lebhaften Erörterungen über die Stellung der Ver. Staaten zu den europäischen Großmächten. Hr. Mason, Mitglied des Senates für Virginien, beantragte eine Resolution in Betreff der spanisch-westindischen Insel Cuba (welche die Nordamerikaner gar zu gern »anneriren« möchten, und die bekanntlich in neuerer Zeit schon mehrmals von nordamerikanischen Freibeutern überfallen worden ist), und äußerte in der Rede, womit er dieselbe motivirte, unter anderm: »Man gibt uns zu verstehen, daß, käme Cuba in unsere Hände, England und Frankreich verbündet sind, um in solchem Fall Amerika zu bekämpfen. Stellen sich nun die europäischen Mächte auf diesen Standpunkt, so habe ich darauf Folgendes zu erwidern: Wir achten die Rechte Spaniens, allein wir wissen, daß die Frucht, wenn sie reif ist, von selbst in unsern Schooß fallen wird. Auswärtige Einmischung mag das Ereigniß beschleunigen, aber die vereinigte Macht Europa's wird es nicht hindern können. Niemand kann zweifeln, daß die Amerikanisirung Cuba's im Laufe der Zeit unvermeidlich ist, und daß es sich dabei nur um die Frage Wann? handelt. Wenn die Stunde schlägt, daß wir Cuba unter die Ver. Staaten aufnehmen können, so wird es geschehen, und Europa mag wohl daran thun, sich still zu verhalten.« Der bekannte Senator Caß drückte sich in ähnlichem Sinne und noch heftigerem Tone aus. Er führt allerdings den Generalstitel, hat indeß fast noch nie Pulver gerochen. Den Hrn. Mason kennt Europa so gut wie gar nicht.

Zugleich muß man wissen, daß die Nordamerikaner von Europa im Allgemeinen nur sehr verworrene Begriffe haben. Die europäischen Hauptseehäfen kennen sie allerdings sehr genau, und wissen auch eben so genau, welche Einfuhr- und Ausfuhrwaaren dort am gangbarsten sind und am besten rentiren. Auch über England sind sie sehr gut unterrichtet, zum Theil auch über Frankreich; allein sonst wissen sie von den inneren Verhältnissen und Zuständen der meisten europäischen Continentalländer äußerst wenig. Von Deutschland, Italien, Rußland und den skandinavischen Ländern wissen sie in dieser Beziehung so gut wie gar nichts; und daß es ein Volk gibt, die Magyaren genannt, und in einem Lande lebend, welches einen Bestandtheil der österreichischen Monarchie bildet, haben sie hauptsächlich erst seit dem Jahre 1848 erfahren. Denn ihr Bißchen Geographie und Geschichte lernen sie aus ihren Schulbüchern, welche zu zwei Drittheilen von den Ver. Staaten handeln und nur ein Drittheil für Südamerika und die vier außeramerikanischen Welttheile übrig lassen. Diese Schulbücher sind zugleich mit Holzschnitten durchspickt, welche bestimmt sind, jedes irgend zu Gunsten der Nordamerikaner ausgefallene Scharmützel in dem s. g. Unabhängigkeitskriege und dem Kriege von 1812 — 1814 der lieben Jugend ins Gedächtniß einzuprägen und so dieselbe mit Begeisterung für die Thaten ihrer Väter zu erfüllen. Dagegen wird Europa in einem möglichst nachtheiligen Lichte dargestellt, namentlich zu dem Zwecke, damit diese nämliche liebe Jugend mit Widerwillen gegen monarchische Staatseinrichtungen erfüllt werde und dieselben als Despotien zu betrachten lerne. So kennen denn die Nordamerikaner von frühester Jugend an fast nur ihr Geburtsland, die Thaten ihrer Väter bis Washington und Franklin

hinauf und die Republik als einzige Staatsform. Daß sich auf diese Weise ein maßloser **Nationaldünkel** bei ihnen ausbildet, und daß, selbst wenn sie durch kürzern oder längern Aufenthalt in monarchischen Staaten des europäischen Festlandes die dortigen Einrichtungen und mannigfaltigen Vorzüge genauer kennen zu lernen Gelegenheit haben, sie dennoch bei diesem Dünkel und ihrer Befangenheit und Geistesoberflächlichkeit außer Stande sind, das Grundwesen und die mehr als tausendjährigen Wurzeln der geschichtlich begründeten und herangebildeten europäischen Monarchien richtig zu würdigen, ist einleuchtend. Wenn sie ihre Söhne nach Europa schicken um — Europa zu besuchen (denn in der That, bei den meisten läuft es auf weiter nichts hinaus), so setzen diese ihren höchsten Triumph darin, so wenig Geld wie möglich zu verbrauchen, auch wenn sie mit noch so reichlichen Mitteln ausgestattet sind. Das ist nun allerdings an sich eben nicht tadelnswerth; aber der Hauptzweck der Reise müßte doch, sollte man meinen, das Ansammeln eines Schatzes von Erfahrungen, das Beobachten europäischer Sitten, Gebräuche und Zustände, die Erlangung einer vielseitigen Geistesbildung, ein Erlernen der europäischen Hauptsprachen, eine Erweiterung wissenschaftlicher und gemeinnütziger Kenntnisse sein; und dieser Zweck wird selten oder nie erreicht, denn die jungen Leute schleppen ihr vielgeliebtes Amerika mit nach Europa hinüber, und bringen es auch wohlbehalten mit zurück.

Ignoranz und Eigendünkel sind es demnach, welche den Nordamerikanern solche großprahlerische Reden, wie ein Hr. Mason und ein Hr. Caß sie unlängst geführt, eingeben; und das Vergnügen, welches sie daran finden, mag man ihnen gern gönnen. Ist es doch ein sehr harmloses. Zwar hört man hin und wieder sogar in Europa alles Ernstes die Behauptung aufstellen, Nordamerika sei gegenwärtig ein Riese, ohne daß zugleich nachgewiesen wird, wodurch es das geworden sei. Etwa, weil die Ver. Staaten viel Geld haben? Aber die Juden haben im Allgemeinen auch viel Geld, und doch wird es keinem Menschen einfallen, sie dieserhalb Riesen zu nennen. Daß, den neuesten amtlichen Angaben zufolge, die nordamerikanische Miliz beinahe 2 Millionen Mann stark ist, darin steckt ebenfalls kein Riese; denn erstens besteht dieser Etat wesentlich nur auf dem Papier, und zweitens würde ein, 50,000 Mann starkes Corps französischer, österreichischer, oder preußischer Truppen vollkommen hinreichen, die zwei Millionen Milizen in wilde Flucht zu treiben. Nordamerika kann eben so wenig je einen militärischen Geist sich aneignen, wie ein Militärstaat werden. Ein Bremer, der einst dem seltsamen Treiben nordamerikanischer Milizen auf dem Exerzierplatze zusah, wurde unwillkürlich an die, aus seinen Jugendjahren ihm im Gedächtnisse gebliebenen Bremer Kohlhasen erinnert, wie man die, erst 1812 völlig aufgelöste alte Bürgermiliz seiner Vaterstadt im Scherz zu nennen pflegte. Die Nordamerikaner gestehen selbst ein, daß ihre Revolution bald unterdrückt worden sein würde, hätte die brittische Regierung sofort im J. 1775 energische und nachdrückliche Maßregeln gegen dieselbe ergriffen, ein Corps von 30,000 Mann landen, die Hauptküstenpunkte besetzen lassen und durch Ertheilung unbeschränkter Vollmachten an einen umsichtigen Oberbefehlshaber gleich von vorn herein Einheit in die Operationen wider die Insurgenten gebracht. Im Kriege von 1812—14 war England mit dem europäischen Continentalkriege und dessen Verzweigungen nach anderen Welttheilen hin zu sehr beschäftigt, um einem Nebenkampfe, mit dem es auch den Nordamerikanern nicht einmal rechter Ernst war (denn nur eine äußerst geringe Stimmenmehrheit im Congresse entschied

sich für die Kriegserklärung), große Aufmerksamkeit zu schenken. Endlich macht die allerdings sehr tüchtige Flotte der Ver. Staaten Nordamerika noch immer nicht zu einem Riesen. Die Nordamerikaner besitzen alle Eigenschaften, um einen Seekampf mit Glück und Geschick zu führen, und außerdem alle Mittel, um im Fall eines Seekrieges ihre Flotte binnen sehr kurzer Zeit ansehnlich zu vermehren. Allein dieselben Eigenschaften und dieselben Mittel besitzen auch die Engländer; und was andere europäische Seemächte zu leisten vermögen oder nicht, darüber einseitig absprechen zu wollen, wäre sehr voreilig. Die französische Flotte, die unter Ludwig XIV. zu einer furchtbaren Seemacht heranwuchs, rivalisirte, auch nach der Niederlage bei la Hogue (1692), mit der englischen bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die nämliche Indolenz auf Seiten der Regierung, welche der Armee die gehörige Aufmerksamkeit nicht mehr schenkte, auch die Flotte in Verfall gerathen ließ. Zur Zeit der Revolution fielen die besten französischen Seeoffiziere unter dem Mordbeil der Guillotine; und das Reorganisiren und Erneuern einer Flotte erfordert bei weitem mehr Zeit, als die Organisation und Aufstellung eines Landheeres. Von der jetzigen französischen Seemacht können aber die Nordamerikaner unmöglich behaupten; sie sei beim Ausbruche eines Krieges gefahrlos oder »thue wohl daran, sich still gegen sie zu verhalten.« Sie möchten denn doch am Ende ganz andere Erfahrungen machen, und ähnliche vielleicht auch bei der russischen Flotte. Die als geübte Seeleute von je her bekannten Niederländer, Dänen, Schweden und Norweger wären dabei noch nicht einmal mit in Anschlag gebracht.

Man könnte also füglich den Ausspruch des Herrn Mason umkehren und den Nordamerikanern rathen, sich still zu verhalten und sich nicht in Dinge zu mischen, die sie nichts angehen. Denn es würde keineswegs der »vereinten Macht Europa's« bedürfen, um sie nicht nur daran zu hindern, sondern sie auch völlig zur Raison zu bringen.

Vielleicht weil sie selbst fühlen, mit dem Hinübersenden eines Corps von Milizen oder Freiwilligen nach Europa, um in die dortigen Geschicke einzugreifen, sich lächerlich zu machen, sollen sie jetzt mit dem Plane umgehen, dem neugewählten demokratischen Präsidenten Pierce 10 Millionen Dollars zur Verfügung zu stellen, und zwar zu dem Zwecke beliebiger Verwendung »bei einer etwaigen auswärtigen Krisis,« oder mit anderen Worten, damit durch dieses Geld der eben erloschene Revolutionsbrand in Europa wieder angefacht werde! Diese Nachricht wird zwar von einer andern Seite her in Abrede gestellt, allein sie kann auch eben so gut wahr sein. Dem sei übrigens wie ihm wolle: werden Herrn Pierce wirklich jene Millionen zur Verfügung gestellt, so mag er sie nur immerhin herübersenden; Annahme finden sie gewiß, welche die Empfänger auch seien; und wenngleich der beabsichtigte Zweck gänzlich verfehlt werden dürfte, so können sich doch die nordamerikanischen Demokraten hinterdrein immer noch mit dem Bewußtsein trösten, das Ihrige redlich gethan zu haben, um den Revolutionsbrand in Europa wieder anzufachen.

Wenn aber die materiellen Mittel nicht ausreichen, so üben die Ver. Staaten vielleicht eine moralische Gewalt über andere Länder und Völker in dem Grade aus, daß sie am Ende hierdurch allein in den Stand gesetzt werden, eine Weltrolle zu spielen und über Europa frei zu schalten und zu walten.

Es hat allerdings Nationen gegeben, die eine derartige Gewalt über andere Völker ausübten; denn wir brauchen nur an die alten Griechen und Römer zu erinnern. Allein diese waren von einem ganz andern Zuschnitt, als die Nordamerikaner, deren Geistesrichtung und Charaktereigenthümlichkeiten wir bereits oben kennen gelernt haben. Die Nordamerikaner können so wenig moralisch influiren, wie einst die Charthagenienser und Phönizier, von deren Einfluß und Einwirkungen nach außen hin auch nicht die leiseste Spur mehr übrig blieb, sobald sie mit ihrer politischen Selbstständigkeit auch ihre äußere Gewalt verloren hatten. Auch selbst mit ihrer, von europäischen Revolutionsmännern und Revolutionsgesinnten so häufig angepriesenen politischen Verfassung und socialen Zuständen vermögen sie das nicht. Daß die Nordamerikaner den Wahlspruch Freiheit und Gleichheit stets im Munde führen, bedingt noch keinen moralischen Einfluß auf andere Völker. Die Franzosen führten den nämlichen Wahlspruch ebenfalls eine geraume Zeit im Munde, bis sie das Lächerliche davon selbst einsahen und einer solchen Freiheit und einer solchen Gleichheit ein für allemal den Abschied gaben. Eben so wenig lassen sich andere Nationen dadurch allein zur Nachahmung verlocken, daß die Nordamerikaner ihre Nation für die freieste auf Erden und ihre republikanische Staatsverfassung für ein, allen Staaten der Welt vorleuchtendes Muster erklären.

An sich schon ist die Republik naturwidrig und voll innerer Widersprüche. Der Form nach ist darin die Ausübung der höchsten Gewalt mehreren Personen übertragen, die aber ihre Erwählung nicht ihren persönlichen Eigenschaften, sondern in der Regel nur Parteiumtrieben, Ränken und Schlichen aller Art verdanken, und die andererseits in der Ausübung der höchsten Gewalt durch die Rücksicht auf ihre Wähler und auf das ganze Volk so gebunden sind, daß man eben so gut sagen kann, die ganze republikanische Staatsbürgerschaft übe die executive Gewalt sowohl faktisch wie prinzipiell aus. Dem Wesen nach beruht also die Republik entschieden auf dem Grundsatze einer allgemeinen Selbstregierung; und nun fragen wir im Namen des gesunden Menschenverstandes, wie sich dies mit dem Wesen und der Natur eines geordneten Staates reimen läßt und wie auf solche Weise die vornehmsten Staatszwecke dauernd durchgeführt werden können? Der Staat ist eine moralische Person und besteht aus einer mehr oder minder großen Anzahl physischer Personen; folglich bietet eine allgemeine Selbstregierung für die Dauer oder strikte Vollziehung der bestehenden Gesetze grade eben so viel Garantie dar, wie der Entschluß des einzelnen Menschen, sich stets und unter allen Umständen von seinen moralischen Grundsätzen leiten zu lassen. Eben so wie nun der einzelne Mensch in vorkommenden Fällen kein Bedenken trägt, von dem selbst gefaßten Entschluß abzugehen, erachtet sich auch der republikanische Staatsbürger in vorkommenden Fällen für nicht gebunden durch die selbstgemachten Gesetze. Alles Naturwidrige und sich selbst Widersprechende hat nie dauernden Bestand; und so sind denn auch die im Alterthum entstandenen Republiken längst untergegangen, und die noch bestehenden gehen dem gleichen unvermeidlichen Schicksale entgegen. Geht man die Weltgeschichte durch, so wird man finden, daß die Republiken in der Dauer ihres Bestehens und in der Festigkeit der Staatseinrichtung stets im Nachtheil gewesen sind gegen die Monarchien, in welche sie denn auch (da letztere hinsichtlich der Staatsformen die Regel bilden) früher oder später sich verwandelt haben oder übergegangen sind. Sie stehen als Anomalien da, und als das Erzeugniß

entweder rein örtlicher politischer Verhältnisse oder merkantilischer und ähnlicher Interessen. Die griechischen Freistaaten nahmen nach einer Dauer von wenigen Jahrhunderten ein Ende, nachdem sie fast die ganze Zeit hindurch auf einem Terrain, kaum so groß wie die Schweiz, mit einander sich herumgebalgt und sich gegenseitig zu zerfleischen gesucht hatten. Die Römer hatten nach Abschaffung des Königthums statt eines Herrn, 300 und zuletzt gar 600 Herren! Denn so viel Mitglieder zählte der Senat. Im J. 30 vor Chr. wurde die Monarchie wiederhergestellt, nachdem in dem letzten Jahrhundert der Republik die blutigsten Bürgerkriege, durch die herrschenden politischen Parteien herbeigeführt, gewüthet hatten. Die weiland polnische Republik wird auch der eifrigste Republikaner schwerlich deßhalb eine Monarchie nennen, weil ihr Wahlpräsident den Königstitel führte, und ihr eben so wenig, wenn er irgend aufrichtig ist, ein Loblied nachsingen. Für die weiland venetianische Republik war die Benennung »Freistaat« eine wahre Ironie. Von der Schweiz, wo erst seit dem 14. Jahrhunderte durch rein zufällige Umstände ein Republikenwesen aufkam, äußerte einst ein entschieden liberales deutsches Blatt mit vollem Ernst: »es liege vielleicht in der Absicht der Großmächte, die Schweiz als Republik fortbestehen zu lassen, um Europa's Ekel an solchem Republikanerthum rege zu erhalten!« In den seit den letzten 20 bis 30 Jahren wie Pilze aufgeschossenen Republiken im ehemaligen spanischen Amerika kann Leben und Eigenthum fast nur durch Selbsthülfe geschützt werden, und das Nämliche ist der Fall in den westlichen und südlichen Staaten der nordamerikanischen Union. Denn wer etwa in den Ver. Staaten das Ideal aller Staatsverhältnisse erblickt, dem rathen wir, dahin zu reisen und sich mit den dortigen Verhältnissen und Zuständen persönlich bekannt zu machen, und er mag sich fest überzeugt halten, daß er mit ganz anderen Ansichten zurückkehren wird, als er hingereist ist. Unzählige Enthusiasten für Nordamerikanerthum sind durch das Bereisen der Ver. Staaten dermaßen abgekühlt und zur Besinnung gebracht worden, daß sie von großer Sehnsucht nach Europa zurückgetrieben, den nordamerikanischen »Boden der Freiheit« schleunigst wieder verlassen haben.

Oben S. 11 und 13 haben wir gesehen, daß schon in der Sklavenfrage allein der Keim eines unheilbringenden Zwiespalts für die nordamerikanische Union liegt. Als die (S. 8 in der Anmerkung erwähnte) Congreßakte wegen Auslieferung flüchtiger Sklaven angenommen war, hieß es, dieser Beschluß habe die Union gerettet. Nachdem Californien als Staat in die Union aufgenommen und in Folge einer von dem jetzt verstorbenen Webster gehaltenen Rede die Einführung des Sklavensystems daselbst untersagt worden war, hieß es wiederum, nunmehr sei die Union gerettet. Also hängt es gewissermaßen rein vom Zufall oder von dem Erfolg einer Rede ab (und wird dieser oder jener beliebte Redner von der Cholera oder auch nur einer starken Unpäßlichkeit befallen, so wird die Rede nicht einmal gehalten), ob das ganze nordamerikanische Republikenwesen nicht schon jetzt zusammenbricht und auf dem »Boden der Freiheit« ein blutiger Bürgerkrieg sich entspinnt!

Allein es ist nicht blos die Sklavenfrage, worin der Keim innerer Zwietracht und der Auflösung der Union liegt, sondern die eigentlichen Elemente hierzu liegen in den, das Ganze infizirenden meisten Bestandtheilen der Bevölkerung der Ver. Staaten, liegen in dem Mangel an Gemeinsinn, an tiefgewurzelter Vaterlandsliebe bei der Mehr-

zahl der Bevölkerung. Jene 16 Millionen Eingewanderter und deren Nachkommen, von denen oben die Rede war, werden, wenigstens so weit sie erst in neuerer Zeit eingewandert sind, von den Nordamerikanern selbst the refused people of Europe oder, was dasselbe sagen will, europäischer Auswurf genannt; und namentlich ist bei ihnen durch die deutschen politischen Flüchtlinge der deutsche Name dermaßen in Verruf gekommen, daß der Ausdruck damned Dutch rascal (German, wie sonst, sagen sie in diesem Fall nicht) zu einer stehenden Redensart bei ihnen geworden ist und sie einem, ihnen Achtung einflößenden Deutschen gegenüber es nicht einmal wagen, ihn einen Deutschen zu nennen, sondern die Vermuthung äußern, er sei ohne Zweifel ein Franzose. Sogar die Irländer, die sie doch sonst aufs Tiefste verachten, stehen in ihren Augen fast noch über den Deutschen. So ehrenhafte Leute es auch unter den Eingewanderten und deren Nachkommen überhaupt geben mag, so steht doch jedenfalls so viel fest, daß sie, wie schon bemerkt, mit den eigentlichen Nordamerikanern durchaus noch keine compakte, einheitliche Nation bilden. Ihre nächste oder doch nicht sehr ferne Vergangenheit ruht in Europa; im dortigen Vaterlande sind, um mit Schiller zu reden, die Wurzeln ihrer Kraft, oder vielmehr dort waren sie, und in dem neuen Heimathlande hat ihre Kraft (sofern dieselbe durch das Auswandern nicht schon gebrochen ist) um so weniger schon Wurzeln schlagen können, als ja nicht Sehnsucht oder innerer Antrieb sie nach Amerika geführt hat, sondern entweder ein unsteter Geist, großentheils auch um dem Arm der strafenden Gerechtigkeit zu entgehen, oder im günstigsten Fall die Absicht, ihre äußern Umstände zu verbessern. Wie kann man nun aber, selbst wenn sie den letztgenannten Zweck erreicht haben, bei solchen Menschen voraussetzen, sie würden, sofern der Congreß (von dem sie selbst in der Regel ausgeschlossen bleiben), etwa nach einer von dem General Caß oder Hrn. Mason gehaltenen Rede, kriegerische Maßregeln gegen Europa beschlöße, bereit sein, zur Ausführung derselben Gut und Blut zu opfern? In wie weit sie Ursache haben, mit den Nordamerikanern zu sympathisiren, läßt sich vielleicht aus folgendem Fall entnehmen. Vor mehreren Jahren war eine Anzahl Schweden nach Amerika gekommen, hatte sich im Staate Illinois (s. oben) niedergelassen, daselbst ein Dorf gegründet, Sägemühlen angelegt, Werkstätten zur Verarbeitung des selbst gewonnenen Hanfes und Flachses errichtet und auf diese und andere ähnliche Weise sich mit der Zeit zu einem gewissen Grade von Wohlstand emporgearbeitet. Für die Geistes- und Seelenbedürfnisse war durch Errichtung einer guten Schule und einer Kirche ebenfalls gesorgt. So lebten diese Schweden glücklich und zufrieden und leuchteten ihren Nachbarn als ein Muster von Ordnungsliebe und Friedfertigkeit vor. Zu ihrem Unglücke gaben sie den Bewerbungen eines jungen Nordamerikaners aus der benachbarten Stadt Springfield, der eine leidenschaftliche Zuneigung zu einer jungen Schwedin gefaßt hatte, nach; sie wurde im Anfange des Jahres 1850 seine Gattin, aber bald nach der Verheirathung von ihm auf eine so rohe Weise behandelt und zuletzt gar thätlich mißhandelt bis zu dem Grade, daß sie für ihr Leben fürchten mußte und daher zu ihren Landsleuten flüchtete, um bei ihnen den Schutz zu suchen, den die elende Gerichtsverfassung des Landes ihr nicht gewähren konnte. Ihr Mann hatte kaum ihre Flucht entdeckt, als er sich wie ein Wütherich geberdete, nach dem schwedischen Dorfe hinstürmte und unter entsetzlichen Flüchen und Drohungen die Herausgabe seiner Frau verlangte. Es wurde ihm gesagt, daß seine Frau vernünftiger Weise

nicht eher zu ihm zurückkehren könne und werde, als bis sie die vollständige Ueberzeugung erlangt habe, in Zukunft nicht mehr von ihm mißhandelt zu werden. Er ging darauf fort mit Worten und Geberden, die nichts Gutes ahnen ließen. Nun gibt es in den meisten nordamerikanischen Städten s. g. loafers, das heißt Tagediebe, die auf anderer Leute Kosten zu leben trachten, mit Gewalt nehmen, was nicht gutwillig gegeben wird, und zu allen Schlechtigkeiten und den desperatesten Abenteuern, wobei irgend etwas zu gewinnen ist, stets bereit sind. Solches Gesindel brachte denn auch der Mann der Schwedin zusammen und am ersten Ostertage 1850 überfiel er mit einer Rotte von 60 Bewaffneten plötzlich das schwedische Dorf, dessen Bewohner auf einen derartigen Angriff durchaus nicht vorbereitet, überdies auch mit nur äußerst wenig Waffen versehen waren. Die Räuber schossen in den Häusern umher, drangen in die Kirche, zerschlugen darin die Bänke, schleppten die Trümmer heraus, holten auch aus den Sägemühlen Bretter u. dgl. herbei und zündeten dann ein Feuer an, welches in kurzer Zeit alle von ihnen ausgeplünderte Gebäude des Ortes in Asche legte. Die unglücklichen Dorfbewohner mußten es noch als eine Gnade ansehen, daß sie mit dem, was sie auf dem Leibe trugen, frei abziehen und nach St. Louis, im Staate Missouri, flüchten durften.

So etwas geschieht in einem Lande, welches für einen Musterstaat gelten will, und es geschieht nicht einmal, sondern unzählige Male, wenngleich unter verschiedenen Formen!

Nimmt man hiezu noch, daß zwischen den Bewohnern der südlichen Staaten und den Yankees (S. 10) eine große Antipathie herrscht; daß dies unter den eingewanderten Nationalitäten nicht minder der Fall ist, sogar zwischen den Nord- und Süddeutschen, welche in Amerika wie Katze und Hund mit einander leben; daß in den mehr als 3 Millionen Sklaven (s. S. 6) ein gefährlicher Zündstoff für die Gesammtstaaten liegt; daß das seit zwei Jahrhunderten vergossene Indianerblut und eben so das in den Sklavenstaaten so häufig und so frevelhaft vergossene Blut von Mitmenschen, die von der dort die Gewalt in Händen habenden freien Bevölkerung unter das Vieh gerechnet und denn auch wie das Vieh behandelt werden, um Rache zum Himmel schreit; daß zugleich andere Gräuel dort (wie z. B. Blutschande, welche die Sklavenhalter mit ihren eigenen Töchtern, die sie in dem Harem ihrer farbigen Kebsweiber erzeugt haben, treiben; Menschendiebstahl, indem gar häufig freie Eingewanderte aufgegriffen und in die Sklaverei verkauft werden, u. dgl. m.) Gottes Langmuth auf Muthwillen ziehen und daß schon jetzt ein Fluch auf diesen Sklavenstaaten ruht, wie aus der armseligen Bevölkerung derselben ersichtlich ist; — faßt man dies mit allem Uebrigen zusammen, so kann man wohl an eine baldige Auflösung der nordamerikanischen Union glauben, nicht aber im Entferntesten dem Gedanken Raum geben, die Ver. Staaten möchten wirklich einst im Stande sein, eine Weltrolle zu spielen oder gar unserem Welttheile Gesetze vorzuschreiben.

eugung
darauf
n den
nderen
wird,
ns zu
chwe-
daß
rch-
Die
die
gl.
ge-
es
h-



Gem. v. Ender. Gedr. b. J. Rauh in Wien Lithogr. v. F. Kollar.

[illegible]

[illegible] Schornsteine. [illegible] [illegible] verschiedenen [illegible] [illegible] angebracht [illegible] Schornsteine [illegible] [illegible]

[illegible] gemacht [illegible]

[illegible] dieser [illegible] Art eine oder die andere [illegible] ren Nutzen, nur [illegible] denn vielleicht auch [illegible] von den [illegible] Bekanntmachung [illegible] Stunden [illegible] will ich nur bemerken, [illegible] mitten auf der Straße [illegible] Wohnung wiederum [illegible] hängte mit einem [illegible] gern noch von [illegible]

Uebrigens [illegible] in der Nachbarschaft [illegible] auch die Straße [illegible] geschrieben ist [illegible]

Das Haus, in [illegible] meine Wohnung hatte, [illegible] daß man mich gleich Anfangs [illegible] aufmerksam machte, nicht zu verachten ist in einem [illegible] Feuerbrünsten [illegible] Constantinopel. Zu noch größerer Sicherheit war die Haus[illegible] [illegible] Fensterläden von dicken Blech [illegible] bei [illegible] stehendem [illegible] Nähe der [illegible] fliegenden Funken und [illegible] Schaden [illegible] anrichten konnten. Ich

Beispiele

[illegible]



ATHEN

Erinnerungen aus Constantinopel.

Von

T. Gautier.

Als ich im J. 1852 Constantinopel besuchte, bewohnte ich für die Dauer meines dortigen Aufenthalts das erste Stockwerk eines Eckhauses im fränkischen Stadtviertel. Die Gasse führte von der Hauptstraße Pera's nach dem kleinen Todtenacker. Näher kann ich sie nicht beschreiben; denn in Constantinopel sind an den Straßenecken keine Namen angeschlagen, weder in türkischer, noch in französischer oder sonstiger europäischer Sprache. Auch sind die Häuser nicht numerirt, was die Schwierigkeit, sich zurecht zu finden, begreiflich noch vermehrt. Man muß sich also in das Straßen- und Häusergewirr auf gut Glück hineinbegeben, seiner eigenen Beurtheilungskraft folgen und sich nach diesen oder jenen besonderen Merkmalen zu richten suchen. Der Faden der Ariadne oder die weißen Kieselsteine des kleinen Däumlings wären hierbei von großem Nutzen, nur nicht die Brotkrümlein, die der Däumling streute; denn sie würden, wenn vielleicht auch nicht von den Vögeln, doch jedenfalls von den vielen herrenlosen Hunden Constantinopels aufgezehrt werden. Da grade von Hunden die Rede ist, so will ich nur bemerken, daß ich mir in den ersten Tagen nach meiner Ankunft eine, mitten auf der Straße befindliche Grube zum Erkennungszeichen wählte, um meine Wohnung wiederzufinden, und daß in dieser Grube eine räudige Hündin ihre Jungen säugte mit einer Ruhe und Sicherheit, die erkennen ließ, daß sie weder von Fußgängern noch von Reitern irgend gestört zu werden befürchten durfte.

Uebrigens haben einige Straßen einen traditionellen Namen, von irgend einem in der Nachbarschaft befindlichen Khan oder einer Moschee entlehnt; und so hieß denn auch die Straße, wo ich wohnte, Derwisch Sokak, wie ich später erfuhr. Jedoch angeschrieben ist dieser Name nirgends.

Das Haus, in welchem ich meine Wohnung hatte, war aus Stein gebaut, worauf man mich gleich Anfangs besonders aufmerksam machte, und was allerdings auch nicht zu verachten ist in einer von Feuerbrünsten so häufig heimgesuchten Stadt, wie Constantinopel. Zu noch größerer Sicherheit war die Hausthür von Eisen und die Fensterläden von dickem Blech; so daß bei entstehendem Brande in der Nähe die umherfliegenden Funken und andere Brennstoffe wenig Schaden bei uns anrichten konnten. Ich

bewohnte eine Art Saal mit geweißten Wänden und einer grau und blau bemalten Decke von Holz; ein langer Divan, ein Tisch und ein venetianischer Spiegel mit vergoldetem Rahmen machten das Ameublement desselben aus. Im Schlafzimmer hatte ich eine eiserne Bettstelle mit Matratze und Zubehör, und eine Kommode. Alles dies war freilich nicht ganz orientalisch, wie man sieht, und doch war meine Wirthin eine Smyrnaerin, und aus dem blassen, mit schwarzem Haupthaar eingefaßten Antlitz ihrer, übrigens sonst fast europäisch gekleideten Nichte leuchtete ein ächt asiatisches, schmachtendes Augenpaar hervor. Ein griechisches Dienstmädchen, welches sich mit ihrem zierlichen Kopftuch allerliebst ausnahm, und ein possirliches junges Männchen von den Cykladen machten das Hauspersonal vollständig und verliehen meiner Umgebung eine eigenthümliche Färbung. Die Nichte verstand ein wenig Französisch, die Tante ein wenig Italienisch, und so verständigten wir uns im Ganzen recht gut. Constantinopel ist, beiläufig bemerkt, ein wahres Babel, und man könnte meinen, hier ein Bild der Sprachverwirrung vor sich zu haben. Für den gewöhnlichen täglichen Geschäftsverkehr ist die Kenntniß des Griechischen, Türkischen, Italienischen und Französischen unerläßlich, und diese vier Sprachen hört man namentlich in der Vorstadt Pera fast überall und zwar mit Geläufigkeit reden. In Constantinopel würde ein zweiter Mezzofanti gar kein Aufsehen erregen; und der Europäer, der nur seine Muttersprache kennt, muß mit Recht über die hier herrschende außerordentliche Sprachkenntniß staunen.

In fremden Städten, die ich zum ersten Male besuche, macht es mir das größte Vergnügen, Anfangs ganz für mich allein umherzuschlendern und meinen stillen Betrachtungen über die sich meinen Blicken darbietenden verschiedenartigen Gegenstände nachzuziehen. Denn der Wortschwall der gewöhnlichen Führer ist mir lästig und stört häufig die ersten Eindrücke, welche irgend ein geschichtliches Denkmal aus der Vorzeit oder sonst dergleichen auf das Gemüth macht.

Das Haupt mit einem rothen Fes bedeckt, mit einem zugeknöpften Oberrock bekleidet, mit einem sechs Monate alten Bart und einem, von der Sonne gebräunten Gesicht, hatte ich ganz das Ansehen eines Reform-Türken, und brauchte daher nicht zu fürchten, Aufsehen zu erregen. Mein erster Ausgang war nach dem beiläufig schon erwähnten kleinen Todtenacker.

Dieser ehemalige türkische Begräbnißplatz liegt auf dem hintern Abhange eines Hügels, der sich vom Gestade des goldenen Horns nach Pera hinauf erhebt und auf der vordern Seite mit hohen Gebäuden und Kaffeehäusern bedeckt ist. Auf jenem Platze wird schon seit Jahren Niemand mehr begraben, entweder weil es an Raum dazu fehlt, oder weil die Muselmänner auch im Tode nicht in unmittelbarer Nähe der lebenden Giaurs sein mögen.

Ein heller Sonnenschein beleuchtete den mit düstern Cypressen bewachsenen und mit unzähligen marmornen Grabdenkmälern bedeckten Platz. Die auf den Grabmälern ausgehauenen Turbane nehmen sich zum Theil komisch aus; einige neigen sich rechts, andere links, und so nehmen sie sich fast aus wie verstümmelte oder schadhaft gewordene Figuren auf den Spieltischen der Kinder. An mehreren Stellen hatten die mit Sprüchen aus dem Koran gezierten Grabsteine dem Gesetz der Schwere nachgegeben, und waren in den nachgiebigen Boden entweder eingesunken oder in Stücke gebrochen. Neben man-

chen hermenartigen Säulen lagen die beturbanten Köpfe auf dem Boden, wie die Köpfe enthaupteter Verbrecher. In diesen Gräbern sollen Janitscharen ruhen, von Mahmud's Rache noch bis über das Grab hinaus verfolgt. Nicht die geringste Symmetrie ist auf diesem wunderlichen Platze wahrzunehmen, der auf der einen Seite mitten durch Häusergruppen Pera's bis nach Teke oder dem Kloster der tanzenden Derwische sich erstreckt. Zwei oder drei gepflasterte und mit Grabsteintrümmern eingefaßte Wege durchschneiden ihn in diagonalen Richtungen, und hie und da erheben sich auf ihm terrassenartige und mit kleinen Mauern oder Geländern umgebene Anhöhen, welche die Familiengrüfte reicher oder angesehener Personen enthalten. Man erkennt dies an den besonderen Verzierungen der Grabmäler, deren Symbole manchmal auf einen Pascha und dessen Harem und Nachkommenschaft hindeuten, welche sammt und sonders einträchtig neben einander ruhen.

Auf den freiern Stellen des Platzes sieht man Tischler und Zimmerleute in ihrer Weise beschäftigt, Müssiggänger im Schatten eines Baumes schlafen oder auf einem Grabstein sitzend ihre Pfeife rauchen, verschleierte Frauen mit schleppendem Gange umherwandeln, Kinder hinter den Grabhügeln Versteckens spielen, Kuchenhändler ihre Waare ausbieten. An anderen Stellen laufen Hühner umher und weiden Kühe; und während Turteltauben ihre Nester in den Cypressen gebaut, haben herrenlose Hunde sich ihre Lagerstätte in eingefallenen Gräbern ausersehen. Genug, von der feierlichen Ruhe und Stille auf sonstigen Begräbnißplätzen ist hier keine Rede.

Bevor ich den nach dem goldenen Horn führenden Abhang hinunterging, blieb ich eine Weile stehen, um den wundervollen Anblick zu genießen, der sich mir hier darbot. Auf der einen Seite der Begräbnißplatz mit seinen Cypressen und Grabmälern; weiterhin die braunen Ziegeldächer und rothen Häuser der Vorstadt Kassim-Pascha; auf der andern Seite die Fluthen der von Serai Burnu bis zu den süßen Wassern sich ausdehnenden Meeresbucht, und sodann die wellenförmigen Hügel, auf denen die eigentliche Stadt Constantinopel ampbiteatralisch sich ausbreitet. Die bläulichen Kuppeln der Bazare, die weißen Minarets der Moscheen, die in der Ferne wie eine schwarze Spitzenkante sich ausnehmenden Bogen der noch aus der Zeit des Valens stammenden Wasserleitung, die Wipfel der Cypressen und Platanen, die Hausdächer in ihren verschiedenen Gestaltungen, der von den Dampfböten des Bosporus aufsteigende Rauch, — alles dies brachte eine anziehende Mannigfaltigkeit in das vor meinen Blicken sich entfaltende Gemälde.

Nach einigen Minuten sinniger Betrachtung wanderte ich weiter, bald einem Fußpfade folgend, bald über Gräber stolpernd, bis ich in ein Labyrinth unansehnlicher, von Rauch geschwärzter Häuser, bewohnt von Kohlenträgern, Schmieden und Eisenarbeitern, gerieth. Ich sagte eben Häuser, aber dieser Ausdruck ist zu gewählt, darum nehme ich ihn zurück. Nein, Hütten, Kabacken, Höhlen, schmutzige Löcher oder so dergleichen muß es heißen; denn etwas Abschreckenderes wie diese Behausungen kann man sich nicht denken. Und wo möglich noch widerlicher war der Anblick der lebendigen Geschöpfe, die sich dazwischen umher bewegten. Da sah man abgemagerte Esel, mit Kohlen oder altem Eisenwerk beladen, langsam einhertraben; Bettler, in Lumpen gehüllt, wie festgebannt auf einem Fleck sitzen, aber dennoch geschäftig die Hände rechts und links nach einer

milden Gabe ausstrecken; Scheinheilige, eben so zerlumpt, lange Gebete herplappern, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und ebenfalls Gaben zu erlangen; arnautische oder bulgarische Lastträger tiefgebückt unter ihrer Bürde und keuchend sich vorwärts bewegen; häßliche alte Weiber ohne Schleier mit frechen Geberden keifen, zanken oder plaudern, und dann und wann ein abgetriebenes Pferd den beladenen Karren mit kreischenden Rädern mühsam fortziehen.

So gelangte ich endlich nach dem goldenen Horn und hier zunächst nach dem Arsenal, welches allerdings einen großen Raum einnimmt und im europäischen Styl gebaut ist und auf welches denn auch die Türken nicht wenig stolz sind, das aber dem Europäer, welcher dergleichen schon anderwärts gesehen hat, eben nicht sehr imponirt. Ich hielt mich daher auch mit dem Beschauen desselben nicht lange auf, sondern wendete meine ganze Aufmerksamkeit dem Hafen zu, mit seinen zahlreichen Schiffen aller Nationen und den noch zahlreicheren, nach den verschiedensten Richtungen hin eilenden zierlichen Ruderböten, und nach dem bezaubernden Panorama, welches die eigentliche Stadt auf dem jenseitigen Gestade darbot.

Dieser Anblick ist so überraschend schön, daß man keine Wirklichkeit, sondern ein Zauberbild vor sich zu haben wähnt, oder eine Theaterdecoration in einem Stück aus der orientalischen Feenwelt, bei welcher der Künstler in der Darstellung den Eingebungen seiner Phantasie gefolgt ist. Der Palast von Serai Burnu mit seinen chinesischen Dächern, seinen weißen ausgezackten Mauern, seinen vergitterten Kiosks und seinen von Cypressen, Taxusbäumen, Sykomoren und Platanen beschatteten Gärten; die Moschee des Sultans Achmet mit ihren, die Kuppel umgebenden und Elfenbeinsäulen gleichenden sechs Minarets; die herrliche Sophienkirche, deren 165 Fuß hohe Kuppel von 170 Säulen getragen wird, denen die Türken 4 Minarets beigefügt haben; die von Schaaren Tauben umschwärmte Moschee Bajazeth's; Jeni Djami; die prächtige Moschee Soliman's des Großen, deren Kuppel wie ein stählerner Helm leuchtet; der Thurm des Seraskiers und die Säule des Kaisers Theodosius, von welcher der Gegenkaiser Murzuphlus 1204 von den Lateinern oder Kreuzfahrern des vierten Kreuzzuges hinabgestürzt wurde, alle diese Gegenstände stellten sich auf dem lichtblauen Hintergrunde des Firmamentes wie Gestaltungen der Fata Morgana dar und spiegelten sich eben so wundersam in den Fluthen des Bosporus ab.

Freilich wenn man ihnen nahe kommt, so schwindet die Täuschung, und man sieht nun die Dinge in ihrer nackten Wirklichkeit. Die schimmernden Paläste sind nichts als zwar weitläuftige, aber unansehnliche und zum Theil schon verfallene Gebäude und die Weiße der Minarets rührt von nichts anderem als dem Kalkbewurf her; die Straßen sind eng, steil, uneben und im höchsten Grade unreinlich, und nirgends sieht man etwas Charakteristisches. Aber was schadet es? Die unzusammenhängende Masse von Häusern, Moscheen und Bäumen macht, von den Strahlen der Sonne beleuchtet und aus der Ferne betrachtet, einen außerordentlichen Eindruck, und wenn er auch noch so sehr auf Täuschungen beruht.

Ich blieb eine Weile am Gestade stehen, schaute den umherfliegenden Möven nach, verfolgte mit meinen Blicken die blitzschnellen Bewegungen der leichten, behenden Türkenböte, betrachtete mir die Charakterzüge und Physiognomien der um mich her wim-

melnden Menschen der verschiedenartigsten Nationalitäten, und spürte dann große Lust, mich über die hier befindliche Schiffbrücke nach der eigentlichen Stadt zu begeben; aber es war dies bei der schon weit vorgerückten Tageszeit ein gewagtes Unternehmen, und so unterließ ich es, und stieg statt dessen wieder nach Pera hinauf. Ich hielt mich diesmal mehr rechts, ging die alten genuesischen Mauern entlang, an denen ein ausgetrockneter, mit Schutt und allen möglichen Unsauberkeiten angefüllter Graben sich hinzieht, in welchem Hunde schlafen und Kinder spielen, und kam so nach dem Thurm von Galata, der aus weiter Ferne zu sehen und, wie der Thurm des Seraskiers, stets mit Brandwächtern besetzt ist. Er ist ganz im mittelalterlichen Styl gebaut und müßte daher füglich, statt des Halbmondes, auf seiner Spitze eine Wetterfahne nach Art derjenigen auf den alten Ritterburgen tragen.

Am Fuße dieses Thurmes befindet sich eine Gruppe von elenden, hüttenähnlichen Wohngebäuden, die mit ihrer niedrigen Bauart einen gewaltigen Contrast gegen seine wirklich beträchtliche Höhe bilden. Er verdankt seine Entstehung den Genuesern, die ihn im 13. Jahrhunderte errichteten. Diese kriegerischen Handelsleute, welche bekanntlich zu jener Zeit eine wichtige Rolle in Constantinopel spielten, machten überhaupt ihre Waarenmagazine zu kleinen Festungen und umgaben ihr ganzes Stadtviertel hier mit mächtigen Bollwerken, um jedem feindlichen Angriffe begegnen zu können. Hinter ihnen konnten sie förmliche Belagerungen aushalten, und hatten sie in der That mehr als einmal zu bestehen.

Ueber den Gipfel des Hügels, auf dessen einem Abhange das erwähnte Todtenfeld liegt, läuft ein breiter Weg hin, mit einer Häuserreihe, von wo aus man eine entzückende Aussicht genießt. Ich folgte ihm bis zu einer Ecke, wo eine alte Cypresse, deren unterer Stamm von Weinranken ganz verdeckt ist, sich erhebt, und bald gelangte ich, müde vom Gehen und erschöpft von Hunger, in meine Wohnung.

Es wurde mir ein Mittagessen aufgetragen, welches aus einem benachbarten Speisehause geholt war und sehr schnell meinen Hunger stillte, jedoch bei weitem mehr aus Ekel, als vermöge wirklicher Befriedigung der Eßlust. Denn diese ersten Proben aus constantinopolitanischer Küche waren von schlimmer Vorbedeutung für die Zukunft. Andererseits würde ich mich leicht darüber hinweggesetzt haben, daß der mir vorgesetzte schwärzliche Wein von Tenedos in unsauberen ziegenledernen Schläuchen versendet wird, dagegen ließ mich das gelbe brackige Trinkwasser aus den alten Wasserleitungen den Mangel an frischem Quellwasser schmerzlich empfinden.

Da mein Aufenthalt zu Constantinopel grade in den Ramazan oder den mahomedanischen Fastenmonat fiel, so wurde mir reichlich Gelegenheit geboten, das Thun und Treiben während dieser Zeit zu beobachten.

In Paris würde der Gedanke, spät Abends bis über Mitternacht hinaus auf dem Kirchhofe von Montmartre oder Père Lachaise zu lustwandeln, etwas sehr Abschreckendes haben; die muthvollsten Dandies würden davor erbeben und nervenschwache Damen davon eine Ohnmacht bekommen. In Constantinopel aber macht man sich aus dergleichen nichts. Der öffentliche Spazierweg in der Vorstadt Pera ist nur durch ein schwaches, verfallenes Geländer von dem großen und dem kleinen Begräbnißplatz getrennt, und dasselbe verhindert nicht, zumal vermöge der in ihm entstandenen häufigen Lücken, daß die fröh-

liche Menge bald auf der Promenade der Lebenden, bald über der Ruhestätte der Todten wandelt. Ebenso stehen im Ramazan die Tische und Stühle mit den Gästen durcheinander auf beiden Plätzen, und Musik ertönt auf dem einen wie auf dem andern.

Bekanntlich wird während des Ramazans das Fasten bei Tage streng beobachtet; dafür aber darf vom Aufgang bis zum Verschwinden der Sterne Jeder essen und trinken; und zum Zeichen der Erlaubniß zu essen werden auf den Gallerien der Minarets oder Moscheenthürme Laternen ausgestellt. Diese Laternen verbreiten freilich nur einen matten Schimmer, besonders wenn man ihn mit dem hellen Lichtglanz vergleicht, der zu dieser Zeit die sonst so finstern Straßen Constantinopels erhellt. Ueberall sieht man ein Wogen und munteres Treiben der Menge und von einer Beobachtung der in manchen Stücken strengen Polizeivorschriften ist dann keine Rede. Die Giaurs dürfen in der eigentlichen Stadt sogar die ganze Nacht hindurch bis gegen Tagesanbruch weilen, was zu einer andern Zeit sehr bedenklich und mit großer Gefahr verknüpft sein würde. Mit Dank nahm ich daher den Vorschlag eines jungen Constantinopolitaners, an den ich empfohlen war, an, uns nach der Stadt übersetzen zu lassen und dort während der nächtlichen Stunden uns zu ergehen. Nach der Stelle, wo wir uns übersetzen lassen wollten, führt von Pera ein sehr steiler holperiger Hohlweg hinab, und nur der Stütze und Beihülfe meines erfahrenen Begleiters hatte ich es zu verdanken, daß ich nicht mehrmals stolperte oder kopfüber hinunter stürzte. Auch war ich so glücklich, keinem der dort am und im Wege liegenden Hunde auf den Schwanz zu treten, was ohne Zweifel sofort durch einen Biß in mein Bein erwiedert worden wäre.

Schon in Top Hana war das Menschengewühl außerordentlich; und auf einem Maskenball kann die Mannigfaltigkeit der Costüme nicht größer sein als hier. Da sah man Bulgaren in ihren schweren Röcken und mit Pelz verbrämten runden Mützen; Cireassier von schlankem Wuchs und mit breiter Brust, seltsam ausstaffirt, wie ein Orgelgehäuse; Georgier mit ihrer kurzen, festanschließenden Tunica und russischer, glanzlederner Kappe; Arnauten in gestickter Jacke; Juden in ihrem langen Talar; Griechen von den Inseln in ihren ungeheuer weiten Beinkleidern und ihren weißen Schürzen; Reform-Türken im Ueberrock und mit rothem Fes; Alttürken mit Kaftan und Turban; Perser in ihren hohen Mützen von schwarzen Lämmerfellen; sodann türkische Frauen mit ihren, nur Augen und Nase frei lassenden Gesichtsumhüllungen, und weniger sorgsam verschleierte Armenierinnen in violetten Gewändern. Die zahlreichen Kaffeehäuser Top Hana's waren so gedrängt voll, daß neue Gäste nur unter großen Schwierigkeiten noch Zutritt finden konnten. Die Tische waren dicht besetzt mit Kaffeeschalen, Eiswasser, Sorbet und besonders auch mit Zuckerwerk, welches die Türken ungemein lieben. Hie und da ertönte der monotone Gesang eines orientalischen Natursängers, begleitet von den schrillenden Klängen der Rohrflöte und dem dumpfen Getöne der Schellentrommel.

Nach einer raschen Ueberfahrt landeten wir auf der Stadtseite in der Nähe eines großen Kiosks oder ehemaligen Lusthauses des Sultans, gegenwärtig in ein Wachthaus umgewandelt. Zugleich mit uns kamen auch mehrere Prachtböte der Pascha's und anderer hoher Würdenträger an, welche gleich nach dem Aussteigen sich auf die ihnen durch Negersklaven, Arnauten und Polizeidiener zugeführten schönen und kostbar aufgeschmück-

ten berberischen Pferde schwangen. Die versammelte Menge machte ihnen ehrfurchtsvoll Platz.

In gewöhnlichen Zeiten sind die Straßen der Stadt nicht beleuchtet, und man muß daher in finsteren Nächten ein brennende Laterne bei sich führen, um nicht Arm und Bein zu brechen oder gegen eine Straßenecke anzurennen. Allein während des Ramazans ist, überall ein heller Glanz verbreitet durch die vor und in den offenen Buden und Kramläden aufgestellten Lampen, buntfarbigen Laternen, Wachskerzen und Fackeln. In den Buden selbst herrschte die größte Geschäftigkeit auf Seiten der Budeinhaber wie der Gäste, jene mit dem Zubereiten der Speisen und Getränke, diese mit der Stillung ihres Hungers nach vierzehnstündigem Fasten. Unter den Fleischspeisen nahmen die zusammengerollten und dann gebratenen Hammelfleischschnitte die erste Stelle ein.

Mein Freund führte mich in einen Zuckerbäckerladen, um mich mit dem dortigen Thun und Treiben bekannt zu machen. Seltsam waren die innern und äußern Einrichtungen und Ausschmückungen. In dem Behältniß, wo wir Platz nahmen, konnten sich mehr als zwei Personen kaum regen und bewegen, und doch gilt diese Conditorei für eine der größten in Constantinopel. Der Eigenthümer, ein ächter Türke mit gebräuntem Teint, schwarzem Bart und einer anscheinend barschen, aber einfältige Gutmüthigkeit verrathenden Miene, brachte uns rothen und weißen Rahat-Lokum, ein Gebäck von feinem Mehl und Zucker, und eine Menge der verschiedenartigsten Süßigkeiten, die zwar einen starken Wohlgeruch verbreiteten, aber dem in dieser Hinsicht etwas verwöhnten Gaumen eines Parisers durchgängig nicht recht munden wollten. Eine Tasse schwarzen bittern trefflichen Mokkakaffee's spülte jedoch bald jeden unangenehmen Nachgeschmack fort.

Von unserem Sitze aus konnten wir die vorbeiwogende Menschenmenge mit Muße betrachten; und die dazwischen sich durchdrängenden Sorbet-, Eiswasser- und Kuchenverkäufer, die Staatsbeamten zu Pferde, vor ihnen ihr Kawas oder Diener und hinter ihnen ihr Pfeifenträger, mit Gewalt sich Bahn machend, und die wunderlich gestalteten türkischen Karossen, furchtbar hin und herschwankend auf dem holperigen Boden und von einem nebenher gehenden Kutscher gelenkt, boten mir ein ganz neues und so pikantes Schauspiel dar, daß ich mich kaum satt daran sehen konnte; und es war schon ein Uhr vorüber, als wir endlich aufbrachen, um uns nach Top Hana und Pera wieder übersetzen zu lassen.

Unterwegs kamen wir durch den Vorhof der Djeni Dschami genannten Moschee, umgeben von einem im arabischen Styl aufgeführten Säulengange, wo mehrere Bettlergruppen ruhig dem Schlummer sich hingebend, als wären sie hier zu Hause gewesen, umherlagen. Jeder Muselmann, der keine eigene Schlafstelle hat, kann sich dieselbe unbedenklich auf den Stufen oder in den Vorhöfen der Moscheen wählen, ohne besorgen zu müssen, von den Nachtpatrouillen aufgestört zu werden.

Das Café ture auf dem Pariser Boulevard du Temple ist gar sehr nach den Vorstellungen, welche sich die Pariser von der Pracht orientalischer Kaffeehäuser machen, ausgeschmückt und eingerichtet. Constantinopel bleibt aber in dieser Hinsicht hinter derartigen Vorstellungen und Spielen der Phantasie weit zurück. Denn nichts ist einfacher als ein

Kaffeehaus in Constantinopel und in der Türkei überhaupt, und die geringsten Pariser Estaminets sind prachtvoll dagegen zu nennen.

Nehmen wir selbst ein Kaffeehaus, welches unter die ersten Constantinopels gerechnet wird, so besteht dasselbe wesentlich aus einem, vielleicht zwölf Fuß langen und zwölf Fuß breiten Raum. Die mit Kalk beworfenen Wände sind bis auf etwa Mannshöhe mit Holz überkleidet, und längs diesen Wänden zieht sich eine breite bankähnliche Erhöhung hin, mit Strohmatten überdeckt. In der Mitte des Zimmers befindet sich — und darin besteht hier der orientalische Luxus, wenn man ihn so nennen will — eine kleine Fontaine, deren dünner Wasserstrahl in ein Marmorbecken herabfällt. In einer Ecke steht ein Kochofen, auf dem der Kaffee Tasse für Tasse und erst nach jedesmaliger Bestellung in kleinen kupfernen Geschirren bereitet wird. Hier und da an den Wänden hängen kleine Spiegel, damit die Gäste sich selbst überzeugen können, ob ihre Toilette gehörig gemacht ist. Denn in der Türkei ist jedes Kaffeehaus zugleich eine Barbierstube und ein Haarschneidesalon. So kam eines Tages, als ich mit untergeschlagenen Beinen und in einer für mich sehr unbequemen Stellung auf der Strohmatte saß, meinen Kaffee trank und meine Pfeife rauchte, zunächst ein dicker Türke mit einer papageischnabelartigen, sodann ein magerer Perser mit einer Adlernase, endlich auch ein junger griechischer Stutzer, und der eine ließ sich den Kopf rasiren, der andere den Schnurrbart zustutzen, der dritte die Augenbrauen schwarz färben.

Daß die Türken alle Bilder und Schöpfungen der plastischen Künste als Werke der Abgötterei verdammen, hat zwar dem Prinzipe nach seine Richtigkeit, welches jedoch in der Wirklichkeit viele Ausnahmen erleidet; wenigstens sind in den Kaffeehäusern die Wände häufig mit Gemälden und Kupferstichen fast ganz bedeckt. Sie bilden freilich ein bizarres Gemisch von Darstellungen aus dem mahomedanisch-orientalischen und dem christlich-europäischen Leben. Da sieht man einen mahomedanischen Heiligen neben Napoleon, einen tanzenden Derwisch und eine spanische Tänzergruppe, den Sultan eine feierliche Audienz ertheilend und den Kaiser von Rußland in seinem Familienkreise, u. s. w.

Wenn man in der Türkei sich Kaffee geben läßt, so bekommt man unaufgefordert auch ein Glas Wasser dazu; und da besteht nun zwischen den Türken und Franken der Unterschied, daß jene das Wasser vor, diese aber es nach dem Kaffee trinken. Man erzählt mit Beziehung hierauf eine charakteristische Anekdote. Ein Europäer, der das Türkische und Arabische geläufig sprach, die orientalische Kleidung trug und sich überhaupt die orientalischen Sitten und Gebräuche ganz anzueignen gewußt hatte, so daß Niemand ihn für einen Europäer hielt, wurde dennoch in einem türkischen Kaffeehause in Syrien von einem schlichten Beduinen als solcher erkannt. Der Europäer, erstaunt hierüber, fragte ihn, wie er das habe merken können. »Daran, daß du das Wasser nicht vor, sondern nach dem Kaffee trankst,« gab der Beduine zur Antwort.

In Constantinopel zahlt man für eine Tasse Kaffee zwanzig türkische Paras (nicht ganz 4 Kreuzer Conv. Münze), und wenn man das Doppelte oder einen türkischen Piaster (gegen 8 Kreuzer Conv. Münze) gibt, so gilt man für einen sehr noblen Herrn. Das Geld wird übrigens nicht dem Aufwärter gereicht, sondern in eine, neben dem Eingange des Kaffeehauses aufgestellte Büchse gelegt.

Obgleich in der Türkei jeder Bettler sich in seinem zerlumpten Gewande in den Kaffeehäusern neben den vornehmsten Türken setzen kann, ohne daß dieser von ihm wegrückt oder auch nur eine Miene verzieht, so pflegen doch die höheren Klassen solche Kaffeehäuser zu wählen, wo sie so leicht nicht zu befürchten haben, in derartige Berührungen zu kommen, und wo sie daher auch meist die einzigen Stammgäste bilden. Ein Kaffeehaus in der eigentlichen Stadt und in der Nähe des alten Serails wird fast ausschließlich von vornehmen Personen besucht.

So grausam die Türken auch manchmal gegen ihre Mitmenschen handeln mögen, so freundlich und mitleidig sind sie, wie überhaupt die meisten Mahomedaner, gegen die Thiere, welche dies auch recht gut zu fühlen scheinen und es mit großer Zutraulichkeit erwiedern. So bauen denn auch die Schwalben selbst in den besuchtesten Kaffeehäusern getrost ihre Nester und fliegen dort furchtlos aus und ein. Komisch ist es anzusehen, wenn die Jungen etwas erwachsen und ihre Köpfe aus dem Neste hervor stecken, ruhig und unbefangen die unten sitzenden Gäste betrachtend, als befänden sie sich in der Gesellschaft ihres Gleichen.

Bisweilen wird die, in den türkischen Kaffeehäusern sonst gewöhnlich herrschende Stille und Ruhe durch herumziehende Musiker und Sänger unterbrochen, an deren schrillenden Tönen und monotonen Klängen das verwöhnte Ohr des Europäers allerdings wenig Geschmack finden kann, denen aber die Türken mit sichtbarem Wohlgefallen zuhören, dann und wann sogar ihre gewöhnliche Schweigsamkeit durch Ausrufe der Bewunderung ablegend.

Ein orientalischer Kaufladen ist ebenfalls sehr verschieden von denen, die man wenigstens in den größeren europäischen Städten zu sehen gewohnt ist. Selbst die schönsten Kaufläden Constantinopels können sich in der geschmackvollen Anordnung und Ausstattung nicht einmal mit denen messen, die man schon in manchen Provinzialstädten Europa's antrifft. An ein Auslegen der Waaren ist namentlich in den türkischen Kaufläden durchaus nicht zu denken. Der türkische Kaufmann sitzt ruhig seine Pfeife rauchend im Hintergrunde seines Ladens und läßt die vor demselben draußen stehenden Käufer sich abmühen und umherspähen, bis sie die gewünschte Waare ausfindig gemacht und selbst hervorgelangt haben. Erst jetzt, nachdem er um den Preis befragt worden, öffnet er den Mund und streckt dann auch die Hand zur Entgegennahme des Geldes aus. Denn wenn auch bisweilen übermäßig hohe Preise gefordert werden, so kommt doch in der Regel der Kauf schnell zu Stande. Nur wenn die Käufer dem weiblichen Geschlechte angehören, dauert es damit weit länger. Denn die türkischen Frauen dingen schon deßhalb gern vom Preise ab, weil sie dadurch Gelegenheit haben, einmal wieder mit andern Männern, als mit ihrem Gebieter, reden zu können, und das Ausgehen um einzukaufen fast die einzige Erholung ist, welche Abwechselung in das tägliche Einerlei ihrer Lebensweise zu bringen vermag. Vornehmere Frauen sind gewöhnlich von Sklavinnen begleitet, welche große Beutel bei sich führen, in welche die gekauften Waaren gesteckt werden. Verkäuferinnen sieht man in keinem Laden; und wenn etwa eine Frau ein Handelsgeschäft geerbt hat, so besorgt für sie ein Verwandter oder Familienbekannter dasselbe.

Jagd in Nordafrika.

Von

General Daumas.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Algerien immer wichtiger für Frankreich wird. Eine geraume Zeit hindurch hat freilich dieses Land große Opfer von Seiten Frankreichs erheischt, und zwar ein weites Feld für den Kriegsruhm der französischen Truppen, aber äußerst wenige materielle Vortheile dargeboten: allein die dort errungenen militärischen Vortheile sind es eben gewesen, die, nachdem sie den Besitz des Landes gesichert, die friedlichen Gewerbe und selbst einen gewissen Grad europäischer Civilisation daselbst haben festen Boden gewinnen lassen. Genug, Algerien fängt jetzt an, von Tage zu Tage mehr unter Cultur zu kommen und seine Handels-, industriellen und Ackerbau-Interessen an diejenigen Frankreichs zu knüpfen. Ja, selbst dem dortigen Leben, so sehr es in den meisten Stücken von dem Leben in Europa abweichen, und insbesondere dessen mannigfaltigen Annehmlichkeiten nicht aufzuweisen haben mag, fehlt keineswegs die poetische Seite; vielmehr ist es hin und wieder sogar reich am Pittoresken, am Pikanten, am Abentheuerlichen.

Mein Beruf als Krieger und Theilnehmer an den Militärexpeditionen in Algerien, hat mich dieses Land in den verschiedensten Richtungen durchstreifen lassen und in vielfältige Berührungen mit dortigen Eingeborenen gebracht. So bin ich denn auch mit Abd-el-Kader bekannt geworden; und Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß dieser Mann über die Lebensweise, die Sitten und Gebräuche seiner arabischen Landsleute die genaueste Auskunft zu geben vermag. Kurz vor seiner Freilassung und seiner Abreise aus Frankreich wendete ich mich schriftlich an ihn und ersuchte ihn um Mittheilungen zunächst über die berberischen Pferde und sodann auch über verschiedene Landeseigenthümlichkeiten seiner Heimath. Er antwortete mir sehr ausführlich; und das Nachfolgende ist fast ausschließlich aus seinem Briefe entlehnt. Was mich besonders interessirte, waren seine Mittheilungen über die Jagd der Eingeborenen in den Grenzstrichen der Sahara. Was er in seinem, ganz in orientalischem Geiste geschriebenen Briefe darüber erzählte, leitete er mit folgender Anekdote ein.

Ein arabischer Scheich wurde einst, während er einen zahlreichen Kreis von Befreundeten und Bekannten um sich hatte, von Jemand, der seinen Esel verloren hatte,

angeredet und befragt, ob er oder einer aus der Versammlung das entlaufene Thier nicht gesehen habe. Der Scheich wendete sich sogleich an seine Umgebung und richtete folgende Worte an sie: »Ist Jemand unter euch, dem die Freuden der Jagd unbekannt sind, der nie ein Wild verfolgt hat auf die Gefahr hin, durch einen Sturz vom Pferde sein Leben oder seine Gesundheit einzubüßen? der nie, um das Wild zu erreichen, in ein Dornengebüsch eingedrungen ist, unbekümmert um das Zerreißen seiner Kleider oder das Aufritzen seiner Haut? Ist Jemand unter euch, der nie die Wonne des Wiedersehens eines innig geliebten Weibes, oder den Schmerz des Scheidens von ihr empfunden hat?« Einer der Anwesenden entgegnete: »Ich habe von alle dem, was du da sagst, noch nie etwas erfahren.« »Siehst du,« sprach hierauf der Scheich, indem er sich an den Eigenthümer des Esels wendete, »hier ist das Thier, welches du suchst; führe es hinweg.«

Die Araber pflegen wirklich zu sagen: »Wer nie gejagt, nie geliebt, nie beim Klange der Musik vor Wonne gezittert, nie seine Freude an dem Duft der Blumen gehabt hat, ist kein Mensch, sondern ein Esel.« Bei einem Volke, wo im Kriege Gewandtheit und List als Haupttugenden gelten, ist die Jagd der vornehmste Zeitvertreib. Die Verfolgung der wilden Thiere ist eine Vorschule zur Menschenverfolgung. In folgender Lobrede auf die Jagd wird man weder richtige Ansichten, noch Poesie vermissen: »Die Jagd macht den Geist frei von den ihn drückenden Sorgen; sie erhöht die Verstandesschärfe, weckt den Frohsinn, verscheucht den Kummer und macht die ärztliche Kunst unnütz, indem sie den Körper bei immerwährender Gesundheit erhält. Sie bildet gute Reiter, denn sie lehrt schnell auf- und absteigen, über Abgründe und Gebüsch hinwegsetzen, steile Berge hinaufsprengen und sich durch nichts im vollen Laufe aufhalten zu lassen, selbst wenn vom Reitzeuge etwas verloren geht oder daran zerbricht. Wer sich der Jagd hingibt, gewinnt täglich an Muth und lernt Widerwärtigkeiten verachten. Um seinem Lieblingsvergnügen nach zu gehen, entfernt er sich von schlimmen Leuten; er macht die Lüge und Verläumdung zu Schanden, er entgeht der Verführung durch das Laster und macht sich frei von den verderblichen Einwirkungen, die unsere Bärte grau färben und das Gewicht der Jahre vor der Zeit uns aufbürden. Die Tage der Jagd kommen bei den Lebenstagen nicht mit in Anrechnung.«

In der algerischen Sahara ist die Jagd die einzige Beschäftigung der Stammhäupter und Reichen. Wenn die nasse Jahreszeit eintritt, ziehen die dortigen Bewohner nach den, durch den Regen gebildeten kleinen Seen umher; und sobald ihnen an dem einen Ort das Wild ausgeht, ziehen sie nach einem andern. Man erzählt einen Fall, an dem man erkennen kann, zu welchen Extremen die Leidenschaft der Jagd die Araber der afrikanischen Wüste bisweilen treibt. Ein Häuptling hatte nach einer Gazelle geschossen und sie verfehlt. In der ersten Zornaufwallung schwur er, nicht eher einen Bissen zu genießen, als bis er die Leber dieses Thieres gegessen habe. Noch zweimal kam ihm die Gazelle zum Schuß und wiederum fehlte er beide Male. Nichtsdestoweniger ließ er den übrigen Theil des Tages nicht von ihrer Verfolgung ab. Es kam die Nacht heran und es schwanden ihm die Kräfte: aber seinem Eide getreu, nahm er keine Nahrung zu sich. Seine Leute setzten nun statt seiner die Jagd auf das Thier fort und hielten damit drei Tage an. Endlich war die Gazelle erlegt und ihre Leber ward dem sterbenden Araber

gebracht, der ein Stück davon zu den Lippen führte und dann den letzten Seufzer ausstieß. So übereilt sein Gelübde auch sein mochte, so läßt sich doch das Heroische in dem unerschütterlichen Festhalten an demselben nicht verkennen.

Die Gazellenjagd.

Die Araber jagen zu Pferde und zu Fuß. Ein Reiter, der den Hasen verfolgen will, muß einen Windhund bei sich führen. Diese Windhunde, welche Slugui genannt werden, sollen von Wölfinnen, die sich mit Hunden gepaart haben, abstammen, und erreichen ein Alter von zwölf bis zwanzig Jahren. Solche, die im Stande wären, eine Gazelle in vollem Laufe einzuholen, sind übrigens selten; auch machen die meisten von ihnen nie von selbst Jagd auf Gazellen oder Hasen, auch wenn diese dicht an ihnen vorbei kommen. Dagegen verfolgen sie vornehmlich den Bekör el Uhach (eine große Gazellenart), den sie gewöhnlich in der Kniekehle packen und zu Boden werfen. Bisweilen auch packen sie ihn an der Gurgel und halten ihn so lange fest, bis der Jäger kommt. Viele Araber verfolgen den Bekör el Uhach zu Pferde und tödten ihn von hinten mit der Lanze. In ähnlicher Weise pflegt auch die Gazelle gejagt zu werden, nur daß man gegen sie statt der Lanze, stets das Gewehr in Anwendung bringt. Die Gazellen halten sich immer truppweise zusammen; und so zielt denn der Jäger auf eine mitten im Haufen und feuert in vollem Galopp. Ein arabisches Sprichwort sagt von einem höchst unachtsamen Menschen, er sei noch unachtsamer als die Gazelle. Denn in der That, wenn auf eine Gazelle auch schon gefeuert ist, so läuft sie doch nicht sehr weit und bleibt dann sorglos wieder stehen, gleichsam um dem Jäger Gelegenheit zu geben, den Fehlschuß wieder gut zu machen. Einige Araber richten auch den Falken auf sie ab und zwar in der Art, daß er dem armen Thiere die Krallen in die Augen schlägt.

Besonders bei den Arabern im Lande Eschul ist diese Jagd gebräuchlich. Abd-el-Kader traf hier einen kleinen Stamm, den der Eslib, der nur von dem Ertrage der Jagd lebt. Die Zelte sind dort aus Gazellen- und Bekör el Uhachfellen gemacht, und eben so meist auch die Kleider. Ein Stammgenosse erzählte dem Emir, daß wenn er sich auf die Jagd begebe, er gewöhnlich einen mit Salz beladenen Esel bei sich führe. So oft er eine Gazelle erlegt habe, schneide er ihr den Leib auf, reibe das Innere mit Salz ein und lege dann das Thier auf einen Strauch zum Trocknen. Später kehre er dann den nämlichen Weg wieder zurück und bringe die auf solche Weise zubereitete Jagdbeute heim zu den Seinigen. Denn Raubthiere machen dort dem Jäger das Wild nicht streitig. Die Eslib sind dermaßen an Fleischnahrung gewöhnt, daß als Abd-el-Kader einigen ihrer Kinder Brot darreichte, sie es fortwarfen, weil sie sich nicht vorstellen konnten, daß es eine schmackhafte Speise sei.

Häufig wird auch der Bekör-el-Uhach auf dem Anstand erlegt. Zu diesem Ende gräbt man, sobald die Hitze die Seen der Wüste trocken gelegt hat, eine Grube in der Nähe der Quellen, wohin diese Thiere zum Trinken zu kommen pflegten, und schießt sie nieder in dem Augenblick, wo sie ihren Durst löschen.

Große Ausdauer und Unerschrockenheit erfordert die Jagd auf den Lerui, ein Thier, welches der Gazelle gleicht, aber größer als sie ist, obwohl nicht so groß wie

der Bekör-el-Ubach. Der Lerup, der auch Tis-el-Djebel (Berg- oder Steinbock) genannt wird, hält sich in Gebirgsgegenden auf, die durch tiefe Abgründe oft fast unzugänglich sind. Hier muß man sie, natürlicher Weise zu Fuß, unter tausend Gefahren verfolgen. Kommt der Lerup — was jedoch äußerst selten sein soll — in die Ebene herab, so wird er, bei seinem eben nicht schnellen Laufe, selbst von einem gewöhnlichen Hund leicht eingeholt; aber im Gebirge verfolgt, entkommt er oft durch einen Sprung in einen mehr als hundert Fuß tiefen Abgrund, und wenn er dann auch auf den Kopf fällt, so schadet es ihm nichts. Man berechnet sein Alter nach den Ringen an seinen Hörnern, indem er mit jedem Jahre einen neuen Ring ansetzt. Der Lerup und die Gazelle haben zwei Schneidezähne, aber zwischen diesen und den Hundszähnen sind gar keine Zähne.

Die Straußenjagd.

Wenn die Jagd auf den Lerup die schwierigste für den Jäger zu Fuß ist, so ist die Straußenjagd die schwierigste für den berittenen Jäger. Selbst an Tagen, wo Vorboten des Samum sich einstellen, eine schwüle Hitze die ganze Natur in einen ohnmachtähnlichen Schlaf versenkt zu haben scheint und man glauben sollte, daß jedes lebendige Wesen der Ruhe sich überlassen müßte, besteigen unerschrockene Straußenjäger ihre Rosse. Der Strauß, dem es bekanntlich sehr an List und Verschlagenheit fehlt, macht nie Seitenwendungen, sondern läuft, wenn er verfolgt wird, immer gerade aus, aber freilich mit der Schnelligkeit eines Pfeils. Daher pflegen sich längs dem Wege, den er aller Wahrscheinlichkeit nach einschlagen wird, fünf Reiter in Zwischenräumen von je einer Meile aufzustellen; so daß jeder ein neues Relais bildet. Sobald nun der eine anhält, setzt der nächste die Verfolgung fort, und der Strauß bekommt auf diese Weise nicht einen Augenblick Zeit, sich auszuruhen. Er wird sonach fast immer eine Beute des letzten Jägers, was aber bisweilen noch mit Gefahr verknüpft ist. Denn der Strauß schlägt oft noch, nachdem er zu Boden gestürzt ist, so heftig mit den Flügeln um sich, daß das Pferd sich bäumt, den Reiter abwirft und ihm so eine schwere Verletzung bereiten kann. Den Pferden, die zu dieser Jagd gebraucht werden, wird ein äußerst leichtes Sattelzeug aufgelegt; manche Reiter legen ihnen auch nur ein sehr einfaches Gebiß an, mit einem Bindfaden als Zaum, und haben die Sporen von Holz. Sodann führt der Jäger in der Regel einen kleinen Schlauch mit Wasser bei sich, um von Zeit zu Zeit das Gebiß anzufeuchten und so das Maul des Pferdes immer wieder anzufrischen.

Die Jagd mit fünf Reitern ist übrigens nicht die einzige Art, wie der Strauß gejagt wird. Bisweilen stellt sich auch ein Araber, wenn er die Lebensweise des Vogels genau kennt, ganz allein in der Nähe eines Ortes auf, wo der Strauß vorbei zu kommen pflegt, und verfolgt ihn, sobald er seiner ansichtig wird, im gestreckten Galopp. Es ist zwar selten, daß er ihn einholt, da nur wenige Pferde es mit dem Strauße im Laufen aufnehmen können, doch erinnert sich Abd-el-Kader namentlich einer schwarzen Stute, die sich in dieser Hinsicht ganz besonders auszeichnete. Obwohl der Strauß in der Regel mit Pferden gejagt wird, so gibt es doch auch Fälle, wo der Jäger ihrer nicht bedarf. Denn man beschränkt sich bisweilen darauf, den Strauß zur Legezeit durch List zu fangen. Zu diesem Ende machen die Jäger um die Nester tiefe Gruben, halten sich

darin versteckt und tödten das Männchen oder Weibchen, wenn es zum Neste kommt. Endlich nehmen die Araber auch wohl zu Verkleidungen ihre Zuflucht. Sie hüllen sich nämlich in eine Straußenhaut, nehmen ganz die Stellung und den Gang des Vogels an und beschleichen so das auserſehene Opfer. Indeß sollen sie nicht selten dabei großen Gefahren ausgesetzt sein.

»Wenn der Strauß,« sagen die Araber, »ein gelähmtes Bein durch einen Schuß erhalten hat, so kann er nicht wie andere Zweifüßer sich weiter fortschleppen; dies rührt daher, weil er kein Knochenmark hat, und Knochen ohne Mark können nach ihrer Zersplitterung nicht wieder heilen.« Die Araber versichern auch, der Strauß sei taub, und sein feiner Geruchssinn ersetze bei ihm die Stelle des Gehörs.

Die Löwenjagd.

Wir kommen nun zu einer Jagd, die in der That würdig ist, den menschlichen Scharfsinn anzustacheln und kriegerische Gemüther zu entflammen. Wir meinen die Löwenjagd, deren Kühnheit um so mehr Anspruch auf Bewunderung hat, da der afrikanische Löwe, über den unzählige mysteriöse Sagen im Umlaufe sind und dem fast überall ein unbesiegbarer Schrecken unter Menschen und Thieren vorhergeht, allerdings ein furchtbares Thier ist. Mit einem, allen Völkern, die mit mächtigen Erscheinungen im Naturleben fast unaufhörlich in Berührung kommen, eigenthümlichen Beobachtungsgeiste haben die Araber an dem Löwen Manches entdeckt oder zu entdecken geglaubt, was freilich zum Theil sehr seltsam klingt, aber immerhin hier mitgetheilt zu werden verdient.

Bei Tage greift der Löwe den Menschen selten an; und selbst wenn zufällig ein Wanderer an ihm vorbei kommt, so wendet er gewöhnlich den Kopf weg und stellt sich, als sähe er ihn nicht. Nur wenn Jemand, der sich vielleicht in ein Gebüsch retten zu können glaubt, so unvorsichtig ist, plötzlich Ra sona (da ist er!) zu rufen, so stürzt der, in seiner Ruhe gestörte Löwe auf ihn los. Bei einbrechender Nacht ändert sich aber die Gemüthsart des Löwen völlig, und es ist dann gefährlich, sich in Gegenden zu begeben, wo er zu hausen pflegt. Er stürzt dann entweder unversehens aus einem Hinterhalte hervor, oder man trifft ihn auf den durch Gehölze führenden Fußpfaden lauernd quer über den Weg liegend. Wenn nun — so erzählen die Araber — der einsame Wanderer, etwa ein Briefbote oder sonst ein Reisender, Unerschrockenheit besitzt und die Besonnenheit behält, so geht er, seinen Säbel oder sein Gewehr schwingend, geradeswegs auf den Löwen zu. Er darf jedoch von seiner Waffe durchaus keinen Gebrauch machen, sondern muß sich auf den lauten Ruf beschränken: »O, über dich Dieb, Wegversperrer und Sohn derjenigen, die nie nein gesagt hat! Glaubst du mich zu erschrecken? Dann weißt du wohl nicht, daß ich der und der und der Sohn von dem und dem bin? Steh auf und laß mich meinen Weg fortsetzen!« Der Löwe wartet, bis der Mann ihm nahe kommt, steht dann auf und legt sich etwa tausend Schritte weiter wieder nieder. In dieser Weise geht es unter immerwährenden furchtbaren Angstproben fort, und der Reisende muß sie standhaft aushalten. So oft der Löwe den Fußpfad verlassen hat, verschwindet er auf einen Augenblick, kommt dann wieder zum Vorschein und jede seiner Bewegungen ist von einem entsetzlichen Brüllen begleitet. Mit seinem Schweife schlägt er rechts und links

zahllose Zweige herunter, brüllt, murrt, grollt und nimmt überhaupt allerhand drohende Stellungen an, mit dem Gegenstande seiner unausgesetzten Aufmerksamkeit, wie die Katze mit der gefangenen Maus, spielend und ihn dadurch immerwährend zwischen Furcht und Hoffnung schwebend erhaltend. Wenn dann der Wanderer seinen Muth nicht sinken läßt, sondern standhaft bleibt, so verläßt ihn der Löwe endlich und wendet sich anderwärts hin. Wenn aber dagegen der Löwe merkt, daß er es mit einem Menschen zu thun hat, auf dessen Antlitz sich der Schrecken ausmalt, dessen Stimme zittert und der keine Drohung laut werden zu lassen wagt, so verdoppelt er, um ihn noch mehr zu erschrecken, die so eben beschriebenen Manöver, nähert sich seinem Schlachtopfer, drängt es aus dem Fußpfade, den er jeden Augenblick versperrt, und treibt sein Spiel mit ihm so lange, bis es kaum seiner Sinne mehr mächtig ist, worauf er es zerreißt und verschlingt. Dies alles wird von den Arabern einhellig beståttigt, und es liegt auch eben nichts Unglaubliches darin. Wenigstens ist es Thatsache, daß der Mensch durch Muth und Entschlossenheit selbst den wildesten Thieren zu imponiren vermag.

Nach Aussage der Araber fürchten die Räuber von Gewerbe, welche Nachts bis an die Zähne bewaffnet umhergehen, den Löwen nicht im Mindesten, sondern wenn sie mit ihm zusammentreffen, rufen sie ihm zu: »Mit mir darfst du dich nicht befassen. Ich bin ein Räuber wie du; geh deines Weges, oder laß uns, wenn du willst, zusammen rauben.« Bisweilen soll der Löwe wirklich den Räubern folgen und einen Streich gegen das Dorf, auf welches sie ihr Augenmerk gerichtet haben, auszuführen versuchen. Auch wird behauptet, daß das gute Einvernehmen zwischen den Löwen und den Räubern sich oft auf eine sehr augenscheinliche Weise kundgebe. Man will gesehen haben, wie Räuber bei ihrer Mahlzeit Löwen wie Haushunde behandelt und ihnen Knochen und andere Abfälle von ihrem Mahl auf eine gewisse Entfernung hin zugeworfen haben. Auch sollen arabische Frauen ihre Unerschrockenheit mit Erfolge gegen den Löwen angewendet, ihn in dem Augenblick, wo er ihnen ein Schaaf aus der Heerde fortgeholt, verfolgt und ihn gezwungen haben, seine Beute wieder fahren zu lassen, indem sie ihm unter dem Rufe: »Du Dieb, du Sohn eines Diebes!« Stockschläge gegeben; worauf er sich schleunigst entfernt habe. Er that dies, sagen die Araber, aus Scham; eine Bemerkung, welche beweis't, daß die Stämme der Wüste den Löwen als ein ganz besonderes Thier, als ein Mittelding zwischen Mensch und Thier betrachten, welches kraft seiner außerordentlichen Stärke ihnen als mit einer Art Verstand begabt erscheint. Daß der Löwe ein Schaaf leichter als irgend eine andere Beute wieder fahren läßt, erklären sie auf eine Weise, welche diese Ansicht unterstützt. Sie sagen, wenn der Löwe auf eines der größern Thiere Jagd zu machen beabsichtige, so spreche er bei sich: An cha Allah, so Gott will, werde ich ohne Hinderniß das Pferd rauben; oder: An cha Allah, so Gott will, werde ich die Kuh rauben und mit Leichtigkeit fortzutragen im Stande sein. Aber bei dem Schaafe, welches er zu tief unter sich halte, unterlasse er aus Uebermuth den Zusatz: so Gott will; und dafür strafe ihn dann Gott.

Die Löwenjagd ist verschiedenartig. Wenn ein Löwe das Lager eines Stammes beunruhigt, so gibt sich dies durch mannigfache Zeichen kund. Anfangs durch ein Brüllen, von dem die Erde zu erzittern scheint, dann durch Verluste, welche die Viehheerden

erleiden, oder andere ähnliche Vorfälle, die sich immerwährend erneuern. Dann fehlt ein Füllen, dann eine Kuh, oder es verschwindet auch wohl ein Mensch. Nun herrscht Schrecken in allen Zelten; die Frauen zittern für ihre Kinder und ihre Habe, und überall werden Klagen laut. Alsbald beschließen die Jäger den Tod des lästigen und gefährlichen Eindringlings. Auf den Märkten wird bekannt gemacht, daß an dem und dem Tage und zu der und der Stunde Reiter und Fußgänger, überhaupt alle Männer, die zur Jagd tauglich sind, sich an einem bestimmten Ort bewaffnet einzufinden haben. Zuvor wird das Dickicht, wo sich der Löwe des Tages aufzuhalten pflegt, ausgekundschaftet, und Alle setzen sich dann in Bewegung, die Jäger zu Fuß voran. Sobald sie sich dem Dickicht, wo der Löwe vermuthet wird, bis auf fünfzig Schritte genähert haben, machen sie Halt, sammeln sich und stellen sich in drei Colonnen hinter einander auf. Die zweite hält sich bereit, um im Fall Hülfe Noth thut, in die Zwischenräume der ersten einzutreten; und die dicht zusammengedrängte, fest geschlossene und aus trefflichen Schützen bestehende dritte Colonne bildet eine zuverlässige Reserve. Hierauf beginnt ein seltsames Schauspiel. Die erste Colonne fängt an, den Löwen zu necken und selbst einige Kugeln in seinen Schlupfwinkel hineinzusenden, um ihn herauszutreiben. Laut wird ihm zugerufen: »Da steckt er also, der sich für so kühn und verwegen hält! Er mag sich vor dem Menschen nicht zeigen; darum ist er es auch wohl nicht; nein, der Löwe ist es nicht, sondern ein feiger Räuber: Gott verdamme ihn!« Der Löwe, der sich bei dieser höhnenden Herausforderung bisweilen blicken läßt, blickt ruhig nach allen Seiten hin, gähnt, streckt sich und scheint gleichgültig gegen alles, was um ihn her vorgeht. Mittlerweile wird er von einzelnen Kugeln getroffen, und nun kommt er voll Kühnheit und Muth und mit majestätischem Anstande aus dem Gebüsche, worin er sich bisher versteckt hielt, hervor. Schweigend blickt man auf ihn hin, der Löwe brüllt, rollt die flammenden Augen, tritt einige Schritte zurück, legt sich nieder, steht wieder auf, und durch die Wucht seines Körpers und das Peitschen mit seinem Schweife krachen und fallen rechts und links von ihm die Baumzweige wie dürre Rohrstäbe. Die erste Colonne gibt nun Feuer auf ihn, er stürzt auf sie los, aber fällt dann gewöhnlich von den Schüssen der schnell heranrückenden zweiten Colonne getroffen. Uebrigens ist dieser Moment immer kritisch, denn der Löwe gibt den Kampf nicht eher auf, als bis ihm eine Kugel ins Herz oder ins Gehirn gedrungen ist. Es ist nicht selten, daß er noch mit zehn oder zwölf Kugeln im Leibe fortkämpft und von den Fußgängern mehrere schwer verwundet oder tödtet, bevor er hinstürzt.

Die berittenen Jäger sind unthätig bei dem Kampfe, so lange ihr Feind den hügeligen oder unebenen Boden nicht verläßt; aber wenn es, was bisweilen der Fall ist, den Fußgängern gelingt, den Löwen auf eine Hochfläche oder in eine Ebene zu treiben, so kommt an sie die Reihe, und es beginnt dann eine neue Kampfweise, die gleichfalls interessant und eigenthümlich ist. Jeder Reiter, je nach seiner Behendigkeit und Kühnheit, setzt sein Pferd in Galopp, schießt auf kurze Distanz nach dem Löwen, wie nach der Scheibe, schwenkt dann rasch um und ladet in weiterer Entfernung sein Gewehr wieder, um den Angriff zu erneuern. Der Löwe, von allen Seiten angegriffen, und jeden Augenblick verwundet, macht überall Front, springt vorwärts, flieht, kehrt wieder und unterliegt erst nach einem hartnäckigen Kampfe, der aber immer mit seiner

eigenen Niederlage endigt; denn gegen arabische Reiter und Pferde wird ihm der Sieg unmöglich. Er kann nur drei fürchterliche Sätze machen; seinen übrigen Bewegungen geht alle Schnellkraft ab, und ein gewöhnliches Pferd entrinnt ihm dann ohne Mühe. Man muß einen solchen Kampf mit angesehen haben, um sich einen gehörigen Begriff davon zu machen. Jeder Reiter stößt seine Verwünschung aus; die Rufe durchkreuzen sich, die Burnus flattern hoch empor, die Gewehre knallen, alles drängt sich blitzschnell vor und zurück; der Löwe brüllt, die Kugeln pfeifen; kurz, es ist ein Lärm zum Betäuben. Unglücksfälle sind übrigens dabei selten; denn das Einzige, was die Reiter zu befürchten haben, ist ein Sturz vom Pferde, der sie in den Bereich der Tatzen des Löwen bringen könnte, oder eine unvorsichtig abgefeuerte Kugel von Freundeshand.

Die an Abentheuern und romantischen Zügen reichste Löwenjagd ist die so eben beschriebene. Aber man jagt den Löwen auch noch auf andere Weise, und das Verfahren dabei ist dann oft leichter und sicherer. So haben die Araber z. B. die Beobachtung gemacht, daß wenn der Löwe aus ihren Heerden Vieh geraubt und gefressen hat, er am folgenden Tage in seinem Schlupfwinkel still liegt und sich kaum zu regen vermag. Wenn nun an einem, von ihm beunruhigten Ort das gewöhnliche Brüllen Abends unterbleibt, so schließt man daraus, daß der Löwe sich wieder in einem solchen unbehülflichen Zustande befinde; und ein herzhafter und entschlossener Mann verfolgt dann seine Spur bis zum Dickicht, wo der Löwe gelagert ist, zielt auf ihn und jagt ihm eine Kugel mitten durch die Stirn, wodurch er augenblicklich getödtet wird. Kaddur ben Mahomed vom Stamme der Ulad Messelem ist berühmt geworden dadurch, daß er mehrere Löwen auf solche Weise erlegt hat.

Nicht minder wird der Löwe in Gruben gefangen, die namentlich auf dem Wege zu seinem Lager gegraben und mit Flechtwerk und Rasen überdeckt werden, wo dann das Thier vermöge seiner Schwere augenblicklich durchbricht und hinabfällt. Oder man gräbt auch eine derartige Grube neben einem bereits angefressenen Thier, bedeckt dieselbe mit starken Bohlen und läßt nur eine kleine Oeffnung übrig, um ein Flintenrohr durchstecken zu können. In der Grube versteckt sich nun der Jäger, und sobald der Löwe zu dem angefressenen Thier zurückkehrt, zielt er sorgsam und gibt Feuer. Fehlt er, so muß er freilich gewärtig sein, daß der Löwe auf die Oeffnung zuspringt, das Bohlendach zertrümmert und den darunter verborgenen Jäger zerreißt.

Einige Araber jagen den Löwen auf eine, in der That sehr heroische und chevaleresque Weise. Si Mahomed Esnuffi, ein durchaus glaubwürdiger Mann, der auf dem Djebel Guerul, in der Nähe von Tiaret, wohnte, verfuhr hierbei folgendermaßen. „Ich bestieg ein gutes Pferd,“ erzählt Mahomed selbst, durch den Mund Abd-el-Kaders, „und ritt in einer mondhellen Nacht nach dem Walde. Ich war damals ein tüchtiger Schütze, und meine Kugel verfehlte nie ihr Ziel. Mehrmals rief ich mit lauter Stimme: Ataiah! Der Löwe kam hervor, lenkte seine Schritte nach der Richtung, woher der Ruf gekommen war, und ich schoß augenblicklich nach ihm. Oft enthielt ein und dasselbe Dickicht mehrere Löwen, die zu gleicher Zeit sich blicken ließen. Wenn eine dieser Bestien sich mir von hinten nahete, so drehte ich mich im Sattel und schoß über das Kreuz des Pferdes weg, und aus Besorgniß, gefehlt zu haben, sprengte

lich im Galopp davon. Wurde ich von vorn angegriffen, so lenkte ich mein Pferd um und beobachtete das nämliche Verfahren wie in jenem Fall.«

Mahomed ben Esnussi soll, nach der Versicherung seiner Bekannten, in seinem Leben überhaupt gegen hundert Löwen getödtet haben. Dieser unerschrockene Jäger lebte noch im Jahre 1253 der Hedschra (1836 unserer Zeitrechnung). »Als ich ihn das letzte Mal sah,« bemerkt Abd-el-Kader, »war er erblindet. Gottes Barmherzigkeit sei mit ihm!«

Mit noch größeren Gefahren als die eigentliche Löwenjagd ist das Einfangen der jungen Löwen verknüpft; und dennoch gibt es Leute, die dieses Wagestück unternehmen. Täglich gegen drei oder vier Uhr Nachmittags verlassen der Löwe und die Löwin ihr Lager und streifen in der Ferne umher, ohne Zweifel um sich gewissermaßen die Gelegenheit zum Beutemachen abzusehen. Man pflegt sie dann wohl auf einer Anhöhe zu gewahren, wo sie ihr Augenmerk auf die Lager der Beduinen, den daraus aufsteigenden Rauch und die Vieh-Lagerstätten zu richten scheinen. Sie entfernen sich dann wieder, nachdem sie ein mehrmaliges furchtbares Gebrüll ausgestoßen, was für die Bewohner der Umgegend eben von keiner erfreulichen Vorbedeutung ist. Diese Zeit der Abwesenheit ist es, welche jene Leute benutzen, um sich geschickt nach dem Lager zu schleichen und die Jungen zu rauben, die sie aber wohlweislich sofort knebeln, da ihr Heulen und Schreien augenblicklich die Alten herbeiziehen würde, wo dann die Löwenfänger unausbleiblich verloren wären. Ist aber der Streich geglückt, so muß man in der ganzen Gegend mehr als je auf der Hut sein. Denn Löwen, denen ihre Jungen geraubt worden, sind doppelt furchtbar; mehr als acht Tage hinter einander rennen sie wild und grimmig umher; ihr Brüllen ist dann wahrhaft schauerlich, und in dieser Zeit muß man sich ernstlich hüten, ihnen, wie die Araber sich ausdrücken, Auge gegen Auge in den Weg zu kommen.

Das Fleisch des Löwen wird zwar bisweilen gegessen, ist aber keineswegs schmackhaft. Dagegen wird seine Haut um so höher geschätzt und zu Geschenken für Sultane, Stammhäupter, Marabuts und andere angesehene Personen bestimmt. Die Araber legen ihr auch eine besondere Kraft bei, als Unterlage beim Schlafen, indem sie behaupten, sie verscheuche die bösen Geister, halte das Unglück fern und bewahre vor gewissen Krankheiten. Die in Silber eingefaßten Krallen des Löwen dienen als Frauenschmuck. Seine Stirnhaut gilt als Talisman, und man bedeckt damit das Haupt, um sich die Kühnheit und Entschlossenheit zu bewahren.

Kurz, die Löwenjagd steht bei den Arabern in hohen Ehren. Jeder Kampf gegen den Löwen kann zum Motto den Zuruf Don Diego's an Rodrigo: »Stirb oder tödte!« annehmen. »Wer ihn tödtet, ißt ihn,« sagt das arabische Sprichwort, »und wer ihn nicht tödtet, wird von ihm gefressen.« Auch sagt man von Jemand, der einen Löwen getödtet hat, in lakonisch-kräftiger Weise: »Der da, der ist es,« oder arabisch: »Habak hua.«

Nach einem Volksglauben, der zugleich zeigt, welche Rolle der Löwe in dem ganzen Ideenkreise und der Einbildungskraft der Araber spielt, sollen in des Löwen Gebrüll deutlich die Worte zu vernehmen sein: A h n a u b e n e l m e r a, d. h. »ich und der Sohn des Weibes«. Nun aber soll b e n e l m e r a zweimal, dagegen

Ahna nur einmal darin vorkommen, und daraus schließt man, daß er den »Sohn des Weibes« über sich stehend erkennt.

Diese wenige Züge werden hinreichend darthun, daß die Jagd das wahre, eigentliche Leben des Arabers der Wüste ausmacht. Ihr Hauptreiz liegt eben in den mit ihr verknüpften Gefahren und Abentheuern, dem unermüdlichen Wettlauf in der Wüste und den Streifzügen durch Wald und Gebirge. Nordafrika ist gewissermaßen wie eine letzte Zufluchtsstätte für den, in Europa täglich mehr außer Geltung kommenden individuellen Heldenmuth anzusehen.

---

10 *

Die Theißgegend und ihre Pußten.

(Zu der Abbildung des 1. Heftes „Eine ungarische Pußta".)

Von

Dr. Maximilian Falk.

Es gab eine Zeit — und sie liegt eben nicht gar ferne hinter uns — in welcher Ungarn als „Grab der Ausländer", als „deutscher Kirchhof" eine traurige Berühmtheit genoß. Wie der Vogel, wenn ihn sein Fittig in die Nähe des todten Meeres trägt, plötzlich einen weiten Umweg nimmt, um aus dem Bereiche dieser pestschwangeren Luft zu entfliehen, so huschte der Reisende damals schon an diesem Lande vorüber und schlug ein Kreuz, wenn er es hinter sich wußte . . . Es ist übrigens etwas Wahres an der Sache! Von den Kreuzrittern angefangen, welche gewöhnlich von einer National-Armee durch das Land eskortirt und bei Belgrad in der Regel aus purer Gastfreundschaft hinausgeprügelt wurden, bis zu den armen Würtembergern, die im J. 1846 einwanderten, hat der Tod in Ungarn viele Ausländer und — weil die Deutschen unter den Fremden die zahlreichsten waren — besonders viele Deutsche hinweggerafft. Der feurige Ungarwein und die fette kernige Kost hat Manchem das Leben gekostet, der bei Kartoffelbrei und Aepfelmus vielleicht noch ein hübsches Weilchen in diesem irdischen Jammerthale gewandelt wäre; und die nicht an Uebermaß, sondern an Hunger gestorben sind, denen wäre es in ihrer Heimath vielleicht auch nicht besser ergangen. — Das Alles beweiset am Ende nur, daß die ungarische Constitution — wir meinen die des Leibes, nicht die des Landes — stets besser war, als die der deutschen Nachbarn und daß ein ungarischer Magen — wir sprechen hier wieder im ganz eigentlichen, nicht im figürlichen Sinne — weit mehr vertragen könne, als jedweder andere Magen der Welt! —

Das Land selbst aber hat an dem rascheren Ende jener Fremdlinge keine Schuld, das Land selbst ist kein „Kirchhof" und kein „Grab", das Land selbst ist ein Paradies, — noch jetzt ein Paradies, nachdem Sturm und Wetter darüber hingebrauset, noch jetzt, nachdem die Hufe der Kriegsrosse die friedlichen Saaten zertreten, nachdem Ströme Blutes, im beklagenswerthen Bruderkampfe vergossen, die „blonden" Wellen der Donau und Theiß geröthet. In unversiegbarer Fülle strömt noch der Segen aus tausend und tausend Quellen; noch streut die jugendlich frische Natur — es scheint, als ob sie in

diesem Lande gar nie altern könne — aus den Falten ihres grünen Gewandes ihre besten Gaben über diesen auserwählten Boden, aus dem Millionen und Millionen grünender Aehren, wie eben so viele zum Danke erhobene Arme, gen Himmel ragen.

Mitten in dem müden Europa, wo man bald keine anderen Alleen kennen wird, als die von den Häuschen der Bahnwächter gebildet werden, wo das Pfeifen und Brausen der Lokomotive den Nachtigallensang und das Murmeln des Baches übertönt, mitten in diesem Europa liegt noch ein Stück Land, welches die letzte Zufluchtsstätte der allüberall verdrängten Poesie ist, wo man so ganz im Horaz'schen Sinne »procul negotiis« leben kann, wo die Natur noch ungestört ihre Reize entfalten darf, ohne daß hinter jedem Busche ein Lauscher steht, der sie mit Pinsel und Palette karrikirt oder ein Buch darüber schreibt: warum es warm ist, wenn die Sonne scheint oder warum der Boden feucht wird, wenn es regnet.

Das wird Manchem gar seltsam klingen, der — so oft er den Namen Ungarn nennen hörte — sich unwillkürlich an die Erzählung des Bürgers im »Faust« erinnerte, wie es »da unten« zugehe, wo »die Völker aufeinanderschlagen«, der — so oft er von einer »Pußta« las und etwa in parenthesi auch noch die Uebersetzung »Einöde«, »Wüste« danebenstehen sah — sich eine wohlconditionirte afrikanische Wildniß mit obligaten Hyänen, Tigern u. s. w. vorstellte . . .

Werfet einen Blick auf das Bildchen, das vor Euch liegt; es stellt »eine Pußta an der Theiß« dar. Ist es der Schrecken und das Grauen, ist es der Tod und die Verwüstung, was aus diesem Bildchen spricht? Lächelt Euch nicht vielmehr der Friede entgegen, der milde sanfte Gottesfriede, eine heitere Ruhe, eine stille Behaglichkeit? Eine Landschaft wie diese findet Ihr n u r in Ungarn und in Ungarn n u r an der Theiß!

Die Theiß ist aber auch ein durch und durch ungarischer Fluß; sie entspringt im Lande und stürzt sich in dem Augenblicke, wo sie das Land verlassen soll, in die Arme ihrer älteren Schwester, der Donau. Ihre zwei Quellen im Marmaroscher Comitate, aus deren einer die weiße, aus deren anderer die schwarze Theiß entströmt, vereinigen sich bald und stürmen dann in wildem Laufe bis Tokay vorwärts. Je näher die Theiß der Grenze des Landes rückt, desto langsamer wird ihr Lauf; sie krümmt und windet sich so zu sagen bei jedem Schritte, als wollte sie recht, recht lange im Lande verweilen und so kommt es, daß sie erst nach einem Laufe von hundert Meilen bei Titel in die Donau fällt. — Wir haben die Theiß — auf die Gefahr hin, daß diese Bezeichnung hie und da belächelt wird — einen durch und durch ungarischen Fluß genannt; wir glauben, sie rechtfertigt diese Bezeichnung auch durch ihre ganze Natur und Beschaffenheit. Jetzt steht Ihr an dem grünenden Ufer und sehet träumend dem Spiele der sanft dahin gleitenden Wellen zu. Wie glänzendes Gold schimmert der platte Wasserspiegel beim letzten Strahle der scheidenden Sonne, der mit leisem Tritte über die klare Oberfläche hüpft. Ringsum ist es traulich und stille; die Schnitter sind heimgegangen und drüben röthet die Abendsonne den Saum des Waldes, während innen bereits die schwarze Nacht lauert, um sich zu erheben, sobald das Tageslicht ihr das Feld geräumt. Wo die Bäume weniger dicht aneinander stehen, da schimmert, vom Abendroth umflossen, das Kreuz eines Dorfkirchleins herüber und das Mühlrad dreht sich langsamer, als wollte es auch seinen Feierabend haben. Dann zieht Ihr gedankenvoll heim und die Ruhe in der Natur legt sich mit

weichen Flügeln um euer Herz ... Da wird es draußen plötzlich lauter und immer lauter, die Sturmglocken stöhnen in die Lüfte hinaus, verzweifelte Hülferufe schlagen an euer Ohr und näher, immer näher hört Ihr's brausen. »Das Wasser kommt!« ruft Euch der Wirth händeringend entgegen und die stille friedliche Landschaft, deren Anblick Euch kurz zuvor mit so wonniger Wehmuth erfüllte, — sie ist ein großes Meer. — Ihr kennt den sanften, heiteren Wasserspiegel nicht mehr, wenn Ihr ihn mit entwurzelten Pflanzen, mit Häusertrümmern überschüttet seht, Ihr kennt die ruhige Theiß nicht mehr, wenn Ihr sie, gleich dem Wahnsinnigen, der seine Ketten zersprengte, wild daherstürmen seht. Nur Eines findet und erkennt Ihr wieder: die üppige riesige Urkraft, die eure Mühlen treibt, eure Felder bewässert, wenn Ihr ihren Lauf zu lenken und zu regeln wißt, die aber nur zerstört und verheert, wenn sie, aus ihren Bahnen geschleudert, die Ufer überschreitet und eure Saaten vernichtet, deren Wachsthum sie bei heilsamer Leitung so sehr fördern könnte! —

Es ist nicht Schuld der Theiß, daß sie oft mehr schadet, als sie nützt, und wenn auch das traurige Sprichwort wahr ist, daß »der Ungar nur durch eigenen Schaden lernt,« so dürfte dieser Schaden wahrlich schon groß genug sein, um zu energischen Vorkehrungen zu bewegen, deren Kosten durch den zu erzielenden Vortheil wohl hundert- und tausendfach aufgewogen würden. Oder wartet man, bis es mit der Theiß ebenso geht wie mit der Waag, durch deren Austritt einst ein ganzes Dorf im Thuróczer Comitate (Ratkowa) gänzlich verschwunden ist?!

Ueber den Ursprung der Theiß hat das Landvolk — namentlich das russinische — in der Marmaros eine hübsche Sage aus grauer Vorzeit. Es war damals, als noch ein Priester die ganze Welt beherrschte. Der Priester hatte drei Töchter, eine häßliche, Tißa (Theiß), und zwei schöne, Iza und Rona (zwei Nebenflüsse der Theiß); da brach im Lande große Hungersnoth aus und der Beherrscher des Reiches versprach die Hand seiner liebsten Tochter demjenigen, der seinem Volke Brot verschaffen würde. Da kam des Nachts bei Sturm und Wetter ein böser Geist in Gestalt eines jungen Mannes und versprach dem Priester Getreide in Hülle und Fülle, wenn er ihm die Hand seiner liebsten Tochter gäbe. Der Priester aber war ein guter Vater und liebte seine häßliche Tochter am zärtlichsten; er gab sie für die Rettung seines Volkes zum Lohne hin. Der Fremde brachte so viel Getreide, daß nicht nur die Hungersnoth beseitigt, sondern auch noch der Ueberfluß zu einem großen Fehm aufgespeichert werden konnte. Der böse Geist aber ermordete zuerst Tißa, dann die beiden anderen Schwestern, welche dem Vertrage gemäß seine Frauen wurden. Damit aber das Volk nicht mehr in Hungersnoth gerathe und nicht wieder zu einem bösen Geiste seine Zuflucht nehmen müsse, verwandelten sich die drei Schwestern in Flüsse, welche den sandigen Boden befeuchteten und so fruchtbar machten, daß man den Fehm, der aus dem überflüssigen Getreide des Bösen aufgespeichert worden, unberührt lassen konnte. Jahrtausende hindurch stand dieser Fehm, bis er endlich zu Stein wurde; in der Nähe von Tërsö steht man noch heute diese kegelförmigen Steinmassen, welche bis zur Stunde Papaßtag (Pfaffenfehm) heißen. Die Theiß fließt an ihm vorüber und obwohl sie allenthalben die Ufer auflockert, vom »Pfaffenfehm« spült sie auch nicht ein Sandkörnchen weg.

Doch wir kehren wieder zur Theiß zurück, wie sie ist, nicht, wie sie war. Daß sich durch die häufigen Ueberschwemmungen eine Menge stehender Seen, oder besser gesagt Moräste bildet, versteht sich wohl von selbst und das Volk nennt eine dieser großen stehenden Wasserflächen nicht unrichtig die todte Theiß. All diese Sümpfe entziehen der Bevölkerung eine kaum berechenbare Menge fruchtbaren Landes, aber — das ist nicht unser Witz, sondern wir fanden ihn in einem statistischen Werke — »diese Sümpfe haben doch das Gute, daß sie die holzarmen Gegenden mit Schilfrohr versehen.« Es entsteht hiebei nur die einfache Frage, ob jene Strecken, in fruchtbares Land verwandelt, nicht so viel tragen würden, als das durch Schilfrohr zu ersetzende Holz kostet und auch noch etwas darüber?! —

Wenn an dem, was von der Schädlichkeit des ungarischen Klimas gesagt wird, etwas Wahres ist, so gilt es eben meist nur von den an diese Sümpfe angrenzenden Gegenden, in denen allerdings eine der Gesundheit wenig zuträgliche Ausdünstung herrscht. Man hat die merkwürdige Berechnung angestellt, daß all die Moräste und Sümpfe in Ungarn, wenn man ihren Flächeninhalt zusammen nimmt, 2 Millionen Joch Boden ausmachen und um 214 □ Meilen größer sind als — das ganze Herzogthum Kärnthen!!! — Sollte sich nicht auch, wenigstens theilweise, durch die diesen Morästen entströmende Ausdünstung jene auffallende Naturerscheinung erklären lassen, daß man namentlich in Sommernächten, wenn man eine Ebene durchschreitet, einen so häufigen und so plötzlichen Wechsel der Temperatur findet, daß sich jedesmal beinahe mit Genauigkeit die Grenzlinie bestimmen läßt, wo die warme Luftschichte aufhört und plötzlich eine viel kältere beginnt?!

Dieser verschiedenen Dichtigkeit der Luftschichten verdankt der Wanderer, besonders in der Theißgegend, eines der prächtigsten Naturschauspiele, — jene feenhafte Erscheinung, welche man in gleicher Pracht wohl nur an den sicilischen Gestaden, in den großen Sandflächen Persiens und in Egypten findet, der Italiener nennt sie **Fata morgana**, der Ungar **Déli-Báb** (die südliche Fee). Wer einmal an heißen und heiteren Sommermorgen über die endlose Kecskemeter- oder Debreziner-Haide gereiset ist, dem wird diese Erscheinung nicht unbekannt sein. Wie ein dichter Nebel liegt es vor seinen Augen, wenn die Königin des Himmels von Osten her ihren Lauf antritt; je höher sie emporsteigt, desto glänzender vergoldet sie die Dunstmasse, welche sich endlos über die Haide lagert. Plötzlich scheint der Nebel klarer, durchsichtiger zu werden und nun ringt sich hier eine Thurmspitze, dort ein Wald, hier ein Dorf, dort eine Stadt empor, von einem wunderbaren Glanze umflossen und wie aus einem unabsehbaren Meere emportauchend. Ihr wähnt wachend zu träumen und plötzlich all jene zarten luftigen Feenschlösser vor Euch zu sehen, an denen sich einst in ferner Kinderzeit euer geistiges Auge geweidet; mit freudigem Beben eilt Ihr diesen zauberhaften Luftgebilden entgegen. Aber die Sonne ist unterdessen höher heraufgekommen, unter immer größeren Winkeln fallen ihre Strahlen auf die feuchte Erde, von eurer Feenwelt stürzt Haus um Haus, Baum um Baum in sich selbst zusammen und wenn der heiße Kuß der Sonne die unterste Luftschichte berührt hat, dann ist Meer und Stadt, Dorf und Wald verschwunden und an den Gräsern hängen große schwere Tropfen, — die letzten Spuren, welche von den luftigen Schöpfungen der südlichen Fee noch übrig geblieben!

Selbst ziemlich weit gegen den Norden des Landes hin taucht diese Erscheinung zuweilen auf und im Jahre 1810 hatten die Lipóczer Badegäste keinen kleinen Schreck zu bestehen, als sie am Morgen eines schwülen Sommertages in einer Entfernung von fünfhundert Schritt einen ungeheuren Landbären herbeieilen sahen, der sich jedoch, als er ganz nahe kam, in einen harmlosen Spitzhund auflösete und — wenn Hunde auch erzählen könnten — gar hübsche Geschichten von dem Muthe der Herren Badegäste zu erzählen gehabt hätte . . .

Aber trotz der ungeheueren Hitze in den Sommermonaten sind Stürme und heftige Kälte zur Winterszeit eben keine Seltenheit. Man weiß von Orkanen, welche so ungestüm wütheten, daß sie Wagen sammt Bespannung und Kutscher emporhoben und in einer beträchtlichen Entfernung wieder zu Boden schleuderten. Wer die herzzerreißende Schilderung des Unglückes, welches der Frost von 1816 stiftete, lesen will, der nehme den 1819er Jahrgang der »Tudományos Gyüjtemény« (wissenschaftliche Sammlung) zur Hand und er wird darin ein Naturereigniß beschrieben finden, wie es, zum Glücke für das arme Landvolk, wohl nur höchst selten vorkommt. Die Pußten litten schon vermöge ihrer offenen Lage am meisten, hunderte von Menschen und bei 200,000 Stück Vieh erfroren; die Ausgänge aller Häuser waren durch einen undurchdringlichen Schneedamm verrammelt; auf der Gyalúer Pußta trieb der Orkan über 3000 Schafe ins Wasser, wo sie aneinander gepfercht einfroren und so zu sagen eine Brücke über die Körös bildeten; Wölfe und Bären wagten sich bis tief ins Land hinab und dezimirten die wenigen Ueberreste der früher so zahlreichen Heerden. So berühren sich in diesem Lande allüberall die Extreme, so tritt die Natur hier stets in ihrer ganzen Großartigkeit auf und bietet dem menschlichen Geiste ein weites Feld für seine Forschungen, — ein Feld, das leider noch zum größten Theile brach und unausgebeutet liegt. — Vielleicht wird die praktische Richtung, welche unsere Zeit im Allgemeinen einschlägt, sich auch dem an und für sich so lobenswerthen, aber bisher immer nur zu sehr ins Abstrakte hinüber streifenden magyarischen Patriotismus mittheilen, vielleicht wird der Ungar sein eigenes Vaterland, das er bisher, wie das Kind die Mutter, eher instinktmäßig lieben, als mit klarem Bewußtsein kennen gelernt hat, mit vorurtheilsfreiem Blicke prüfen; vielleicht legt er das lauschende Ohr an die Erde seines Mutterlandes: dann wird er innen tausend und tausend noch unentdeckte Quellen des Wohlstandes rauschen hören, er wird ihrem Laufe folgen und eine Fülle noch unbekannter Schätze wird sich ihm im Schooße der Heimatherde erschließen; sie sind sein, wenn er sie zu Tage zu fördern weiß . . .

Wir schlagen das nächstbeste statistische Werk auf und überblicken staunend, was der Boden leistet, überdenken halb freudig halb wehmüthig, was er leisten könnte. Zu einer Zeit und in einer Gegend, wo man außer Pflug und Sichel — und selbst diese in patriarchalischer Urform — fast gar keine weiteren Ackergeräthschaften kennt, wo der Acker nur so viel Dünger erhält, als zufällig darauf fällt, wo man von einem systematischen Bebauen und Ruhenlassen des Feldes keine Ahnung hat, wo man ein Drittel der Ernte versplittert, indem man die Aehren durch Pferde austreten läßt und ein anderes Drittel in dem »Grabe« (Sirverem) zu Grunde geht, in welches das Getreide geschüttet wird, — selbst da gibt der Weizen jedes Korn 15—20fach, der Mais 40—50fach wieder!

Ganz besonders aber ist die Theißgegend diejenige, welche ihre Gaben mit der wahrhaft verschwenderischen Freigebigkeit einer zärtlichen Mutter ausstreut, ohne daß der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens auch nur durch eine halbwegs geregelte Landwirthschaft unter die Arme gegriffen, ohne daß mit dem bereits vorhandenen Produkte gespart und haushälterisch umgegangen würde. Es gegen die Einflüsse der Witterung zu schützen, daran denkt der Bauer an der Theiß selten oder niemals, und wenn er gleich in nächster Nähe eine gedeckte Scheune hat, so läßt er das »Mauseloch« stehen wie es steht und seine Aehren unter freiem Himmel liegen, wie sie eben liegen; er läßt den Deutschen oder Slovaken ganz ruhig seine Frucht dreschen, dafür aber die eigene um so consequenter treten; dann brennt er sich seine Grube aus und schüttet das Getreide hinein. Fressen ihm Ratten oder Hamster die eine Hälfte auf, während ihm die durch die Löcher hinzutretende Luft oder Feuchtigkeit die andere Hälfte zu Grunde richtet, so kraut er sich am Kopfe und tröstet sich mit dem Gedanken, daß er doch noch eine zweite oder dritte solche Grube habe. Läßt ihn auch diese im Stiche, so kraut er sich zur Abwechslung mit beiden Händen, seufzt und sagt dann ganz gefaßt: »Majd ád az Isten« (Gott wird's schon wieder geben). Und wenn's Gott im nächsten Jahre wieder gibt, so machts der gute Bauer ganz genau so wie im vergangenen Jahre. – Und weßhalb? Weil's der Vater und der Großvater eben so machte und dabei doch recht alt wurde. Gegen diese Gewohnheiten kämpft der landwirthschaftliche Verein und der intelligente Theil des Adels seit Jahren an; möge ihnen der Muth nicht sinken, wenn sie nur einen geringen Erfolg ihrer Bemühungen sehen. Die Gewohnheit ist ein mächtiges Bollwerk, fest und beinahe uneinnehmbar; aber Eine Bresche und es bröckelt sich allmälig von selbst ab! —

Wir schreiben keine streng statistische oder nationalökonomische Abhandlung und können die Klage über den Mangel einer verständigen Bewirthschaftung des Bodens, so wie die Schilderung seines natürlichen Reichthumes nicht an jedem einzelnen Erzeugnisse durchführ'n. Aber des weltberühmten Tokayerweines müssen wir doch wenigstens flüchtig erwähnen. Man möge sich ja nicht einbilden, daß auf dieses Produkt ein sonderlicher Fleiß verwendet werde; die sogenannte Essenz fließt von selbst aus den Trockenbeeren, sie werden leicht ausgepreßt, der Saft mit gewöhnlichem Weine vermischt und der Ausbruch ist fertig. Wenn uns die Natur die Tokayerreben nicht freiwillig gegeben hätte, wir hätten uns sie sicherlich nicht aus Astrachan geholt, wie die Russen von Astrachan herkamen, um sie von uns zu holen, und wo nicht ohne unser Hinzuthun ein guter Wein wächst, da ist er auch in der That herzlich schlecht. Es fällt uns hier unwillkürlich die Anekdote von dem Ujváróser Pastor ein, die wir vor mehren Jahren irgendwo gelesen und die wir hier zum Besten geben: Der gute Pastor fuhr mit dreizehn Gläubigen seiner Gemeinde nach Sziget auf den Markt, um Käufer für seine und ihre Weine zu finden. Die dreizehn Weltlichen füllten ihre Fässer nur zur Hälfte an und als sie mit ihren Wagen an die Theiß kamen, gossen sie noch so viel Wasser darauf, bis die Fässer voll waren. Der ehrliche Pastor aber fand diese Manipulation mit seinem Gewissen unverträglich und brachte seinen Wein rein — und unverfälscht zu Markte. Die Käufer kamen und kosteten von jedem Fasse; bei den dreizehn ersten Wagen schmunzelten sie zufrieden, aber als sie zu dem Fasse des Pastors kamen, verzogen sie die

Gesichter und meinten, der Pastor müsse seinen Wein mit — Essig gefälscht haben. Alle Anderen brachten ihre Weine zu guten Preisen an Mann, der arme Pastor aber mußte mit vollem Fasse wieder nach Hause fahren; sein Wein, hieß es, sei gar zu ungenießbar! —

Aber um eines schlechten Witzes willen, dürfen wir doch nicht ungerecht sein. Liegt auch die Kultur des Bodens in Ungarn, ganz besonders in der Theißgegend, allgemein betrachtet, noch sehr im Argen, so hat doch das Land und eben diese Theißgegend auf den Gütern einzelner Adeliger Musterwirthschaften aufzuweisen, deren sich kein Land der Welt zu schämen hätte. Wer's nicht glaubt, der besuche die ungarischen — Pußten! —

Die Pußten? Ja wohl, denn die ungarischen Pußten sind keineswegs schauerliche Einöden, entvölkerte Sandsteppen, wie man im Auslande vielleicht glauben mag; es sind endlose Viehtriften, mit zahlreichen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden für die Beamten und Diener, hie und da auch für die Besitzer selbst; freilich müssen diese vereinzelten Gebäude bei der ungeheueren Ausdehnung des Terrains, so zu sagen, verschwinden und der leere unbewohnte Theil der Besitzung ist der bei weitem überwiegende. — Ueber den historischen Ursprung dieser Pußten — im Lande nennt man sie auch Prädien — läßt sich kaum etwas Bestimmtes sagen. Bei der Vertheilung des Landes unter Stephan dem Heiligen wurden kleinere oder größere Lehenbesitzungen auch an solche Freie oder bei Einführung des Christenthumes Freigesprochene überlassen, welche keine Burg zu bewachen, sondern lediglich die Verpflichtung hatten, mit dem königlichen Heere ins Feld zu ziehen. Aus dieser Klasse ging auch der größte Theil jener Dienstmänner hervor, welche die neuerrichteten Klöster zu beschützen hatten, und aus denen später wenigstens ein Theil der sogenannten Prädiales entstand; — neben oder in den Burgbezirken (Vármegye, Comitat) dürften sich auf diese Weise die adeligen Pußten — Prädien — gebildet haben. Auch sagte dem magyarischen Naturell das Grasen des Viehes in den endlosen Ebenen jederzeit mehr zu, als die ökonomische, aber mehr Mühe und Sorgfalt erfordernde Stallfütterung. Ueberdies wurde — wie der alte, aber noch immer unübertroffene Schwartner so richtig bemerkt — das Schaf auf der Pußta nur für seinen Herrn geschoren, während der Unterthan im Dorfe auch noch an König und Comitat Abgaben zu entrichten hatte. Noch vor ungefähr einem Jahrhunderte war das ganze Békéser Comitat nichts als Eine große Pußta, nur hie und da stand eine halbverfallene Hirtenhütte oder ein armenischer Maierhof und auf einer Strecke von einer Quadratmeile wanderten kaum hundert Nomaden mit ihren Heerden herum.

Jetzt ist das freilich anders geworden und wenn der Reisende auch jetzt noch mehrere Stunden fahren muß, bis er von einem Dorfe zum andern gelangt, so erblickt er doch, so weit das Auge reicht, zahlreiche Gebäude, die ihm mit ihren weißgetünchten Mauern freundlich entgegenschimmern und der Ausdehnung nach, aus der Ferne, mitunter wie kleine Dörfer erscheinen. Von Stelle zu Stelle bietet ihm ein Feldbrunnen, der freilich so kunstlos als nur möglich angefertigt ist, einen kühlenden Trunk; die Häuser im Hintergrunde, diese Feldbrunnen, rechts und links die zahlreichen Heerden, die beim eintönigen Schalle der Leitglocke grasen, die Hirtengruppen, die sich, ums Feuer gelagert, ihren Speck rösten, — Alles das bietet wenigstens den Tag über ein Gesammtbild, das durch-

aus nichts von dem Charakter einer Einöde oder Wildniß an sich trägt. Erst wenn die letzten Töne des Vesperläutens, die sich vereinzelt aus dem fernen Dorfe herüberschwingen, verklungen, wenn Hirt und Heerde heimgegangen sind, wenn die allmälig niedersinkende Dämmerung die weißen Mauern der Maierhöfe dem Blicke entzieht und der Brunnenschwengel nur noch in langen Zwischenräumen leise nickt, als ob er einschlafen wollte: dann wirds so recht traut und stille auf der unabsehbaren Pußta; ein tief blauer Himmel mit leichtgeröthetem Saume begrenzt den Horizont, das hohe Schilf nickt sich, vom Abendwinde gewiegt, den stillen Nachtgruß zu, während der Storch mit dem Phlegma des vielgereiseten und vielerfahrenen Mannes zum Souper seine Fröschlein verzehrt. Dir aber, einsamer Wanderer, den der Weg in stiller Abendstunde über die schlummernde Haide führt, Dir wird es so sonderbar ums Herz, ein unnennbares Sehnen erfaßt Dich und Du fragst Dich selbst: ist's die Sehnsucht nach denen, die hinunter sind, oder die erst kommen sollen, ist's ein stummes Klagen am Grabe vergangener, ist's ein freudig Hoffen an der Wiege künftiger Freuden, ist's die Erinnerung entschwundener Seligkeit, ist's das Vorgefühl fernen Wiedersehens? . . . Niemand vermag Dir zu antworten; ringsum ist Alles todtenstille; nur von Zeit zu Zeit trägt ein Windstoß die Klänge der schwermüthigen Volksweise herüber, welche drüben vor dem Thore des Maierhofes ein Hirte seiner kleinen kunstlosen Pfeife entlockt; es ist das einfach schöne Volkslied:

„Mir ist so weh, das Herz mir bricht,
Möcht lieben Dich, doch darf ich nicht,
Bin nur der Pußta armer Sohn,
Hab' nichts als meinen Knechtenlohn.“

„Wenn Sonntags sie zur Messe läuten,
Siehst Du mich nicht zur Kirche schreiten;
Bin doch kein Heide, bin nicht schlecht,
'S gibt keinen Sonntag für den Knecht.“

„Den kleinen Hut mit breitem Rand
Schmückt Niemand mir mit Blum' und Band
Du thät'st es, Du mein Augenlicht,
Du thät'st es, doch Du darfst es nicht!“

Ein reicher Schatz echter Poesie liegt in den Volksliedern dieser Gegenden begraben; aber er ist kaum im Lande noch völlig bekannt; wie sollten diese einfach rührenden Weisen den Weg ins Ausland gefunden haben? Text und Melodie ergänzen sich gegenseitig und athmen dieselbe tiefe Schwermuth, dieselbe herzbrechende Klage. Vaterland und Liebchen, das sind die einzigen zwei Angelpunkte, um welche sich das ungarische Volkslied dreht, und wenn auch der Hirt von der Pußta in der Bildung eine sehr tiefe Stufe einnimmt, so durchglüht doch ein gewisses patriotisches Gefühl — Instinkt wäre vielleicht richtiger — seine Brust und drückt dem rohen rauhen Wesen einen unbeschreiblichen Adel auf. Die jüngstverflossenen Jahre haben das Eine wie das Andere neuerdings bewiesen; sie haben gezeigt, wie weit die Bildung des gemeinen Volkes in Ungarn hinter der allgemeinen europäischen noch zurück ist, sie haben aber auch dargethan, daß

dieses Volk ein Feuer und eine Begeisterung in sich trägt, welche — eben wie seine Theiß — so leicht alle Dämme durchbricht, alle Ufer überfluthet, und nur der weisen Leitung harrt, um diese Fülle von Kraft und Muth an große, edle Schöpfungen zu verwenden.

In den unheilvollen Tagen der Jahre 1848 und 1849 haben die Hirten der Pußta, sonst ganz unbekannt, plötzlich eine große Rolle gespielt; sie waren die besten Truppen der Insurrektion, weil sie das Land und namentlich die Theißgegend kennen, wie Niemand sonst. Es ist ein ganz eigenes Volk, unter sich in viele Kasten getheilt, je nach der Gattung des Viehes, das sie zu hüten haben. Der Kanász (Schweinehirt) nimmt so ziemlich die unterste Stufe ein, dann kommt der Csordás oder Gulyás (Heerdenhirt), dessen Obsorge die Hornviehheerden anvertraut werden; an ihn reiht sich die Schaar der Juhásze (Schafhirten) und den Schlußstein bildet der eigentliche echte Sohn der Pußta, der kühne Rossebändiger und noch kühnere Rossedieb, der Csikós. Auf Ehrlichkeit halten die guten Leute eben nicht viel, aber »es ist Methode« in ihrem Diebstahl; sie stehlen meist jene Gattung Vieh, mit deren Bewachung sie sich beschäftigen, und unterhalten dann dieses »eigene« Vieh in der Regel mit dem Futter ihrer Herren. Zuweilen ereignet es sich wohl auch, besonders wenn einer dieser guten Leute seinen Eintritt in den heiligen Ehestand feiert, daß in der Nachbarschaft hie und da etwas Wein oder Speck oder Schinken »abhanden kommt«, aber das sind Kleinigkeiten, über die sich Niemand aufhält. Die Versammlungs- und Vergnügungsorte dieser Hirten sind die einzeln stehenden Schenken — Csárda — wo sie oft Nächte hindurch tanzen, singen und zechen und des Morgens ihre Zeche — aufschreiben lassen. Es sind merkwürdige Köpfe, mit scharfmarkirten Zügen, sonnenverbranntem Antlitz, schwarzen funkelnden Augen und fetttriefendem Haare. Ihre Kleidung ist sehr malerisch und romantisch — auf den Bildern; in der Wirklichkeit ist sie es nicht. Sie besteht aus weiten grob leinenen Beinkleidern und einem kurzen Hemd von gleichem Stoffe mit weiten Aermeln; da sie diese beiden wesentlichen Bestandtheile ihres Anzuges so lange tragen, bis sie ihnen buchstäblich vom Leibe fallen, so schmieren sie dieselben tüchtig mit Speck, um das Ungeziefer ferne zu halten. Ihre Kopfbedeckung ist ein runder breitkrämpiger Hut und den Schlußstein dieser Garderobe bildet die Bunda, ein zottiger Schafpelz, den sie, je nach der Jahreszeit, bald mit der glatten, bald mit der rauhen Seite nach außen kehren, weßhalb auch die Bunda — wie das ungarische Sprichwort sagt — »im Winter wärmt, im Sommer kühlt.« Der Csikos trägt gewöhnlich auch noch ein Stück schwarzen Flor ganz genial à la Byron um den Hals geknüpft und einen ledernen Gürtel. Die Mühe, welche die guten Leute mit der Bewachung ihrer Heerden haben, ist eben nicht groß; sie überlassen diese Sorge gewöhnlich ihren weißen großen Wolfshunden, welche auf einem Hügel oder Düngerhaufen ihren Sitz aufschlagen, um das Terrain überblicken zu können und dann mit echt schulmeisterischer Pedanterie die ihnen anvertraute Heerde hüten; wenn ein Fremder naht, verkünden sie seine Ankunft durch lautes Gebell, als wollten sie ihren Herren bekannt geben, daß ein Vorfall eintrete, der nicht in das Bereich ihrer Thätigkeit gehöre; wenn sich aber die Jungen von der Mutter verlaufen wollen oder ein Raubthier heranschleicht, da schreiten sie sogleich selber ein und stellen das gestörte Gleichgewicht unmittelbar wieder her.

Die Hirten umlagern unterdessen ihre Feuer und schmauchen ihre Pfeifen, deren Köpfe gewöhnlich doppelt so lang wie das Rohr sind. Wenn sie der Hunger beschleicht, ziehen sie aus ihrem Tornister ein Stück Speck und verzehren es roh oder am Feuer geröstet zu ihrem schwarzen, aber schmackhaften Brote. Findet sich obendrein auch noch ein Schluck Wein in der Feldflasche — Kulacs — und ein Stück Schöpfenfleisch zum »Gulyás«, so tauschen sie mit keinem Fürsten der Welt. Klein geschnittenes Fleisch, etwas zerlassener Speck, Wasser, Salz, Kümmel, Zwiebel und der obligate spanische Pfeffer (Paprika) das sind die Ingredienzen dieses »Gulyás-Fleisches«, das wohl auch außer Ungarn gegessen, da aber gewöhnlich so bereitet wird, daß es der Juhász oder Kanász, wenn man's ihm vorsetzt, wahrscheinlich seinem auf dem Düngerhaufen residirenden Assistenten überlassen würde.

Das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch auf den Pußten und der Hirt bei ihnen. Dieser Umstand allein genügt vollkommen, um den Mangel selbst der allerarmseligsten Bildung bei diesem Hirtenvolke erklärlich zu machen; nur die Csikose kommen zuweilen in Städte, um Pferde zu verkaufen und dafür ein Paar andere zu — stehlen. Im Reiten thut ihnen's Niemand zuvor; ohne Sattel, oft auch ohne Zügel in der Hand, fliegen sie wie ein Pfeil über die Haide. Haben sie nur erst einen kleinen Vorsprung gewonnen, so schwingen sie sich mit Blitzesschnelle auf das gestohlene Roß und überlassen das eigene seinem Schicksale oder vielmehr seinem Instinkte, denn es kennt jeden Weg und Steg, jeden Sumpf und jeden Graben besser als sein Herr und rennt geraden Weges dem Standorte zu, wo dann Reiter und Roß ein freudiges Wiedersehen feiern.

Merkwürdig ist die Art und Weise, wie diese Csikóse die wilden Pferde bändigen; seit Jahren leisteten sie bei dem Ausscheiden der Remonten für den Kavalleriedienst Wunder an Behendigkeit und Geschicklichkeit; oft befanden sie sich mit 4 — 5 solchen Wildfangen allein in einem engen Raume, fingen sie, warfen sie zur Erde und kamen lachend und unversehrt, wie sie hineingingen, auch wieder heraus.

Kaiser Franz hatte von dem Muthe und der Gewandtheit dieser wilden Söhne der Pußta so viel Merkwürdiges gehört, daß er sich einmal — es war im Jahre 1820 — durch den Augenschein von der Wahrheit des Erzählten überzeugen wollte. Auf der Sz. Lörinczer Pußta wurde ihm hiezu Gelegenheit geboten. Gulyása ritten im schnellsten Galoppe durch eine, mehre hundert Stücke umfassende Hornviehheerde; wie im Fluge erfaßten sie ein großes Kalb am Schweife, hoben es von der Mutter weg in den Sattel und ritten damit rings um die Umzäunung, wilde Ochsen und Kühe fingen sie mit bloßen Händen und brannten ihnen den üblichen Stempel ein. Nun kamen — wie ein Augenzeuge ausführlich erzählt — die wilden Rosse daran; aus einem ganzen Rudel ließ man, nachdem die Wildfänge mit Mühe in die Umzäunung getrieben worden, den Kaiser zwei davon bezeichnen, welche gefangen werden sollten; in einem Nu waren sie erfaßt, zu Boden geworfen, gesattelt und auf jedem saß ein kühner Csikos. Es wurde nämlich aus einem Stricke eine Schlinge gemacht, deren eines Ende der Csikos an seine Hand befestigte; dann schlich er sich an das wilde Roß, warf ihm die Schlinge um den Hals, sich selbst aber in ziemlicher Entfernung zu Boden. Als er nun den Strick fester anzog, wollte das Roß in entgegengesetzter Richtung davonrennen; aber die Schlinge

schnürte ihm immer fester den Hals zu und so stürzt es endlich athemlos zu Boden. In diesem Augenblicke springt der Csikos auf und stellt sich über das Roß, so daß es gerade zwischen seine Beine zu liegen kommt. Dann lockert er langsam die Schlinge, das Roß erhebt sich, aber durch diese Bewegung hat es den Csikos auch schon auf dem Rücken sitzen, der mit ihm davonsprengt und es nun rennen läßt, bis es müde und gefügig wird. Muth, Gewandtheit und eine eigenthümliche Geschicklichkeit in Abrichtung und Behandlung der Pferde thun dann das Uebrige. Binnen Kurzem entspinnt sich zwischen Roß und Reiter jenes intime Verhältniß, wie es eben nur auf diesen Haiden und unter diesen Menschen vorkommt. Das Roß kennt die Hand seines Herrn, dieser jede Bewegung seines Pferdes; sie sprechen miteinander eine Geberdensprache, die beiden vollkommen verständlich ist; der Csikos theilt jeden guten Bissen mit seinem Rößlein, dafür kann er ihm aber auch blindlings vertrauen, ohne daß ihm je ein Leides geschieht. Für sein Herzensmädchen und sein Herzensrößlein hat er gewöhnlich eine Bezeichnung; er nennt dieses wie jenes: Kedves (Liebchen). Die Hirten an der Theiß haben ein kleines Liebchen, worin sich jenes zärtliche Verhältniß in der naiven Weise dieses Menschenschlages spiegelt:

„Die Nacht ist still, am Himmel klarer Mondenschein,
Auf, auf mein Rößlein, trage mich zum Liebchen mein,
Konnt' sie seit gestern nicht in meine Arme schließen,
Drum hurtig, Kedves, laß die Müh dich nicht verdrießen!

Mußt schnell zu ihr, so schnell wie der Gedanke, fliegen,
Dann sollst du doppelt auch dein Futter kriegen.
Und bringst du mich recht bald an meines Liebchens Thür,
So gibt sie dann den ersten Kuß zum Danke — dir!“

Der Leser wird vielleicht zum Schlusse dieser Skizze statistische Daten über die Zahl dieser Pußten und ihrer Bewohner erwarten, leider müssen wir diese Erwartung unbefriedigt lassen, denn mit kaum annäherungsweise richtigen Daten ist der Wissenschaft nicht gedient und genaue statistische Angaben dürften höchstens binnen einigen Jahren vorhanden sein; jetzt sind sie es nicht! Vor einer Volkszählung hatte man in Ungarn bisher beinahe eine eben so große Scheu, wie jene Berliner Prediger, welche den Churfürsten Friedrich Wilhelm beschworen, nicht durch Volkszählungen — gleich dem Könige David — Krieg, Hungersnoth und Pest heraufzubeschwören. In neuerer Zeit sind auch in dieser Richtung umfassende Arbeiten eingeleitet worden und so dürfte diese beträchtliche Lücke in der Stastitik der österreichischen Monarchie bald ausgefüllt sein.

Bei der Anzahl von Pußten ist eine Aufzählung auch nur der größeren eine Arbeit, welche die Grenzen dieser Schrift weit überschreiten würde, aber eine dieser Pußten können wir nicht unerwähnt lassen, sie ist unstreitig die älteste, historischmerkwürdigste; sie wird es bleiben, selbst wenn Jahrhunderte die letzten Ueberreste dessen verweht haben, was ihr in der Erinnerung eines jeden Magyaren so hohen Werth verleiht — es ist die Pußta Szer oder Zeer im Csongráder Comitate!

Der erste ungarische Reichstag wurde auf dieser Pußta abgehalten, hier versammelten sich die Magyaren, nachdem Árpád den Bulgarenhäuptling Zalán besiegt hatte; hier berietben sie die Angelegenheiten des Landes und legten den Grundstein zu der Verfassung Ungarns, welche bis auf die jüngste Zeit unerschüttert dastand. Sie gaben darum auch der Pußta den Beinamen Szer (Norm, Ordnung) und er blieb ihr bis auf den heutigen Tag.

Jetzt ist diese Pußta nicht besser und nicht schlechter als jede andere; steppenähnliche Sandplätze wechseln mit fruchtbaren Stellen ab und der Boden gibt, wo er bebaut ist, das Weizenkorn dreißigfach wieder. Eine endlose Ebene, liegt dieser erste historisch denkwürdige Ort der Magyaren vor uns und die wenigen kleinen Hügel verrathen es nur zu deutlich, daß sie die Schöpfungen von Menschenhänden sind. An dem großen Teiche steht eine einsame Csárda und blickt melancholisch in das stille Gewässer hinab, in weiterem Kreise von den armseligen Häuschen einiger Tabakbauer umgeben. Hinter diesen ragen die bemoosten Mauern einer alten gothischen Kirche empor und starren, unbekümmert um das, was ringsum vorgeht, mit ihren altersgrauen Häuptern zum Himmel hinauf. Der Wanderer aber mäßigt seinen Schritt, wenn er über diese Haide geht, der späte Enkel weiht dem Andenken der Urväter, die einst hier getagt, eine Thräne frommer Erinnerung, und das feuchte Auge blickt sinnend zu Boden, als suchte es die Spuren einer längstvergangenen Zeit; aber sie ist vorüber und entschwunden, unwiederbringlich entschwunden, denn — der Geist der Zeit kennt keinen Rückschritt und die Weltgeschichte wiederholt sich nicht! —

Algerien.

Von

C. Louander.

Bevor wir zu Einzelnheiten übergehen mit Beziehung auf die Fortschritte, welche europäische Cultur in der ehemaligen Regentschaft Algier gemacht hat, seitdem der ruhige Besitz dieses Landes nicht mehr durch immerwährenden Gebrauch der französischen Waffen geschützt zu werden braucht, sondern als gesichert betrachtet werden kann, wollen wir einen Blick auf die geographische Lage, Grenzen und Naturprodukte Algeriens werfen.

Algerien, wie der ehemalige Barbareskenstaat Algier seit seiner Eroberung durch die Franzosen im J. 1830 von den Letzteren genannt wird, liegt in dem, nach Norden am meisten vorspringenden Theil der Berberei und zwar zwischen Tunis und Marokko, am Mittelländischen Meere, mit einer Küstenausdehnung von beiläufig 150 Meilen, die gerade Linie von der tunesischen bis zur marokkanischen Grenze gerechnet. Tiefer landeinwärts ist freilich die östliche Grenze eben so wenig wie die westliche genau fest zu stellen, da sie mit ihrem südöstlichen Theile südlich von dem großen, theils zu Algerien, theils zu Tunesien gehörenden Salzsee, dem Sebkha Melrir, unermeßlich viele wüste Ebenen ohne bestimmte Richtpunkte durchschneidet, und die politische Abhängigkeit der in diesen Ebenen nomadisirenden Stämme einzig nach der physischen Abhängigkeit derselben von den einzelnen zu Algerien oder Tunesien gehörenden Oasen schon in älterer Zeit bemessen wurde. Vom Nordrande des genannten Salzsees oder des Sebkha Melrir folgt die Grenze von der Mündung des Ouad Reffrau oder Helal im Melrir dem Laufe desselben bis zu seiner Quelle südlich von Tebessa und erreicht endlich 5 Meilen östlich von dem französischen Küstenplatz das Mittelmeer. Wie durch dieses im Norden, so wird fast eben so natürlich im Süden die Grenze durch eine Reihe von 6 hinter einander liegenden Oasen: Ouad Suf, Ouad Rir, Ouad Temacin, Ouregla, Ouad Mzab und Ouad Sidi Scheikh, gebildet, wovon die erste und östlichste ungefähr unter dem Meridian von Philippeville oder unter 4° 48′ O. von Paris, und die letzte in der Nähe des s. g. Dattellandes und der dortigen marokkanischen Landschaften liegt. Auf diese Weise kommt ein Flächenraum von 6500 Q. M. heraus.

Algerien ist ungemein gebirgig, doch gibt es auch ausgedehnte vorherrschend ebene Strecken, die von Südwest nach Nordost sich verfolgen lassen. Südlich von der Stadt Algier breitet sich die 10 bis 12½ M. lange und 2 bis 3 M. breite Ebene Metidscha aus; andere Ebenen sind in der Nähe von Oran, Arzew und Bona. Der Küstenrand West-Algeriens erscheint besonders jäh und hoch im Gamaragebirge, zwischen der Mündung des Tafnaflüßchens und Oran, sodann in dem östlich von Oran gelegenen Löwengebirge, im Darahgebirge östlich von Tenes und in dem s. g. Massengebirge (Massif) von Algier, an dessen östlichem Fuße die Stadt Algier selbst liegt. Auch der größte Theil des ost-algerischen Küstenrandes ist hoch und steil. Südlich von diesen Küstengebirgen, jedoch im östlichen Theil des Landes, erheben sich die rauhen und wilden Massen des Jurjura-Gebirges. Der Jurjura, der den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt ist, scheint die höchsten Gipfel der Küstenzone überhaupt zu enthalten, indem einer derselben zu 5700 F. bestimmt wurde, wogegen alle übrigen gemessenen Höhen Algeriens niedriger sind, da der Guerioun und der Sidi Rgheis (südlich und südöstlich von Constantine) nur resp. 4524 und 5209 F. und andere Berge in der Gegend von Bugia, Constantine und Blidah noch niedriger, oder unter 4600 und 3300 Fuß hoch sind. Südlich von den mittleren Bergketten ziehen sich von den Grenzen Marokko's bis zu denen Tunesiens weitgedehnte Hochebenen hin, von den neueren französischen Geographen das Land der Schotts genannt, wegen der dort befindlichen zahlreichen Schotts oder Salzseen. Die höchste Erhebung dieser Plateaus über dem Meeresspiegel beträgt etwa 3500 Fuß. Ganz im Süden breitet sich die s. g. algerische Sahara aus, deren Oberfläche nur eine einzige bedeutendere Erhebung hat und im Uebrigen die Höhe von 200 Fuß wenig übersteigt.

Fließende Gewässer gibt es in Algerien in großer Zahl; zwischen der marokkanischen und tunesischen Grenze münden allein 25 Flüsse im Mittelmeere, zu dem sie meist nur durch sehr tiefe, die Küstenketten durchbrechende Transversalschluchten gelangen. Die meisten sind von ungemein hohen Felsenwänden eingeschlossen und haben in der Natur der Bergströme bei geringer Tiefe einen kurzen Lauf. In der Regenzeit schwellen alle ganz außerordentlich an und erschweren in hohem Maße die Communikation. Schiffbar ist gegenwärtig kein einziger unter ihnen, und selbst der Schelif könnte es durch die Kunst nur für kleine Fahrzeuge werden. Der Schelif, der zwischen Cap Ivi und Mostaganem das Meer erreicht, ist der längste und größte, und nächst ihm der Semmam (bei Bugia mündend) der wasserreichste Fluß Algeriens. Größere Süßwasser-Seen hat Algerien im Ganzen nur wenige; alle übrigen Gewässer der Art sind Salzseen. Der Salzsee von Msila ist so groß wie der Genfersee. Moräste fehlen besonders in der Nähe des Meeres und den tief liegenden Oasen der algerischen Sahara nicht; die der Metidscha-Ebene bei Algier, die bei Oran, Bona und la Calle, welche nach und nach durch das französische Gouvernement trocken gelegt werden, wirkten durch ihre bedeutende Ausdehnung sehr nachtheilig auf die Gesundheit ihrer Umgebungen. Unter den Quellen gibt es zahlreiche warme Mineralquellen, worunter die berühmtesten die stark kalkhaltigen s. g. Verwünschten Bäder (Hammam Meskutim) bei Guelma, die Hammam Berda ebendaselbst, die Thermen in der Gegend von la Calle

und Miliana, die von Hammam Bou Habschar zwischen Oran und Tlemsen, u. a. m. sind. Sie werden von den Arabern mit Nutzen in verschiedenen Krankheiten gebraucht.

Die klimatischen Verhältnisse stehen im nördlichen Theile des Landes denen des südlichen Spaniens nahe, indem die mittlere Temperatur zu Algier $14\frac{1}{4}$° Réaumur beträgt; doch wechselt dieselbe sehr nach der Erhebung des Terrains, da sie zu Medeah, Miliana und Setif nur $12\frac{4}{5}$° R. erreicht. In der algerischen Sahara ist sie viel höher, nämlich 16°. Die größte und zuweilen fast unerträgliche Hitze, besonders in der genannten Sahara, wird durch den aus dem Innern des afrikanischen Continents kommenden austrocknenden Wind, den Samum, hervorgebracht; das Thermometer steigt dann selbst im nördlichen Theile des Landes auf fast 29° R., und in der algerischen Sahara sind während des Samums schon $41\frac{3}{5}$° Reaumur beobachtet worden. Der heißeste Monat ist der August, doch steigt die mittlere Sommerwärme von Paris höher als die von Algier. Starke Schwankungen in der Temperatur sind ebenfalls nicht selten. Der Winter ist bei den zahlreichen Gebirgen ziemlich streng. In den Küstenstädten wird er jedoch meist durch starke Regenfälle vertreten, die mitunter in der Stadt Algier so intensiv sind, daß der in 1 bis 2 Stunden fallende Regen die Regenmenge eines ganzen Jahrs von Paris übersteigt. Im Sommer regnet es dagegen fast gar nicht. Selbst in der algerischen Sahara regnet es im Winter bisweilen in Strömen. Im Innern ist die Winterkälte manchmal so streng, daß sie den französischen Expeditionen schon sehr verderblich geworden ist. Zu Medeah, Miliana und Constantine schneit es fast alljährlich, und im Jurjura und Auras bleibt der Schnee häufig bis zum Frühjahr liegen. Selbst in der Stadt Algier schneit es zuweilen, und in der algerischen Sahara reift es sogar fast jeden Winter, ja es fallen hier dann und wann 1 bis 2 Fuß hohe Schneemassen, wie im nördlichen Europa, wodurch dann die jungen Palmpflanzungen in der Regel vernichtet werden. Uebrigens ist im Allgemeinen, selbst für Europäer, das Klima gesund.

Die Vegetation hat den Charakter der Mittelmeerflora und steht der in der Provence und in Südspanien sehr nahe. Von Culturpflanzen gedeihen besonders Weizen und Gerste, sodann Baumwolle, Zuckerrohr, Orangen-, Pomeranzen-, Granat- und Johannisbrotbäume, endlich Dattelpalmen in wäldergleichen Pflanzungen in den Oasen der algerischen Sahara. Ebenso kommen alle europäische Gemüsearten fort und Obstbäume wachsen überall wild, werden aber wenig ihrer Früchte wegen benützt. Die Zwergpalme ist ein allgemein verbreitetes lästiges Unkraut. Ausgedehnte und dichte Wälder, besonders von Aleppofichten, Terebinthen, Cedern, Steineichen, immergrünen Eichen, Korkeichen, Balloteichen (mit eßbaren Früchten), Ulmen, Eschen und selbst von Oelbäumen bedecken große Strecken, sowohl zunächst der Küste, als im Innern, in einem Gesammtumfange von 838,510 Hektaren oder von beinahe 153 Quadratmeilen, wovon der größte Theil auf die Provinz Constantine, der geringste auf die von Algier fällt. Zu den prächtigsten Forsten gehören der Cedernwald am Teniat el Had, die Eichenwaldungen von Edough bei Bona und von la Calle, und die Olivenwälder in der Provinz Oran. Selbst die algerische Sahara hat noch am Djebel Amour sehr schöne Wälder von Balloteichen und Terebinthen. In manchen Wäldern gibt es Bäume von gigantischer Größe und Stärke, was besonders bei Cedern und immergrünen Eichen

der Fall ist. — Die Thierwelt hat wenig Eigenthümliches. Löwen waren bisher ungemein häufig, sind aber bereits durch die steten Verfolgungen sehr vermindert worden. Nächst ihnen gibt es unter den Raubthieren Panther und im Süden viel Schakals und Hyänen. Von Hausthieren ist das Pferd zahlreich und von ausgezeichneter Beschaffenheit, das Maulthier gut und dauerhaft, das Schaf und Rind im Ueberfluß. Manche arabische Stämme besitzen unermeßliche Viehheerden. Kameele sind bei den Stämmen der algerischen Sahara häufig. Die Cochenille gedeiht gut, und ihre Cultur verspricht in der Zukunft von Wichtigkeit zu werden. — Von nützlichen Mineralien sind besonders Eisenerze, meist von ausgezeichneter Beschaffenheit, häufig. Reich ist besonders daran die Umgegend von Bugia, Bona und Philippeville, wo an vielen Stellen das Eisenerz zu Tage kommt, und selbst ein ganzer Berg, der Mokta el Hadid (Eisenerz-Steinbruch), 320 Fuß hoch, vom Fuß bis zum Gipfel aus Magneteisenstein besteht. Bleierze sind ebenfalls reichlich vorhanden und zum Theil silberhaltig. Salz ist überall verbreitet und aus den zahllosen salzigen Gewässern zu gewinnen.

Die Bevölkerung Algeriens beträgt, nach neueren Ermittelungen, ungefähr 3 Millionen Einwohner, wovon etwa 1,000,000 auf die Provinz Algier, 1,200,000 auf die Provinz Oran und gegen 800,000 auf die Provinz Constantine zu rechnen sein dürften. An Europäern zählte man im J. 1849 außer dem Heere 115,240 Individuen, von denen 58,287 in 55 Städten und Dörfern auf die Provinz Algier, 37,301 in 31 Städten und Dörfern auf die Provinz Oran und 49,652 in 27 Ortschaften auf die Provinz Constantine kamen. Die Franzosen und die Spanier (am zahlreichsten in der Stadt und Provinz Oran) machen die Mehrzahl der europäischen Bevölkerung aus. Im östlichen Theil des Landes, vorzüglich zu Bona, sind maltesische und andere italienische Einwanderer am häufigsten. In der ältern Bevölkerung herrscht das arabische und Berberelement vor, woran sich die christlichen Europäer, Türken, Kouloughis, Mauren, Juden und Neger als neue Einwanderer anreihen. Die Araber sind der zahlreichste Volksstamm Algeriens. Sie bewohnen freilich zum Theil auch die Oasen der algerischen Sahara, sonst aber mehr die mittlern Gegenden des Landes und in den Provinzen Oran und Algier herrschen sie numerisch entschieden vor. Nächst ihnen sind die Berbern oder Kabylen (wie sie in Algerien gewöhnlich genannt werden) am häufigsten; sie bewohnen, 80,000 waffenfähige Männer zählend, im Gegensatz der Araber, vorzüglich die Gebirgsgegenden und vor Allem den sehr unzugänglichen Jurjura, wie den Auras, in welchem aber ein von den nördlichen Kabylen etwas in der Sprache verschiedener Zweig der Berbern, die nur an 40,000 Köpfe starken Schania (Schania oder Schowia bedeutet Hirt), ansässig ist, der sich jetzt selbst bis in den mittlern Theil der Provinz Constantine oder in die Ebenen hinabgezogen hat. Doch fehlt es mitunter auch in den Oasen nicht an Berbern. Die Berbern oder Kabylen gehören zu den fleißigsten und gewandtesten Bewohnern Algeriens, und das Gebirgsland derselben in der Provinz Constantine ist musterhaft angebaut. Die Mauren und Juden sind vorzugsweise Städtebewohner und Krämer. Die wenigen aus früherer Zeit übrig gebliebenen Türken vermindern sich immer mehr, wie es auch mit den Kouloughis (etwa 20,000 an der Zahl), wie man die Abkömmlinge von Türken und einheimischen Frauen nennt, der Fall ist. Neger, früher sämmtlich Sklaven, seit 1848 aber für frei erklärt, rechnet man etwa 80,000, außer den Negern in den

Oasen, wo überdies der größte Theil der Bevölkerung sogar eine Mischlingsrasse von Arabern und Negerweibern ist. Juden, ebenfalls etwa 80,000 an der Zahl, wohnen, wie gesagt, vorzugsweise in den Städten, aber häufig auch auf den Oasen; überall vornehmlich mit Handel beschäftigt, in den Oasen zugleich mit Goldarbeit. Unter den afrikanischen Einwanderern in die Küstenstädte und namentlich nach der Hauptstadt selbst, sind die Mozabiten, eine friedliche und ehrliche Volksklasse von heller Gesichtsfarbe, die wichtigsten und nützlichsten, da sie fast ausschließlich dort Mühlen, Bäder und Schlachthäuser besitzen und die damit verbundenen Gewerbe betreiben.

Die erste Grundlage des Zusammenwohnens der Araber bildet der Douar, worunter man eine kreisförmig zusammengestellte Gruppe von Zelten versteht. Mehrere neben einander stehende Douars bilden eine Ferka, und mehrere Ferkas machen einen Stamm aus. Dergleichen zusammengruppirte Stämme bilden eine große Kaïda oder Aghalik, wie denn auch wiederum mehre Aghaliks eine Kalifa bilden können. Die Ferka steht unter der Botmäßigkeit eines Scheich, der ungefähr mit einem Maire in den französischen oder mit einem Schulzen in deutschen Landgemeinden verglichen werden kann. Der Stamm steht unter der Botmäßigkeit eines, den französischen Behörden verantwortlichen Kaïd, der die Steuern erhebt, die innere Polizei verwaltet und die arabischen Militärpflichtigen einberuft. Ueber den Kaïds vereinigter Stämme stehen die Agas, und über diesen die Kalifas, welche die höchste einheimische Administrativbehörde bilden, von dem französischen Generalgouverneur ernannt und durch die Regierung besoldet werden, für den richtigen Eingang der Steuern verantwortlich sind, andererseits aber auch Geldstrafen aufzuerlegen und die Verfügungen der Agas zu modificiren ermächtigt sind. Dem Kaïd steht in jedem Stamme ein Kadi zur Seite, der nach arabischen Gesetzen Recht spricht und zugleich Notariatsgeschäfte versieht. Diese verschiedenen Beamten beziehen je nach ihrer niedrigeren oder höheren Stellung Gehalte von 1200 bis zu 12,000 Francs. Leider hat die unter dem ehemaligen türkischen Regiment stark eingerissene Bestechlichkeit der Richter und Beamten noch manche unverkennbare Spuren zurückgelassen, so daß einzelne Stammhäupter immer noch nicht diese Unsitte ablegen können; jedoch im Allgemeinen sind die, als Mittelspersonen zwischen den Eingeborenen und den französischen Behörden dienenden arabischen Beamten zuverlässig und erfüllen, vermöge ihrer genauen Kenntniß der einheimischen Sitten und Gebräuche, vollkommen den Zweck ihres Berufes. Die öffentliche Ordnung ist durch sie mehr und mehr gesichert und in die Entrichtung der Steuern und Abgaben eine größere Regelmäßigkeit gebracht worden. Die Abgaben bestanden Anfangs in Naturallieferungen, indem von hundert Schaafen, dreißig Rindern und vierzig Kameelen je ein Stück und nach ähnlichem Maßstabe die Getreideabgabe erhoben ward. Später aber wurde ein verhältnißmäßiges Geldquantum festgestellt. Im Jahre 1849 machten die von der einheimischen Bevölkerung erhobenen Steuern und Abgaben die Summe von 6,211,144 Francs aus, und man wird hieraus schon einigermaßen einen Schluß auf die dortige Ausdehnung der französischen Herrschaft machen können.

Während auf diese Weise für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung bei den Stämmen gesorgt wird, sucht die Regierung auch moralisch auf sie einzuwirken und durch Organisation des Cultus und Schulwesens sie mit der Fremdherrschaft mehr und

mehr auszusöhnen und den europäischen Ideen näher zu bringen. Zur Zeit der Besitznahme des Landes durch die Franzosen bestanden allerdings schon Schulen, deren Unterrichtssystem jedoch fast ausschließlich auf den Koran basirt war und die mit den Moscheen in genauem Zusammenhange standen. Der Unterricht war abgestuft in der Art, daß in den Elementarschulen Lesen, Schreiben und die ersten Grundsätze der mahomedanischen Religion gelehrt wurden, in den mittlern Schulen die Grammatik vorgenommen und der Koran erklärt wurde, und in den höheren Schulen die alten Wissenschaften der Araber vorgetragen wurden: Sternkunde, Naturgeschichte, Rechtskunde, Arzneiwissenschaft, Arithmetik, Geschichte und Religionslehre in Verbindung mit den Traditionen. Der Unterricht war übrigens im Ganzen sehr oberflächlich.

In Gemäßheit der Verfügungen vom 14. Juli und 30. September 1850 ist in Algerien ein zweifaches Unterrichtssystem aufgestellt worden, welches das mahomedanisch-arabische Element mit dem französischen verbindet, indem der eine Theil der Lehrer aus Eingeborenen und der andere aus Franzosen besteht. Im J. 1850 bestanden im Ganzen schon 107 Elementarschulen, die eben so fleißig von einheimischen wie von europäischen Kindern (zusammen 9679) besucht wurden, und seitdem hat sich die Zahl der Schulen selbst wie der Schüler nicht unerheblich vermehrt. Die Muftis und Imams werden vom Staate besoldet und die unteren mahomedanischen Geistlichen und Moscheendiener von den Gemeinden unterhalten. Auf Kosten des Staates und zum Theil freilich auch auf Kosten der Eingeborenen sind seit der französischen Besitznahme des Landes zahlreiche neue Moscheen gebaut worden; und wenn auch zugleich manche christliche Kirchen seitdem im Lande sich erhoben haben, so lernen doch die Eingeborenen auf diese Weise immer mehr die Toleranz schätzen, vermöge welcher die Sieger den Besiegten völlig gleiche Rechte in den Cultusverhältnissen einräumen und sie außerdem in keiner Weise zur Bekehrung zu überreden oder gar zu zwingen suchen, sondern den Uebertritt oder Nichtübertritt zum Christenthum ganz ihrem freien Entschlusse überlassen. Daher hat sich der Religionsfanatismus unter den algerischen Mahomedanern schon bedeutend gelegt, und ein großer Theil von ihnen sieht sogar ein, daß unter der geregelten Herrschaft der Europäer bei weitem mehr Schutz der Person und des Eigenthums herrscht, als je zuvor. Die Regierung hat diese günstige Umstimmung in den Gemüthern durch zweckgemäße Maßregeln zu fördern sich bemüht. Zu solchen Maßregeln kann man auch die rechnen, daß einflußreichen arabischen Familienhäuptern, ebenso wie den europäischen Colonisten, Ländereien geschenkt werden unter der Bedingung, dieselben anzubauen und Wohnhäuser darauf zu errichten. Dieses Colonisationssystem bei den Eingeborenen selbst hat bereits die erfreulichsten Resultate geliefert. Während eines drittehalbjährigen Zeitraumes haben, blos schon in der Provinz Algier, die Araber 2,528,000 Francs verausgabt, für die Gründung permanenter Wohnsitze, und 1030 Häuser, worunter einige sehr stattliche, nebst den erforderlichen Wirthschaftsgebäuden sind in der nämlichen Provinz von ihnen gebaut worden; und diese Bauten haben zahlreiche europäische Handwerker beschäftigt, die von den einheimischen Bauunternehmern gut beköstigt, pünktlich bezahlt und überhaupt auf die wohlwollendste Weise behandelt worden sind.

Hinsichtlich der Colonisation Algeriens durch europäische Einwanderer geht man jetzt mit einem sehr großartigen Plane um. Dieser beschränkte sich Anfangs darauf, daß

jedes von den 86 französischen Departements in Algerien eine Repräsentation oder Bevölkerungscentrum besitzen, seinen Namen darauf übertragen und ein Contingent von Colonisten hinüber senden solle. Dann aber wurde er dahin erweitert, daß sich eine Aktien-Gesellschaft unter der Leitung Rothschild's mit einem Betriebsfonds von 100 Millionen Francs bilden und dadurch die Uebersiedlung von 500,000 europäischen Colonisten zu ermöglichen suchen solle. Vorläufig ist bereits ein großer Theil der unter der Militärherrschaft gegründeten Colonistendörfer unter die Civilautorität übergegangen, davon 11 in der Provinz Algier, 10 in der Provinz Oran und 20 in der Provinz Constantine. Dagegen sind 6 solcher Dörfer von diesen Maßregeln noch ausgeschlossen geblieben, weil sie den 1852 nach Algerien deportirten politischen Verbrechern zum Aufenthalte angewiesen sind.

Mittlerweile brechen sich die Ideen europäischer Civilisation bei den Eingeborenen immer mehr Bahn. Zahlreiche Eingeborene lassen jetzt über die unter sich abgeschlossenen Verträge förmliche Verhandlungen bei den Notaren aufnehmen. Tauf- und Sterberegister sind bei den arabischen Stämmen eingeführt und werden mit großer Regelmäßigkeit gehalten; und in einem einzigen Bezirk der Provinz Oran sind während weniger Monate schon 1600 Kinder geimpft worden.

Für den Fall des Krieges sind die eingeborenen Stämme zur Stellung von Contingenten oder s. g. Goums verpflichtet. Mehrere Goums bilden vereinigt ein größeres Corps, den Magzen. Auch in der stehenden Armee befinden sich Corps aus Eingeborenen gebildet, welche auf europäische Weise disciplinirt sind.

Die noch freien fast unzähligen Kabylenstämme im Küstenstriche zwischen der Isser und dem Seybus, und die Schanias haben eine fast demokratische Verfassung mit eigenen von einander unabhängigen Häuptlingen, während die frühere der Araber eine aristokratische war. In den Oasen sind die Häuptlinge meist durch ihren religiösen Charakter ausgezeichnete Personen, welche durch einen Rath von Notabeln controlirt werden.

Bereits im Jahre 1845 wurden für 62 Millionen Francs französische Waaren, für 9 Millionen fremde aus französischen Entrepots und für 23 Millionen ebenfalls fremde Waaren, aber direkt aus dem Auslande, seewärts eingeführt. Die Ausfuhr betrug 1845 freilich erst 5,700,000 Francs im Werthe nach Frankreich und 4,800,000 Francs im Werthe nach dem europäischen Auslande. Eingeführt werden besonders Baumwollenstoffe von Rouen, Getreide für den Bedarf des Heeres, Heu (besonders aus dem Kirchenstaate) ebenfalls für den Bedarf des Heeres, Wollenstoffe, Bauholz, Seidenzeuge, Branntwein, Kaffee, raffinirter Zucker und Gewürze. Algier empfängt zwei Dritttheile der Einfuhr, wogegen Bona der wichtigste Platz für den Exporthandel ist. Der Bedarf an europäischen Waaren für das Innere des Continents ist seit 1846 wiederum bedeutend gewachsen, da der durch die Kriege verscheuchte Handel der Oasen und der großen Handelsentrepots im Innern mit den Seeplätzen in Algerien, der sich zeitweilig auf die Straßen von Marokko, Tunis und Tripoli gewendet hatte, allmälig wieder in seine alten und natürlichen Wege zurückkehrt. Von Tunis werden, meist auf dem Landwege durch die Oase Suf, orientalische Luxusartikel, Seidenstoffe, Glaswaaren (die von Europa herstammen) und Räucherwerke, jährlich etwa zum Werthe von $2^1/_2$ Millionen Francs eingeführt. Algerien führt nichts nach Tunis aus. Nach Marokko ist der

Handel sehr unbedeutend geworden, obwohl er in der neusten Zeit wieder zugenommen hat. Sehr bedeutend endlich ist der Getreidehandel in das Innere des Landes, indem die Bewohner der Küstengegenden ihre Cerealien nach den Oasen bringen, wo sie in Magazinen aufgehäuft und dann die Nomaden der Sahara damit versorgt werden.

Die Gewerbsthätigkeit hat in Algerien freilich immer auf einer viel niederen Stufe gestanden, als in Tunesien und selbst in Marokko, so daß früher kein einziges bemerkenswerthes Erzeugniß der algerischen Industrie Gegenstand eines irgend erheblichen Exports war.

Indeß hat auch die Gewerbsthätigkeit in neuerer Zeit an Aufschwung und Ausdehnung gewonnen. Andererseits sind die Kabylen noch jetzt unter den älteren Bewohnern Algeriens diejenigen, welche die meiste technische Industrie betreiben. Sie sind geschickte Handarbeiter, besonders Maurer, und betreiben die Maurerei fast ausschließlich zu Algier und in den Seestädten, weben Teppiche, Mäntel (Haiks) und verfertigen in großer Menge Ackerbauwerkzeuge, Leder, Schießpulver und schöne Yatagans, wie sie denn auch europäische Münzen aus unedlen Metallen mit großer Geschicklichkeit nachzumachen verstehen.

Als die Franzosen Algerien besetzten, fanden sie die Bodencultur auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Aecker wurden mit einem sehr unvollkommenen Pfluge nur eben so weit umgebrochen, daß die Ackerkrume den Samen aufnehmen konnte. Gedüngt wurde der Acker nicht, und würde überhaupt wenig hervorgebracht haben, hätten die Eingeborenen nicht die Bewässerung ihrer Grundstücke mit einiger Sorgfalt betrieben. Dennoch führte Algerien noch im vorigen Jahrhundert fortwährend Getreide nach Südeuropa aus, weil das Gebot des Korans hier nicht so streng gehandhabt wurde, wie in Marokko. Jetzt hat sich die Landwirthschaft überhaupt theils anders, theils besser gestaltet, wie aus den oben gegebenen Notizen hervorgeht. Ansehnlichen Tabaksbau hat im Süden besonders die Oase Suf, wogegen die meisten Oasen der algerischen Sahara ungeheure Dattelpalmen-Pflanzungen besitzen, deren Früchte den Bewohnern zur Nahrung und zum Gegenstande eines wichtigen Handels mit ihren nomadischen Nachbarn dienen. Außerdem hat die Gartenkultur in den Oasen eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht. Eine ganz außerordentliche Oelproduktion hat das Kabylenland, doch galten stets als die fruchtbarsten Landstriche Algeriens die Metidscha südlich von der Stadt Algier, die Egresebene bei Mascara, die Ceiratebene zu beiden Seiten des Sig und die Thäler des Schelif, der Tafna und des Seybus.

Schließlich verdient noch bemerkt zu werden, daß sich in der Stadt Algier eine schon jetzt an kostbaren orientalischen Manuscripten reiche Bibliothek und eine Sammlung von Alterthümern in der Stadt Algier befindet.

Mit kurzen Worten, Algerien bietet gegenwärtig für die verschiedensten Klassen europäischer Einwanderer ein weites Feld für ihre Thätigkeit dar. Sobald man nur erst die volle Ueberzeugung gewonnen haben wird, daß die neuentdeckten Goldländer in Amerika und Australien keine segensreiche Zukunft für europäische Auswanderer in sich fassen und ihnen keinen wahrhaften Ersatz für die Mühseligkeiten, Drangsale und selbst Todesgefahren, denen sie dort ausgesetzt sind, gewähren, und daß dagegen eine wirkliche und nachhaltige Verbesserung der äußern Lage weit leichter in nahe gelegenen frem-

den Ländern erzielt werden kann, wird sich auch die öffentliche Aufmerksamkeit mehr und mehr einem Lande zuwenden, wo ungeachtet einer von dem Europäerthum verschiedenen Umgebung dennoch europäische Ideen vorwalten, der Verkehr mit dem Mutterlande nicht durch weite Oceane erschwert wird, sondern mit der größten Lebhaftigkeit und Regelmäßigkeit unterhalten werden kann, und wo die Landesbehörden direkt und indirekt einen beinahe täglichen Verkehr mit den französischen Centralbehörden, also mit den Behörden eines mit an der Spitze der europäischen Civilisation stehenden Landes unterhalten.

Man findet noch manche interessante Alterthümer im Lande vor, theils aus der vorchristlichen, theils aus späterer Zeit. Die Stadt Algier, von den Römern Rusgunium genannt, war die Residenz des numidischen Königs Juba, der im J. 46 vor Chr. Geb. starb. Denn das heutige Algerien ist so ziemlich identisch mit dem alten Numidien; wogegen das im Westen daran grenzende Land unter dem Namen Mauritanien ungefähr das jetzige Marokko begriff. Diese beiden Reiche hatten sich im Laufe der Zeit neben Carthago gebildet und wurden diesem Staate zuletzt sehr verderblich. Ein Theil Numidiens wurde insbesondere auch noch Massäsylia genannt, und hier herrschte der aus der alten Geschichte bekannte numidische König Syphar, der im Anfange des zweiten punischen Krieges Partei für die Römer ergriff, dann aber, nachdem er sich ganz Numidiens bemächtigt hatte, mit Carthago sich verbündete, jedoch zuletzt in die Gefangenschaft der Römer gerieth und nur durch den Tod von der Schmach gerettet wurde, in Rom im Triumphe aufgeführt zu werden. Am mächtigsten wurde Numidien unter Masinissa, der im J. 149 vor Chr. Geb. starb. Masinissa's Nachfolger war Micipsa, der bei seinem, im J. 119 erfolgten Tode das Reich seinen Söhnen Adherbal und Hiempsal hinterließ, die jedoch durch Jugurtha, einen natürlichen Sohn seines Bruders, verdrängt wurden. Jugurtha unterlag in dem Kriege mit Rom 112—106 vor Chr. Dann regierte der oben erwähnte Juba, des Hiempsal Sohn. Cäsar machte Numidien nebst Mauritanien zu einer römischen Provinz, und als solche erhielt dann Numidien den Namen Mauritania Cäsariensis, wogegen das eigentliche Mauritanien vornehmlich Mauritania Tingitana genannt wurde. Die Römer legten hier ansehnliche Städte, Wasserleitungen und andere großartige Denkmale an, und zogen aus dem fruchtbaren Boden und der überaus vortheilhaften Lage am Meere ungeheuren Nutzen. Immer mehr verbreitete sich die Cultur, und in späteren Zeiten auch das Christenthum mit solcher Schnelligkeit, daß man in diesen und den angrenzenden afrikanischen Besitzungen bald über 160 Bisthümer zählte. Unter den letzteren erlangte große Berühmtheit das von Hippo, jetzt Bona genannt, durch seinen Bischof, den heil. Augustinus, der hier im J. 430 nach Chr. starb. Während des Verfalles des römischen Reiches suchten auch in Afrika die Statthalter sich immer unabhängiger zu machen, ohne jedoch die Wildheit der Ureinwohner bändigen zu können. Dazu kamen noch Religionsunruhen, und so wurde Mauritania im J. 429 nach Chr. eine Beute der aus Spanien herübergekommenen Vandalen, die erst hundert Jahre später von Kaiser Justinians Feldherrn Belisar unterworfen wurden. Doch die Ureinwohner, die Mauren und Numidier, hatten während jener Kämpfe zwischen Römern und Vandalen zu viele Macht gewonnen, und rissen unter der schwachen griechisch-römischen Regierung endlich die ganze mauritanische Provinz an sich, vernichteten in derselben bald die letzten Spuren der Cultur und machten es dadurch dem im 7. Jahrh. von Osten her einfallen-

den arabischen Feldherrn Akbba leicht, alle Küstenstädte bis Tanger zu erobern. Seitdem blieb das jetzige Algerien, wie überhaupt die ganze afrikanische Nordküste unter arabischer Herrschaft, welche Anfangs die Chalifen, dann aber deren selbstständig gewordene Statthalter ausübten. Im Anfange des 16. Jahrhunderts setzte sich ein kühner türkischer Seeräuber Horuk, unter dem Namen Barbarossa bekannt, in Algier fest und unterwarf sich verschiedene Provinzen. Nach seinem 1519 erfolgten Tode erkannte sein Bruder Scheredin (oder Hayradin) die Hoheit des, damals in der Person Soliman's II. so mächtigen türkischen Sultans an und erhielt ein Heer Janitscharen, nebst dem Paschatitel. Mit der Zeit bildete sich jedoch hier (wie in Tunis und Tripoli) ein förmliches Soldatenregiment aus; seit 1710 wurde der jedesmalige Pascha oder Dey von den Soldaten gewählt, und die Abhängigkeit von der Pforte war nur nominell. Bekannt sind die Seeräubereien, welche bis in die neuere Zeit von den Barbareskenstaaten und so denn auch von Algier betrieben wurden. Die Hauptveranlassung des 1830 von den Franzosen unternommenen Kriegszuges waren eben die algierischen Seeräubereien, die, nebst anderen Plackereien, gegen franz. Kauffahrteischiffe und Unterthanen verübt worden waren. Der Dey hatte nicht nur jede Entschädigung und Genugthuung verweigert, sondern sich auch so weit vergessen, daß er den franz. Consul mit dem Fächer ins Gesicht geschlagen hatte. Die französische Armee, 37,600 Mann stark und von dem Marschall Bourmont angeführt, landete am 14. Juni 1830, und nahm nach mehreren blutigen Gefechten die Stadt Algier am 5. Juli in Besitz. Jedoch erst nach der Gefangennahme des bekannten Abd-el-Kader im J. 1847 kam Frankreich in den vollständigen und ruhigen Besitz von Algerien überhaupt.

Die Wüste der Danakils und das südabyssinische Hochland.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,

Hofrath und Professor in München *).

Eine ganz eigenthümliche Lust wandelt unsern frei gebornen Geist an, wenn wir aus dem Gedränge und Getöse einer volkreichen Stadt hinaus kommen ins freie Feld, wo die Lerche ungestört ihr Lied singt. Noch mächtiger und erhebender wird das Gefühl des Freiseins und des Ausrufens da, wo uns auf der pfadlosen Höhe des Gebirges kein Wanderer, nur hin und wieder ein Hirtenknabe begegnet, welcher nachbarlich neben dem Gebiet der Gemsen seine Ziegen weidet. Dort, wo das Felsengestein, von

*) Der allbekannte berühmte Verfasser dieses Aufsatzes wurde dazu veranlaßt durch ein Prachtwerk über Abyssinien, herausgegeben von dem Hrn. Martin Bernatz, der als Maler die Gesandtschaft begleitete, welche im J. 1811 die englisch-ostindische Compagnie nach Schoa schickte. Sowohl über diese wie über jenes Werk werden in dem Aufsatze selbst die gehörigen Erklärungen und Erläuterungen gegeben. Hier mögen nur noch einige Bemerkungen in geographischer und ethnographischer Hinsicht Platz greifen. Abyssinien begreift den südlichsten Theil der Westküste des Rothen Meeres, ist im Innern von Nubien und verschiedenen andern, meist noch ganz unbekannten Ländern des innern Afrika umgeben und ward im Alterthum, nebst einem Theil Nubiens, Aethiopien genannt. Von der Straße Bab el Mandeb zieht sich die abyssinische Küste etwa 20 M. südwärts, und hier liegt denn der Hafenort Tadschurra, welchem schräg gegenüber die südarabische, den Engländern gehörende Seestadt Aden liegt. In Abyssinien bilden die Mehrzahl der Bevölkerung die Abyssinier, welche jedoch je nach den Stämmen noch besondere Namen führen, als Schihos, Agows rc. und so denn auch die Danakils begreifen. Die Abyssinier sind zwar dem Namen nach Christen, allein ihr noch aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung stammendes Christenthum ist im höchsten Grade entstellt und ausgeartet. Seit 1537 haben sich in Abyssinien auch die Gallas festgesetzt und im Laufe der Zeit mehrere Provinzen an sich gerissen. In politischer Hinsicht zerfällt Abyssinien in mehrere Reiche, unter denen das von einem Sultan beherrschte Königreich Schoa gegenwärtig das mächtigste und blühendste ist. Es liegt in der südlichen Hälfte des Landes und seine Hauptstadt Ankobar in südwestlicher Richtung und etwa 50 M. von Tadschurra entfernt.

Der Herausgeber des Portfolio.

der Hand des Menschen, der das Thal bewohnt, ungebrochen dasteht wie vor Jahrtausenden, wo den Edelfalken auf der unersteiglichen Felsenzinne kein Geschoß, keine Schlinge des Jägers erreicht, steigt in unserer Seele eine andere Welt der Gedankenbilder auf, als die ist, in welcher uns das Geschäft und das bunte Vielerlei des Alltagslebens befangen hält. Es sind die Urgedanken unseres Geistes, welche dort an den Vorhallen einer uranfänglichen Schöpfung in uns erwachen; wir sind der Gegenwart unseres Tages entrückt, in ein Gebiet, da die Sprache der großen Werke Gottes, nicht die in unsern Tagblättern vernommen wird.

Den Reisenden in der Stille einer Wüste wandelt ein ähnliches Gefühl an, als den Wanderer über das einsame Gebirge, und jenes Gefühl empfängt für den Freund der Erdkunde noch einen besondern Reiz, wenn ihn sein Weg durch einen Erdstrich führt, welcher bis dahin dem wissenschaftlichen Forschen noch sehr wenig oder gar nicht aufgeschlossen war. Ein solcher Erdstrich ist namentlich jener, der sich von der ostafrikanischen Küste bei Tadschurra, unter dem 12. Grad N. Br. südwestwärts durch das heiße Tiefland der Danakils nach dem gemäßigten Hochland des südlichen Abyssiniens, nach Schoa, hinzieht. Die dortige Natur ist von so eigenthümlicher Art, als das Volk, welches die Luft des Landes athmet, und von seinen meist spärlichen, Erzeugnissen sich nährt. Mitten in der Wüste hin und wieder ein verloschener Vulkan, weit umher von längst ausgeglühten Schlacken umgeben, dort auf dem Hochlande von Schoa der erloschene Herd eines geistigen Feuers, das einst hier flammte: des Christenglaubens, zu welchem das Volk des Landes noch immer dem Namen nach sich bekennt.

Diese alte, äußerste Vormauer einer höhern Erkenntniß und Gesittung, die einst von Egypten aus ihr Panier weit nach Süden gesetzt hatten, ist zwar zerrissen und zertrümmert; ihre Inhaber und Vertheidiger in der Wüste der Völker, die sie umgibt, statt durch die Macht des Geistes, dessen Waffen Weisheit und Liebe sind, ihr Reich zu erweitern und zu schützen, sucht nur durch Furcht und blutige Schrecknisse dem Untergange zu wehren, der sie bedroht. Dennoch ist das alte Gemäuer der vormals so bedeutungsvollen Festung noch einer höhern Beachtung und eines neuen Kunstbaues werth. Deshalb hatten sich schon seit längerer Zeit den Weg durch die tausendfältigen Gefahren der Wüste Männer gebahnt, die ihr Leben nicht achteten, wenn es galt, ein Volk, das auf den gemeinsamen Namen des Bekenntnisses getauft ist, aus seiner fast heidnischen Versunkenheit zu retten. Der Same, den diese ausstreuten, wenn er auch auf einen Boden fiel, von welchem nach menschlicher Ansicht der Wind ihn verwehte und die Vögel hinwegnahmen, ist dennoch für die Zukunft von Abyssinien nicht ohne Werth und Kraft gewesen.

Ein, wenn auch zunächst nur äußerlicher Verkehr der Völker, welche das Hochland und seine Nachbarschaft bewohnen, schien seiner Begründung nahe, als im Jahre 1841 die englisch-ostindische Compagnie eine Gesandtschaft an den König von Schoa abordnete, um sich mit diesem über eine Handelsverbindung zu verständigen. Die Expedition stand unter der Leitung des Capitän William Harris, des berühmten Reisenden und kühnen Jägers im südlichen Afrika. Ihr war eine ansehnliche militärische Bedeckung und ein Gefolge von Handwerkern und Dienern mitgegeben; sie kam nicht mit leeren Händen, sondern brachte dem künftigen Bundesgenossen Geschenke,

welche theils durch ihren innern Werth, theils durch die Schwierigkeit des Landtransportes sehr kostbar waren. Im Dienste der Expedition standen auch zwei Deutsche: Dr. Johannes Roth aus München und Martin Bernatz aus Speyer; jener als Naturforscher und Arzt, dieser als Maler. Im Mai 1841 ging die Gesandtschaft auf einem englischen Kriegsschiffe, das sie von Aden herüber geführt hatte, in der Bai von Tadschurra vor Anker. Einen ganzen Monat mußte sie hier auf die Kameele warten, welche zu ihrer Weiterbeförderung durch die Wüste bestellt waren, und als diese endlich kamen, da fand sich, daß ihre, obwohl ansehnliche Zahl zum Fortschaffen all der Kriegsgeräthe und Güter, die zum Geschenk für den König bestimmt waren, so wie des Proviantes und übrigen Bedarfes der Expedition noch bei weitem nicht ausreichend sei. Um einen längern Aufenthalt der Gesandtschaftsreise zu vermeiden, wurde beschlossen die Expedition zu theilen; die eine Abtheilung sollte vorausgehen, die andere in Tadschurra bleiben, bis die genügenden Transportmittel herbeigeschafft wären. Bei der ersteren Abtheilung befanden sich mit dem Capitän die vornehmsten Offiziere, unter diesen auch unser Landsmann Dr. Roth, welcher der Gesandtschaft nicht nur als Arzt und bei ihrer zugleich wissenschaftlichen Aufgabe als vielseitig gebildeter Naturforscher und Kenner, sondern später durch sein ausgezeichnetes Sprachtalent auch als Dolmetscher in hohem Maaße nützlich wurde.

Die Reise dieser ersten Abtheilung durch die Wüste, ihre Aufnahme und Verrichtungen in Ankobar, der Hauptstadt von Schoa, ihr fast zweijähriger Aufenthalt daselbst, sind in dem Reisewerk des Capitän Harris beschrieben, und die Zusätze, welche Dr. Roth dem Werke beifügte, geben uns eine eben so lehrreiche als anziehende Schilderung der Natur des merkwürdigen Landstriches, der sich von dem Golf von Aden bis zu den Quellgebirgen des Harvasch und der Beresa hinzieht. So vollständig auch für die Bedürfnisse auf dem Weg durch die Wüste gesorgt war, und so sehr die bewaffnete Begleitung des Gesandten geeignet schien, das mordlustige Volk, durch dessen Gebiet man kam, in Achtung und Furcht zu halten, kam dennoch selbst die erste Abtheilung nicht ohne mannigfache Gefahren zu ihrem Ziele. Denn schon am Salzsee Bahr Assal brachte sie der Wassermangel dem Tode des Verschmachtens nahe und bald hernach im Thale Gungunda, verloren sie durch einen nächtlichen, mörderischen Ueberfall der Beduinen drei ihrer Soldaten.

Ungleich schwerer als das der erstrn war das Loos der zweiten Abtheilung der Expedition, bei welcher der Maler Bernatz sich befand. Sie bestand aus 22 Personen, unter ihnen ein Lieutenant, ein Korporal, ein Arzt, ein Landmesser und der Dolmetscher. Mit dem Abgange der Expedition aus Indien war eine Veränderung im dortigen Gouvernement eingetreten. Die Folge hievon war, daß plötzlich am 4. September ein englisches Kriegsschiff die Ordre brachte, daß der Lieutenant, die Soldaten und der Arzt nach Indien zurückkehren, der Maler Bernatz aber mit dem Landmesser und dem Zimmermann sollten mit demselben Schiffe nach Aden gehen und dort auf weitere Befehle warten. Mehrere Diener und der Dolmetscher blieben mit zwei deutschen Missionären, Mühleisen und Müller, deren Absicht es gewesen war, sich dem zweiten Corps der Gesandtschaft auf seiner Reise nach Schoa anzuschließen, in Tadschurra, wo noch ein großer Theil der Güter der Expedition in Verwahrung stand.

Von hier beginnt eigentlich erst die Reisegeschichte des Malers Bernatz, welche derselbe in der Einleitung zu seinem Scenes in Ethiopia *) in einer Weise erzählt, die grade durch ihre anspruchslose Einfachheit eine hohe Theilnahme erregt. Es waren keine ermunternde, sondern nur abschreckende Vorzeichen, unter denen endlich nach langem vergeblichen Harren dieser Nachzug der Expedition sich in Bewegung setzte. Während der Künstler und seine beiden Gefährten viele Wochen lang in Aden, zwar in beständiger unruhiger Erwartung, dabei aber unter englischem Schutze sich verweilt hatten, waren von den in Tadschurra zurück gebliebenen Dienern abermals drei bei Nacht von den Beduinen ermordet worden. Es war dies die That nur Einzelner gewesen, deren Rachsucht der Dolmetscher durch mehrere unverständliche Aeußerungen gereizt hatte; mehr aber noch als von solchen Einzelnen, war jetzt von dem ganzen Volk des Landes zu fürchten, welches neuerdings gegen die Fremden in so feindselige Stimmung gerieth, daß es laut die Absicht aussprach, jeden Europäer, der über seine Grenze sich wagte, zu ermorden. Diese gehässige Gesinnung war von den Kameeltreibern ausgegangen, welche die erste Abtheilung der Expedition durch die Wüste begleitet und hiebei sich so mißfällig benommen hatten, daß man ihnen den Dienst für die Weiterbeförderung der zweiten Abtheilung aufkündigte. Hierüber ergrimmt hatten sie unter den verschiedenen Stämmen das Gerücht verbreitet, die Fremden, deren Blutrache wegen Ermordung einiger ihrer Leute zu fürchten sei, wären gekommen, um sie auszurotten und ihr Land in Besitz zu nehmen. Zur Begründung ihres Argwohns beriefen sie sich auf die große Menge der Musketen, der Kanonen und anderer Kriegsgeräthe, welche die zweite Abtheilung der Expedition als Geschenk für den König von Schoa der Gesandtschaft nachzuführen hatte.

So bedenklich unter diesen Verhältnissen das Unternehmen einer Reise durch das Land der Danakils, ohne alle militärische Bedeckung, für drei des kriegerischen Geschäftes ungewohnte Männer sein mochte, erschien sie denselben dennoch als eine dringend nothwendige Pflicht. Denn die größere Masse der Güter, welche die Gesandtschaft mit sich gebracht hatte, lag noch an der Küste von Tadschurra; ein Brief des Capitän Harris aus Ankobar ersuchte die drei noch in Aden verweilenden Begleiter, daß sie so schleunig als möglich mit ihrem Transport sich zu ihm auf den Weg begeben möchten. Der Drang der Pflicht überwog jede Bedenklichkeit; unser Landsmann der Maler und mit ihm der Landmesser beschlossen der Aufforderung des Gesandten zu folgen, während der Zimmermann von der weitern Theilnahme an der Expedition sich lossagte. Auch von den Dienern begehrten zwei ihre Entlassung, und nur ein alter Schmidt, der bald hernach durch sein Erkranken für jedes Geschäft untauglich wurde, und ein Koch, dessen Dienst auch entbehrlich gewesen wäre, da es auf dieser Reise fast nichts anders zu kochen gab als Reis, blieben bei der Gesandtschaft. Auch die beiden Missionäre hatten indeß eine andere Bestimmung erhalten.

*) Das in der vor. Anmerkung erwähnte Prachtwerk.

Der Herausgeber des Portfolio.

Bis zum 24. November verzögerte sich der Aufbruch der Karavane von Tadschurra, und es würde wohl nie zu Stande gekommen sein, wenn nicht ein englisches Kriegsschiff, das in drohender Stellung im Hafen vor der Stadt lag, dem dortigen Landesgebieter Beachtung der Fremden und ihrer Anforderungen geboten hätte. Einer Zahl von 135 Kameelen hatte es bedurft, um der Aufgabe des diesmaligen Transportes zu genügen; die meisten von diesen waren mit den massenhaften Kriegsgeräthschaften und andern für den König von Schoa und seinen Leuten bestimmten Gütern belastet, zehn trugen das Wasser, vier dienten zum Reiten; mehrere andere führten den Mundvorrath und die Zelte.

Auch diese letzteren, die Zelte, in so weit sie zur Bequemlichkeit unserer Reisenden bestimmt waren, hätten zurück bleiben dürfen; denn es fand sich sehr bald, daß dort in der Wüste nicht die beiden schutzlos ihnen überlassenen Fremden, sondern die Beduinen, denen die Kameele gehörten, die allvermögenden Herren seien, welche alsbald, wenn die Zelte aufgeschlagen waren, von diesen Besitz nahmen, so daß die beiden Reisenden genöthigt waren, unter dem Meßtisch des Geometers Schutz und Schatten vor den glühend heißen Strahlen der Sonne zu suchen. Von diesen so wie von andern täglich wiederkehrenden Gewaltthätigkeiten und Vernachlässigungen durch die rohen Begleiter, von den Entbehrungen und Gefahren, welche auf dem ganzen Wege durch die Wüste zu erdulden waren, gibt unser trefflicher Landsmann auch mit Worten eine Schilderung, die unsere warme Theilnahme erregt; lebendiger jedoch wird sein Bericht durch den Anblick der bildlichen Darstellungen, welche die Hauptzierde seines Werkes sind.

Nicht wie andere Reisende durch die Wüste, oder durch ein fremdes Gebirgsland, hat er das was er künstlerisch dargestellt und in dem beigefügten Text beschreibt, nur in einer schnellen Vorüberreise auf wenige Stunden gesehen, sondern während nothgedrungenen neunzigtägigen Aufenthaltes in der Wüste auf allerhand Umwegen, welche seine Beduinen aus Furcht vor den ihnen feindlichen Stämmen oder aus Vorsorge für ihre Kameele ihn führten, hatte er nicht nur Gelegenheit Gegenden zu sehen, dahin seine europäischen Vorgänger nicht gekommen waren, sondern wenn die Führer, wie dies nicht selten geschah, ihn und seine Begleiter viele Tage lang an einer abgelegenen Stelle allein zurück ließen, während sie mit ihren Thieren auf andere Weideplätze zogen, auch Muße genug Alles genau zu betrachten und aufzunehmen. Eben so hatte er die Küstengegend bei Tadschurra so wie Aden auf der Hin- und Herreise so lange vor Augen, daß es ihm möglich war auch hier in seinen Darstellungen und Beschreibungen Vieles zu ergänzen, was von andern Reisenden nur flüchtig beachtet worden war. In Schoa verweilte er einen Monat.

Die mit gewissenhafter Treue entworfenen Zeichnungen des Künstlers sind in den Scenes in Ethiopia durch 48 Farben-Lithographien so meisterhaft schön vervielfältigt worden, daß die Augen der Kenner und Freunde der Natur, so wie der Kunst mit voller Befriedigung und mit Wohlgefallen auf ihnen verweilen. Namentlich in England hat sich deshalb die Theilnahme an diesem wohlgelungenen Panorama aus einer bis dahin noch fast ganz unbekannten Welt sehr lebhaft ausgesprochen. Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, davon die erste auf ihren 24 Tafeln die Küstengegend

und die Wüste, die andere in eben so viel Tafeln des Alpenlandes Ostrandes von Afrika zur Anschauung bringt. Ohne ins Einzelne einzugehen, beschreiben wir nur im Allgemeinen den Eindruck, welchen der Anblick der einzelnen Tafeln auf den aufmerksamen und empfänglichen Beschauer macht.

Das erste Blatt, das den Berg Schamscham vor Aden darstellt, gibt schon ganz jenen Grundton an, welchen bei der Betrachtung der Scenen aus der Wüste der vorherrschende bleibt.

Eine Majestät des vulkanischen Gebirges, das als unbeschränkter Herrscher alle Annäherung der organischen Natur von sich weiset, tritt uns dort entgegen, in deren nur dem Zutritt des Meeres offen gelassenen Kluft der Mensch gleich dem Seeadler seinen Horst jenes Aden gebaut hat, das die zweite Tafel vom Lichte des heraudämmernden Morgens beleuchtet uns vor Augen führt. Die Scenen aus der Meeresküstengegend von Tadschurra füllen acht Blätter. Nur wenig andere bildliche Darstellungen einer tropischen Natur können unsere Phantasie in so lebendiger Weise unter den Gluthstrom eines Himmelsstriches versetzen, welcher, wie dieser hier, zu den heißesten der Erde gehört. Das todte Kameel im Vordergrunde, dem sich die Schakals mit Scheu vor den Hyänen nahen, die bereits von der Beute Besitz nehmen, der Wald der Mimosen, das Meer, dem die gelbliche Trübung der Luft ihre Farbe mittheilt, jenseits der Bucht die Stadt Tadschurra, hinter ihr der kahle Hügel, lassen es uns in einer Gegend, wie die auf der dritten Tafel vorgestellt ist, nicht heimathlich zu Muthe werden. Daß aber auch eine solche Natur ihre Reize und ihre Züge von Erhabenheit habe, das zeigt sich uns schon in den Bildern der nächstfolgenden Tafeln, wo der Ziegenhirt, während die untergehende Sonne den Gipfel des Berges Gudah beleuchtet, seine Heerde heimführt (B. 4) oder wo (aus B. 5) im Dickicht des Waldes an der Lache des trinkbaren Wassers die Gazellen sich tränken, und wo am Quell bei den Dattelpalmen die Frauen ihr Wasser schöpfen (B. 6). Das Bild der 7. Tafel führt uns auf den Vorplatz vor der Wohnung des Sultans, der auf einem Ruhebette gelehnt mit den Aeltesten der Stadt einen Rath hält. Von wehmüthig ergreifender Art ist der Eindruck, den die Darstellung einer Sklavenkaravane (B. 8) auf unser Mitgefühl macht; die Schaar der Unglücklichen besteht fast nur aus Kindern und Frauen, welche der gefühllose Eigenthümer wie eine Heerde Schlachtschaafe neben sich hintreibt. Von großem Interesse für das Studium der Formen dieser afrikanischen Völkerstämme sind die 9. u. 10. Tafel, auf denen Männer und Frauen aus den verschiedensten Gegenden des Gebietes der Danakils, in ihren dem Klima des Landes entsprechenden Trachten, dargestellt sind.

Die Tafeln 11 und 12 führen aus der furchtbaren Einöde, in welches der Salzsee Bahr el Assal sich ausbreitet, dessen Spiegel 570 Fuß tief unter dem des nachbarlichen Meeres liegt und auf dessen Oberfläche das Salz so dicke feste Schichten bildet, daß die Karavane mit ihren belasteten Kameelen wie auf einem dichtgefrorenen Gewässer darüber hinziehen. Wie eine Mörderhöhle erscheint das Engthal von Gungukah, das sich als eine tief eingerissene Spalte durch das höhlenreiche vulkanische Felsengestein hindurchzieht. Höchst lehrreich für die genauere Erkenntniß dieser physikalischen Erscheinung ist das Abbild einer weit ausgebreiteten Luftspiegelung im Thale

Dullul (Tafel 15). So belebt jedoch auch schon dieses Thal durch den vereinten Einfluß der tropischen Wärme und des Wassers erscheint, so ist dasselbe dennoch nur ein Schattenbild von der Fülle der Lebenskräfte, welche über die grünende Oase ergossen ist, an welcher der weitere Verlauf des Weges die Reisenden vorüber führte. Aber die afrikanische Natur behält auch da, wo sie mit ihren höchsten Reizen sich schmückt, die Züge ihrer eigenthümlichen Schrecknisse bei; da wo der Teich der Quelle im dichten Schatten des Urwaldes zum erfrischenden Bade lockt, lauern die Krokodille (B. 16). Die wiederkommende Heerde der Kudu-Gazellen scheucht aus ihrem Sande am Boden die thurmeshoch emporwirbelnde Trompe des Sandes auf (B. 17). Jedoch selbst da, wo die riesenhaften vulkanischen Krater von Abida und Aijalu nur an Todesgefahren erinnern, hat der Bewohner der Wüste seine Hütten aufgeschlagen (B. 18). Der Charakter der tropisch-afrikanischen Thier- und Pflanzenwelt entfaltet sich in seiner ganzen Herrlichkeit vor unsern Augen durch die bildlichen Darstellungen der Gegend von Guta Robi, dem Jagdfeld der Straußen (B. 19), und dem Ufer des Hawasch (B. 20) und seinem Altwasser (B. 21). Jene sind durch den Verkehr der menschlichen Umwohner belebt, in diesen wohnt noch das Hippopotamus in einer von keinem Pfeil oder Wurfspieß jener Nachbarn gestörten Ruhe. Und doch fehlt es dem Volke, das im Vergleich mit dem unsrigen nur schwache Waffen trägt, nicht an der kühnen Jagdlust, mit der es in der Mitte des Urwaldes den Leoparden verfolgt und erlegt (2. 22), während freilich der einheimische Büffel diesen Jägern so mächtig erscheint, daß seine Erlegung durch öffentliche Tänze wie der Sieg nach einer großen Schlacht gefeiert wird (B. 24).

In den Bildern der zweiten Abtheilung seines Werkes erhebt sich der Künstler aus dem Tiefland der Wüste zu dem Hochlande von Abyssinien. Der Saum dieses Hochlandes vom Fantaliberge, vom Abendlicht beleuchtet (B. 1), der mächtige Krater des Winsungur-Vulkans, das Ufer des Narifluſſes, an welchem beim Mondlicht der Löwe (B. 3) und nach dem Untergang der Sonne der abyssinische Storch und der Flamingo (B. 4) ihrer Beute zu Land und zu Wasser nachgehen, zu den anziehendsten, der Hand des Künstlers wohlgelungensten Scenen des Werkes. Endlich erscheint (B. 5) Ankobar von ferne in einem Herrschergebiet der unwirthbaren Felsengebirge, darinnen nur die Genügsamkeit eines abyssinischen Königshauses seinen Wohnsitz begründen kann. Wie fern eine solche afrikanische Residenzstadt durch Einfalt der Bauart und häuslichen Einrichtungen selbst von den Wohnhäusern unserer wohlhabenden Landleute stehen, das zeigen uns die Darstellungen auf B. 6 u. 7. Die Schätze, welche der König von Schoa an Gold und Silber besitzt, so wie andere in seinen Augen werthvolle Dinge sind auf dem Berge Mamrat in Höhlen verwahrt. Er selbst, der König, obgleich des europäischen Prunkes entkleidet, ertheilt dennoch mit der Würde eines Herrschers von den Fenstern seines Pallastes Audienz und gibt königliche Bankette (B. 9). Selbst seine Umgebung von beiden Geschlechtern weiß in Haltung und Tracht eine gewisse Zierlichkeit (B. 10 und 11) und das Volk, das am Wasserquell sein Geschäft treibt, oder nach des Tages Lasten sich erquickt, einen gewissen Anstand — den letzten Schimmer einer frühern sittlichen Erleuchtung — sich zu bewahren.

Eine Augenweide von seltener Art gewähren die hierauf folgenden 6 Tafeln, auf denen sich landschaftliche Scenen aus dem Hochgebirge von Schoa dargestellt finden. Alle Züge der Erhabenheit und der Schönheit, der Kraft und der Milde, womit ein Alpenland unter dem Wendekreis angethan sein kann, finden sich hier vereint. Während die Scheitel des Gebirgs, deren höchste mehr denn 13,000 Fuß über dem Meeresspiegel emporsteigen, nur den Gewächsformen einer kältern temperirten Zone günstig sind, gedeiht in den nachbarlichen Thälern neben der palmähnlichen Gibarn der wilde Kaffeebaum, so wie das Gesträuch der Myrah und der Ozobalsam; auf dem Felsenboden am Saume des Waldes sonnet sich der schöne seltene Koresa-Affe (B. 13). Oder der Landmann bauet mit dem Zuckerrohr und dem Baumwollenstrauche zugleich die vielfachen Getreidearten seines Welttheiles (B. 14). Die Wasserfälle des Beresaflusses (B. 15, 16), welche zwischen den riesenhaften Säulengruppen des Basaltgebirges in mehreren Absätzen aus einer Höhe von 1200 Fuß herabstürzen, mögen unfehlbar zu den schönsten Katarakten gehören, die man auf Erden kennt. Nur an Reichthum des Wassers, nicht an Schönheit der Umgebung, stehen jenem die Wasserfälle des Tschatschaflusses nach, welcher mit der Beresa vereint dem oberen Stromgebiete des blauen Nils sich zuwendet (B. 17). Auch die Lage von Teguelt, dem vormaligen Wohnsitze der Könige, erscheint durch ihre großartige landschaftliche Umgebung dieser früheren Auszeichnung würdig.

Von der Natur des Landes wendet sich unser Künstler zu der Betrachtung seiner Bewohner und zur Darstellung der bedeutungsvollsten Scenen aus ihrem öffentlichen Leben (B. 19), läßt uns eine große Heerschau und ein kriegerisches Waffenspiel sehen, dergleichen der König alljährlich auf der Ebene Debra Berhan veranstaltet; auf B. 20 zeigt sich ein Heereszug gegen die wehrlosen Gallasstämme der Nachbarschaft und die Scenen auf dem Schlachtfelde (B. 21) in der Mitte der in Flammen aufgehenden Dörfer sind für unser Gefühl keineswegs wohlthuend. Die Heimkehr des Königs nach so leicht gewonnenem Siege und sein feierlicher Empfang durch die Priester stellen sich uns auf der 22. Tafel, eine feierliche Prozession nach der St. Michaelskirche auf der 23. Tafel vor Augen. In schmerzlich rührender Weise spricht uns die Scene der letzten (24.) Tafel, der Sklavenmarkt in Ankobar, um eine erbarmende Hülfe an, welche dem tiefversunkenen sogenannt christlichen Volke von Abyssinien nicht durch solche leibliche Waffen, wie die brittische Gesandtschaft sie dem Könige schenkte, sondern nur durch die Gaben von geistigen Waffen gebracht werden kann, durch welche allein der Kampf mit der Macht des innern Verderbens siegreich bestanden wird.

So hat denn der Künstler von der ersten bis zur letzten malerischen Scene seines Werkes die Aufgabe genügend und glücklich gelöst: uns in der Mitte eines afrikanischen Tropenlandes und seine Bewohner zu führen, welche der bildlich sinnlichen Anschauung bis dahin verschlossen war und auch unter den jetzt eingetretenen Verhältnissen für lange Zeit wieder verschlossen bleiben wird. Auch der kurze erläuternde, in England gedruckte Text, der den einzelnen Tafeln beigefügt ist, verspricht seinen Zweck in der angemessensten Weise.

Griechenland.

(Hiezu die Ansicht von Athen, nach Hrn. Thomas Ender's Aufnahme.)

Unter den in neuerer Zeit erschienenen Werken über Griechenland zeichnen sich ganz besonders die »Griechischen Skizzen« von Hermann Hettner (Braunschweig bei Vieweg u. Sohn 1853), nicht nur durch ihre höchst anziehende Schreibart, sondern vor allem auch durch die wahrhafte Gediegenheit ihres Inhalts aus. Der Verfasser versteht es meisterhaft, manchen schon bekannten Dingen den Reiz der Neuheit zu verleihen und das Interesse des Lesers auf eine eigenthümliche Art zu fesseln und stets rege zu erhalten. Eben so geistreich wie seine, von gründlichem Studium der Kunstwerke des Alterthums zeugenden archäologischen Bemerkungen, sind seine Schilderungen der gegenwärtigen Zustände in dem, von ihm in den verschiedensten Richtungen durchreis'ten Lande und hellen manches Dunkel, das bisher darüber schwebte, vollständig auf. — Wir können uns daher nicht enthalten, einige Auszüge aus diesem so äußerst interessanten Werke, soweit sie dem Zweck des Portfolio entsprechen, hier mitzutheilen.

S. 299 ff. heißt es: »Ach es war eine schöne Zeit, als in den zwanziger Jahren ganz Europa begeistert an dem Freiheitskampfe der Griechen theilnahm; aber mit Schmerz müssen wir uns eingestehen, daß dieser große Kampf nicht die erwarteten Früchte getragen hat. Ueberall nur der dürftigste Anfang des Ackerbaues; nirgends Handel und Fabriken; Griechenland ist fast nur noch ein Weideland für Schaafe und Ziegen. Das heutige Griechenland steht tief unter dem Griechenland des trojanischen Krieges. Bei Homer ist der Gebrauch von Wagen etwas Alltägliches; man fährt von Pisa (im alten Elis) nach Korinth, von Athen nach Delphi, von Pylos nach Lakedämon, die gewaltigen Mauerbauten von Mykene und Tirynth konnten gar nicht gebaut werden ohne vortreffliche Fahrstraßen und tüchtige Brückenbauten. Heute aber gibt es fahrbare Straßen nur zwischen Athen und dem Piräus, zwischen Nauplia und Argos, zwischen Athen und Theben; vor längeren Jahren war auch eine Straße von Theben nach Livadia, sie verfällt, denn sie wird nicht benutzt, weil es in Theben und Livadia keinen Wagen gibt. Eine Straße von Argos nach Tripolitza wird in diesem Augenblick gebaut, aber so schlecht, daß jetzt, wo sie noch nicht vollendet ist, die zuerst beendeten Strecken bereits wieder zu verfallen beginnen. Nestor rühmt sich (Ilias 11, 677), in Elis eine Beute gemacht zu haben von fünfzig Rinderheerden

und ebenso viel Schaafen, Schweinen und Ziegen. Und wie wirft das Alterthum mit Hekatomben um sich! Der Viehstand des neuen Griechenlands wäre in sehr wenigen Hekatomben völlig vernichtet. Pferdezucht ist auch nicht vorhanden; nur in Argos ist ein Gestüt, doch ohne sonderliche Erfolge.«

»Das Hauptübel Griechenlands ist seine Bevölkerungslosigkeit. Seit dem Befreiungskriege hat die Bevölkerung zwar in Athen bedeutend zugenommen, aber im übrigen Griechenland wenig oder gar nicht. Auf neunhundert Quadratmeilen hat Griechenland noch nicht eine Million Einwohner. Nach den neuesten amtlichen Angaben kommen auf Festgriechenland 258,973, auf den Peloponnes 504,826, auf die Inseln 232,067 Seelen. Und auch diese Summen sind vielleicht schon zu hoch angegeben; denn auch dies gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Landes, daß genaue statistische Zählungen fast ein Ding der Unmöglichkeit sind. Keine Strenge der Regierung hat es bisher vermocht, regelmäßige Kirchenbücher über die Geborenen und Verstorbenen einzuführen; und verordnet die Regierung ausnahmsweise einmal eine besondere Zählung, so machen auch diese die Griechen zu einer reinen Illusion, denn es herrscht der Aberglaube, daß, wenn die Glieder einer Familie gezählt werden, eins derselben unrettbar dem Tode anheim falle.«

»Bei dieser geringen Bevölkerung wird es begreiflich, daß der Reisende im Innern des Landes oft Tage lang reiten kann, ohne auf dem Wege eines einzigen Menschen Antlitz zu sehen. Und wie ist an eine Hebung des Ackerbaues und des Fabrikwesens zu denken, wenn die nöthigsten Arbeitskräfte noch immer fehlen? In Athen erhält ein Arbeiter, außer seinem Unterhalt an Speise und Trank, täglich vier Drachmen, das sind $28^1/_2$ Sgr. oder beinahe ein preußischer Thaler. Franzosen und Engländer haben zu verschiedenen Zeiten verschiedene Fabrikanlagen versucht; aber sie konnten bei diesem theuern Arbeitslohn die Concurrenz mit dem Auslande nicht aushalten. So besitzt denn Griechenland gar keine Manufakturen und Fabriken, und selbst die alltäglichsten und nothwendigsten Lebensbedürfnisse müssen aus dem Auslande eingeführt werden.«

In ähnlicher Weise äußert sich der Verfasser bei Gelegenheit, wo er die am 6. April 1852 in Athen stattgehabte Jahresfeier der griechischen Freiheitskriege als Augenzeuge bespricht. Zunächst bemerkt er, daß die griechische Revolution von 1843 durchaus nicht aus dem Drange einer Constitution hervorgegangen, sondern nur ein nationaler Rückschlag gegen das aufgedrängte Bayerthum gewesen sei, worauf sich erst nachträglich und so zu sagen über Nacht die Constitution gefunden habe. »Die Griechen sind daher,« fährt er fort, »der unendlichen Mehrzahl nach ihrer Constitution herzlich überdrüssig. Und zwar um so mehr, da Griechenland bei einer Bevölkerung von höchstens 900,000 Einwohnern über hundert Deputirte hat und der Diätensatz für diese Deputirten ganz unverhältnißmäßig hoch gesetzt ist. Ueber die Aufhebung der Constitution würde man sich also nicht grämen. Man fürchtet aber die Revolution, die dieser Aufhebung vorangehen müßte. Denn bei griechischen Krisen haben auch immer nicht-griechische Elemente ihre Hände im Spiele. Jede gewaltsame Störung des Staatslebens ist daher in Griechenland von unberechenbarer Tragweite, zumal da die Thronfolge noch nicht legitim geordnet ist, und Griechenland also ganz und gar wieder allen jenen

gräuelhaften Wirrnissen anheimfallen würde, aus denen es sich eben erst mühsam herausgerungen hat. Griechenland kann sich nicht aus sich selbst erholen, es ist zu arm dazu.«

»Jedermann kennt die Staatsschuld Griechenlands, Jedermann weiß, daß diese sich nicht vermindert, sondern von Jahr zu Jahr steigert. Und wie soll sich dies jemals ändern? Nach dem amtlichen Budget von 1852 liegt der Handel Griechenlands so arg darnieder, daß, nach der mildesten Berechnung, die Einfuhr um sieben Millionen Drachmen die Ausfuhr übersteigt. Und diese entsetzliche Thatsache verschlimmert sich mit jedem Jahre. Der vornehmste griechische Handelszweig sind die Korinthen; sie bilden, nach dem amtlichen Berichte, die Hälfte der Ausfuhrartikel überhaupt. Und diese Korinthenkultur droht ganz zu verfallen; die armen Bauern, die auf den Korinthenbau angewiesen sind, sind durch die ungeheuren Auflagen, die auf ihnen lasten, so tief verschuldet, daß ihnen nicht mehr die nöthigen Betriebsgelder zu Gebote stehen. Nur der Wucher findet hier seine Rechnung. Der amtliche Bericht gibt als den niedrigsten Zinsfuß, für den diese Leute Geld erhalten, 15 bis 20 Procent an. Ebenso ist es mit den übrigen Zweigen des Ackerbaues. Der amtliche Bericht sagt wörtlich: der größte Theil der Einwohner ist genöthigt, den Ertrag der jährlichen Ernten schon im Voraus zu verkaufen oder zu verpfänden, um Betriebskapital zu erhalten, das ihnen nur zu den höchsten Zinsen vorgeschossen wird.«

»Griechenland, wie es jetzt ist, ist eine erkünstelte Schöpfung, und überdies nur mit Widerwillen von den Großmächten als selbstständig anerkannt worden. — Griechenland kann nicht leben und kann nicht sterben; Griechenland vegetirt nur. So sagte mir neulich ein Deutscher, der vor beinahe dreißig Jahren als Philhellene nach Griechenland kam und der jetzt als Grundbesitzer in der Nähe von Chalkis auf der Insel Euböa lebt. Und wirklich, man kann nicht treffender den kläglichen Zustand bezeichnen, unter dem Griechenland seit seiner Errichtung als selbstständiges Königreich schmachtet. Die Griechen alle haben das Gefühl von der Mißlichkeit ihrer politischen Lage, und die vorwiegende Stimmung unter ihnen ist in ihrem tiefsten Grunde nichts als die trostloseste Verzweiflung der Zukunft. Daher kommt es auch, daß sich bei ihnen die politischen Parteien nicht wie anderswo in Absolutisten, Constitutionelle und Radikale scheiden, sondern lediglich nur in Nationale und Nappisten, d. h. in solche, die die Selbstständigkeit des Reiches um jeden Preis erhalten wollen, und in solche, die mit mehr oder weniger Offenheit eine Vereinigung mit Rußland erstreben. Es ist gewiß, für jetzt haben die Nationalen noch die Oberhand; aber sie selbst bekennen sich im Stillen mit tiefem Schmerz, daß sie auf höchst schwankendem Boden stehen. Freilich kann man noch jeden Tag in den atheniſchen Zeitungen lesen, wie die Stimmführer der nationalen Partei, auf ihre hellenische Abkunft pochend, jede Annäherung an die »Mongolen und Tataren« verabscheuen; aber nichtsdestoweniger verstärkt sich unläugbar die russische Partei von Jahr zu Jahr, und man würde sehr irren, wenn man diese Erscheinung lediglich russischen Umtrieben zuschreiben wollte. Die traurige Einsicht, daß Griechenland nicht durch sich selbst zu Kräften kommt, sondern durchaus die Unterstützung eines größern Reiches bedarf, drängt sich jedem Griechen ganz von selbst auf. Auch stellen die Nappisten ganz einfach die Frage: Was ist besser, elend und arm sein bei scheinbarer Selbstständigkeit, oder Provinz eines großen Reiches sein und als solche reich und blühend? Und in der That, gehört Grie-

chenland zu Rußland, so wird und muß Rußland Alles aufbieten, Griechenland zur höchsten Blüthe zu bringen. Erst mit dem Besitze Griechenlands bekommt Rußland freies Spiel im Meere, so wie es erst mit den Griechen gewandte und erfahrene Seeleute bekommt. Was also Rußland für die Blüthe seiner Marine thut, das thut es zugleich für die Blüthe Griechenlands. — Andere, die nicht so weit wie die Nappisten gehen, würden wenigstens einen russischen Prinzen auf dem griechischen Thron sehr gern sehen.«

Der Verfasser nimmt hierbei durchaus nicht selbst Partei, wie aus allem hervorgeht, sondern betrachtet den Stand der Dinge in Griechenland rein von einem objektiven Standpunkte aus. Er erzählt, was er beobachtet und erfahren, stellt die Thatsachen hin wie sie sind, und überläßt es dem Leser, die Schlußfolgerungen daraus selbst zu ziehen. Da die Thatsache der immer mehr sich verringernden materiellen Staatskräfte Griechenlands eine allbekannte ist, so liegt es auf der Hand, daß die erwähnten Parteiansichten und Bestrebungen dort eine ganz andere Bedeutung und Tragweite haben, als in einem von der Natur gesegneten und zugleich kultivirten und civilisirten Lande. In Griechenland handelt es sich bei diesen Parteibestrebungen einfach um Verbesserung der materiellen Lage, und daher kommt es, daß, wie der Verfasser bemerkt, die Partei der Nappisten sich von Jahr zu Jahr verstärkt, da die nationale Partei eben so gut wie jene weiß, wo das Hauptübel steckt, und daß dieses durch starres Festhalten an dem Grundsatze der Selbstständigkeit des Reiches nicht gehoben wird.

Mit Beziehung auf die trostlosen materiellen Zustände bemerkt der Verfasser unter anderm noch Folgendes: »Sollen wir noch weiter gehen und dem Boden des Landes selbst alle fernere Lebenskraft absprechen? Ich muß gestehen, daß mir während der Zeit, in der ich die verschiedenen Theile des griechischen Festlandes durchstreifte, unaufhörlich ein Buch in die Erinnerung kam, das ich schon früher einmal gelesen hatte, und das ich doch erst jetzt, nachdem ich Griechenland selbst kenne, wirklich verstehe. Ich meine das Buch von Carl Fraas »Klima und Pflanzenwelt in der Zeit. Landshut 1847.« Der Verfasser hat lange Zeit in Griechenland gelebt und es als Botaniker nach allen Seiten hin wiederholt durchwandert. Dieser bezeichnet die wirkliche Wiedergeburt gerade zu als eine physische Unmöglichkeit. Und diese physische Unmöglichkeit sucht er in der jetzigen Entwaldung und Wasserarmuth des Landes. Er sagt: Wer Schiffe bauen will, wer Eisen gewinnt, Glas schmilzt, Häuser baut, Zucker siedet, Kalk brennt, kurz, wer Fabriken errichtet, braucht Holz und Wasserkraft. Homer und Hesiod erwähnen viele Wälder, Theophrast spricht von großen Waldungen am Parnaß und Helikon, am Taygeton und Kyllene, vorzüglich aber auch in Arkadiens Hochland. Jetzt hat Griechenland in den leicht zugänglichen Gegenden gar keinen Wald mehr, am Parnaß beginnt der Wald erst zweitausend Fuß hoch mit Edeltannen am Kloster Jerusalem. Das vordringende Wüstenklima hat das Holz durchweg nur auf die höchsten Gebirge gedrängt. Holzreich sind nur noch der hochgebirgige Theil von Aetolien und Ostakarnanien, Phthiotis und dem mittleren Euböa, und die Schluchten der Kyllene und des Taygeton. Künstliche Forstkultur aber ist unmöglich; selbst die Erhaltung des bisher noch Erhaltenen sehr mühsam und fast unausführbar. »Wo denn sollte der Unterhalt der Heerden — der halbe Reichthum des Landes — herkommen, wenn die Ziegenhirten nicht mehr das Land durchziehen sollten vom Othrys und Thymphrest

bis zum Cap Tänarum und Malea? Woher die Fruchtbarkeit der nackten Gebirge, dürfte nicht mehr durch Abbrennen des Gestrüpps mit Asche gedüngt werden?« Solche Einwendungen sind es, die der Unverstand der Eingeborenen macht. Die Wiederherstellung der alten Wälder ist besonders auch deßhalb unmöglich, weil die Zerstörung der massenhaften natürlichen Vegetation das Klima so verändert hat, daß der geographische Bezirk der die Flora bedingenden Elemente völlig aus seinen Grenzen verrückt ward. Die Entwaldung des Landes hat auf dem dürren und kalkhaltigen Boden die Wärme und die Trockenheit der Luft beträchtlich vermehrt; die Quellen sind immermehr versiegt und der dürre Boden zieht die atmosphärischen Niederschläge nicht mehr an. So weht der Seiwees heißer und heißer über die schattenlosen Berge mit dürrem Gestrüpp und findet nicht Quellen, nicht Flüsse und Seen, aus denen er befruchtende Dünste ausziehen könnte. Die Alpenwiesen beginnen nicht in der Höhe von dreitausend Fuß, sondern erst in der Höhe von fünftausend. Diese Höhen sind den Sommer hindurch von Schafheerden bedeckt, man zählt am Parnaß allein an achtzigtausend Stück Schafe, die im Winter in die Ebenen von Salona, Phocis und Böotien ziehen. Aber auch hier ist bei dem Mangel an Quellen die Ernährung der Pflanzen nur atmosphärischen Niederschlägen und dem schmelzenden Schnee überlassen; daher überall nur niedergedrückte kurzhalmige Gräser, was freilich für die Schaafe nur um so besser ist. Kurz, wo früher Wald stand, da ist jetzt nur niederes Gestrüpp, wo früher Weidelandschaft, nur Steppenvegetation. Die Natur des Landes ist in ihrem innersten Wesen angegriffen. Und wenn wir auch nicht glauben, daß das kahle ausgebrauchte Griechenland aus den alten Myrmidonen und Pelasgern im Laufe der Zeit Gyphten und Wlachen gebildet habe, so müssen wir doch gestehen, daß selbst das Vollblut der Helden von Marathon oder der platonischen Akademie, wenn es ohne Verdünnung und Zersetzung unverändert auf unsere Zeiten gekommen wäre, jetzt nur sehr dürftige, ja oft gar keine Hülfsmittel finden würde, um sich mit jenen Völkern in die Rennbahn zu stellen, die jetzt in Europa und Amerika um den Preis des Fortschrittes ringen. — Mögen wir uns mit der verzweifelten Hoffnungslosigkeit des gelehrten Botanikers einverstanden erklären oder ihr widerstreiten, mögen wir eine wirklich lebenskräftige Wiedergeburt dieses einst so schönen Landes in das Reich der Träume zählen, oder sie immer als eine wenn auch erst in ferner Zeit erreichbare Möglichkeit ansehen, das ist gewiß, dies Griechenland, wie es sich in diesem Augenblicke uns darstellt, ist noch lange nicht jene einst so sehnlichst herbeigewünschte vielgefeierte Wiedergeburt, ja bis jetzt sind kaum die allerersten Keime zu einer solchen vorhanden. Und dies drückende Bewußtsein, daß die heutigen Zustände bisher noch sogar keine innere Entwicklungsfähigkeit zeigen, dies ist es, was das unglückliche Land politisch in ewiger Unruhe und Gährung gefangen hält.«

Im ersten Abschnitte des Werkes verweilt der Verfasser hauptsächlich bei Athen und dessen Merkwürdigkeiten. »Der erste Eindruck der Stadt,« äußert er, »war verstimmend und wohlgeeignet, alle träumerische Illusionen von einem raschen Aufblühen des neuen Griechenlands zu zerstören. Die Häuser sind sehr eng und niedrig, meist einstöckig, zum größten Theil ohne Fenster; hölzerne Läden schließen bei schlechtem Wetter und in der Nacht die Oeffnungen, die als Fenster dienen. Die Straßen, selbst die Hauptstraße, sind ganz entsetzlich schmutzig, denn sie sind alle ungepflastert. Es überfiel mich eine

namenlose Trauer. Ich dachte an Rom. Rom ist auch nicht mehr so groß, wie seine Vergangenheit; aber es hat ein glanzvolles Mittelalter, und auch jetzt steht es im Wesentlichen mit der ganzen europäischen Bildung auf gleicher Höhe. Wie ganz anders hier! — Die Alten (fährt dann der Verfasser fort) bezeichnen Athen als die volkreichste Stadt von ganz Griechenland. Xenophon sagt in den Denkwürdigkeiten des Sokrates (III., 5), Athen allein habe so viel freie Bürger wie ganz Böotien. Dennoch ist nach Böckh's und Leake's ausführlichen Untersuchungen die Einwohnerzahl Athens, die Sklaven mit eingeschlossen, schwerlich jemals über zweimalhunderttausend Seelen hinausgegangen. Prachtvoll oder gar palastreich wie mittelalterliche und moderne Städte war das alte Athen ganz gewiß nicht. Allerdings standen auf allen Straßen und Plätzen gewaltige Tempel, Heiligthümer, Säulenhallen, Statuen und Altäre; in der Nähe der Stadt waren schattige Haine und Spaziergänge, ja wir hören sogar von grünen Weiden und Platanen, mit denen der Markt bepflanzt war. Aber wie der Bürger nur dem Staate gehörte und das Privatleben fast ganz und gar im Staatsleben aufging, so verbot auch die alte Sitte Glanz und Behaglichkeit der Privatwohnungen; der künstlerische Bau gehörte nur dem Tempel und den Staatsbauten. Die Wohnhäuser waren meist unansehnlich aus ungebrannten, an der Luft getrockneten Lehmziegeln gebaut und, wie die Häuser von Pompeji und Herkulanum, von geringem Umfange; im obern Stockwerke hingen häufig auf die Straße Erker und Balkone herüber; und vorspringende Treppen und Geländer und Thüren, die nach außen geöffnet wurden, beengten die Straßen. Das neue Athen liegt durchaus auf dem Grunde des alten. Es ist wohl hauptsächlich vom Könige Ludwig von Bayern ausgegangen, daß grade Athen die Hauptstadt des neuen Königreichs wurde. Diese sentimentale Romantik war aber entschieden ein politischer Mißgriff. Das alte Athen siedelte sich hier an, weil alle ältere griechische Städte aus Furcht vor den Einfällen der Seeräuber sich in einiger Entfernung vom Meere, landeinwärts, auf steilen Höhen ansiedelten. Heute fällt diese Ursache weg. Griechenland ist wesentlich auf die See angewiesen. Es zeigt von der hohen Weisheit Capodistria's und der Venetianer, daß sie zunächst Nauplia, das schöne, mit einem herrlichen Hafen versehene, zu ihrem Regierungssitz wählten.«

»Nichtsdestoweniger ist das neue Athen bis jetzt rasch aufgeblüht. Es hat einige zwanzigtausend Einwohner und nimmt einen stattlichen Flächenraum ein. Zwei Hauptstraßen, die sich in ihrer Mitte rechtwinklich durchschneiden, durchlaufen die ganze Länge und Breite der Stadt. An diese setzt sich dann das übrige wirr durch einander geschlungene Straßengeäder. Die eine dieser Hauptstraßen, die Hermesstraße, geht von Westen nach Osten; sie ist die unmittelbare Fortsetzung der vom Piräus kommenden Landstraße, und mündet in den großen freien Platz, der eine hübsche Gartenanlage vor der königlichen Residenz bildet: sie wäre in moderner Weise ganz geradlinig, wenn nicht an der innern Stelle eine kleine malerische altbyzantinische Kirche vorspränge und durch diesen Vorsprung eine leise Biegung der Straße veranlaßte. Die andere Hauptstraße läuft von Norden nach Süden. Sie heißt die Aeolusstraße, weil ihr südlicher Ausgangspunkt der unter der Akropolis liegende, aus der Römerzeit stammende Thurm der Winde, der Thurm des Aeolus ist. Diese Straße ist uneben, aber durchaus geradlinig; von jedem Punkte aus sieht man die Mauern der Akropolis. Hier ist das eigentlich moderne Athen.

Es gibt zwar auch hier noch genug schmutzige Hütten, aber dennoch ist die große Mehrzahl der an diesen beiden Straßen liegenden Häuser zweistöckig, sogar zuweilen elegant und sauber. Hier gibt es Glasfenster und zweiflüglige Hausthüren, oft auch Altane, über die dann gewöhnlich ein stumpfwinkliger Seitengiebel vorspringt. Dies sind die Straßen der Kaffeehäuser und Kaufläden. Die Häuser der fremden Gesandten und die öffentlichen Staatsgebäude, die Ministerien, die Bank, die Universität liegen vom städtischen Verkehr entfernter auf freien, zum Theil noch nicht ganz ausgebauten Plätzen, die sich vom nördlichen Ende der Aeolusstraße bis zum königlichen Schlosse hinziehen. Das königliche Schloß ist groß und massenhaft, und die Marmor- und Farbenpracht der innern Räume fast verschwenderisch; das Aeußere aber ist nüchtern, kasernenartig. In dieser Umgegend ist das fashionable Westend des neuen Athen.«

»Im innern Theil der Stadt ist freilich ein wüster Knäuel von kurzen, krummen und engen Gassen. Es ist schwer, sich hier durchzuwinden. Da ist nichts mehr von Sauberkeit, von zweistöckigen Häusern mit Fenstern und Altanen; überall sind nur elende Hütten und Baracken, dürftig zusammengesetzt aus vier übertünchten, mit einem leichten Ziegeldach überdeckten Mauern; einige Oeffnungen mit hölzernen Läden dienen als Thür, Fenster und Schornstein. Straßenpflaster sind natürlich hier eben so wenig vorhanden, als in den beiden Hauptstraßen; hat es also geregnet oder wirbelt während des Sommers in Athen, das ohnehin sehr von scharfen Windzügen heimgesucht wird, der Staub recht hoch, so ist für diese armen Troglodyten ein ganz entsetzliches Dasein. In diesem Jammer machen die hochtrabenden Straßennamen, die an allen Ecken und Enden angeschlagen sind, einen fast burlesken Eindruck. Wo sich etwa die Lage der Straßen auf bekannte Oertlichkeiten des alten Athen zurückführen läßt, da wandelt man auf einer Straße des Bouleuterion, der Poikile, der Eponymen, der Tripoden, des Areopag; oder wo dies nicht der Fall ist, auf einer Straße des Perikles, des Phidias, Praxiteles, Aeschylus, Sophokles oder Euripides. Das ist ganz derselbe lächerliche Bettelstolz, der auch die Taufnamen der neugeborenen Kinder größtentheils einem Achilles, Perikles oder Epaminondas entlehnt.«

Sogleich nach der Ankunft in Athen besuchte der Verfasser die **Akropolis.** »Wie die Alten Athen Hellas in Hellas nannten,« bemerkt er, »so ist die Akropolis Athen in Athen. Sie ist der Inbegriff alles Höchsten, was der menschliche Geist an Bau- und Bildwerken geschaffen hat, und sie ist dies heut um so mehr, da außer dem Theseustempel und dem zierlichen Mal des Lysikrates in der Stadt selbst keine echt griechische Bauwerke mehr erhalten sind. Ich war seit Jahren vertraut mit allen Wunderwerken, die hier meiner warteten. Und dennoch! dennoch war mein Gefühl bei dem ersten Anschauen ein sehr getheiltes. Wir haben uns so sehr gewöhnt, bei dem erhabenen Namen der Akropolis immer nur an die großen Bauten und Bildwerke des Perikles und Phidias zu denken, daß wir darüber die Festungsmauern, die diese Bauten umgeben, in unserem Phantasiebilde fast gänzlich vergessen. Die meisten Abbildungen, die von der Akropolis im Umlaufe sind, sind der landschaftlichen Wirkung halber immer nur von der Westseite aufgenommen. Dort freilich treten jene Festungswerke fast gänzlich zurück, und Tempel und Bildsäulen werden uns wie auf einem Präsentirteller entgegengetragen. Jedoch diesen freien Blick haben wir eben nur auf der West-

seite, in der Nähe der Pnyx, die die Stätte der alten Volksversammlungen war, auf dem Nymphenhügel und auf der piräischen Straße. Und nun erzeugt sich für Den, der die Oertlichkeiten Athens nicht ganz genau kennt, gewöhnlich die Vorstellung, als throuten diese Tempel majestätisch über der Stadt, Allen sichtbar und Allen eine eindringliche Mahnung an die Macht der Götter und an den Glanz der Stadt, die diesen Göttern solche prachtvolle Tempel geschaffen. Aber diese Vorstellung ist durchaus falsch. Von der Stadt aus erscheint die Akropolis nur als ein vorwiegend militärischer Bau; die Propyläen und der Niketempel sind ganz von den Festungsmauern verdeckt, und vom Parthenon und vom Erechtheion, das der Stadtseite zugekehrt ist, ragen nur der Dachstuhl und die oberen Enden ihrer Säulen kärglich herüber. So aber ist es nicht etwa blos heute; so war es auch im Alterthum. Freilich sind diese Mauern, wie sie dastehen, besonders in ihren oberen Theilen, erst aus dem Mittelalter und aus der Zeit der türkischen Herrschaft; aber einzelne Stücke, die unzweifelhaft alt sind, zeigen mit Sicherheit, daß die Mauern auch im Alterthum mindestens eben so hoch waren. Das neue Athen steht genau auf der Stelle des alten. Es ist gewiß, auch der Athener des Perikleischen Zeitalters sah nur von der Gegend der Pnyx und von den entfernteren Stadttheilen des äußern Keramikos die strahlende Herrlichkeit seiner Tempel; in den belebtesten Gegenden des städtischen Verkehrs sah er auch Nichts, als diese äußeren Festungswerke. — Ich gestehe, daß mich dieser Eindruck zuerst überraschte; und es mag wohl nur wenige Reisende gegeben haben, die nicht in ähnlicher Weise hierin eine Art von Enttäuschung gefühlt hätten.«

»Der Hügel der Akropolis erhebt sich etwa 350 Fuß hoch am südlichen Ende der Stadt. In der ältesten Zeit war er die Stadt selbst; erst unter Theseus breiteten sich die Wohnungen am Fuße des Hügels aus, weshalb das spätere Athen auch die Stadt des Theseus genannt wurde. Auf der Nord-, Süd- und Ostseite steigt er mit steilen und unerklimmbaren Felswänden jäh empor. Nur gegen Westen ist er von dieser natürlichen Befestigung entblößt. Diese Westseite ist daher, wie heutzutage, so auch im ganzen Alterthume immer der gewöhnliche Aufgang zur Akropolis gewesen. Jetzt ist der Eingang mit mittelalterlichen und türkischen Mauerwerken verbaut, und nur durch eine enge Seitenpforte gelangt man in das Innerste des Allerheiligsten. Wir gehen durch diese Pforte und stehen nun vor der großen und breiten Treppe, auf deren Höhe uns oben als ihr natürlicher Abschluß die Propyläen entgegentreten, das festliche Eingangsthor, das die Griechen des Perikleischen Zeitalters zur Betretung der Akropolis ladete. Diese Propyläen, in der Mitte das große Thor, von dem das Brandenburgische Thor in Berlin nur ein sehr schwaches Abbild gibt, und zur Seite die gewaltigen Seitenflügel, von denen, der künstlerischen und militärischen Doppelbestimmung der Akropolis entsprechend, der eine ein Waffenmagazin, der andere ein Pinakothek oder Gemäldegallerie war, gehören zu den vollendetsten Bauten der vollendetsten Kunstblüthe. Aber die Säulen sind verstümmelt, das Dach zertrümmert; ein häßlicher mittelalterlicher Festungsthurm stört den einheitsvollen Eindruck; die Treppen sind in vereinzelte Bruchstücke auseinander geschleudert. Und der durch die Bemühungen von Roß und Schaubert aus den alten Trümmern wieder aufgebaute zierliche Niketempel, der vor den Propyläen steht, dient nur dazu, uns das Gefühl recht lebhaft zu machen, was für eine unendliche Welt der Schönheit

uns hier für immer verloren ist. Durch die Propyläen geht es nun an regellos auseinander geschichteten Bautrümmern vorüber zu dem Parthenon, dem schönsten und größten Tempel des Alterthums. Wohl erfüllen uns diese hochaufstrebenden Säulen und die Gesimse des Daches und der Decke durch ihre schönen Formen mit Bewunderung und Entzücken; aber auf den ersten Anblick vermag die Phantasie nicht, aus der gräßlichen Verstümmlung, der auch dieser Bau unterlegen ist, sich lebendig das Ganze wieder in seiner vollen Herrlichkeit herzustellen. Die Säulen, jetzt des Daches, der Deckenbalken und zum Theil der Capitäler beraubt, ragen klagend in die blaue Luft hinein, und ringsum liegen auf dem Boden des innern Tempelraumes die schönsten Baustücke wüst durcheinander; ein schaudererregendes Schlachtfeld, auf dem die verstümmelten Leichen und Glieder nur Klage und Entsetzen erregen. Man mag diese Zertrümmerung noch so oft in Bildern und Büchern gesehen und gelesen haben; hier an Ort und Stelle wirkt sie in einer Weise ergreifend, wie ich es nimmer gedacht hätte. Die Phantasie arbeitet und arbeitet, diesen ersten niederschlagenden Eindruck zu überwinden; es gelingt ihr nicht. Sie erwartete Erhebung, sie findet nur Druck; sie erwartete Lösung von Räthseln, die sie bis dahin beschäftigt hatten, sie findet statt der Lösung nur neue Räthsel und verzweifelt fast daran, hier jemals zur Klarheit und zum Genuß zu kommen. Kaum fand ich Stimmung, noch hinüber zu dem wunderbar zierlichen Erechtheion zu gehen. Die ionischen Säulen dieses Erechtheions sind so leicht und anmuthig, das Ganze so schlank und zierlich, in allen Einzelnheiten so durchgebildet und feingegliedert; und fragt man nun, wie die einzelnen Theile dieser zwei Zellen mit ihren doppelten Seitenflügeln unter sich zusammenhangen, so haben wir auch hier wieder nur Fragen, und Niemand weiß uns eine bestimmte Antwort zu geben.«

Die später folgende ausführliche geschichtliche und archäologische Darstellung der Kunstdenkmäler auf der Akropolis gehört nicht hierher; dagegen möge, was Athen überhaupt betrifft, noch Einiges aus der Beschreibung eines Spazierganges, den der Verfasser in der Umgegend der Stadt machte, hier wieder gegeben werden. Der Weg führte nach dem, neben der piräischen Straße sich ausbreitenden Olivenhain, »der uns,« so erzählt er, »bei der zunehmenden Hitze in der baumlosen Gegend kühlenden Schatten bot. Wie still und friedlich war es hier! Nur hie und da ein einzelner Arbeiter, der seine Gemüsepflanzungen baute; dafür aber viel Nachtigallenschlag, denn die Nachtigallen scheinen diesen Hain heut noch grade so zu lieben, wie im Alterthum. Wir gingen den mannigfachen Grabenwindungen nach, in denen die schweifenden Wässer des Kephissos, wie sie bei Sophokles heißen, nach einer Art von kunstreichem Systeme die ganze Trift berieseln. Und der Gau von Kolonos, der schon im Alterthum durch seine Fruchtbarkeit und durch den üppigen Wuchs seiner Oelbäume und Platanen berühmt war, ist auch heute noch der fruchtbarste Theil der attischen Ebene. Sein saftiges Grün sticht wunderbar lieblich ab gegen die Kahlheit der übrigen Gegend. — Wir hatten uns in diesem Gewirre der Graben und Hecken verirrt, falls sich Jemand verirren kann, der sich keinen bestimmten Zielpunkt gesetzt hat. Es war uns daher eben recht, als wir dann unerwartet drei oder vier Häuser entdeckten, von denen wir sehr bald das eine als ein Ergastirion, d. h. als eine Schenke, erkannten. Die Bauart war, wie bei allen griechischen Hütten, möglichst ursprünglich. Vier Mauern, darüber ein leichtes Ziegeldach; eine Thür und einige mit

Läden verschließbare Fenster — das ist Alles, was der ärmere Grieche von seiner Wohnung fordert. Keine Glasscheiben und kein Schornstein; keine Decke und keine Dielen; der Fußboden ist einfach abgeplättet; in der Mitte aber oder an einer Seitenecke ist er mit zwei oder drei Steinen gepflastert, die einem fast ewig brennenden Feuer als Heerd dienen. Hier in unserem Ergastirion war sogar noch ein Luxusbau. Im Hintergrunde erhob sich ein hölzerner Söller, zu dem eine Leiter hinaufführte. Dort war die Schlafstätte. Unter dem Söller aber lagen vier stattliche Fässer. Einige Männer saßen in landesüblich orientalischer Weise mit untergeschlagenen Beinen auf einem bunten Teppich, der über einen Theil des Fußbodens gebreitet war. Sie rauchten ihre Papiercigarren und schwatzten und waren froh, als der Wirth, der schon öfters mit Fremden verkehrt hatte, mit uns einige Worte italienisch und französisch radebrechte. Er lieferte ihnen durch das, was wir ihm von unserem Namen, Vaterland und Reisezweck sagten, willkommenen Stoff zu neuer Unterhaltung. Der Wein lockte mich. Aber es erging mir auch hier, wie es mir bisher noch immer mit dem griechischen Wein ergangen ist. Er ist für mich fast ungenießbar; denn er ist stark mit Harz vermischt. Es ist sicher, daß die Alten gleichfalls diese Gewohnheit hatten; das lehrt uns schon der mit einem Pinienapfel gekrönte Thyrsus des Dionysos. Aber mein Gaumen ist nicht Alterthumsenthusiast genug, um sich dieserhalb zu bekehren. Nachdem wir uns ausgeruht hatten und unsere Wanderung fortsetzten, kamen wir nach wenig Minuten in einen schönen Cypressengarten. Durch alle Jahrhunderte hindurch hat sich die Ueberlieferung erhalten, daß dies der Platz der alten Akademie ist, und alle Nachrichten, die wir von der örtlichen Lage dieses berühmtesten Gymnasiums der Athener besitzen, bestätigen diese Kunde. Wo einst prächtige Heiligthümer standen, wo die schönste Blüthe der athenischen Jugend die angeborne Körperschönheit lustig durch gymnastische Uebungen stählte, und wo von den Lippen des Platon die höchste Weisheit der Griechen in lieblicher Rede ertönte, da ist jetzt nur ein einsames Landhaus, dessen Mauerwerke mit werthlosen Skulpturfragmenten geschmückt sind. Aber das dunkle Grün der melancholischen Cypressen und die lautlose Stille, die hier waltet, stimmt zu dem wehmüthigen Ernste, der uns überkommt, wenn wir hier unwillkürlich an den erschütternden Gegensatz des glänzenden Einst und des traurigen Jetzt denken müssen.«

Einige wenige Bruchstücke aus der Beschreibung der Reise, welche der Verfasser von Athen aus über den Isthmus von Korinth nach dem Peloponnes und sodann nach Nordgriechenland unternahm, mögen den Schluß bilden.

»Megara, einst durch die vollendetsten Werke von Praxiteles, Skopas und Lysippus geschmückt, besitzt jetzt nichts mehr als ein Paar verstümmelte römische Kriegerfiguren, einige bereits bekannte alte Steininschriften und kleine Terracottafigürchen, die die Einwohner gelegentlich auf den Feldern finden und emsig dem Fremden zum Verkauf bieten. Unmittelbar hinter Kalamaki, einem Städtchen von wenigen Häusern, beginnt der korinthische Isthmus. Dieser besteht aus kahlem Kalkmergel; nur niedriges Fichtengestrüpp bedeckt ihn. An der breitesten Stelle ist er etwa eine deutsche Meile breit; aber von keinem einzigen Punkte übersieht man zu gleicher Zeit beide Meere. Am westlichen Ende des Isthmus erheben sich jäh aus der Ebene die gewaltigen Berggipfel von Akrokorinth. Nur die Mauertrümmer des alten Poseidontempels erinnern noch an

den Glanz der isthmischen Spiele. Bedeutsam aber scheint mir eine Thalschlucht, die in der Nähe des alten Tempelbezirks liegt. Sie ist etwa fünfzig Fuß tief und eine Stunde lang; ein kleiner Bach durchrieselt sie. An der Westseite, die dem Tempel zugekehrt ist, ist sie eng, gegen Osten aber erweitert sie sich und bietet hinlänglich Raum für ein kleines Fruchtfeld, das ein Bauer emsig bepflügte. Das heutige Korinth ist eine kleine, eben erst wieder erstehende Stadt von wenig tausend Einwohnern. Nur sieben Säulen eines uralten dorischen Tempels zeugen von der einstigen Pracht und Herrlichkeit. Unterhalb der Stadt, nach dem Meere gelegen, ist eine wunderbar schöne, von saftigem Epheu an allen Seiten reich umschlossene künstliche Grotte mit rieselndem Quellwasser, die vor der Zeit des griechischen Befreiungskrieges zu den Gärten des reichen und edlen Kiamilbei gehörte. Akrokorinth erhebt sich 1770 Fuß gerade aus der Meeresfläche heraus, und oben an seiner Spitze breitet es sich aus zu einem eigenen großen, mehr als eine Stunde umfassenden Hochlande, das wieder seine besonderen Berge und Ebenen hat. Alle Zeiten haben hier ihre Geschichte in Steinschrift gegraben. Noch erquickt uns der frische Quell der Pirene, an der einst Bellerophon den Pegasus einfing; und vereinzelte Säulenstücke gemahnen uns an die einstige Pracht des alten Tempels der Aphrodite. Ringsherum um den ganzen Berg laufen die mächtigen Zinnen und Thürme der stolzen Venetianer, und wüste Schutthaufen erzählen uns von den zerstörten Häusern, Moscheen und Bädern der Türken, die sich hier eine eigene kleine Stadt erbaut hatten. Nur fünf alte Invaliden bilden die dürftige Bewachung. Das kleine Städtchen da unten zu unseren Füßen, das sich erst seit einigen Jahren wieder mühsam aus der Zerstörung des Türkenkrieges aufrafft, das ist dasselbe einst so stolze Korinth, dessen Reichthum und Ueppigkeit einst alle Städte der Welt überstrahlte; und diese beiden gewaltigen Meere, die jetzt so still und öde sind, daß man kaum hie und da eine vereinzelte Fischerbarke erblickt, und die nur alle vierzehn Tage einmal ein Dampfschiff des österreichischen Lloyd tragen, das sind dieselben Meere, auf denen einst der Welthandel von Korinth und Sikyon herrschte. Die schreckliche Verwilderung des Bodens hat die Luft verpestet; Korinth ist einer der gefährlichsten Fieberorte von ganz Griechenland. Seit einigen Jahren sind zwei deutsche Aerzte dort, die alle beide ihr reichliches Einkommen finden; sie verlassen Korinth in den nächsten Wochen; sie und ihre Familien verzehren sich hier in unausgesetzten Fieberanfällen. Nur die großartigsten Colonisirungen könnten hier durchgreifen. Aber die Griechen hassen die Fremden und wissen alle Versuche umfassender Ansiedlung immer erfolgreich zu hintertreiben. Im Jahre 1846 wollte ein bayerischer Artillerie-Hauptmann Hütz auf dem Isthmus ein deutsches Dorf gründen. Das Ministerium hatte die Einwilligung gegeben, die Auswanderer rüsteten sich in Bayern bereits zum Abzug, die meisten Häuser waren schon fertig; da kam das Colonisationsgesuch vom Ministerium an die Kammer, diese versagte die Genehmigung. Die Häuser verfallen jetzt nutzlos in Trümmer, ohne daß sie jemals bewohnt waren! Uebrigens haben wir Deutschen gar keine Ursache, es zu beklagen, daß neuerdings die Auswanderungen nach Griechenland aufgehört haben. Die Erfahrung hat nun einmal gezeigt, daß alle bisherige Ansiedelungen dort noch immer mißlangen.«

»Argos ist ein hübscher freundlicher Ort, so weit niedrige Lehmhütten ein freundliches Ansehen gestatten. Im Khane, in dem wir schliefen, mußten wir oben die Ziegellücken mit Tüchern und Decken verstopfen, um uns nur einigermaßen vor dem Zugwinde zu schützen. Am folgenden Morgen brachte uns ein Ritt von anderthalb Stunden nach Tiryuth. Tiryuth ist eine der allerältesten Städte Griechenlands, obschon nicht so alt wie die argivische Feste Larissa. Die Akropolis, von der allein noch Reste vorhanden sind, liegt auf einem Hügel, der schwerlich viel über dreißig Fuß hoch und nur wenige hundert Schritte von der offenen Seeküste entfernt ist. Diese unsichere Lage gebot also die höchste Kunst der Befestigung. Und wahrlich! die Mauern von Tiryuth waren in dieser Hinsicht das Großartigste in der Welt. Dicht unter Tiryuth liegt eine Musterwirthschaft, die Capodistria anlegte. Sie ist verfallen. Nicht weit davon entfernt, auf dem Wege nach Argos, ist ein Dorf Neutiryuth; freundliche deutsche Bauernhäuser, gegründet von schwäbischen und bayerischen Einwanderern; auch dieses ist bereits wieder von seinen Bewohnern verlassen. Der angeschwemmte Küstengrund ist schlammig und sumpfig; die Fieberluft läßt keine dauernde Ansiedelungen aufkommen. Eine schöne mit Maulbeerbäumen bepflanzte Straße führt nach Nauplia. Nauplia, sagt man, hat durch die Verlegung der Residenz nach Athen viel verloren; trotzdem ist es noch immer ein hübsches, für griechische Verhältnisse sehr civilisirtes Städtchen, in seinem äußern Aussehen an die kleinen Seestädte von Mittel- und Unteritalien erinnernd. Oben auf der hochgelegenen alt-venetianischen Felsenfestung Palamidi thront ein deutscher Landsmann, der Hauptmann Stellwag, ein alter Philhellene, als Festungscommandant. Im Kreise seiner liebenswürdigen Familie verweilten wir einige glückliche Stunden.«

»Tripolitza oder Tripolis, die Dreistadt, bezeichnet sich schon durch ihren Namen als die moderne Vereinigung der altarkadischen Städte Tegea, Mantinea und Pallantion, zwischen denen sie mitten inne liegt. Megalapolis aber ist jener großartige städtische Mittelpunkt Arkadiens, dessen Gründung von Epaminondas ausging, als dieser nach der Vernichtung von Sparta's Oberherrschaft im vierten Jahrhundert Messene wieder herstellte und Arkadien zu einem geordneten Gemeinleben führte, um Sparta ringsum mit starken und mächtigen Gegnern zu umschließen. Ueberreste von diesen alten Städten sind nicht mehr viele vorhanden; nur hie und da noch, wie namentlich in Mantinea, die alten Ringmauern und in Megalapolis die in den Fels gehauenen Sitzreihen des Theaters, das Pausanias als das größte von ganz Griechenland bezeichnet. — Wer Arkadien nicht blos aus den süßlichen Erfindungen einer veralteten Schäferpoesie, sondern aus den wirklichen Thatsachen der Geschichte und Geographie kennt, der weiß zur Genüge, daß Arkadien ein ziemlich rauhes Gebirgsland ist. Der Temperaturunterschied gegen die umliegenden Küstenlandschaften ist sehr bedeutend. In den Hochebenen von Tripolitza und Megalapolis, von denen freilich die ersten beinahe zweitausend, die letztern vierzehnhundert Fuß über dem Meere liegen, war gegen Ende April eine Kälte zum Erstarren; im Winter ist überall reichlicher Schneefall. Daher ist Arkadien, besonders mit dem durstigen Argos verglichen, sehr wasserreich. Die Vegetation ist eine fast nördliche. Im Alterthum waren die Berge dicht bewaldet; wilde Thiere, besonders Wölfe und Bären,

hausten in diesen Wäldern, wie ja der arkadischen Artemis der Bär geweiht ist; und auch heute noch hat Arkadien wunderbar schöne uralte Eichen, Platanen und Tannen, blumenbedeckte grünende Wiesen und eine Fülle lieblich schmetternder Nachtigallen, wie deren nirgends anders so viele vorhanden sind. Als rauhes Gebirgsland galt Arkadien zwar schon im Alterthum nicht für besonders fruchtbar, aber nichtsdestoweniger hegte es den Ackerbau mit der liebendsten Sorgfalt; überall sehen wir noch an den Berghalden alte Terrassen, die davon zeugen, wie emsig jedes kleinste Stück tragbaren Ackers benutzt ward. Jetzt aber ist Arkadien wieder vorwiegend Weideland. Man kann Tagelang reiten und man sieht keinen einzigen Menschen, als hie und da einen einsamen Hirten. Eingehüllt in seinen kurzen zottigen Schafpelz, den Kopf mit dem rothen, von einem weißen Tuch turbanartig umwundenen Feß bedeckt, den langen, oben in kühner Schwingung gekrümmten Schäferstock, die sogenannte Mangura, in Händen, lebt er Tag und Nacht den größten Theil des Jahres mit seinen Hunden, Schafen und Ziegen in Wäldern und Feldern, von Nichts lebend, als von selbst bereitetem Brote und Käse und dem frischen Bergquell. — Messenien ist unbedingt die lieblichste Landschaft Griechenlands; sie hat am meisten südländisches Wesen, und der Gegensatz gegen Arkadien wird sogleich sehr fühlbar. Ueberall grüne üppige Getreidefelder, durch die unser Führer in ächt griechischer Rücksichtslosigkeit mitten hindurch reitet. Mauromati ist eine Ortschaft von einigen wenigen dürftigen Hütten. Dort übernachteten wir. Die ganze Bevölkerung, Männer und Frauen und Kinder, umdrängte uns; Einzelne, um uns alte, aber größtentheils ziemlich werthlose Münzen zum Verkaufe anzubieten, die Meisten aber aus reiner und unverhehlter Neugier. Der Inhaber des Khan ist der Pappa, d. h. der Geistliche des Ortes; ein junger Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, mit langem schwarzem Barte und einem sehr gutmüthigen, aber fein geschnittenen, fast an das griechische Profil erinnernden Gesichte. Er war sehr zuthulich zu uns und zeigte uns mit Stolz seine Bücher. Es waren ein paar in Athen und Venedig gedruckte Gebetsammlungen und Liturgien. Nicht einmal ein neues Testament war darunter. Ein deutscher, ja selbst ein italienischer Dorfpfarrer würde sich doch wundern, wenn er zufällig einmal einem solchen griechischen Amtsgenossen begegnete. Gymnasial- oder gar Universitätsbildung ist bis jetzt für einen solchen Geistlichen durchaus nicht erforderlich; sein ganzes Wissen und Können besteht in nothdürftigem Lesen und Schreiben und im näselnden Nachsingen der vorgeschriebenen Kirchengesänge. Dies erlernt er, indem er einige Monate zu einem andern Pappa in die Lehre geht. Der Pfarrer und die Pfarrerin treiben bäurische Feldarbeiten, wie alle übrigen Bauern; sie unterscheiden sich von den Anderen nur dadurch, daß ihr Haus meist zugleich der Khan des Dorfes ist. Wer sollte es für möglich halten? Unser Pappa hatte noch niemals eine Uhr gesehen, und war ganz erfreut, als er zufällig die Uhr unseres Führers bemerkte. Diese Griechen sind so einfach und ursprünglich, daß sie die Zeit einzig und allein nach dem Höhenstande der Sonne messen. Eine Uhr ist das beneidete Vorrecht der Franken. Lord Elgin schenkte den Athenern zum Ersatz für die geraubten Parthenonswerke eine Thurmuhr. Noch heute kann sich außer Athen nur Livadia in Böotien eines solchen Besitzthumes rühmen.

Früherhin trat auch Tripolitza in die Schranken. Jetzt aber ist die Uhr von Tripolitza schadhaft geworden und wird schwerlich jemals wieder in Stand gesetzt. Es müßte ja zu diesem Behufe ausdrücklich ein Uhrmacher aus Athen geholt werden.«

»Solche Züge beweisen am deutlichsten, wie ganz entsetzlich weit die heutigen Griechen noch immer selbst von den gewöhnlichsten und alltäglichsten Formen und Sitten der gebildeten Welt entfernt sind. In heutiger Zeit kann man solche Zustände nicht mehr patriarchalisch nennen, sie sind barbarisch.«

Zur Geschichte der Kaschmirshawls.

Von

J. M. Cayla.

Vor der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die Kaschmirshawls wenigstens im christlichen Europa beinahe etwas ganz Unbekanntes; so daß die prächtigen Shawls, mit denen die 1785 nach Paris gekommenen Gesandten Tippo Saib's geschmückt waren, von den Hofdamen in Versailles kaum bemerkt oder beachtet wurden. Doch hatten bereits zuvor Duplrix und Lally-Tolendal, Gouverneurs von Pondichery, Shawls nach Paris geschickt. Man erzählt selbst, daß eine Wäscherin der Königin Marie Antoinette einen Kaschmirshawl aus Spanien mitgebracht und im Tragen desselben so viel Grazie und Eleganz zu entfalten verstanden habe, daß sie die Aufmerksamkeit der Königin auf sich gelenkt. Die Königin sagte ihrer Vertrauten, der Frau von Polignac, davon; diese fand den Shawl zwar ebenfalls sehr schön, meinte jedoch, ein solcher Putz schicke sich nicht für den Hof, sondern müsse den bürgerlichen Schönen überlassen bleiben, und die Königin stimmte ihr bei.

Im J. 1788 übersandte Legoux de Flair, der die Kostbarkeit und außerordentliche Feinheit des Kaschmirgewebes in Indien zu schätzen gelernt hatte, einer seiner Verwandten einen ächten Shawl dieser Art zum Geschenk. Als er nun ein Jahr nachher mit seiner schönen Cousine in Paris zusammentraf, fragte er sie, ob der Shawl nach ihrem Geschmack gewesen sei.

»Der Shawl?« entgegnete sie etwas betroffen.

»Nun ja, der schöne Shawl, den ich Ihnen von Pondichery schickte.«

»Ach so! Sie meinen gewiß die bunte Decke, die ich von Ihnen erhalten?«

»Eine Decke!« rief Legoux de Flair beinahe entrüstet aus. »Wissen Sie, Cousine, daß dieser Shawl mir 1200 Rupien, also so viel wie 3000 Livres gekostet hat?«

»3000 Livres!« wiederholte die Dame und machte große Augen.

»Was haben Sie denn damit gemacht, Cousine?«

»Ich habe den Stoff als Unterfutter benutzt. — Freilich hätte ich so etwas ahnen können . . .«

Legoux de Flair fiel fast in Ohnmacht, als er von einer solchen Profanation hörte.

Seitdem mußte seine Cousine, so oft sie mit ihm zusammentraf, Vorwürfe von ihm hören, daß sie sein kostbares Geschenk zu Unterfutter verwendet habe.

Ein ähnliches Mißgeschick wie Legoux de Flair hatte ungefähr um dieselbe Zeit der damalige holländische Gouverneur von Chinsura, in Bengalen. Seine in Europa zurückgelassene Familie hatte ihn gebeten, ihr doch einige Seltenheiten aus Indien gelegentlich zu senden. Er schickte zwei Kaschmirshawls von hohem Werthe. Nach Ankunft derselben in Holland hielten Frau und Töchter des Gouverneurs Berathung, wie sich die Stoffe am zweckmäßigsten möchten benutzen lassen, und der Beschluß fiel dahin aus, sie als Unterlagen unter den Tischtüchern zu gebrauchen.

Ein französischer Offizier, der die Expedition nach Egypten mitmachte, übersandte einer Anverwandten ebenfalls einen schönen indischen Shawl, den er in Cairo für 2500 Francs gekauft hatte. Nach seiner Heimkehr erfuhr er von der jungen Dame, daß ihr der Shawl als Teppich diene. Er beschränkte sich darauf, ihr in prophetischem Ton zu sagen:

»Noch ehe sechs Monate vergehen, werden Sie Ihren Teppich als Putz über die Schultern werfen.«

Seine Prophezeiung ging wirklich und zwar sehr bald in Erfüllung. Denn die Aspasien des Direktoriums, die nach Art der Griechinnen und Römerinnen sich kleideten, fühlten in ihren tief ausgeschnittenen Gewändern doch endlich das Bedürfniß, nach einer wenigstens leichten Umhüllung der etwas stark vortretenden Nuditäten, und dazu eignete sich nichts besser als der feine Kaschmirshawl. Kaum war die Mode aufgekommen, als sie mit außerordentlicher Schnelligkeit um sich griff und die Nachfrage nach solchen Shawls kaum befriedigt werden konnte. Die Modehändler ließen schleunigst Shawls aus der Türkei, Rußland, Persien und Indien kommen und zahlten, was dafür gefordert ward. Natürlich steigerten sich dadurch die Preise ins Enorme, was in Frankreich die erste Veranlassung zu Versuchen, die indischen Shawls nachzumachen, gab. Die Fabrikanten Bellangé, Collin, Renouard und Lupin waren die Ersten, welche 1801 derartige Versuche anstellten; allein das was sie Shawls nannten, waren nichts als zwei- oder dreifarbig durchwirkte Schärpen, die den Anforderungen der Mode wenig entsprechen konnten. In Wien gemachte Versuche gelangen schon besser; die von dort nach Paris eingesandten Gewebe waren freilich nur von Baumwolle, aber sehr buntfarbig und ungemein in die Augen fallend, so daß sie starken Absatz fanden.

Es entstand nunmehr der größte Wetteifer unter den französischen Fabrikanten mit Bezug auf diesen neuen Industriezweig; es wurden Versuche über Versuche gemacht, und namentlich die Firmen Bellangé, Lagorce, Bosquillon, Channebot und Hébert boten Alles auf, um die Schwierigkeiten zu besiegen, die sich dem Nachmachen der indischen Shawls in den Weg stellten. Im J. 1805 lieferten sie die ersten Wollshawls, bei denen die Kette von Seide war und welche vier bis fünf verschiedene Farben darboten. Auf der Ausstellung von 1806 wurde ein französischer Shawl von fünf Viertelellen Breite und Länge vorgelegt und allgemein bewundert. Die Gazeweber wurden bei der neuen Fabrikation gebraucht und in kurzer Zeit besaßen alle größere französische Städte Shawlfabriken. Die wichtigsten Verbesserungen in diesem Industriezweige gingen übrigens von dem berühmten Ternaux aus, der sogar die Kaschmirziege in Frankreich einführte

und es endlich so weit brachte, daß die s. g. Ternaux-Shawls gegenwärtig fast eben so hoch geschätzt werden, wie die ächten Kaschmirshawls, und dabei noch den Vorzug des wohlfeileren Preises haben.

Bei dem ältern Damencostüm wäre der Shawl eine Lächerlichkeit gewesen. Denn man denke sich eine junge Marquise am Hofe Ludwigs XV., mit ihrem gepuderten Haar, ihrem Spitzenschmuck und Reifrock, eingehüllt in einen Shawl erster Größe, und man wird zugeben müssen, daß dies eine wahre Carricatur gewesen wäre. Auch am Hofe Ludwigs XVI. gestattete der Damenputz eine solche Zugabe nicht, und welche Umstände es waren, unter denen der Shawl zuerst zu seiner Geltung kam, ist bereits oben erwähnt worden.

Die „Times," ihre Entstehung und Verbreitung.

Es ist eine in England anerkannte Thatsache, daß jeden Tag durch die mit Hunderttausenden von Buchstaben übersäeten Spalten dieser wichtigsten aller Zeitungen die Ansicht und Meinung der bedeutenden Mehrzahl des englischen Volkes ausgesprochen wird. Ob die öffentliche Meinung in England immer richtig war, ist eine Frage, deren Beantwortung nicht in den Rahmen des Bildes paßt, das wir in diesen Zeilen dem Leser zu geben gedenken. Wir erwähnen nur, daß die Times fast immer »Downright John Bull« d. h. der treue Spiegel der in England herrschenden Stimmung ist, mag diese gerecht oder ungerecht sein. Noch keinem Blatte ist es gelungen, sich so lange Zeit der öffentlichen Gunst zu erfreuen, kein Blatt hat eine solche Verbreitung wie die Times, deren Nummern täglich nicht allein in dem Vaterlande, sondern auch auf dem Continente, in Europa, ja auf dem ganzen Erdenrunde von Millionen Lesern durchflogen werden.

Die Art der Entstehung dieser riesigen Zeitung, die täglich so viel Lesestoff verbreitet, als ein starker Octavband umfaßt, bietet um so mehr Interesse, als keine Druckerei der Welt solche Massen gedruckten Papiers unablässig zu Tage fördert.

Wenn man Morgens 11 Uhr in das Etablissement der Times eintritt und in das untere »Neuigkeits-Zimmer« geht, wird man meistens einen eigenen Boten von der Dover-Eisenbahn mit wichtigen Depeschen der Pariser Correspondenz ankommen sehen. In unglaublich kurzer Zeit wird das mitgebrachte Manuscript in einer zweiten Ausgabe des Blattes gedruckt und ausgegeben. Alles ist in geschäftiger Aufregung, aber dabei in der größten Ordnung. Die Setzer werden aus dem »Ankündigungssaal« herbeigeholt, das Manuscript zerschneidet man in viele kleine Stücke, deren jedes nur 8 bis 10 Zeilen enthält und vertheilt es unter die Setzer. Sobald einer mit seinen paar Zeilen zu Ende ist, erhält er neuen Stoff. Columne auf Columne wird zusammengestellt, gelesen und corrigirt fast mit der Schnelligkeit des Gedankens. Der Ober-Aufseher überblickt noch einmal das Ganze und dann kommt es in die Presse.

Ueber eine schöne Stiege gelangt man in das »Neue Maschinen-Zimmer« und kann hier einen Prozeß in Augenschein nehmen, welcher zu den interessantesten und wichtigsten Erfindungen unseres Jahrhunderts gehört — den Druck auf verticaler Typenform. Die Times, wie jeder Leser derselben weiß, bildet eine Oberfläche von 4 Paginas auf jeder Seite. Im technischen Ausdruck machen 4 Paginas eine Form aus. Da zwei neue Maschinen da sind, so wird die äußere Form, welche aus den Paginas 1, 4, 5 und 8

besteht, auf die eine; die innere Form — Pagina 2, 3, 6, 7 — auf die andere Maschine gestellt. Jede Maschine hat in der Mitte eine große Walze, um welche 8 kleinere oder Druckwalzen laufen, und wenn nun die Form mit den Druckwalzen in Berührung kommt, so entstehen 8 Exemplare der Times mit jeder Rotation. Die gewöhnliche Masse, welche durch diesen Prozeß gedruckt wird, ist 10,000 Exemplare in einer Stunde; aber wenn es schon spät ist und man noch zum Abgang der Post zu rechter Zeit kommen will, so können auch 12,000 Exemplare in der Stunde oder 200 in der Minute fertig sein. Das Prinzip, durch welches eine solche Masse von Abdrücken gemacht wird, ist beinahe unendlicher Ausdehnung fähig. In der That könnte eine hinlänglich große Walze mit verhältnißmäßigem Apparate ebenso leicht 100,000 wie 10,000 Abdrücke in einer Stunde liefern. Diese von Applegeth erfundene Maschine wird nun seit 3 Jahren in der Druckerei der Times gebraucht und hat sich vollständig bewährt, da in dieser Zeit keine einzige Unterbrechung statt gefunden hat und manchen Tag 50,000 Exemplare gedruckt wurden. Beide Maschinen werden durch eine treffliche Dampfmaschine getrieben, welche Einfachheit und Ersparniß des Raumes verbindet und in der Minute 50 bis 200 Rotationen machen kann.

Da die Verbreitung der Times schon vor der Einführung obiger Maschine so gestiegen war, daß das Blatt oft erst um 11 oder 12 Uhr ausgegeben werden konnte, so wurde entweder die Anwendung der neuen Erfindung oder ein doppelter Satz nothwendig, um die stets wachsende Nachfrage zu befriedigen. Die Times ist jetzt in dem entferntesten Winkel von London schon Morgens vor 8 Uhr zu haben.

Zur Zeit, wann die erste Ausgabe verdaut ist, verläßt die zweite Ausgabe die Presse, und an der Masse der Leute, die darauf warten, kann man sehen, daß auch diese viel verbreitet ist. In der City wird sie viel gelesen wegen der Neuigkeiten vom Continente, wegen der Londoner Börsen-Kurse und wegen der telegraphischen und Schiffsnachrichten von Southampton und Liverpool, die sie immer enthält.

Die Times ist die erste Zeitung, welche man mit Dampf druckte. Am 24. November 1814 wurde das Publikum durch die Spalten dieses Blattes benachrichtigt, daß der Versuch mit cylindrischen Maschinen und Dampf als bewegender Kraft zu drucken, vollständig gelungen sei und daß der Leser einen der vielen so bewerkstelligten Abdrücke in der Hand halte. Doch gehörte zur Ausführung dieser neuen Art von Druck viel Ruhe, Geduld und Ausdauer. Die Drucker und die bei der Presse beschäftigten Leute waren so dagegen, daß die Vorarbeiten mit dem größten Geheimniß gemacht werden mußten, und die Arbeiter söhnten sich erst mit dieser Neuerung gegen das, was sie als das Recht der Handarbeit betrachteten, aus, als der Eigenthümer der Times ihnen feierlich erklärte, sie würden dadurch nicht verlieren und ihr Gehalt bleibe ihnen gesichert. Die Drucker der Times waren wohl auf diese Weise versorgt; doch sie sahen für die Zukunft in ihrem Geschäfte nichts als vollständigen Ruin. Aber wie grell stellte sich später die Grundlosigkeit ihrer Furcht, das Trügerische ihres Raisonnements heraus. 1814 waren gewiß nicht mehr als ein halbes Dutzend Drucker angestellt; jetzt sind außer dem Oberaufseher und dem Maschinisten etwa 50 Hände in dem Maschinen-Departement der Times beschäftigt! Die zwei vertikalen Maschinen allein erfordern, wenn im Gange, die Bedienung von 34 Menschen!

Der „Befeuchtungsaal" liegt unmittelbar unter dem neuen Maschinensaal. Mehrere Leute sind hier immer an der Arbeit, das Papier anzufeuchten und zum Druck vorzubereiten. Beim Eintritte sieht man ungeheuere Papierstöße nach allen Seiten hin aufgeschichtet und glaubt eher in dem Magazin eines Papier-Großhändlers als in dem Befeuchtungszimmer einer einzelnen Zeitung zu sein. Eine Idee von dem Papiervorrath, der hier aufgeht, kann man sich aus dem Factum bilden, daß die Steuer auf das von der Times consumirte Papier allein in einem Jahre 160,000 Gulden C. M. beträgt. Diese Abgabe hat nichts mit dem Zeitungsstempel gemein, welchen die Times jährlich mit etwa 700,000 Gulden zu bezahlen hat.

Da die Spalten der Times vielleicht das größte und sicherste Mittel sind, Ankündigungen in der ganzen Welt die Runde machen zu lassen, so ist es natürlich, daß diesem Zweige des Unternehmens ein ungeheueres Material zuströmt und in Folge dessen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden muß. Wenn die einzurückende Ankündigung in Empfang genommen und genau mit der Adresse dessen, von dem sie ausgeht, gebucht worden ist, kommt sie in den „Ankündigungssaal," wo fortwährend 40 Setzer beschäftigt sind, die eingebildeten und wahren Bedürfnisse, Wünsche und Anerbietungen des Publikums durch die Lettern zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Doch würde mit dem einfachen Einrücken der gesandten Notizen dem Einsender häufig nicht gedient sein. Sie müssen erst sorgfältig durchgesehen, von ihren grammatikalischen Sünden gereinigt, praktisch eingerichtet und so gesetzt werden, daß dem Suchenden beim Ueberblicken des Blattes sogleich das, was ihn interessirt, in das Auge fällt. Man wendet zu diesem Zwecke ein eigenes System an, das dem Leser die Uebersicht sehr erleichtert.

Wenn man bedenkt, daß die Steuer, welche die Times jährlich für ihre Ankündigungen dem Staate zahlt, 200,000 Gulden beträgt, so kann man sich von dem Umfange jenes Geschäftszweiges einen Begriff machen; aber so groß auch diese Summe ist, so würde sie doch noch bedeutend größer sein, wenn über die Inserate nicht eine so genaue Ueberwachung gepflogen und jede, auch die kleinste Notiz von zweideutigem Charakter sogleich zurückgewiesen würde. Anpreisungen von Charlatanen, Puffs, schlechte Witze, bombastische Empfehlungen werden nie angenommen, da es die Times unter ihrer Würde hält, zur Irreleitung oder Hintergehung des Publikums mit beizutragen. Keine Summe wäre im Stande auch der kleinsten Ankündigung unmoralischer Tendenz die Aufnahme in die Spalten der Times zu erkaufen. Aber je mehr dieser Theil beschränkt und überwacht wird, desto mehr wächst er. Fast jeden Tag muß deßhalb ein eigenes Supplement ausgegeben werden und da dies immer gratis geschieht, so sind die Kosten für dasselbe ungeheuer. Ferner tritt hierbei der eigenthümliche Fall ein, daß durch eine allzu große Verbreitung für den Eigenthümer des Blattes ein Verlust entsteht. Die Ankündigungen sind nämlich jede mit 45 Kreuzern von der Regierung besteuert; ferner zahlt jedes Blatt etwa 1$^{1}/_{2}$ Kreuzer Taxe und die Abgabe für das Papier macht auch eine bedeutende Summe, wie schon oben bemerkt. Wenn daher die Masse der Exemplare einen gewissen Punkt erreicht, so stellt sich das Erträgniß für die Ankündigungen im Supplement mit den Kosten für Papier und Steuer gleich, und jedes Exemplar, das über diesen Punkt hinaus verkauft wird, ist ein effektiver Verlust.

Zu gewissen Zeiten muß die Times doppelte Supplemente, d. h. zweimal so viel als der Raum des Blattes beträgt, ausgeben, um nur mit den Ankündigungen fertig zu werden. Im vergangenen Jahre lagen einmal an einem Tage 90, schreibe neunzig Spalten Ankündigungen bereit und im vorigen März war die Masse so groß, daß in einer Woche drei doppelte Supplemente ausgegeben werden mußten. Nach einer Berechnung, wie deren die Engländer oft sehr sonderbar zu machen pflegen, würde die ganze Ausgabe der drei Supplemente der Times vom 10. Februar 1840, welche die Beschreibung der Hochzeit der Königin enthielten, in die einzelnen Spalten zerschnitten und an einander gesetzt, eine Linie von etwa 2000 engl. Meilen Länge gebildet haben. Nach einer andern Berechnung hätten die drei Supplemente, geöffnet und der Länge nach zusammengestückt, einen Papierstreifen von 90 engl. Meilen, oder eine Länge wie etwa von Wien nach Mürzzuschlag ausgemacht.

Zu manchen Zeiten des Jahres werden fast täglich 20 bis 30 Spalten Ankündigungen aus Mangel an Raum ausgelassen und für später aufgehoben.

Die eigentlichen Zeitungsetzer, über 60 an der Zahl, sind in drei Abtheilungen getheilt, von denen die eine ihre Arbeit um 6, die zweite um 7, die dritte um 8 Uhr beginnt; sie sind ununterbrochen beschäftigt, bis die Nachrichten aus dem Parlament und alle andere politische Neuigkeiten des Tages im Satze stehen. Durch die systematische Vertheilung der Arbeit sowohl in literarischer wie in mechanischer Hinsicht ist es möglich, daß ein 23 bis 24 Spalten langer Parlaments-Report vollständig zum Drucke bereit liegt nur wenig Minuten, nachdem der letzte Reporter die Gallerie des Parlaments verlassen hat.

Was den literarischen Theil der Times anbelangt, so sind darüber alle Politiker und Parteien einig, daß die Leitartikel, obgleich sie immer in sehr kurzer Zeit fertig sein müssen, als Muster von englischem Style gelten können. Es zeigt sich darin nicht allein eine vollkommene Kenntniß der menschlichen und politischen Verhältnisse, sondern oft ein Feuer, eine überzeugende Macht, ein Sarcasmus wie in den Schriften der besten englischen Klassiker.

Ueber die bürgerliche Stellung des bei dem Unternehmen beschäftigten Personals ist nur das Befriedigendste zu sagen. Die Leute sind nicht allein sehr gut besoldet, sondern man trägt auch noch in der Art für sie Sorge, daß sie alle in eine wechselseitige Versicherungs-Anstalt für Kranke und zur Arbeit Unfähige aufgenommen werden. Jeder Setzer mit einer Einnahme von 20 bis 30 Gulden wöchentlich trägt 1 fl. 30 kr. bis 2 fl. 30 kr. zur Erhaltung dieser Anstalt bei, welche außerdem noch von den Eigenthümern des Blattes mit reichlichen Gaben, zuweilen 1000 Gulden auf einmal, bedacht wird. Wenn man hierzu noch beifügt, daß die Direction jedem Arbeiter im Jahre 14 Tage freie Zeit mit Besoldung zuerkennt, so kann man wohl behaupten, daß kein anderes industrielles Etablissement seinem Personal ein so anständiges Auskommen und so viel Sorgfalt bietet.

Ueber die Masse der Abnehmer der Times gibt das Stempel-Amt in seinem offiziellen Berichte einen genauen Ausweis, dessen Richtigkeit nicht bezweifelt werden kann. Nach demselben wurden im Jahre 1837 über 3 Millionen Nummern gestempelt und also

auch abgesetzt, im Jahre 1840 über 5 Millionen, 1846 fast 9 Millionen, 1851 über 12 Millionen. Aus diesen Summen ergibt sich im Durchschnitt ein täglicher Absatz von 38,000 Exemplaren, womit also die ungefähre Abnehmerzahl der Times ermittelt ist. Es kommt noch jetzt zuweilen vor, daß nicht genug Exemplare gedruckt werden können, um den augenblicklichen Bedarf zu decken. Wenn wichtige Neuigkeiten erwartet werden, so kann selbst die 10,000 Exemplare in der Stunde in das Publikum schleudernde Dampfmaschine dem ungeheuern Andrange Morgens nicht genügen.

Es hat bekanntlich schon Engländer gegeben, welche sich die Mühe nicht verdrießen ließen, die Anzahl der Worte und selbst der Buchstaben in der Bibel zu zählen. So hat auch ein unbeschäftigter Gentleman herausgefunden, daß ein jedes Blatt der Times durchschnittlich 480,000 Buchstaben enthält und daß aus der Offizin dieses Blattes jährlich die anständige Summe von 6 Billionen Buchstaben vor die Augen der Lesewelt rückt. Ein jedes Blatt deckt die Fläche von 3¼ Quadrat-Ellen, die ganze Auflage des Jahres 1851, zu 12 Millionen Blättern, mißt mithin 42 Mill. Quadrat-Ellen, und man würde damit schon ein tüchtiges Stück Landes bedecken können. Wenn man die Quadrat-Ellen in Quadrat-Meilen reducirt, so liegt das Exempel nicht fern, wie viele Jahrgänge der Times dazu gehören, um die ganze Oberfläche des Mondes damit zu überkleistern. Wie bereits oben bemerkt wurde, enthält eine jede Nummer den Stoff zu einem ordentlichen Octavbande. Man kann also auch sagen, daß die Redaction der Times jährlich eine Bibliothek von 12 Mill. Octavbänden ausgibt. Wir wollen es der Phantasie des Lesers überlassen, die »Wunder der Arithmetik« mit den gegebenen gigantischen Zahlen nach jeder beliebigen Richtung auszubeuten. Obgleich dies Spielerei genannt werden könnte, so wird damit doch die Macht und Größe, welche der menschliche Geist in Verbindung mit der Mechanik ausübt, auf eine glänzende Weise dargethan.

Die Times ist keineswegs die älteste der jetzt in England erscheinenden Zeitungen. Ihr Entstehungsjahr ist 1783, in dessen erstem Monate hier als eine Fortsetzung das »London Daily Universal Register« herauskam. Von jetzt noch bestehenden Blättern existirten damals schon »The Public Ledger« (1760), »Morning Chronicle« (1769), »Morning Post« (1772) und »Morning Herald« (1780). Die »Times« blieb das Eigenthum der Familie ihres Gründers, des Buchdruckers Walter.

Das Journal »Orange Intelligencer« begann im Jahre 1688 und erschien wöchentlich zweimal in klein Quarto-Format. Die erste tägliche Zeitung Englands, der »Daily Courant« (von 1709) überragte schon den Intelligencer bedeutend an Format, war aber noch winzig neben der Times von 1788, die wieder um die Hälfte hinter dem jetzigen Format zurückblieb. Diese fortwährende Format-Vergrößerung zeigt das Anschwellen der öffentlichen Neugierde, die von Jahr zu Jahr einen immer bunteren Wechsel von Gegenständen zu ihrer Befriedigung verlangte. Mit der Format-Vergrößerung hielt die Vermehrung der Abnehmerzahl gleichen Schritt. Im Jahre 1753 verkauften alle englische Zeitungen 7,400,000 Nummern. Heut zu Tage setzt die Times allein fast noch einmal soviel Nummern ab. Alle diese Thatsachen beweisen auch, wie die Macht der Presse in England angewachsen ist. Weder in Frankreich

noch in Nordamerika noch in irgend einem andern Lande übt die Presse eine solche Gewalt über die öffentliche Meinung aus wie in England. Nirgends ist sie aber auch im Verhältniß ihrer freien Bewegung so in den Schranken des Anstandes geblieben. Wenn es hiervon verschiedene Ausnahmen gegeben hat, so fallen dieselben am wenigsten der »Times« zur Last, die es sogar einige Male versucht hat gegen die Ueberschwenglichkeiten und Irrigkeiten der öffentlichen Meinung mit eben so viel Würde als Takt und mit entschiedenem Erfolge aufzutreten.

San Francisco in Californien.

Von

E. Auger.

San Francisco, zwar nicht amtlich, aber doch faktisch die Hauptstadt Californiens, und gegenwärtig zwischen 70- und 80,000 Einwohner zählend, scheint vermöge ihrer geographischen Lage bestimmt zu sein, das Hauptentrepot des Handels im Stillen Ocean und Chinas zu werden, und diesen Handel mit Europa zu vermitteln. Um von Europa nach San Francisco zu gelangen, ist der kürzeste Weg über die Landenge von Panama; auf dieser ist bereits eine Eisenbahn, welche die Durchreise beschleunigt, und es dürften kaum 2 Jahre verfließen, so werden die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine direkte Communicationslinie zu Lande zwischen jener neuen Weltstadt und ihren östlichen Städten hergestellt haben. Diese Linie dürfte dann wohl bald, wenn wir dabei von Frankreich ausgehen, als die Hauptverbindungsstraße von Paris nach Canton, über Newyork und San Francisco führend und mit Seitenweg nach Australien, gelten und in einer Zeit von vierzig Tagen durcheilt werden können. Wir rechnen nämlich auf die Reise von Paris nach Newyork zehn Tage, auf die von Newyork nach San Francisco ebensoviel und auf die Fahrt von San Francisco nach Canton, den kurzen Aufenthalt in Honolulu auf den Sandwichinseln zum Einnehmen von Steinkohlen mitgerechnet, zwanzig Tage.

Wie die Stadt San Francisco Anfangs und auch noch vor zwei Jahren beschaffen war, ist so ziemlich bekannt. Die Häuser waren durchgängig von Holz und ganz so wie man sie in allen nordamerikanischen Städten findet, sehr einförmig und das eine beinahe genau wie das andere aussehend. Da verschwanden sie fast alle und wurden ein Raub der Flammen im Mai und Juni 1851. Freilich waren schon vorher Feuersbrünste sehr häufig vorgekommen; sie kommen auch jetzt noch vor und es wird in Zukunft eben so wenig daran fehlen. Indeß hat das damalige furchtbare Brandunglück wenigstens den Vortheil einer herben und wohlbeherzigten Lehre gehabt. Damals herrschte gewissermaßen noch die größte Anarchie in der Stadt, und ein Haus in Brand zu stecken oder einen Spaß zu treiben, galt bei dem dort sich umhertreibenden Gesindel für Eins; allein auch bei dem ordnungsliebenden und Vermögen besitzenden Theil der Bevölkerung herrschte der größte Leichtsinn mit Beziehung auf Vorbeugungsmittel zur Abwendung von Feuersgefahr. Daher sind nunmehr die strengsten Maßregeln von Seiten der Behörde angeordnet,

und alle diejenigen, welche etwas zu verlieren haben, wirken zur genauen Vollziehung derselben auf das Thätigste mit. Derjenige, in dessen Hause das Feuer ausbricht, wird zur Verantwortung gezogen, und im Fall einer mehr oder minder groben Vernachlässigung streng bestraft. Auf einen vorsätzlichen Brandstifter wird ohne Gnade das Lynchgesetz angewendet, und in manchen Fällen auch sogar auf den, der falschen Feuerlärm gemacht hat. Denn früher, als die Häuser alle von Holz waren und bei entstehendem Brande wie dürre Reiser augenblicklich in hellen Flammen standen, konnte nicht erst lange berechnet werden, wie weit die Feuersbrunst sich ausbreiten möchte, sondern Alles ergriff, höchstens noch schnell die werthvollsten Sachen zusammenraffend, sofort die Flucht, wenn auch die Brandstätte für den Moment noch im entgegengesetzten Theil der Stadt war. Begreiflich hatten unter solchen Umständen die Diebe leichtes Spiel; sie drangen in die von den Bewohnern verlassenen Häuser und schleppten fort, was nur irgend Werth hatte, von der Uhr, die noch an der Wand hing, bis zu den schwersten und inhaltreichsten Kisten und Koffern.

Nicht nur daß seit der erwähnten Katastrophe von 1851 die Löschanstalten bedeutend verbessert und zweckmäßig eingerichtet sind, treten massive oder doch von Backsteinen gebaute Häuser mehr und mehr an die Stelle der hölzernen. Manche Hauseigenthümer haben die Vorsicht getroffen, Fuhrleute zu dingen und ihnen monatlich ein Gewisses zu zahlen, wofür dieselben beim ersten Feuerlärm mit ihren Wagen vor die Thür kommen und die auszuladenden Sachen nach einem, im Voraus verabredeten Bergungsort schaffen müssen.

San Francisco liegt amphitheatralisch am Abhange eines Hügels, Angesichts der San Franciscobai. Die Straßen sind breit und schnurgerade, und die längste darunter, die Montgomerystraße, läuft parallel mit der Bai und von dem einen Ende der Stadt zum andern. Die Geschäftigkeit darin gleicht der in einem Ameisenhaufen. Alles ist in Bewegung und drängt sich durch einander. Dort werden Waaren von den Kaien nach den Magazinen geschafft, hier kommen Wagen mit Maulthieren bespannt vom Lande herein, und nirgend sieht man Jemand langsam einhergehen, sondern Alle eilen rasch vorwärts, selbst die Müssiggänger und Tagediebe.

Der Bau massiver Häuser wird durch den bedeutend ermäßigten Arbeitslohn und die großen Vorräthe von Baumaterialien jetzt sehr erleichtert. Früher, und besonders in der ersten Zeit nach der Entdeckung der californischen Goldlager, arbeitete der Maurer nicht unter 15 bis 20 Piastern täglich, wogegen er jetzt nur 3 höchstens 4 erhält; und die Ziegelsteine, die damals 1 Frc. das Stück zu stehen kamen, kann man jetzt zu 75 Frcs. das Tausend haben. Auch sind bei der Stadt Dampfschneidemühlen angelegt, welche Balken und Bohlen zu ganz billigen Preisen liefern.

Ungefähr die Hälfte der städtischen Bevölkerung besteht aus Nordamerikanern und etwa ein Sechstel aus Franzosen; der Ueberrest ist ein Gemisch aller Nationen des Erdbodens, worunter jedoch gegenwärtig die Chinesen am zahlreichsten sind. Die Sacramentostraße ist so zu sagen ihr Hauptquartier, und sie haben hier ihre Kram- und Gewürzläden, Waschhäuser &c. Man erkennt sie leicht, nicht nur an ihrer aus Abbildungen bekannten Nationaltracht, sondern auch an ihrem olivenfarbigrn Teint und ihren schief liegenden Augen.

Das männliche Geschlecht überwiegt der Zahl nach noch immer bei weitem das weibliche, sowohl in San Francisco wie in Californien überhaupt. Daher steht das schöne Geschlecht dort sehr in Gunst. Aber was für ein schönes Geschlecht! Man sollte wirklich glauben, die verschiedenen Völker der Erde hätten sich das Wort gegeben, um vom weiblichen Geschlechte nur die Allerhäßlichsten nach Californien zu schicken. Mit Ausnahme einiger Französinnen, denen man ein hübsches Aeußere und ein liebenswürdiges Benehmen nicht absprechen kann, sieht man dort nur Chilesinnen, Mexikanerinnen und Peruanerinnen, welk, alt und unsauber, und Nordamerikanerinnen, dürr und lang wie Bohnenstangen. Ergötzlich ist es, diese Schönen ausreiten zu sehen, wie sie, bunt und phantastisch ausstaffirt, auf mageren Pferden umhergaloppiren.

Man darf sich also bei diesem Mißverhältniß in der Zahl der vertretenen Geschlechter nicht wundern, daß in San Francisco auf fünfhundert Todesfälle erst eine Geburt gerechnet werden kann.

Die Anfangs dort herrschende große Sterblichkeit hat sich seit etwa einem Jahre merklich gemindert, und Manche wollen diese Erscheinung von der gleichzeitigen Verminderung der Zahl der dortigen s. g. Aerzte herleiten. Aerzte in dem Sinne, wie man dieses Wort in civilisirten Ländern Europas nimmt, kann man die californischen und überhaupt die nordamerikanischen Quacksalber und Marktschreier durchaus nicht nennen. Sie selbst nennen sich zwar durchweg Doctoren der Medicin, aber sie haben selten auch nur ein medicinisches Werk gelesen, geschweige je die Arzneikunde studirt. In Nordamerika mag Jeder, der Lust hat und Kranke findet, die ihm Glauben schenken, darauf loskuriren, so viel wie er will; von einer Medicinalpolizei ist dort nicht die Rede. Daher wird auch das Kuriren wie jedes andere Geschäft betrieben, bei dem man sein Glück zu machen hofft. Wir wollen einige Beispiele aus dem wirklichen Leben anführen. Ein gewisser Townsend in Newyork (natürlicher Weise nennt auch er sich nicht anders als einen Doctor der Medicin) hat einen Sassaparilla-Extrakt erfunden, den er als »die vortrefflichste Arznei in der ganzen Welt« anempfiehlt. Anfangs erlaubten es seine Mittel nicht, auf Zeitungs-Insertionen viel Geld zu verwenden; allein die Nordamerikaner sind in solchen Fällen sehr leichtgläubig: der Krankheiten gibt es bei ihnen sehr viele und der wissenschaftlich gebildeten Aerzte äußerst wenige. So gelang es ihm bald, das Publikum nach dem vortrefflichen Heilmittel begierig zu machen und beträchtliche Quantitäten davon an den Mann zu bringen. Seinen Plan, auf diesem Wege reich zu werden, unablässig verfolgend, fuhr er eine Reihe von Jahren beharrlich fort, seinen Extrakt zu fabriciren und denselben in öffentlichen Blättern anzupreisen, bis es ihm gelang, ihn zu einem Modeartikel zu machen. Nun hatte er gewonnenes Spiel, und ist jetzt ein Millionär. Daß er mittlerweile viele Menschen nach dem Kirchhofe befördert hat, kümmert ihn natürlich nicht. Er verwendet jährlich an 60,000 Piaster (etwa 100,000 Thlr. Preuß.) auf Insertionen, und nimmt dagegen an 150,000 Piaster (über 227,000 Thlr. Preuß.) für seine Universalmedicin ein. Durch diese Universalarznei sind, seinen Zeitungsannoncen zu Folge, bereits geheilt worden: 8000 Personen von der Schwindsucht, 4000 von der Wassersucht, 2000 von der Rückenmarksdarre, 4000 von Nervenkrankheiten, 3000 von chronischen Brustübeln, 7000 Frauenzimmer von weiblichen Krankheiten, 1500 Patienten von Leberkrankheiten, während die Fälle, wo

Townsend's Sassaparilla-Extrakt Skrofeln, Migräne, Flechten, Grindkopf, Salzfluß ꝛc. vertrieben hat, gar nicht zu zählen sind. Kurz, es gibt kein Körperübel, keine Krankheit, die nicht durch jenen Extrakt geheilt würde. In neuester Zeit hat der Fabrikant ihn auch sogar als ein Specificum gegen Cholera und gelbes Fieber angepriesen, und nächstens wird er ihn vielleicht auch noch gegen Seelenkrankheiten, namentlich gegen Wahnsinn, anempfehlen. Aber so viele Menschen er auch bethört und durch den kecken Ton seiner Behauptungen verleitet hat, ihre letzte und einzige Hoffnung auf seine Sassaparilla zu setzen, so hat er doch nicht gewagt, dieselbe auch als ein Specificum wider den Tod selbst anzupreisen. Denn er weiß recht gut, wie vieler Verwünschungen und anderer Unannehmlichkeiten ihn dieser überhoben hat. In einer auf ihn erschienenen Carricatur sieht man Townsend seine Kranken in einen mit Sassaparilla gefüllten Destillir-Apparat werfen; sie kommen anscheinend kerngesund wieder heraus, seitwärts aber ist ein Kirchhof, dem sie geradeswegs zuwandern.

Der glänzende Erfolg seiner Marktschreiereien hat natürlich einen großen Nacheifer geweckt. Ein junger Mensch in Newyork, der sich mit Abschreiben kümmerlich nährte, gerieth durch Townsend's Sassaparilla-Extrakt auf den Gedanken, die Leichtgläubigkeit des Publikums auf ähnliche Weise auszubeuten, und zwar durch Pillen, zu deren Ingredienzien er möglichst wohlfeile Artikel wählte, weil er kein Capital besaß, das er in dies Spekulations-Geschäft stecken konnte. Ein Zeitungsbesitzer creditirte ihm einstweilen die Insertionskosten, und so ging er frisch ans Werk. Gegenwärtig besitzt dieser ehemalige Schreiber, jetzige »Doctor der Medicin,« ein schönes Haus, lebt auf einem glänzenden Fuß, und läßt sein Pillengeschäft — das ihm einen jährlichen reinen Ertrag von wenigstens 30,000 Piastern oder etwa 50,000 Thlr. Pr. abwirft — durch besonders dazu angestellte Leute besorgen.

Da ist sodann ein Dr. Root mit seinem Anti-Schwindsuchts-Barometer (welches Instrument übrigens nicht blos die Schwindsucht, sondern auch alle Herz-, Lungen-, Leber- und unendlich viele andere Krankheiten heilt), ein Dr. Richardson mit seinem Cholerasyrup, ein Dr. Hastings mit seinem Naphtha-Syrup (durch den er schon 10,000 Hektische geheilt hat), ein Dr. Watts mit seinem Radikalmittel wider Nervenkrankheiten; ein Dr. Hart mit seinem Pflanzen-Extrakt (einem unfehlbaren Heilmittel wider Epilepsie und Rückenmarksschwindsucht): — und diese Marktschreier alle haben durch beharrliches Anpreisen ihrer Heilmittel ihren Zweck erreicht und sind reich geworden.

Kein Wunder also, daß auf die erste Nachricht von den reichen Goldenträgen in Californien zahlreiche Abentheurer dieser Art dahin strömten und dort als »Aerzte« oder »Doctoren der Medicin« auftraten. An Krankheiten fehlte es eben so wenig wie an Gold; mit dem Besitz des Letztern war die Lebenslust um so reger, die Kranken klammerten sich mit aller Leidenschaft an das erste beste Heilmittel, das ihnen angepriesen wurde, und so hatten jene Quacksalber vollauf zu thun. Jeden Gang, jeden ärztlichen Rath ließen sie sich mit fünf Piastern und jedes Medicament noch höher bezahlen. Von welcher Art diese Medicamente waren, läßt sich schon daran erkennen, daß einer dieser Heilkünstler einer Kranken, die von der Kolik befallen war, ein von ihm selbst fabricirtes und als ein Specificum angepriesenes Dekokt von spanischen Fliegen ein-

gab. Wirklich war die Kranke binnen einer Viertelstunde von allen Schmerzen befreit — durch den Tod. Sie hatte zehn Piaster für das Dekokt bezahlen müssen.

Die Zahl der Spiel- und Kaffee- oder vielmehr Schenkhäuser in San Francisco geht ins Unendliche. Man findet sie an jeder Straßenecke, und in den meisten wird Musik gemacht, um die Vorübergehenden herbeizulocken. Das Bemerkenswertheste in den Schenken ist, daß selten Stühle oder Bänke da sind, um sich zu setzen. Dies pflegen die Nordamerikaner an solchen Orten allerdings nicht zu thun, sondern sie kommen herein, lassen sich ein Glas Brandy mit Wasser geben, trinken aus, bezahlen und gehen wieder fort. Freilich wiederholen sie das den Tag über sehr oft.

In den Spielzimmern sieht man auf den grünen Tischen nicht nur Haufen gemünzten Goldes und Silbers, sondern auch Goldstaub und Goldkörner, wie sie aus den Goldlagerstätten kommen. An jedem Tische sitzt ein Spielhalter, mit einer Waage zum Wägen des ungemünzten Goldes und einer sechsläufigen geladenen Pistole oder Revolver vor sich. Von dem Revolver macht er mit der größten Kaltblütigkeit Gebrauch, wenn einer der Spieler sich ungeberdig beträgt oder etwa einen kühnen Griff in das aufgestapelte Geld wagt. An dem einen Tisch wird Pharao, an dem andern Rouge et Noir, an einem dritten Roulette gespielt u. s. w. Für das in neuester Zeit sehr beliebt gewordene Landsknechtspiel gibt es besondere Zimmer.

Die Nordamerikaner und Franzosen spielen am liebsten Landsknecht und Pharao. Die Spanier kennen nur ein einziges Hazardspiel, und das ist Rouge et Noir; sie richten sich dabei zu Grunde mit einer Gelassenheit und Kaltblütigkeit, die von einer gewissen Charakterstärke, aber eben nicht von großer Klugheit zeugt. Die Bankhalter, mit denen sie zu thun haben, sind abgefeimte Betrüger: ihre dicken und schmutzigen Karten sind im Voraus auf den Betrug eingerichtet und mit großer Geschicklichkeit verstehen sie die Volte zu schlagen. Die Spanier wissen das alles recht gut, und dennoch spielen sie und lassen sich ausplündern mit einer Beharrlichkeit, die ein besseres Loos verdiente.

Bei diesem Spiel habe ich einen betrunkenen Nordamerikaner eines Abends dreitausend Piaster in weniger als einer halben Stunde verlieren sehen. Aus Wuth über diesen Verlust ergriff er seine Pistole und schoß geradezu auf den Spieltisch los. Die Kugel streifte die Nase eines Kaufmannes, der seitwärts mit einem andern Geschäftsmanne sprach, und fuhr dann in die Wand.

Wenn Mordthaten in San Francisco gegenwärtig seltener geworden sind, so ist dies hauptsächlich der rüstigen Handhabung des Lynchgesetzes beizumessen. Bei den ungeordneten dortigen Zuständen mußte man endlich nothgedrungen zu diesem extremen Mittel, welches freilich kaum unter den Türken seines Gleichen hat, schreiten. Denn die gewöhnliche Rechtspflege war von der allerschlechtesten Beschaffenheit; jede Mordthat konnte mit Geld abgekauft werden, und ich selbst bin unzählige Male einem Menschen begegnet, der seinen Freund ermordet hatte, um ihn einer Baarschaft von zweitausend Piastern zu berauben, von denen er die Hälfte behielt und mit der andern Hälfte die Richter bestach, wodurch er sich völlige Straflosigkeit erwirkte.

Auch haben die Straßen der Stadt jetzt Gasbeleuchtung, und das ist gleichfalls ein Mittel zur Verminderung der Mordthaten. Denn vorher, so versicherten mir Polizeidiener, verging fast keine Nacht, in der nicht der eine oder andere auf öffentlicher Straße erschossen oder erstochen ward. Die Leichen der Ermordeten wurden dann am folgenden Morgen aufgehoben und begraben, ohne daß den Mördern nachgespürt worden wäre. Gewöhnlich begann von eilf Uhr Abends das Schießen in den Straßen; nicht, daß es grade dabei immer auf einen Mord abgesehen wäre, sondern häufig nur zum Zeitvertreib. Die Folgen waren dann freilich nicht selten eben so verderblich. Manche Leute wurden in ihrem eigenen Zimmer oder wohl gar im Bette von Kugeln getroffen, die irgend ein Unsinniger auf der Straße aufs Gerathewohl abgeschossen hatte. Auch bei anderen ähnlichen Gelegenheiten geschah dies. In dem Hause, wo ich wohnte, Ecke der Montgommery- und Pene-Straße, war unten zu ebener Erde eine Apotheke, und daneben ein kleines Zimmer, das ein deutscher Einwanderer inne hatte. Nachdem dieser eines Abends bereits zu Bette gegangen und längst eingeschlafen war, trat ein Drogueriehändler in die Apotheke und forderte Bezahlung für längst gelieferte Waaren. Der Apotheker machte Schwierigkeiten; Beide waren betrunken; es kam zu einem heftigen Wortwechsel und dann zu einem Pistolen-Duell, der für die Duellanten gefahrlos ablief, wobei aber die eine Kugel durch die dünne Bretterwand fuhr und dem armen Deutschen die eine Hand zerschmetterte.

Dergleichen Dinge kamen übrigens nicht blos bei Nacht, sondern auch bei Tage vor, ohne daß die Polizei dagegen einschritt. So wurde einst vor dem s. g. Polkalokal am hellen, lichten Tage Angesichts der Gäste ein Pistolen-Duell ausgefochten. Beide Duellanten blieben unverletzt; aber einem Herrn, dem Advokaten Forbes, der die Pacifiestraße heraufkam, fuhr die eine Kugel durch den Hals und sterbend wurde er nach Hause getragen. Die Urheber dieser allerdings unabsichtlichen Mordthat wurden dieserhalb nicht einmal zur Rede gestellt, geschweige in Untersuchung gezogen.

Man könnte noch unzählige andere Fälle dieser Art anführen, und selbst in den Gerichtslokalen bei öffentlicher Sitzung sind sie vorgekommen. Denn auch jetzt noch gehen Advokaten und Richter nie zu einer Sitzung, ohne Revolvers oder sechsläufige Pistolen bei sich zu führen. Denn wenn nichts anderes passirte, so könnte doch unvermuthet ein Betrunkener hereinkommen und in seinem Rausche blindlings unter die versammelte Menge feuern, und da wird dann auf der Stelle Gleiches mit Gleichem vergolten.

Ueberhaupt ist bei betrunkenen Amerikanern in Californien gewöhnlich das Ende vom Liede, daß der Revolver hervorgezogen und auf gut Glück losgefeuert wird, mögen auch noch so viele Menschen umherstehen. Mir selbst ist es einmal begegnet, daß als ich mit einigen Bekannten vor der Stadt spaziren ging, ein Mensch aus der Ferne mit seinem Karabiner auf mich anlegte und losschoß. Offenbar hatte er dabei weiter keine Absicht, als zu sehen, ob er gut treffen könne. Denn er kannte mich nicht und ich ihn nicht. Zum Glück kam ich mit einem Loch im Aermel und einer leichten Hautwunde davon.

Die Handhabung des Lynchgesetzes hat auch diesen unerhörten Dingen einigermaßen ein Ziel gesetzt, besonders nachdem ein Mensch gehängt worden ist wegen

unfreiwilliger Tödtung eines angesehenen Kaufmannes. Er hatte aus Wuth über seinen Verlust im Spiel den Bankhalter erschießen wollen; dieser aber bückte sich schnell als der Schuß losging, und die Kugel traf den hinter ihm stehenden Kaufmann, der auf der Stelle den Geist aufgab. Uebrigens verdient bemerkt zu werden, daß das Lynchgesetz in der Regel nur auf Solche angewendet wird, welche weder einflußreiche Fürsprache noch Bestechungsmittel haben. Angesehene und reiche Leute dagegen gehen fast immer frei aus.

Trauriges Schicksal Schiffbrüchiger in den Gewässern Neuhollands.

Von

J. Stokes.

An der Nordostküste des australischen Festlandes oder Neuhollands liegen verschiedene Inseln, wie die Cumberlands-Inseln, die schöne und waldige magnetische Insel, die Restauration- und die Boydan-Insel. Weiter hinauf, und zwar schon in der Torresstraße, liegen die Booby-, die Murray-, die Darnley-Insel u. a. m. An sich haben diese meist nur kleinen Inseln weiter nichts Merkwürdiges, wohl aber ihre Bewohner, die zwar, ebenso wie die Eingeborenen des Festlandes, den Papuas angehören, sich aber in manchen Stücken von jenen unterscheiden. Sie haben eine sanftere Stimme und ihre Sprache scheint von dem neuholländischen Sprachstamm ganz abzuweichen. Ihr Haar ist wellenförmig kraus; in den Ohren pflegen sie knöcherne Stäbe zu tragen; auch sind die Spitzen ihrer Wurfspieße aus Knochen gemacht.

Nach den Inseln südlich von Cap York oder von Neuhollands äußerster Nordspitze, scheinen die Eingeborenen der Murray- und anderer Inseln der Torresstraße besonders zur Zeit der östlichen Monsoons, welche von den Schiffen zur Fahrt von Sidney und anderen Häfen der australischen Colonien nach Indien vorzugsweise benutzt werden, herunterzukommen, um auf irgend einen Schiffbruch zu lauern, wo sie dann sofort, wie durch einen Zauberschlag sich einfinden; ebenso wie in der südamerikanischen Pampas der Jäger kaum ein Wild erlegt hat, als auch schon unzählige Geier herbeifliegen, obwohl noch kurz zuvor nicht ein einziger zu sehen gewesen war. Die Scharfsichtigkeit jener Eingeborenen gleicht sehr der dieser Vögel, freilich ist auch ihre Raub- und Blutgier eine ähnliche. Hiervon wären manche traurige Beispiele zu erzählen; wir beschränken uns einstweilen auf das folgende.

Der „Charles Eaton“, nach Canton in China bestimmt, segelte am 29. Juli 1844 von Sidney, und nahm natürlicher Weise den Weg längs der neuholländischen Nordostküste, als den kürzesten und durch die Torresstraße in die Gewässer des Indischen Archipels führend. Wind und Wetter waren Anfangs sehr günstig, bis in der nördlichen Gegend des Großen Barrierriffes (einer parallel mit der neuholländischen Nordostküste laufenden, langen Kette von Korallenriffen) trübes, regnerisches Wetter sich einstellte. Hierdurch wurde es dem Capitän unmöglich, die erforderlichen astronomischen

Beobachtungen, zu genauer Ermittelung der geographischen Breite und Länge, anzustellen, und so gerieth das Schiff zwischen die Riffe, die am 15. August, ungefähr 10 Uhr Vormittags, plötzlich sichtbar wurden. Der Capitän ließ augenblicklich die Segel drehen und zwei Anker fallen, allein ohne Erfolg: das Schiff stieß auf eine Klippe und zwar mit solcher Heftigkeit, daß Kiel und Ruder sofort sich ablös'ten und das Schiff ein vollständiges Wrack wurde.

Es waren mit den Jollen im Ganzen 4 Böte vorhanden, die nun der Capitän sogleich auszusetzen und mit Trinkwasser und Lebensmitteln zu versehen befahl. In ihnen sollte die Fahrt durch die Torresstraße nach Timor — eine Strecke von 170 bis 180 deutschen Meilen — unternommen werden. Die Schiffsmannschaft bestand aus 24 Personen, und als Passagiere befanden sich am Bord: ein Engländer, Namens Armstrong, der Artilleriehauptmann D'Oyly von der brittisch-indischen Armee, seine Frau, zwei Kinder und eine Amme aus Bengalen.

Der dritte Steuermann Pigott, der Schiffszimmermann Constantine und ein Matrose behielten soviel Besonnenheit, in die eine Schaluppe zuvörderst Proviant, ein Fäßchen mit Trinkwasser, Waffen, Handwerkszeug und Bootsegel zu legen und sie erst dann herunterzulassen; darauf sprangen sie hinein und blieben in der Nähe des Wrackes bis zum folgenden Tage, wo noch zwei Matrosen mit Lebensgefahr zu ihnen gelangten. Mehr Personen konnten sie nicht aufnehmen, daher suchten sie nunmehr das Weite, obgleich sie keine nautische Instrumente bei sich, sondern nur Sonne und Sterne zu Wegweisern hatten. Nachdem sie ungefähr 14 Tage auf dem Meere umhergetrieben waren, erblickten sie Land, welches sie für Timor hielten; es war jedoch die 60 Meilen ostwärts davon liegende Insel Timorlaut, von deren mord- und raubsüchtigen Bewohnern die Schiffbrüchigen alsbald überfallen, nach dem an der Südküste der Insel liegenden Orte Oliliet gebracht, Anfangs mit dem Tode bedroht, dann aber zu Sklaven gemacht wurden. Jedoch im folgenden Jahre erhielten sie die Erlaubniß, mit einem Malayen-Fahrzeuge nach Amboina sich zu begeben, wo sie am 7. Oct. 1845 ankamen. Von dort gelangten sie nach Batavia, und so waren sie gerettet.

Ein ganz anderes Schicksal traf die auf dem Wrack des „Charles Eaton“ zurückgebliebenen Personen. Die drei übrigen Böte gingen beim Aussetzen zu Grunde, wobei ein Matrose ertrank; und es war nun nichts anderes zu thun, als ein Floß zu bauen, womit man denn auch in sieben Tagen zu Stande kam. Der Schiffscapitän, der Schiffswundarzt, der Hauptmann D'Oyly, nebst seiner Gattin, den Kindern und der Amme, Hr. Armstrong und zwei Matrosen bestiegen das Floß und fuhren ab, da für mehr Personen nicht Raum war. Wie es ihnen erging, werden wir bald sehen.

Jetzt befanden sich noch der erste und der zweite Steuermann, der Proviantmeister, zwei Seecadetten, mehrere Matrosen und zwei Schiffsjungen, Ireland und Serton, im Ganzen 14 Personen auf dem Wrack. Sie bauten aus den heruntergestürzten Topmasten, Spiren und anderem Holzwerke ebenfalls ein Floß, machten aus Tüchern ein Segel, suchten einige Lebensmittel zusammen und verließen die Trümmer des Schiffes, welches jeden Augenblick völlig auseinander zu fallen drohte.

Sie trieben langsam vorwärts und erreichten gegen Abend ein Riff, wo sie anhielten und übernachteten. Nach Verlauf von zwei Tagen bekamen sie eine Gruppe kleiner

Inseln zu Gesicht, wo sich ihnen ein Canot mit 10 bis 12 Papuas näherte, welche ihre Arme emporrichteten, um zu zeigen, daß sie unbewaffnet seien, und überhaupt durch ihre Geberden freundliche Gesinnungen zu erkennen zu geben sich bemühten. Die Wilden kamen endlich an das Floß, stiegen hinauf und benahmen sich auch hier friedlich; sie luden dann die Schiffbrüchigen ein, das Floß zu verlassen und in das Canot sich zu begeben, was diese zu thun Anstand nahmen, bis der Seecadet Ching sich dazu bereit erklärte, mit der Aeußerung, er werde so desto eher Gelegenheit zur Rückkehr nach England finden; worauf die Uebrigen seinem Beispiele folgten. Die Wilden durchsuchten zunächst das Floß nach eisernen Geräthschaften, fanden aber nur einige Haken, die sie mitnahmen; sodann fuhren sie mit dem Canot ab und schlugen die Richtung nach der kleinen, kaum eine halbe Stunde im Umfange haltenden Insel Boydan ein, die vom festen Lande etwa 3 deutsche Meilen und von Cap York, Neuhollands äußerster Nordspitze, südsüdöstlich und ungefähr 25 Meilen entfernt liegt.

Hier stiegen Alle ans Land und beim Umhersuchen nach Trinkwasser und Nahrungsmitteln waren die Wilden den Schiffbrüchigen behülflich; die Letzteren waren jedoch durch Hunger und Anstrengungen so ermattet, daß sie kaum kriechen konnten. Nachdem sie den Landungsplatz wieder erreicht hatten, warfen sie sich voll Verzweiflung zur Erde; denn aus dem ganzen Benehmen der Wilden, welche grinsend und teuflisch lachend umherstanden, war deutlich wahrzunehmen, daß sie mörderische Absichten im Schilde führten. In diesen schrecklichen Augenblicken nahm der erste Steuermann Clare das Wort, ermahnte seine Gefährten, sich in ihr Schicksal zu ergeben, und las ihnen mit Inbrunst einige Gebete aus einem, vom Schiffe mitgebrachten Gebetbuche vor, worauf sie alle sich der Barmherzigkeit Gottes übergaben, sich niederlegten und, erschöpft wie sie waren, sogleich einschliefen. Allein es war ein Schlaf zum Tode; denn kaum waren sie eingeschlummert, als Ireland (der Erzähler dieser Schicksale) durch großen Lärm und starkes Geschrei aufgeweckt wurde und nun sah, wie die Wilden seinen Gefährten mit Keulen die Hirnschädel zerschmetterten. Der erste, der getödtet ward, war der arme Ching, dann traf die Reihe den andern Seecadetten Perry und hierauf den zweiten Steuermann Mayer; nun wurde die Verwirrung so groß, daß Ireland nicht mehr genau sah, was vorging. Der Letzte, den der Tod ereilte, war der Steuermann Clare, der noch den Versuch machte, nach dem Canot zu entkommen, aber eingeholt und durch einen Keulenschlag sofort getödtet wurde.

Ireland und der andere Schiffsjunge mußten nunmehr des nämlichen Schicksals gewärtig sein, und jener erzählt das Weitere darüber folgendermaßen:

„Ein Wilder kam auf mich zu mit einem Messer, um mir die Kehle durchzuschneiden; aber indem er dies zu thun im Begriffe war, und mich angepackt hatte, griff ich nach dem Messer und kämpfte um mein Leben. Er warf mich zu Boden, setzte mir das Knie auf die Brust und suchte mir das Messer zu entwinden, welches ich aber krampfhaft festhielt, obgleich es mir den einen Finger bis auf den Knochen durchschnitt. Endlich gelang es mir oben zu kommen, worauf ich den Wilden losließ, dem Strande zu eilte und mich ins Wasser stürzte; ich war jedoch zu erschöpft, um weit schwimmen zu können, kehrte daher ans Ufer zurück und erwartete nun nichts anderes, als augenblicklich niedergeschmettert zu werden. Der Wilde kam denn auch

mit wüthender Geberde auf mich zu und schoß mir einen Pfeil in die rechte Brust; jetzt aber wurde er unerklärlicher Weise plötzlich ganz ruhig, führte oder zog mich eine Strecke fort und bot mir etwas Fisch und Wasser an, wovon ich indeß nichts hinunterzubringen vermochte. Während meines Kampfes mit ihm hatte ich meinen Kameraden mit einem andern Wilden handgemein erblickt und ihn demselben ein Stück aus dem Arm beißen sehen, wußte aber dann weiter nichts von ihm, bis ich auch ihn noch am Leben sah, was ihm auf ähnliche Weise wie mir geschenkt worden war *). In einiger Entfernung tanzten die übrigen Wilden mit gräßlichem Geheul um ein großes Feuer, vor dem die Köpfe der Erschlagenen in einer Reihe aufgestellt waren; die Rumpfe schwammen am Gestade, wo sie durch die Strömung der Ebbe bald fortgeschwemmt wurden. Sexton und ich wurden der Obhut von zwei Wilden übergeben, welche uns mit dem Canotsegel, einer Art Matte, bedeckten, jedoch meiner Wunde, die sehr stark geblutet hatte, keine Aufmerksamkeit schenkten.«

Am folgenden Tage sammelten die Wilden alle Köpfe und segelten nach einer andern Insel, Pullan genannt, wo ihre Weiber sich befanden. Ireland gewahrte hier die beiden Kinder des Hauptmanns D'Oyly, nebst dem Schiffshunde. Der älteste Knabe, George D'Oyly, erzählte ihm, daß das erste Floß bei dieser Insel angelegt habe, und alle darauf befindliche Personen bei ihrer Landung sofort ermordet worden seien, bis auf ihn und seinen Bruder; seine Mutter sei durch einen Keulenschlag getödtet worden, sein kleiner Bruder dabei in ihren Armen gewesen, jedoch habe eins von den Weibern ihn gerettet und auch später für ihn Sorge getragen. Ireland sah das Kind in den Armen des Weibes heftig schreiend. Auch gewahrte er einige Stücke von den Cajütenthüren als Zierrathen am Vordertheil des Canots, ebenso die Köpfe der Passagiere und Mannschaft auf dem ersten Floß: die der Hauptmännin D'Oyly und des Schiffscapitäns Moore waren leicht zu erkennen, jener am Haar, dieser an den Gesichtszügen. Die Köpfe waren an einem Strick gereiht und an einem Pfahl neben den Hütten der Weiber aufgehängt. Die Wilden tanzten jeden Morgen und jeden Abend darum herum, mit gräulichem Geschrei und wüthenden Geberden.

Die Zahl der Wilden belief sich ungefähr auf 60; sie hielten sich auf der Insel blos während der Fischfangzeit auf, und ihre Heimath war, wie sich später auswies, beträchtlich weit entfernt. Ihre Hauptnahrung bestand in Schildkröten und kleinen Fischen, welche sie mit Angel und Netzen fingen; Schalenthiere wurden in großer Menge auf den Riffen gesammelt. Auf der Insel wächst auch eine Art Steinfrucht, ähnlich der Pflaume, wahrscheinlich von der Gattung der Eugenia. Sonst ist die Insel Pullan sandig und nur mit niedrigem Strauchwerk und Unterholz bewachsen. Jedoch fehlt es nicht an einer reichlich fließenden Quelle mit frischem Wasser.

*) Als man später Ireland auf das fast Unglaubliche einer solchen plötzlichen Sinnesänderung aufmerksam machte, entgegnete er, er habe bei den Wilden häufig dergleichen plötzliche Uebergänge von der äußersten Wuth zu gänzlicher Gelassenheit wahrgenommen, und ein solcher Moment sei denn auch wohl bei ihrer Lebensgefahr eingetreten.

Nach zweimonatlichem Verweilen verließen die Wilden die Insel in zwei Abtheilungen, welche verschiedene Richtungen einschlugen, und von denen die eine Ireland und das jüngste Kind des Hauptmanns D'Oyly mitnahm. Die Fahrt ging nordwärts nach der Torresstraße; man landete und verweilte kürzere oder längere Zeit auf mehreren Inseln, bis man die Darnley-Insel erreichte, welche mitten in der Torresstraße liegt, beinahe gleichweit von Neu-Guinea und Neuholland entfernt. Bei den Eingeborenen heißt sie Arub *). Ostwärts und ungefähr 5 Meilen davon liegt (unter 9° 54′ S. Br. und 144° 0′ O. von Greenwich) die Murray-Insel **); wo ein Papua, Namens Duppar, wohnte. Als dieser von den gefangenen weißen Knaben hörte, die mittlerweile nach der dicht bei Arub liegenden Marsden-Insel oder Sirreb gebracht waren, fühlte er Mitleid mit ihnen und beschloß, sie loszukaufen, zu welchem Ende er in Begleitung seines Weibes Pamoy und mit Früchten versehen, nach Sirreb sich begab, wo er die Gefangenen, gegen einen mit Früchten behangenen Pisangzweig für jeden, eintauschte. Sie wurden von ihm und seinem Weibe auf's Freundlichste behandelt; eine Eingeborene, Namens Oby, übernahm die Pflege und Wartung des kleinen D'Oyly, und das Kind gewöhnte sich denn auch bald an seine neue Mutter. Ireland half seinen gutmüthigen Pflegeeltern bei ihren häuslichen Beschäftigungen und hatte nie Ursache, sich über seine Behandlung zu beklagen. Endlich wurden er und der junge D'Oyly von dem Befehlshaber des brittischen Schiffes „Mangles", welches bei der Murray-Insel anlegte, zufällig entdeckt und auf einem andern englischen Fahrzeuge nach Sidney gebracht. Der ältere Sohn D'Oyly's ist, wie man später in Erfahrung gebracht, ein Opfer der Mordlust oder gar des Kannibalismus der andern Wilden, die ihn und den Schiffsjungen Sexton mitnahmen, geworden; Sexton wahrscheinlich auch, wenigstens hat man nie wieder etwas von ihm gehört.

*) Die Darnley-Insel liegt unter 9° 33′ S. Br. und 143° 41′ O. von Greenwich, hält vier deutsche Meilen im Umfange und bringt Kokosnüsse, Pisangs, Yams, Bataten, Zuckerrohr u. s. w. hervor, ist auch stark bewaldet. Die Eingeborenen, denen man wohl nicht mit Unrecht Menschenfresserei zum Vorwurf macht, sind zahlreich und wohnen in Dörfern von je 10 bis 12 Hütten, deren vornehmste Verzierungen Menschenschädel sind, was nach dem oben Erzählten auch nicht weiter auffallen kann. Die Insel wurde im Jahre 1792 von Bligh entdeckt.

**) Sie hat ungefähr dieselben Naturprodukte wie die Darnley-Insel; man findet hier auch Kauris (kleine Muscheln, die in vielen Küstenländern Asiens und Afrikas als Scheidemünzen dienen) und Perlmutter. Die Einwohner gehören, wie die der vorigen Insel, den Papuas an und gleichen mehr als andere Insulaner dieser Gegend den Neuholländern. Ihre Hautfarbe ist tief dunkelbraun, die Statur von mittlerer Größe und der Gliederbau muskulös; sie gehen nackend, tragen aber Verzierungen von Muscheln und geflochtenen Haaren um verschiedene Theile des Körpers. In ihren Mienen drücken sich Argwohn und Mißtrauen aus. In ihren Waffen unterscheiden sie sich insofern von den Eingeborenen des australischen Festlandes, als sie Bogen und Pfeile führen. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Fischfang. Mit Flinders traten sie 1802 in einen Tauschhandel, aber 1792 hatten sie einen mörderischen Angriff auf die Schiffe „Providence" und „Assistant" gemacht. Zwei nahe isolirte Felsen werden zusammen mit dieser Insel die Murray-Inseln genannt.

Die niederländisch-indischen Besitzungen.

Von

dem franz. Flottencapitän E. Jurien de la Gravière.

Die Niederländer besaßen früher in Indien, außer Java und den Molukken, auch Ceylon und einige Landstriche auf der Küste Coromandel, in Bengalen und auf der Halbinsel Malakka, wovon jedoch Ceylon 1796 von den Engländern erobert und 1802 an sie förmlich abgetreten, und die übrigen vorder- und hinterindischen Besitzungen durch Vertrag vom J. 1824 gegen brittische Besitzungen namentlich auf Sumatra ausgetauscht wurden.

So befinden sich denn die niederländisch-indischen Besitzungen jetzt sämmtlich im Indischen Archipel, sind aber im Laufe der Zeit umfangreicher geworden, als je zuvor. Denn sie haben einen Gesammtflächeninhalt von 25,700 □.M. und eine Bevölkerung von mehr als $16^1/_4$ Mill. E. Nach amtlichen Berichten kommen hiervon auf

				Bevölkerung im Nov. 1849.
Java und umliegende Eilande	$2444,_{6}$	□.M.	und	9,560,380 E.
die Besitzungen auf Sumatra	$6719,_{2}$	»	»	1,537,360 »
die Insel Banca	$356,_{0}$	»	»	43,000 »
die Insel Bintang	$148,_{6}$	»	»	30,000
die Besitzungen auf Borneo	$9373,_{7}$	»	»	661,995
die Besitzungen auf Celebes	$3417,_{1}$	»	»	1,752,000 »
die Besitzungen auf den Molukken . . .	$2019,_{0}$	»	»	530,602
die Besitzungen auf Timor	$1042,_{6}$	»	»	1,057,800 »
Lombok	$191,_{5}$	»	»	1,105,000 »
Zusammen . .	$25,713,_{2}$	□.M.	und	16,278,137 E.

Bekanntlich umfaßt der Indische Archipel die zwischen Hinterindien, China und Neuholland (und Neu-Guinea) gelegenen Gruppen der Großen und Kleinen Sunda-Inseln, Molukken, Philippinen und Sulu-Inseln. Die beiden letztgenannten gehören im Wesentlichen den Spaniern und die übrigen Gruppen großentheils den Niederländern. Die Eingeborenen gehören der großen Mehrzahl nach dem malayischen, theils aber auch dem Hindu-Stamme an. Was die Religionsverhältnisse betrifft, so

wäre nach einheimischen Nachrichten der Mahomedanismus, der namentlich auf den Sunda-Inseln stark verbreitet ist, erst im 13. Jahrhunderte dahin gebracht worden; allein höchst wahrscheinlich ist dies weit früher geschehen. Denn es ist Thatsache, daß die Araber schon zur Zeit der ersten Chalifen von Bagdad, also seit dem 8. und 9. Jahrhunderte, Seefahrten nach dem Indischen Archipel (auch nach Canton in China) unternahmen und oft längere Zeit, zur Betreibung ihrer Handelsgeschäfte, hier verweilten. Es läßt sich daher kaum bezweifeln, daß sie als eifrige Muselmänner ihrer Lehre bei den heidnischen Insulanern Eingang zu verschaffen gesucht haben werden.

Vor der Ankunft der Europäer hatten immer einige Inseln durch die Gewalt der Waffen oder durch den Einfluß ihres Handels den Vorrang vor den übrigen. Seit dem Ende des 12. Jahrh. breiteten sich bis in das 14. die Malayen von Sumatra über die Halbinsel Malakka und die Sunda-Inseln aus und gewannen hier durch ihren blühenden Handel ein entschiedenes Uebergewicht.

Auch Java soll einst die Herrschaft an sich gerissen und sie über mehrere Theile von Sumatra, Borneo und Amboina (Molukken) ausgedehnt haben. Der berühmte venetianische Reisende Marco Polo, der in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts die östlichen Länder Asiens besuchte, bestätigt dies insofern als er von der Macht und dem außerordentlichen Reichthume Java's spricht.

Auf Borneo sollen, nach einer Sage, die Chinesen einst ein mächtiges Reich gestiftet und von da aus über die Sulu- und andere Inseln bis nach den Philippinen hin geherrscht haben.

Die Molukken kämpften unaufhörlich mit einander um die Herrschaft, welche bald diese bald jene Insel an sich riß.

In frühen Zeiten war, wie es scheint, in allen diesen Inselreichen freier Handel für alle Völker. Ohne Zoll für die ein- und ausgehenden Waaren zu fordern, begnügten sich die Könige mit freiwilligen Geschenken, die ihnen von den fremden Kaufleuten dargebracht wurden. Die Schilderungen von der Macht und Größe einiger dieser Reiche fanden die Portugiesen später bestätigt durch den Wohlstand und Reichthum, den sie noch in manchen Theilen des Indischen Archipels antrafen. Java war die reichste aller Inseln; unter den auf ihr befindlichen verschiedenen Reichen war das von Bantam am mächtigsten und dessen gleichnamige Hauptstadt (an der Nordküste und nicht weit von der Sundastraße, westlich u. 10 M. von Batavia) der Haupthandelsplatz in diesen Gewässern: ihr Hafen war stets angefüllt mit Schiffen aus der Nähe und Ferne. Auf Sumatra waren noch im 17. Jahrhunderte die Könige von Atschin (im nordwestlichsten Theile der Insel) so mächtig, daß sie Flotten von 500 Segeln und Heere von 50,000 bis 60,000 Mann ausrüsten konnten; und der Hafen der Stadt Atschin (an der äußersten Nordwestspitze Sumatra's) wurde jährlich von einer Menge asiatischer und europäischer Handelsschiffe besucht. Die Häuser und Kunstarbeiten der Stadt zeugten von Wohlstand und Cultur der Einwohner, und die asiatische Pracht ihres Königs, sein goldenes Geschirr, aus dem er speiste, und die mit gediegenem Silber überzogenen Thüren seines Palastes von dem Reichthum seiner Einkünfte. — Unter den vier Königreichen auf den Molukken war Ternate das mächtigste. Der König von Ternate herrschte über nahe und entfernte Inseln

und vermochte von den ihm unterworfenen Inseln eine Macht von mehr als 120,000 Mann aufzubringen.

Man sieht hieraus, daß nicht etwa die Europäer den Handel des Indischen Archipels gegründet haben, sondern daß derselbe vor ihrer Ankunft weit blühender war als nachmals. Vielmehr haben grade die Europäer, nämlich die Portugiesen und Holländer, diesen blühenden Handel der Eingeborenen, und damit alle Herrlichkeit und Macht des insularischen Indiens zu Grunde gerichtet. Die Portugiesen, die schon seit dem ersten Jahrzehend des 16. Jahrhunderts hierher kamen, traten Anfangs fast in jedem der drei Inselreiche, wo sie sich festsetzten, als Beistand der Partei auf, die sich für die unterdrückte hielt. So groß der Jubel war, mit dem sie von ihr bewillkommnet wurden, so tief war später, nachdem sie den Unterdrückten zum Siege verholfen hatten, die Trauer der siegenden wie der besiegten Partei über die portugiesische Herrschsucht, die für die geleisteten Dienste die unbedingteste Unterwerfung verlangte. Wo sie verweigert wurde, zerstörten sie Städte, sperrten Häfen, nahmen Schiffe weg und mißhandelten Könige und Unterthanen mit dem empörendsten Muthwillen. Die gemißhandelten Völker schritten zur Rache und es entstanden blutige Kriege, in denen die blühendsten Inseln, wie Ternate und andere Molukken, furchtbare Verwüstungen erfuhren. Die Holländer, welche seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts im Indischen Archipel sich festzusetzen anfingen, kündigten sich den gedrückten Insulanern als ihre Retter von den unmenschlichen Herren an. Auch waren sie gegen sie während des Kampfes mit den Portugiesen die Menschlichkeit und Milde selbst. Sobald aber die Portugiesen vertrieben waren und die Holländer sich so festgesetzt hatten, daß sie hoffen konnten, sich auch gegen den Willen der Insulaner zu behaupten, wurden sie noch härtere Herren als die vertriebenen Vorgänger. Mit allen Künsten einer habsüchtigen Kaufmannspolitik rissen sie, wie in Ceylon mit dem Zimmet, so auf den Molukken das Monopol mit den Gewürznelken und Muskatnüssen und auf Java, Sumatra, Celebes, Borneo das Monopol mit Pfeffer, Zinn und den übrigen Landesprodukten — kurz auf jeder Insel rissen sie den Alleinhandel mit den kostbaren Naturgaben, mit denen sie gesegnet war, an sich und legten, um sich darin zu erhalten, den eingeborenen Königen das drückendste Joch auf. Jede Klage und Bewegung gegen diese Anmaßung bestraften sie mit unerbittlicher Strenge, durch Krieg, durch Hinrichtung der gegen sie aufgestandenen Könige, oder durch eine ewige Verbannung aus ihren Reichen, und umgaben ihre Nachfolger mit Leibwachen, die sie zu den Sklaven einer übermüthigen Kaufmannsgilde machten.

Die Handelsverhältnisse im Indischen Archipel gestalteten sich auf diese Weise gänzlich um. Wie die Holländer den Inselkönigen das Recht des Alleinhandels mit den Produkten ihres Reichs abgedrungen hatten, ebenso zwangen die Könige wieder ihre Unterthanen, ihnen eine Quantität der Landeserzeugnisse gegen einen von ihnen willkürlich bestimmten Preis zu liefern, und rissen ein ähnliches Monopol an sich. Wie die Holländer die Preise herabsetzten, so setzten auch die Könige sie herab, und zwangen dagegen ihre Unterthanen, die fremden Waaren, die sie bedurften, für die höchsten Preise von ihnen zu nehmen. Die Könige selbst wurden so die ersten Kaufleute ihrer Reiche.

Seitdem lagen die Bewohner des Indischen Archipels in einer dreifachen Knechtschaft, unter dem Joche des Alleinhandels, der Erpressung der holländischen Beamten und dem Despotismus ihrer Könige: die letzte Schnellkraft der von Natur trägen Völker ward dadurch gelähmt; sie versanken in völlige Unthätigkeit und ihre Inseln verödeten. Wie blühend und glücklich ein freier Handel mit den Europäern die hier in Rede stehenden Inselreiche hätte machen können, stand im 17. Jahrhunderte in dem Beispiele von Makassar auf Celebes vor Aller Augen.

Als Bantam (auf Java) und Malakka unter die Herrschaft der Holländer gerathen war, zogen sich die Portugiesen nach Makassar, dessen König den Ankömmlingen einen Platz zur Wohnung und, nach der frühern oben erwähnten Gewohnheit, gegen freiwillige Geschenke freien Handel, wie allen übrigen Völkern einräumte, ohne für aus- oder eingehende Waaren einen Zoll zu fordern. Makassar blühte dadurch schnell auf; seine gleichnamige Hauptstadt (im südlichsten Theile von Celebes) wurde einer der reichsten und besuchtesten Handelsplätze im ganzen Osten, und seine Könige kamen zur Herrschaft über ganz Celebes und die umliegenden Inseln, die ihnen Tribut bezahlten. Die Holländer folgten endlich den Portugiesen auch auf diese Insel nach und vertrieben sie; sie unterjochten die Könige von Makassar, schränkten die mit ihrem Kaufmannsinteresse nicht vereinbare Handelsfreiheit ein, und mit der Macht und Blüthe von Makassar war es zu Ende.

Es dürfte übrigens nicht uninteressant sein, zu erfahren, auf welche Weise und Veranlassung die Holländer zuerst nach Indien kamen.

Bekanntlich nahm Philipp II. von Spanien als nächster, oder doch mächtigster Erbe der portugiesischen Krone im J. 1580 Portugal in Besitz, und damit kamen denn auch die portugiesischen Colonien unter seine Herrschaft. In der ersten Zeit legte er den Handelsverbindungen zwischen Portugal und Nordniederland keine wesentliche Hindernisse in den Weg; aber 1594 untersagte er den Portugiesen allen Verkehr mit den niederländischen Insurgenten, welche bisher die indischen Produkte aus Lissabon geholt und in dem übrigen Europa vertrieben hatten. Wollten die Holländer nun nicht ihren wichtigsten Handelszweig aufgeben, so mußten sie aus ihren bisherigen engen europäischen Kreisen heraustreten und die indischen Küsten und Inseln, welche die mittelbare Quelle ihres bisherigen Wohlstandes gewesen waren, selbst aufsuchen. Aber es fehlte ihnen an Seeleuten, die den Weg nach Indien kannten, und an Geschäftsmännern, die sich auf den indischen Verkehr verstanden; und wenn sie auch diesem Mangel durch schlaue Anwerbungen vielleicht abgeholfen hätten, so ging ja doch die Schifffahrt nach Indien an Küsten weg, in deren Besitz ihre Feinde, die Spanier und Portugiesen, waren; und es stand immer dahin, ob sie mit ihren indischen Ladungen nicht überall von ihren Feinden aufgefangen wurden.

Der Gedanke an diese Schwierigkeiten und Gefahren weckte endlich die Idee, einen nähern und von ihren Feinden durchaus nicht bedrohten Weg um das Nordcap herum durch das Eismeer zu suchen, und schon 1594 vereinigten sich zu diesem Zwecke mehrere zeeländische Kaufleute und rüsteten, von Amsterdam und Enkhuizen unterstützt, drei Schiffe aus, welche unter Barendsz und Linschoten einen Weg längs der europäischen und asiatischen Nordküste nach China und den Molukken aufsuchen sollten.

Doch mißglückte dieses Unternehmen gänzlich, eben so zwei neue Versuche, die 1595 und 1596 gemacht wurden. Auf der dritten Fahrt war es, wo Barendsz, Heemskerke und Van de Rijp Spitzbergen entdeckten und auf Nova Zembla überwinterten.

Während noch diese Versuche gemacht wurden, bot den Holländern ein Landsmann, der mehrmals die Fahrt nach Indien in portugiesischen Diensten gemacht und über den indischen Handel mancherlei Erfahrungen gesammelt hatte, Cornelius Houtman, damals im Schuldgefängnisse zu Lissabon, gegen die Bezahlung seiner Schulden zur Befreiung aus seiner Haft, seine Dienste und Erfahrungen an. Ein Verein von Kaufleuten, Maatschappij van Verre oder Gesellschaft entfernter Länder genannt, übernahm seine Befreiung und schickte ihn 1595 mit 4 Schiffen nach Indien, mit der Weisung, Küsten, Nationen, Produkte und Handel eines jeden Ortes zu erforschen, und dabei soviel wie möglich den portugiesischen Niederlassungen aus dem Wege zu gehen. Nachdem Houtman längere Zeit in Madagaskar sich aufgehalten hatte, landete er am 22. Juni 1596 in Bantam, auf der Nordküste von Java, und besuchte dann Jakatra (an dessen Stelle nachmals Batavia trat), Surabaya und die Inseln Madura und Bali (dicht bei Java); doch da er überall Gefechte mit den Eingeborenen zu bestehen hatte, entschloß er sich zur Rückkehr, und kam am 14. August 1597 wieder in Texel an, nachdem er zwei Schiffe und ungefähr zwei Drittheile der Mannschaft eingebüßt hatte. Ungeachtet dieses Verlustes konnte die Reise als eine glückliche angesehen werden, da die aus Java mitgebrachten Nachrichten, bei allen anscheinend feindseligen Gesinnungen der Eingeborenen, dennoch für den Handel nach diesen Gewässern sehr aufmunternd waren.

Die Gesellschaft der entfernten Länder (s. oben) in Amsterdam beschloß also, auf Java, entfernt von dem Mittelpunkt der portugiesischen Macht in Indien und andererseits in der Nähe der Molukken und zur Anknüpfung von Handelsverbindungen mit China und Japan trefflich gelegen, eine Niederlassung zu wagen. Sie schickte demgemäß im Mai 1598 unter den Befehlen des Admirals van Neck und des Viceadmirals van Waerwijk, denen der erfahrene Jakob van Heemskerk beigegeben war, 8 Schiffe dahin ab, die unterwegs bei der, nachmals Isle de France genannten, Insel anlegten, die von den Holländern, dem Prinzen Moritz von Oranien zu Ehren, Mauritius genannt wurde, und dann glücklich Bantam erreichten. Der dort herrschende eingeborene Fürst bewilligte den Holländern die Eröffnung eines Tauschhandels. Sie hatten sich zu diesem Zwecke schon in Holland mit mancherlei Waaren versehen, worunter Scharlachtuch, Korallen, Bernstein, Spiegel mit Goldrahmen, Krystallgläser, Flaschen, Nürnberger Waaren, Brillen, Federn, Blei, Eisen, Sturmhüte, Kämme u. dgl. m. Dafür tauschten sie nun Pfeffer, Gewürznägelein und andere Spezereien ein, beluden damit 4 ihrer Schiffe und schickten diese sofort nach Europa zurück. Von den 4 übrigen Schiffen besuchten 2 unter Waerwijk Amboina und Ternate, und 2 unter Heemskerk die Bandainseln (jene wie diese gehören zu den Molukken). Um die Mitte des Jahres 1600 trafen alle Schiffe im Vaterlande wohlbehalten wieder ein.

Der glückliche Erfolg dieses neuen Versuches brachte eine Menge kleiner Gesellschaften zusammen, die ihre Spekulationen nach Indien richteten. Die ausgesandten Schiffe besuchten nicht nur wiederholt Java und die Molukken, sondern auch die klei-

nen Sundainseln und Sumatra. Fast überall kam ihnen der Haß, den die Portugiesen dort auf sich geladen, zu Hülfe und erleichterte ihre Handelsunternehmungen. Die Spanier, als damalige Besitzer aller dieser Inseln, wurden dadurch nicht wenig beunruhigt und suchten, da sie vor der Hand mit Gewalt nichts ausrichten zu können glaubten, die Holländer bei den eingeborenen Fürsten anzuschwärzen, und schilderten sie ihnen als Seeräuber und ehrlose Menschen, denen auf keine Art zu trauen sei. Sobald die Generalstaaten von diesen Intriguen Kunde erhielten, bekamen die Befehlshaber der Ostindienfahrer die Weisung, alle Mittel aufzubieten, um den üblen Eindruck, den jene Anschwärzungen in Indien hätten machen können, zu vertilgen. Am erfolgreichsten in dieser Hinsicht war das Verfahren, welches der schon genannte Jakob Heemskerk beobachtete. In der Javasee (zwischen Java und Borneo) stieß er auf ein reichbeladenes portugiesisches Schiff, welches von Macao kam und eine Besatzung von 700 Mann hatte. Er griff es an und zwang die Portugiesen nach schwacher Gegenwehr sich zu ergeben. Die Gefangenen behandelte er nicht nur mit der größten Milde, sondern schickte sie auch, bis auf den Capitän und den Schiffskaplan, an den portugiesischen oder spanischen Vicekönig in Goa ohne Lösegeld zurück. Er hoffte dafür ein Danksagungsschreiben zu erhalten, wenn auch nur in der Absicht, dadurch die Freilassung der beiden übrigen Gefangenen zu bewirken; und er betrog sich in dieser Erwartung nicht. Heemskerk erhielt einen Brief voller Höflichkeiten; er zeigte nun denselben vor in allen Häfen, wohin er kam, und es gelang ihm dadurch alle gegen die Holländer ausgesprengte Verläumdungen wirkungslos zu machen. Die erbeutete Ladung war übrigens sehr kostbar und die am Bord des portugiesischen Schiffes vorgefundenen Briefschaften gaben über den indischen Handel die wichtigsten Aufschlüsse.

Die zahlreichen Handelsgesellschaften, die zur Betreibung des direkten indischen Handels in Holland sich gebildet hatten, machten bald die Erfahrung, daß sie nicht nur ihre Kräfte vereinzelten und zersplitterten, sondern auch durch ihre allzustarke Concurrenz auf den nämlichen indischen und den nämlichen europäischen Märkten sich gegenseitig schadeten. Die Generalstaaten legten sich endlich ins Mittel und forderten die einzelnen Gesellschaften auf, sich zu einer einzigen zu vereinigen, die sie dann mit ausgedehnten Rechten und Freiheiten zu privilegiren versprachen. So entstand die berühmte holländisch-ostindische Compagnie, die mit dem 20. März 1602 ins Leben trat und ihr Privilegium zunächst auf 21 Jahre erhielt. Sie hatte in ihren asiatischen Besitzungen unumschränkte Gewalt, ernannte ihren Generalgouverneur und die übrigen Mitglieder der dortigen Regierung oder des Raths von Indien, führte Krieg und schloß Frieden, empfing die Gesandten der eingeborenen Fürsten, legte neue Colonien an, baute Städte und Festungen, unterhielt eine ansehnliche Kriegsmacht, nebst einer großen Menge Schiffe, welche in Indien Handel trieben oder die dortigen Produkte nach Europa brachten, und erhielt in späterer Zeit von den Generalstaaten auch die Erlaubniß, in den Münzstätten der Republik Ducatons mit ihrem gewöhnlichen Zeichen prägen zu lassen. Uebrigens war die Compagnie verpflichtet, die Bündnisse mit indischen Fürsten im Namen der Generalstaaten zu schließen, und mußte andererseits, zum Zeichen ihres Abhängigkeitsverhältnisses zu den Generalstaaten, von einer Zeit zur andern um die Erneuerung ihrer Privilegien nachsuchen, wofür sie 1696,

als sie die Verlängerung derselben bis 1740 erhielt, 3 Millionen Gulden in die Staatskasse zahlte. In bedrängten Zeiten schoß sie auch der Republik Geld vor oder übernahm Staatsschulden. In Gemäßheit eines Vergleichs vom 15. März 1700 entrichtete sie an die Stelle der Abgaben von den ein- und ausgehenden Waaren, die sie aus Indien erhielt oder dahin sendete, eine Aversionalsumme von 364,000 Gulden nebst 8 Stück 24pfündiger Metallkanonen. Die ganze Verwaltung der Compagnie wurde in den Niederlanden selbst durch 67 Vorsteher geleitet, die aus den Hauptactionären gewählt wurden und 6 Collegien oder Kammern bildeten, von denen die zahlreichste und wichtigste ihren Sitz in Amsterdam hatte, wogegen die übrigen in Middelburg, Delft, Rotterdam, Hoorn und Enkhuizen ihre ordentlichen Zusammenkünfte hielten. Jede Kammer verwaltete ihre besonderen Angelegenheiten und besetzte die Unteroffizierstellen bei der indischen Armee bis zum Sergeanten hinauf. Jährlich wurden drei Generalversammlungen gehalten, zu denen sich 17 Abgeordnete der einzelnen Kammern einfanden; daher die Versammlungen der Siebzehner genannt. Außerdem versammelten sich 10 Direktoren jährlich einmal im Haag. Die erste Summe, die bei der Errichtung der Compagnie zusammengeschossen wurde, belief sich auf 6 Mill. 459,840 Gulden, in Actien vertheilt von 3000 Gulden jede, die aber mit der Zeit auf 18,000 Gulden im Werthe stieg. Vom J. 1606 bis 1620 betrug der Gewinn in mehreren Jahren über 50, in keinem unter 20 Procent. Späterhin rechnete man den jährlichen reinen Gewinn der Compagnie durchschnittlich auf 3 Millionen Ducaten. Die Compagnie schickte jährlich dreimal Schiffe nach Indien, im März oder April, im September oder October, und im December oder Januar, und zwar jedesmal 38 bis 40, deren jedes mit der Ladung und dem baaren Gelde auf wenigstens 400,000 Gulden zu schätzen war. Die zurückkommenden und hauptsächlich mit Gewürzen, chinesischem und japanischem Porzellan, Kampher, Salpeter, Reis, Baumwoll- und Seidenstoffen, Perlen, Edelsteinen und Gold befrachteten Schiffe liefen zwischen October und Januar von Batavia oder Ceylon aus und hatten alle ihren Sammelplatz am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo sie 14 Tage bis 3 Wochen liegen blieben, um Erfrischungen einzunehmen. In Friedenszeiten nahmen sie, zur Beschleunigung der Reise, den Weg durch den englischen Kanal, in Kriegszeiten aber segelten sie gewöhnlich um die Nordspitze von Schottland herum. Der Generalgouverneur des niederländischen Indiens, der auf dem Schlosse zu Batavia seinen Sitz hatte, ward von der Compagnie ernannt und mußte sowohl ihr wie den Generalstaaten den Eid der Treue schwören. Sein Amt war eins der einträglichsten; denn er hatte eine fixe Besoldung von 16,800 Gulden, nebst 4800 Gulden Tafelgelder; seine Hofhaltung ward besonders bezahlt, und die mit seiner Stellung verknüpften erlaubten und unerlaubten Nebenvortheile brachten ihm noch viel mehr als seine jährliche Besoldung ein. Außerdem hielt die Compagnie noch acht Gouverneurs, nämlich auf Ceylon, Amboina, Banda, Ternate, in Makassar, Malakka, auf der Küste Coromandel und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Kriegsflotte, welche die Compagnie, zur Beschützung ihrer Besitzungen und ihres Handels in den indischen und europäischen Gewässern hielt, bestand im vor. Jahrhunderte aus 150 Schiffen von 20 bis 60 Kanonen, und aus 42 bis 50 kleinern Fahrzeugen. Nicht minder beträchtlich war die Zahl der Landtruppen, die sie in ihren Besitzungen hielt.

Also aus ungefähr 6 Millionen Gulden bestand der Fonds, den die Compagnie bei ihrer Errichtung zusammenschoß. In der That ein sehr schwacher Fonds, da er nicht blos als Handelskapital dienen sollte, sondern auch zur Bestreitung der Kosten für die Unternehmungen zur Vertreibung der Portugiesen aus dem Indischen Archipel bestimmt war! Und doch war er hinreichend, alle jene Thaten zu vollbringen, welche die holländisch-ostindische Compagnie auf immer in die Reihe der ersten Handelsgesellschaften der Welt setzten. Kaum war die Gesellschaft ins Dasein getreten, als sie auch schon ihre große Laufbahn betrat. Hinsichtlich der beabsichtigten Niederlassungen in Indien richtete sie gleich vom Anfang an ihr einziges oder doch Hauptaugenmerk auf den Indischen Archipel, insbesondere auf die Gewürzinseln oder Molukken und die beiden großen Sundainseln Java und Sumatra. Indem sie auch nachmals meist auf Inseln sich beschränkte, entging sie dadurch den vielfachen Revolutionen auf dem indischen Festlande, wo ohnehin damals das Mogulreich so mächtig war, daß an Eroberungen in Vorderindien nicht leicht gedacht werden konnte.

Eine Flotte von 14 Schiffen unter dem Admiral Waerwijk ging noch im J. 1602 unter Segel nach den indischen Gewässern, wohin ihr gegen Ende des folgenden Jahres eine beinahe eben so starke Flotte unter Vanderhagen folgte. Von Waerwijk's Flotte gingen 3 Schiffe nach Ceylon und hierauf nach Atschin, auf der äußersten Nordwestspitze von Sumatra, 3 nach anderen Küstenpunkten dieser Sundainsel, 2 nach den Molukken, 2 nach China und 4 nach Bantam (auf der Nordküste von Java, westlich und in der Nähe von Batavia). Was Waerwijk begonnen hatte, vollendete Vanderhagen, und die Compagnie bekam durch diese beiden ersten Hauptexpeditionen wenigstens festen Fuß auf den Molukken, wo die Portugiesen vertrieben wurden und die Holländer den wichtigsten Theil des Gewürzhandels an sich rissen. Allerdings traten auch wieder manche Unfälle und ansehnliche Verluste ein; nichtsdestoweniger wurde es der Compagnie bereits nach vierjährigem Bestehen möglich, eine Dividende von nicht weniger als 75 Proc. an die Actionäre auszutheilen.

Außer auf den Molukken hatten die Holländer auch in Atschin auf Sumatra und auf den Küsten Coromandel und Malabar wenn nicht Niederlassungen gegründet, doch Faktoreien errichten dürfen, unter denen die zu Negapatam (auf der Küste Coromandel und in der Nähe von Trankebar) ein Hauptstapelplatz für den holländischen Leinwandhandel wurde, für den diese Handelscomtoire vorzugsweise bestimmt waren.

Gleich nachdem die Holländer auf den Molukken den ersten schwachen Grund zu ihrer künftigen Macht gelegt hatten, waren sie ernstlich darauf bedacht, den Alleinhandel mit den Produkten dieser Inseln oder den Gewürzen an sich zu reißen. Zu diesem Ende suchten sie die Anpflanzungen des Muskatnußbaums auf die Insel Banda, und die der Gewürznelken auf die Insel Amboina zu beschränken, damit sie jede Theilnahme anderer europäischen Nationen an dem Gewürzhandel um so leichter verhindern könnten. Ausrottung der Muskatnuß- und Gewürznelkenbäume auf andern molukkischen Inseln, Verhinderung neuer Anpflanzungen theils durch Androhung der furchtbarsten Strafen, theils durch Verheißung ansehnlicher Belohnungen; strenges Verbot des Schleichhandels der Insulaner mit fremden Nationen, offene Feindseligkeiten und förmliche Verträge waren

daher die Mittel, welche die Compagnie ergriff, nicht nur um den Alleinhandel sich zu sichern, sondern auch die Preisverringerung der Gewürze in Europa zu verhindern.

Um aber diese Mittel beharrlich durchführen zu können, war eine feste und bleibende Niederlassung als Centralpunkt für die niederländische Streitmacht in den dortigen Gewässern durchaus erforderlich. Die Molukken selbst, meist nur kleine Inseln und über 300 Meilen (in ostnordöstlicher Richtung) von dem Hauptfahrwasser, der Sundastraße (zwischen Sumatra und Java), entfernt, waren schon aus diesen beiden Gründen dazu nicht geeignet. Auf Sumatra fand sich kein geeigneter Punkt zu einer dauernden und umfangreichen Niederlassung, ebensowenig auf Borneo; daher wurde **Java** und zwar die Nordküste dieser Insel gewählt, zumal die Holländer schon längst eine Faktorei in Bantam (auf der Nordküste Java's und in der Nähe der Sundastraße) hatten.

Oestlich und 15 Meilen von der Sundastraße lag auf der Nordküste Java's, mit einem vortrefflichen Hafen versehen, die Stadt **Jakatra**, auch wohl Kalappa genannt. Hier beschlossen die Holländer sich bleibend anzusiedeln. Indeß besaßen nicht nur in dem benachbarten Bantam, sondern auch in Jakatra die Engländer eine Faktorei, und zwar schon seit 1601. Die Engländer waren aber eben so eifersüchtig auf ihr Ansehen und ihre Vortheile, wie die Holländer, dabei vollkommen im Stande, den Letztern die Spitze zu bieten; daher ging es ohne blutigen Kampf nicht ab und Jakatra wurde bei dieser Gelegenheit eingeäschert. Hierauf zogen sich die Engländer zurück, und der holländische Admiral Koen erbaute nun seit 1618 auf den Trümmern Jakatra's eine neue Stadt, welche 1621 auf Befehl der Generalstaaten den Namen **Batavia** erhielt und mit der Zeit zu solchem Glanze emporstieg, daß sie die Perle des Orients genannt wurde. Zur Zeit der höchsten Blüthe zählte sie 160,000 E.

Java ist so groß wie England (d. h. Schottland und Irland nicht mit gerechnet) und hat gegenwärtig, wie wir oben gesehen haben, über $9^1/_2$ Mill. E. Vor der Ankunft der Europäer war die ganze Insel einem einzigen mächtigen Kaiser unterworfen gewesen, nachdem die Beherrscher von Madschapahit nach und nach die übrigen Häuptlinge Java's unter ihre Oberhoheit gebracht hatten. Seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts kam der Islam oder Mahomedanismus auf die Insel und mit ihm stürzte das stolze Gebäude des madschapahitischen Reiches über den Haufen. Unter den mahomedanischen Sultanen, die auf jene folgten, zerfiel Java in acht unabhängige Staaten: Bantam, Jakatra, Cheribon (die Stadt dieses Namens liegt ostsüdöstlich u. 25 M. von Batavia und gleichfalls an der Nordküste), Prawata, Kaliniamet, Padjang, Kedu und Madura (Madura ist eine 75 Q. M. große Insel neben dem östlichen Theil Java's), worunter der Sultan von Padjang oder Matarem bald das größte Uebergewicht erlangte und seit 1616 das ganze östliche Java nebst Madura mit seinem Reiche vereinigte. Die Holländer fanden daher nur noch vier unabhängige Staaten vor: Matarem, Cheribon, Jakatra und Bantam. Es war im J. 1596, als die Holländer unter Houtmann auf Java zuerst landeten, wo sie alsbald die Erlaubniß zur Anlegung einer Faktorei in Bantam erhielten. Schon damals, besonders aber nach der Gründung Batavia's, benutzten sie schlau die Uneinigkeiten zwischen den eingeborenen Fürsten und Häuptlingen und deren Unzufriedenheit mit den Sultanen, fachten überall das Feuer der Zwietracht noch mehr an und fischten dabei so lange im Trüben, bis sie ein beträchtliches Gebiet an sich gerissen

und die Oberhoheit über die ganze Insel errungen hatten. Freilich geschah dies erst später und nach den blutigsten Kriegen. Uebrigens wurden die Holländer selbst nicht Colonisten; denn es gab zu Hause keine Ursachen zu starker Auswanderung; sondern die Gewinnung der Produkte geschah durch die Unterjochung der einheimischen Völker mittelst der Waffen oder Traktate.

Schon vor der Gründung Batavia's war der Gewinn, den die holländisch-ostindische Compagnie jährlich bezog, außerordentlich. Blos die Ladung von 5 Schiffen, die im J. 1603 aus Indien heimkehrten, brachte einen Gewinn von 1,185,891 Gulden, ungerechnet denjenigen, den die auf jenen Schiffen nach Indien ausgeführten europäischen Waaren eingebracht hatten. Jene Ladung bestand vornehmlich aus Pfeffer, Cubeben, Gewürznelken und Muskatblüthe. Diese in Europa zu mehr als 2 Mill. Gulden verkauften Waaren hatten im Einkaufspreise nicht mehr als 588,874 Gulden gekostet.

Die Actiendividenden der holländisch-ostindischen Compagnie betrugen in den Jahren 1605—1610 respective 15, 75, 40, 20, 25 und 50, und in den Jahren 1612, 1615, 1616 und 1620 respective 57½, 42½, 62½ und 37½ Procent. Von 1622 an bis 1648 variirten die Dividenden zwischen 10 und 50 Procent; seitdem und bis 1720 waren sie nie unter 12½ Procent. Im J. 1616 besaß die Compagnie 45 Linienschiffe und auf diesen und in ihren Forts auf den Molukken und anderen Küstenpunkten Indiens befanden sich über 400 metallene und ungefähr 3600 eiserne Kanonen und an 15,000 Land- und Seesoldaten und Matrosen.

Die holländisch-ostindische Compagnie stand beinahe schon vor der Erneuerung ihres ersten 21jährigen Privilegiums in ihrer vollen Macht da und suchte sich auf dieser Höhe durch alle ihr zu Gebot stehende Mittel zu behaupten, freilich auch sehr häufig durch die grausamsten und empörendsten Mittel, wohin insbesondere die Schauder erregende Behandlung der Engländer auf Amboina (1623) gehört.

Noch früher als die holländische war die brittisch-ostindische Compagnie, nämlich im J. 1600, errichtet worden. Die ersten Schiffe dieser Gesellschaft waren nach Sumatra, Java und den benachbarten Inseln gegangen; doch nach einigen Jahren hatte sich der wichtigste Zweig nach dem indischen Festlande gezogen und sich hier bald in dem Grade erweitert, daß er den vorderindischen Handel der Holländer weit übertraf. Den englisch-vorderindischen Handel zu vernichten, schien den Holländern selbst so unmöglich, daß sie nicht einmal den Versuch dazu wagten; dagegen arbeiteten sie dem Handel, den die Engländer im Indischen Archipel betrieben, um so nachdrücklicher entgegen. Hier waren sie auch gleich von Anfang an, d. h. seit der Errichtung ihrer Compagnie, den Engländern überlegen, und mit dem Gefühl ihrer Ueberlegenheit stieg auch der Wunsch und Entschluß in ihnen auf, sich hier den Handel ausschließlich zuzueignen. Wie vormals die Araber die Portugiesen, und diese wiederum die Holländer bei den Eingeborenen verläumdet hatten, um sie als Concurrenten wo möglich unschädlich zu machen, so fingen nun auch die Holländer damit an, die Engländer zu verläumden und sie öffentlich für Seeräuber und Betrüger zu erklären. Da aber dies Mittel nicht half, so nahmen sie zu offenen Feindseligkeiten ihre Zuflucht, die bis 1619 ununterbrochen fortdauerten, worauf es zu einem Vergleiche kam, worin unter anderm festgesetzt wurde, daß die Engländer nur halb so viel Gewürze wie die Holländer auf den Molukken einkaufen

und sie andererseits nicht billiger als jene in Europa verkaufen sollten. Dieser Vergleich war auch in andern Punkten sehr vortheilhaft für die Holländer, wurde aber von ihnen nicht gehalten, weil ihr Streben unablässig auf den Alleinbesitz des Gewürzhandels gerichtet war. Sie gingen so weit, die englischen Waarenmagazine auf Banda anzugreifen und rein auszuplündern und die Besatzung nebst allen englischen Kaufleuten auf dieser Molukken-Insel niederzuhauen. Ueberhaupt vertrieben sie die Engländer von der ganzen Gruppe der Banda-Inseln. Doch dies alles war nur ein Vorspiel zu den Unmenschlichkeiten, die sie auf Amboina (nordwestlich u. 27 M. von der Insel Banda) 1623 verübten.

Hier befanden sich im Ganzen nur noch 14 Engländer, während die Holländer auf Amboina ein Fort mit 300 Mann Besatzung hatten. Aber einmal fest entschlossen, keine fremde Nation auf den Molukken ferner zu dulden, waren ihnen auch diese wenigen friedlichen Kaufleute ein Dorn im Auge, und es fehlte nur noch an einem triftigen Vorwande zu ihrer Vertreibung. Nachdem man lange und vergeblich sich bemüht hatte, ihn aufzufinden, traf es sich, daß ein Japanese im Gespräch mit einem Holländer sich beiläufig über die Beschaffenheit der Werke des Forts äußerte. Zufällig kam dies dem Commandanten zu Ohren, und alsbald war der Entschluß gefaßt, auf diese ganz harmlosen, blos gesprächsweise hingeworfenen Aeußerungen den Plan zur Ausrottung der Engländer zu bauen! Der Japanese wurde sofort verhaftet und nicht durch Fragen oder Belohnungen, sondern durch die Folter das Geständniß von ihm erpreßt, daß die Engländer in Verbindung mit den Japanesen das Fort zu überrumpeln beabsichtigten. Auf dieses Geständniß hin wurden die 14 Engländer in das Fort gebracht und, da sie natürlich die ihnen vorgehaltene Beschuldigung einstimmig läugneten, den unmenschlichsten Martern unterworfen, die einem von ihnen dermaßen alle Besinnung raubte, daß er in abgebrochenen Redensarten mechanisch aussagte, was man nur irgend verlangte. Genug, das Trauerspiel endigte mit der Hinrichtung von 10 Engländern; die übrigen 4 wurden von der Insel verbannt. Die damals schwache brittische Regierung that keine ernstliche Schritte, um wegen der an diesen und andern Unterthanen von den Holländern verübten Grausamkeiten Genugthuung zu erlangen, und erst dreißig Jahre später drang Cromwell darauf. Er verlangte jedoch nichts weiter als Rückgabe der kleinen Amboina-Insel Paleroon an die Engländer und eine Geldentschädigung von $^1/_3$ Mill. Thlr., und als 1683 die Holländer jene von Paleroon und Java vertrieben, ließ Carl II. durch ein Geschenk von 200,000 Thlrn. sich bereit finden, das Auslaufen einer Flotte von 23 Schiffen, welche die englisch-ostindische Compagnie zur Wiedereroberung ihrer Besitzungen auf jenen beiden Inseln ausgerüstet hatte, zu verbieten. Seitdem dauerte der Alleinbesitz und Alleinhandel der Holländer auf den Molukken ununterbrochen fort, und das nächste Hauptziel aller Anstrengungen und Unternehmungen der holländisch-ostindischen Compagnie war erreicht.

Gewürznelken und Muskatnüsse, die Hauptprodukte der Molukken, waren aber nicht die einzigen werthvollen Gegenstände des indischen Handels; vielmehr gehörten dahin noch: Zimmet, Ingwer, Pfeffer, Sago, Thee (1610 zuerst nach Europa gebracht), Kampher, Indigo, Sandelholz, Ebenholz, indisches Rohr, Gummilack, Seidenzeug, chinesisches und japanisches Porzellan u. dgl. m. Alle diese Artikel waren auf

den Molukken nicht zu finden, sondern z. B. Zimmet nur auf Ceylon, Pfeffer hauptsächlich nur in Vorderindien, Sago auf den großen Sundainseln, Kampher auf Sumatra und in Japan, Indigo in Bengalen, die feinen Holzarten auf Ceylon, Sumatra, in Hinterindien ꝛc., Thee nur in China. Es läßt sich also denken, daß die holländisch-ostindische Compagnie auf alle diese Landstriche und Inseln eben so gut ihr Augenmerk richten würde, als auf die Molukken.

Die Portugiesen hatten ihre Hauptbesitzungen auf der Küste Malabar oder der vorderindischen Westküste, außerdem auf Ceylon: hier konnten daher die Holländer Anfangs wenig ausrichten. Dagegen suchten sie schon früh auf der Küste Coromandel oder der vorderindischen Ostküste sich festzusetzen, was ihnen auch zum Theil schon 1606 gelang; und wir haben oben gesehen, daß Negapatam der Hauptstapelplatz für holländische Leinwand wurde. Auch in Bengalen, jedoch nur am untern Ganges, bekamen sie festen Fuß, namentlich in der Stadt Chinsura. In Hinterindien nahmen sie den Portugiesen 1641 die Stadt Malakka nebst Gebiet weg.

Nachdem sie schon seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts Versuche gemacht hatten, die Insel Ceylon zu erobern, gelang ihnen dies im J. 1658, worauf sie den Portugiesen auch nach der Küste Malabar nachrückten und hier namentlich Cananore und Cochin eroberten.

Um Sumatra bekümmerten sie sich bis zum vorigen Jahrhunderte im Ganzen wenig. Dagegen waren in Siam ihre Comtoire bis 1660 den Einwohnern schon so nothwendig geworden, daß sie bei einer mit dem Landesbeherrscher entstandenen Zwistigkeit trotzen und ihre Comtoire verlassen konnten, im Voraus gewiß, der Kaiser werde ihnen eine Gesandtschaft nachschicken und sie unter heiligen Versprechungen zur Rückkehr einladen. Sie kehrten denn auch wirklich ehrenvoll zurück; indeß trat hier später eine für die holländische Compagnie nachtheilige Concurrenz anderer europäischer Nationen ein.

So oft die Holländer seit 1601 auch versucht hatten, Comtoire in China zu errichten, so waren sie doch immer durch die Intriguen und Bestechungen der Portugiesen hier verdrängt worden, bis sie 1624 eingeladen wurden, sich auf der Insel Formosa (liegt etwa 30 M. von der chinesischen Küste und in ostnordöstlicher Richtung und etwas über 90 Meilen von Canton) niederzulassen, wohin die Chinesen ungehindert handeln durften. Kaum hatten sie sich hier festgesetzt, als die Eroberung China's durch die Mandschu mehr als 100,000 Chinesen, die sich den neuen Herrschern nicht unterwerfen wollten, nach Formosa trieb, welches durch die Thätigkeit dieser Eingewanderten, besonders im Reis- und Zuckeranbau, mächtig aufblühte und der Mittelpunkt des Handels von China, Japan, Siam, Java und den Philippinen wurde. Aber die holländische Colonie ward mitten in ihrem Flor 1662 durch den Sohn eines chinesischen Seeräubers, Coninga, der von Formosa aus die Hinrichtung seines Vaters an den in China herrschenden Mandschu rächen wollte, zerstört; und nachdem derselbe von China aus überwältigt worden war, kam Formosa unter die chinesische Herrschaft. Alle Versuche der Holländer, wieder in den Besitz der Insel zu kommen, waren umsonst, und so mußten sie sich in China das Loos anderer Nationen gefallen

lassen und sich dem Zwange und der Abhängigkeit in dem auf Canton beschränkten Verkehr unterwerfen.

In Japan wurden die Schiffe der holländisch-ostindischen Compagnie schon 1609 aufgenommen, und die Holländer trieben dort neben den Portugiesen den Handel, bis sie zu Ende des Jahres 1638 nach der Verjagung der Portugiesen neben den Chinesen in den Alleinbesitz desselben kamen, den sie später von der kleinen Insel Desima aus (neben Nangasaki), wohin das Mißtrauen der Japanesen sie eingeschränkt hatte, durch etwa 15 in halber Gefangenschaft lebende Holländer forttrieben.

Eine der letzten Besitzungen, welche die Holländer den Portugiesen abnahmen, war die Insel Celebes, eine der vier Großen Sunda-Inseln, zwischen den Molukken und Borneo. Nach dem Verlust der Molukken hatten sich die Portugiesen auf Celebes behauptet, um durch heimliche Zufuhr von den Bewohnern jener Inseln noch einigen Antheil an dem Gewürzhandel zu behalten, bis endlich die Holländer 1660 diesem Handel, den sie für Contrebande erklärten, mit Gewalt sich widersetzten. Sie nahmen den Hafen und die Festung Makassar im südlichsten Theil von Celebes in Besitz und machten seitdem die meisten eingeborenen Fürsten von sich abhängig. Seit 1747 besetzten die Holländer auch mehrere Küstenpunkte der großen Sunda-Insel Borneo. Schon 1613 hatten sie einen großen Theil der, durch ihren Reichthum an Sandelholz wichtigen Insel Timor, der östlichsten und größten der Kleinen Sunda-Inseln, besetzt.

Die Hauptbesitzungen der holländisch-ostindischen Compagnie haben wir jetzt kennen gelernt, und bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erlitten die dortigen Verhältnisse keine wesentliche Veränderungen. Dagegen hatten sich die Handelsverhältnisse in Europa so wesentlich umgestaltet zum Nachtheil der genannten Compagnie, daß diese besonders seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, nicht nur keinen reinen Gewinn mehr bezog, sondern nach und nach sogar tief in Schulden gerieth, wozu freilich auch die kostspieligen Kriege und die Unterschleife der Beamten in Indien großentheils mitwirkten. Genug, im J. 1795 lös'te sich die holländisch-ostindische Compagnie auf, und überließ ihre indischen Besitzungen, nebst der Colonie am Vorgebirge der guten Hoffnung, den Generalstaaten oder dem niederländischen Staate. Die Besitzungen blieben jedoch geraume Zeit hindurch gewissermaßen sich selbst überlassen, denn die Batavische Republik — wie der niederländische Staat damals genannt wurde — hatte genug mit sich selbst zu thun, um nach auswärts die Blicke richten und dorthin gar Hülfe senden zu können. Die Capcolonie wurde 1795 provisorisch und 1806 definitiv von den Britten besetzt, welche außerdem im J. 1796 Ceylon eroberten und es 1802 förmlich abgetreten erhielten.

Erst im J. 1807 erhielten die niederländisch-indischen Besitzungen wieder einen Generalgouverneur in der Person des Generals Daendels, eines Mannes von großer Erfahrung und Willenskraft. Während seiner etwa dreijährigen Verwaltung bot er Alles auf, um die vorgefundenen Mißbräuche abzustellen und heilsame Reformen einzuführen. Sein Nachfolger im Amte, der General Janssens, war 1811 kaum in Java angekommen, als die Engländer hier landeten und, da die niederländische Besatzung nur schwach war, nach kurzer Zeit die ganze Insel in Besitz nahmen. Es soll damals

die Absicht der brittischen Regierung gewesen sein, zwar die Insel nicht im Besitz zu behalten, aber sie den Niederländern indirekt zu entreißen durch vollständige Wiederherstellung der Herrschaft der eingeborenen Fürsten. Dies ist leicht möglich; jedenfalls aber müssen sich die Engländer bald eines Andern besonnen und eingesehen haben, daß auf solche Weise Java eine Beute der Anarchie werden und für den europäischen Handel überhaupt gänzlich verloren gehen werde. Denn sie beherrschten die Eingeborenen mit wo möglich noch größerer Strenge als je die Niederländer.

Nach wiederhergestelltem europäischen Frieden gaben die Engländer Java wieder heraus, und der neuernannte niederländische Generalgouverneur Van der Capellen, der 1816 nach Java kam, stellte die niederländische Autorität nicht nur auf dieser Insel, sondern auch in den übrigen niederländisch-indischen Besitzungen vollständig wieder her. Er hatte freilich während seiner achtjährigen Verwaltung mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die er jedoch nach und nach glücklich überwand. Aufstände auf einigen Inseln der Molukken, auf Celebes und Borneo wurden im Ganzen leicht unterdrückt; schwerer hielt es auf Sumatra, indem hier die Engländer von Benkulen aus die empörten Insulaner insgeheim unterstützten und zu beharrlichem Widerstande aufmunterten. Indeß wurden ihre Schützlinge auf mehren Punkten geschlagen, und da sie überdies wenige Vortheile von ihrer Ansiedlung auf Sumatra und dessen Nebeninseln hatten, so schlug die brittische Regierung der niederländischen einen Tauschvertrag vor, der 1824 zu Stande kam. Hiernach überließen die Niederländer die Stadt Malakka und die wenigen Besitzungen, die sie noch in Vorderindien hatten, an die Engländer, diese dagegen Benkulen und die Insel Banka an die Niederländer.

Nach wiederhergestelltem europäischen Frieden blieb der Handel zwischen den niederländisch-indischen Colonien und dem Mutterlande eine geraume Zeit hindurch unbedeutend, schon aus dem Grunde, weil diese Colonien immer noch hauptsächlich nur Gewürze lieferten, nach denen sich beschränkte Nachfrage zeigte und von denen, zumal Ceylon im Besitze der Britten geblieben war, jetzt auch andere Nationen ein nicht Unbedeutendes in Europa einführten. Ueberhaupt lag der ganze niederländische Handel eine Weile sehr danieder. Dennoch aber war der Verkehr mit dem südwestlichen Deutschland und mehreren anderen Gegenden dieses Landes lebhaft, und die vermehrte Consumtion von Zucker, Kaffee 2c. in manchen Theilen Deutschlands begünstigten ihn nicht wenig. Diesen und anderen Verhältnissen war es zuzuschreiben, daß der niederländische Handel, ungeachtet mancher widriger Umstände, sich bald wieder emporarbeitete. Ganz besonders aber trug hierzu der Umstand bei, daß ein sehr bedeutender Capitalbesitz fast seit Jahrhunderten im Lande sich gehäuft und, wenngleich dasselbe während des Krieges ungeheure Verluste erlitten hatte, doch, bei der großen Sparsamkeit der Niederländer, immer noch ein Beträchtliches von jenen Capitalien sich erhalten hatte. Ein solcher Capitalbesitz trug denn auch wesentlich zur Förderung eines Unternehmens bei, welches dem fast wichtigsten Zweige des auswärtigen Verkehrs aufs Neue großen Aufschwung gab, nämlich zur Begründung der unter dem Namen Maatschappij bekannten Handelsgesellschaft, die, in dem Verkehr mit den niederländisch-indischen Colonien von der Regierung sehr begünstigt, ihre Unternehmungen dahin bald sehr erweiterte und namentlich beträchtliche Quantitäten niederländischer Fabrikate nach Java aus-

führte. Sehr bedeutende Fortschritte aber machte der indische Handel erst, nachdem in den Pflanzungen Java's ein verbessertes System eingeführt worden war.

Dies geschah 1830 durch den Generalgouverneur des niederländischen Indiens Van den Bosch, der damit zunächst den Aufschwung der Cultur und denselben namentlich insofern bezweckte, daß aus der Cultur eine größere Produktion hervorgehen sollte, insbesondere derjenigen Erzeugnisse, die im Mutterlande große Nachfrage fanden. In früheren Zeiten hatte man die Ausfuhr aus den indischen Colonien von dergleichen Artikeln meist nur dadurch gefördert, daß man den inländischen Vasallenfürsten auferlegte, die Eingebornen zu Frohnen anzuhalten, um durch diese eine stärkere Produktion zu bewirken und den Ertrag dem niederländischen Gouvernement zu liefern; auch hatte dieses Verfahren sich fast ausschließlich auf die Cultur des Kaffees beschränkt. Doch war dadurch der Zweck in einem nur unbedeutenden Grade erreicht worden. Zugleich hatten Wucherer sich zwischen die Producenten und das Gouvernement gedrängt, jenen die Erndten um sehr niedrigen Preis abgekauft und gegen den von der Regierung festgesetzten höhern Preis die Lieferung an das Gouvernement besorgt, so daß von dem Theile des Erzeugnisses, der nach der gesetzlichen Bestimmung den Landbauern werden sollte, diesen kaum etwas übrig geblieben war.

Der Gouverneur Van den Bosch aber stellte bei dem von ihm eingeführten Ackerbausystem zunächst das Prinzip fest, daß den Producenten ein größerer Antheil von dem Gesammterzeugnisse ihrer Felder werden und daß man ferner die Erzeugung besonders durch eine verbesserte Cultur, zumal durch eine zweckmäßigere Anwendung und Vertheilung der Arbeitskräfte, heben müsse. In dieser Hinsicht nun ward bestimmt, die Eingeborenen sollten den fünften Theil ihrer Felder für die Cultur der in Frage stehenden Erzeugnisse hergeben und jedes Dorf eine gewisse Anzahl Arbeiter dazu stellen, wovon die eine Abtheilung den Anbau selbst und eine andere die Fortschaffung der Erzeugnisse nach den Magazinen oder Zuckermühlen besorgen sollte. Da man besonders die Zuckercultur heben wollte und dieselbe, gleich der bereits mit Glück versuchten Indigocultur, einen fabrikmäßigen Betrieb erfordert, so bedurfte die Produktion auch weit größere Capitalverwendungen als in früheren Zeiten, wo man fast nur die Kaffeecultur gefördert hatte. Die Capitalien aber schaffte man dadurch herbei, daß man bemittelte Europäer und Chinesen (Chinesen halten schon seit längerer Zeit in großer Anzahl auf Java sich auf) für jene Produktion und die Verarbeitung des Erzeugnisses zu interessiren suchte. Uebrigens wurde, wenigstens großentheils, die Bereitung des Zuckers und des Indigo's ebenfalls durch Frohndienste beschafft. Und damit die Eingeborenen in manchem Herkömmlichen nicht verletzt werden möchten, ließ man sie meist nur von ihren Häuptlingen beaufsichtigen und die unmittelbare Einwirkung des niederländischen Gouvernements nur dann eintreten, wenn die Förderung des Anbau's dieselbe dringend erheischte, in welchem Falle man denn auch wohl Personen herbeischaffte, die, mit einem verbesserten Anbau vertraut, ihn einzuführen befähigt waren.

Auf diese Weise und in Folge anderer, in ähnlichem Sinne getroffener zweckmäßiger Maßregeln steigerte sich die Colonialproduktion im niederländischen Indien, namentlich auf Java, ungemein. Diese Steigerung ergibt sich schon aus dem Umstande, daß, während 1829 auf Java nur 375,000 Ctr. Kaffee, 98,500 Ctr. Zucker und

46,369 Pfund Indigo gewonnen wurden, im J. 1838 der Kaffeeertrag auf 787,000 (das Jahr zuvor auf 812,000) Ctr., der Zuckerertrag auf 980,000 Ctr. und der des Indigo's auf 743,000 (1837 auf 822,000) Pfund gestiegen war, und daß 1839 die Ausfuhr von Kaffee über 1 Mill. Ctr., von Zucker eben so viel und von Indigo 850,000 Pfd. betrug.

Zu diesen Produkten ist in neuerer Zeit noch der Thee gekommen, dessen Anbau mit Glück versucht und schnell erweitert worden ist, besonders mit Hülfe der auch für den übrigen Anbau so wichtigen chinesischen Bevölkerung Java's. Im J. 1840 wurden über 143,200 Pfund Thee gewonnen, nachdem davon bereits 1834 23 Kisten und 1835 noch größere Quantitäten dieses Java-Thee's nach Amsterdam auf den Markt gebracht worden waren. Man hoffte in drei Jahren jenen Ertrag verfünffacht zu sehen und dann in nicht langer Zeit sogar einen bedeutenden Theil des ganzen Theeverbrauchs in Europa und Amerika von Java aus zu liefern. Mit ähnlichem Erfolge ist, seit dem Verluste Ceylon's, der Zimmet auf Java angebaut worden, und schon in den dreißiger Jahren schätzte man den Ertrag auf nicht weniger als 257,000 Pfd. Auch auf den Anbau von Gewürznelken und Muskatnüssen ist, nach der 1830 erfolgten Aufhebung der bisherigen Beschränkung desselben auf die Molukken, in Java ernstlich Bedacht genommen worden. Ferner haben die auf dieser Insel mit der Cochenille gemachten Versuche den besten Erfolg gehabt. Das Nämliche läßt sich von der Seidenzucht sagen.

Es verdient noch erwähnt zu werden, daß der genannte Generalgouverneur Van den Bosch 1831 unter anderm auch über 50 Millionen Kaffeebäume anpflanzen ließ. Auf solche Weise verwandelt sich Java in eine ungeheure Plantage, wo durch die Capitalien des Mutterlandes die Thätigkeit der Bevölkerung gespornt wird, ohne daß, soviel man weiß, die Zufriedenheit des Volkes darunter litte.

Java's Handel, der freilich die Hauptrichtung nach Europa hat, aber auch über alle Theile des Indischen Archipels, nach China und Japan, sich verbreitet, und hauptsächlich in den Händen der Niederländer, wie auch der Chinesen ist, hat natürlicher Weise unter solchen Umständen einen großen Aufschwung genommen, so daß der Werth der ganzen Ausfuhr, der 1830 nur $14\frac{1}{2}$ Mill. Gulden betragen hatte, schon 1836 auf $41\frac{1}{2}$ Mill. und 1840 gar auf mehr als 74 Millionen Gulden gestiegen war. Die Einfuhr betrug dagegen in den Jahren 1836 und 1840 nur respective $21\frac{3}{4}$ Mill. und nahe an 29 Millionen Gulden. Im J. 1836 liefen in die Häfen Java's 2645 Schiffe, mit einem Gehalte von 101,738 Last, ein; darunter 128 Schiffe aus Holland und 32 aus England, die übrigen aus dem Indischen Archipel, China u. s. w.

Im J. 1843 wurden in Java und Madura (welche kleinere Insel neben dem östlichen Theil Java's liegt) zum Werthe von 21,980,792 Gulden an Waaren, und zum Werthe von 570,596 Gulden an Gold und Silber, zusammen im Betrage von 22,551,388 Gulden, eingeführt. Die Haupteinfuhrartikel sind holländische Leinwand (1843 würde davon für mehr als 7,150,000 Gulden eingeführt), Tuch und andere Wollzeuge, irdene, Glas- und Krystallwaaren. Worin die Hauptausfuhrartikel bestehen, geht zwar schon aus den obigen Angaben hervor; indeß wollen wir sie für die J. 1843

hier namhaft machen. Die gesammte specielle Ausfuhr von Java und Madura belief sich im J. 1843 auf 58,992,836 Gulden im Werthe. Darunter waren freilich auch 833,599 Gulden an Gold und Silber, alles Uebrige aber bestand in Waaren, als: 1,018,102 Pikul (à 125 Pfd.) Kaffee, 929,769 Pikul Zucker (diese beiden Artikel zusammen im Werthe von beinahe 32 Millionen Gulden), 1,890,429 Pfund Indigo (im Werthe von beinahe 5¾ Mill. Gulden), 45,705 Pikul Zinn (im Werthe von mehr als 2¾ Mill. Gulden), 282 Pikul indianische Vogelnester (im Werthe von 1,272,563 Gulden und nach China ausgeführt), für 186,517 Gulden Gewürznelken und für 298,659 Gulden Muskatnüsse. Die Ausfuhr des Jahres 1843 übertraf die vom Vorjahre um 609,343 Gulden. Im J. 1844 übertraf sie wieder die von 1843; denn es wurden nun 1,239,925 Pikul Kaffee, 1,008,652 Pikul Zucker, 785,276 Pikul Reis, 1,648,520 Pfund Indigo, 68,720 Pikul Zinn, 8131 Pikul Muskatnüsse, 2300 Pikul Macis, 2800 Pikul Gewürznelken, 75,600 Pikul Stuhlrohr, 156,220 Stück Häute, 62?8 Legger (1 Leg. = 605,₈ Liter) Arak und 11,484 Pikul Pfeffer ausgeführt.

Im J. 1845 wurden auf Java für Rechnung des Gouvernements oder der Handelsmaatschappij 79,075,125 Pfund Kaffee, 111,576,875 Pfund Zucker und 1,354,606 Pfund Indigo, und im J. 1846 112,800,125 Pfund Kaffee, 112,912,500 Pfund Zucker und 1,702,350 Pfund Indigo gewonnen. Was in diesen beiden Jahren Privatpersonen angebaut und gewonnen haben, ist dabei nicht mitgerechnet. Man sieht aus diesem einzigen Beispiele, welchen Aufschwung der Anbau der drei vornehmsten Handelsartikel Java's genommen hat.

Berücksichtigen wir den Einfluß, den diese Zunahme des Wohlstandes im niederländischen Indien auf den Handel des Mutterlandes selbst übte, so stellt sich auch dieser als höchst bedeutend dar; manche Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker gewannen dadurch gar sehr. In den Häfen und auf den Schiffswerften war, besonders seit 1836, ein Leben, wie man es hier kaum in den schönsten Glanzperioden Hollands gesehen hatte. Vornehmlich aber bereicherten sich die Actionäre der Maatschappij und manche Zuckerfabrikanten; denn die Ausfuhr des raffinirten Zuckers aus Holland nahm mit jedem Jahre zu und der Absatz desselben ward überaus bedeutend, zumal in Deutschland, wo sich ihn die Niederlande durch den 1839 mit den Zollvereinsstaaten abgeschlossenen Handelsvertrag gesichert hatten. Weit erheblicher aber noch wurde die Kaffeeausfuhr; Belgien erhielt fast nur Java-Kaffee, der auch in Deutschland, ebenso in anderen Gegenden, wo man ihn früher kaum dem Namen nach gekannt hatte, immer mehr Eingang fand. Bis etwa um 1830 hatten Hamburg und Bremen weit mehr Zucker und Kaffee eingeführt als Holland, zehn Jahre später aber ward die Importation dieser Städte durch die von Rotterdam und Amsterdam völlig überflügelt. Ja, ein nicht unbedeutender Theil des in den letzten Jahren in die Häfen der Hansestädte eingeführten Zuckers und Kaffees kam über Holland aus Java. Die Verkäufe, der Maatschappij in Amsterdam wurden immer bedeutender, hauptsächlich zwar wegen der sich so sehr erweiternden Importation der eben genannten beiden Artikel; doch versorgten sich mit Indigo deutsche und andere fremde Handelshäuser, die denselben früher meist nur aus London erhalten hatten, immer mehr in Amsterdam. Auch die Ein-

fuhr des Thees und der rohen Seide aus Java nahm im Mutterlande jährlich zu, wenn auch in geringerem Maße als die der drei genannten Hauptartikel.

Indeß ward die Einfuhr wie auch die Ausfuhr nach Java fast nur von der Maatschappij betrieben. Einzelne, zu dieser Gesellschaft nicht gehörende Handelshäuser konnten wegen der großen Begünstigungen, welche die Gesellschaft in diesem Verkehre besaß, nicht mit ihr concurriren. Fast der einzige Vortheil, der für diese Häuser aus der Erweiterung des niederländisch-indischen Handels hervorging, war der, daß sich ihnen die Gelegenheit darbot, ihre Schiffe zu hohen Frachten an die Handelsgesellschaft zu vermiethen. Es war Grundsatz, nur niederländische Schiffe in diesem Verkehr zu beschäftigen, was man dadurch zu fördern suchte, daß man in den niederländisch-indischen Häfen die fremden Schiffe sehr hohen Abgaben unterwarf. Der bedeutende Frachtgewinn reizte die niederländischen Rheder sehr, die Zahl ihrer Schiffe zu vermehren, und dies geschah bald in so ausgedehntem Maße, daß die Schiffe trotz der bedeutenden Zunahme des Handels mit Java eine geraume Zeit hindurch nicht alle beschäftigt werden konnten.

Aus der mächtigen Erweiterung des ostindischen Handels ging der Aufschwung mehrerer Industriezweige in Holland, besonders der Baumwollmanufaktur, hervor. Bis zu der Trennung Belgiens von Nordniederland (seit 1830) wurde die Baumwollfabrikation meist in den südlichen Niederlanden betrieben. Seit jener Trennung kamen nun aber auch nicht unbedeutende Manufakturen dieser Art, ebenso größere Spinnereien, auf, welche ganz besonders für die Ausfuhr nach Ostindien arbeiteten. Indeß zeigte sich die Wirkung des Anwachsens des indischen Handels besonders erst in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre. In der ersten Hälfte dagegen wurde Nordniederlands Handel und Industrie durch die Trennung von Belgien und die außerordentlichen Ankäufe zu den Rüstungen, welche die feindliche Stellung der beiden bisher vereinten Länder nothwendig machte, gefördert. Die bisher auf Belgien genommenen Rücksichten fielen seit jener Zeit weg, und Nordniederland konnte jetzt die Handelspolitik befolgen, die den eigenen Interessen am meisten entsprach.

Im J. 1850 lieferten die niederländisch-indischen Besitzungen einen Reinertrag von 3,642,728 Gulden. Allerdings hatten die Kosten der Colonialverwaltung in Indien mehr als 53¼ Mill. und die Ausgaben im Mutterlande über 14,700,000 Gulden betragen; dagegen aber auch die Pachtungen, die Grundsteuern, Territorial-Abgaben rc. auf Java und andern niederländisch-indischen Inseln 40,371,211 Gulden abgeworfen und aus den von dort im Mutterlande eingeführten Waaren und Handelsartikeln waren etwas über 31¼ Millionen Gulden gelös't worden.

Der hohe Betrag der Kosten der Colonialverwaltung ist besonders den Kriegen beizumessen, welche die Niederländer auf Sumatra und anderen Sunda-Inseln zu führen noch immer genötbigt sind.

Schon gleich nachdem der Nachfolger des Generalgouverneurs Van der Capellen, du Bus de Ghisignies, im J. 1825 auf Java angekommen war, brach daselbst eine gefährliche Insurrektion aus. Die Insel hatte sich schon den Engländern und später noch mehr den Niederländern fast ganz unterworfen; nur ein kleiner Theil war als Kaiserthum Java noch dem Namen nach unabhängig, faktisch aber unter nieder-

ländischer Hoheit. Dieppo Negro, einer der Vormünder des jungen Sultans zu Dschukschukarta (die Stadt dieses Namens liegt im Innern von Java), empörte sich im August 1825, und obschon Dschukschukarta gleich Anfangs von den Niederländern besetzt ward, entspann sich doch ein blutiger Krieg zwischen Dieppo Negro und den Niederländern, der mit kurzen Unterbrechungen beinahe fünf Jahre währte, fast alle niederländische Besitzungen auf Java bedrohte und viel Blut kostete. Der niederländische General van Geen ward sogar am 1. Oct. 1826 zwischen Solo und Sennorang gänzlich geschlagen, wogegen jedoch der Generallieutenant Knock am 11. März 1827 die Aufrührer wieder schlug. Hierauf kam zwar ein Waffenstillstand zu Stande, allein wegen der zu übertriebenen Forderungen der Rebellen begannen die Feindseligkeiten aufs Neue, und der Krieg endete erst mit der Gefangennehmung Dieppo Negro's im Januar 1830. Auch auf Celebes, Sumatra und andern Inseln dehnten sich diese Unruhen aus und setzten alle dortige niederländische Besitzungen in Gefahr. Sie wurden vorzüglich durch das Wegziehen der Streitkräfte, um sie zum Kampfe auf Java zu verwenden, veranlaßt, aber hier zeitiger als in Java selbst gestillt. Doch beendigte Du Bus de Ghisignies diese Unruhen nicht, sondern er kehrte, da seine nur auf drei Jahre lautende Bestallung erloschen war, zurück, und der schon genannte Generallieutenant Van den Bosch, der eben erst die niederländische Colonie in Guyana, die durch einen Negeraufruhr 1825 und andere Umstände an den Rand des Verderbens gebracht worden war, neu organisirt hatte, wurde den 30. Oct. 1828 zum Generalgouverneur von Niederländisch-Indien ernannt. Er hatte daselbst aber, nachdem er den Krieg gestillt, arge Wunden zu heilen, welche ein verkehrtes Verwaltungssystem den dortigen Colonien geschlagen hatte. Wie er dieses reformirte, und welche gedeihliche Früchte seine Reformen getragen, haben wir oben gesehen. Unter ihm gelang auch die vollständige Unterwerfung Sumatra's, bis auf das, den nordwestlichen Theil dieser Insel begreifende Reich des Sultans von Atschin, dessen Unabhängigkeit die brittische Regierung in dem 1824 mit der niederländischen abgeschlossenen, bereits erwähnten Vertrage ausbedungen hatte.

Die Organisation des Landbausystems auf Java und die Pacification Sumatra's hatten beinahe den ganzen fünfzehnjährigen Zeitraum ausgefüllt, der seit der Abreise des Hrn. Du Bus de Ghisignies bis zum Tode des Gouverneurs Markus, vierten Nachfolgers des Generals Van den Bosch, verflossen war. Als nun im J. 1845 der Graf von Rochussen zum Generalgouverneur der niederländisch-indischen Colonien ernannt wurde, nahmen jene beiden wichtigen Angelegenheiten schon nicht mehr so ausschließlich wie bisher die Fürsorge des Gouvernements in Anspruch. Die Engländer hatten sich nicht nur auf der Westküste von Borneo (in Labuan) festgesetzt, sondern auch geheime Umtriebe auf der, zu den Kleinen Sunda-Inseln gehörenden und neben der Ostseite Java's liegenden Insel Bali angezettelt, wodurch dem niederländisch-indischen Gouvernement große Verlegenheiten und selbst Bedrängnisse bereitet wurden.

Bali, auch wohl Klein-Java genannt, liegt, wie so eben bemerkt, neben dem östlichen Ende Java's, nur durch die kleine Balistraße davon getrennt, und hat einen Flächeninhalt von 94 Q. M., ist also noch größer als z. B. das Herzogthum Nassau. Die Bewohner, deren Zahl beinahe 1,000,000 beträgt, sind, bis auf etwa

10,000 Chinesen, theils von malayischer, theils von hindusher Abkunft und bekennen sich zum Bramaismus, jedoch in dessen verderbtester Gestalt. Die Balier haben im Ganzen mit den Javanesen überhaupt die nämliche Abstammung und Rasse gemein; jedoch sind sie im Allgemeinen kräftiger gebaut und schöner gebildet als die Letzteren. Ihr Blick ist lebhafter und ihre Hautfarbe nähert sich mehr der der Hindus. Man findet bei ihnen zum Theil noch den Kastengeist Vorderindiens. Die Bramanen und Wasias auf Bali scheinen Abkömmlinge der ersten Ansiedler von der Küste Coromandel zu sein; die Satrias gehören dem Geschlecht des javanischen Fürsten an, der vor dem Sturz des Modschopahitreiches den Staat Klong-Kong auf Bali gründete; und die Sudbaras, welche die Klasse der Dorfoberhäupter bilden, nehmen den untersten Adelsrang ein. Die Balier haben nicht die Wildheit der Sulu-Insulaner, aber auch andererseits nicht das Ehrgefühl, den fanatischen Gehorsam und die Todesverachtung der Japanesen. Der Priestereinfluß ist vorherrschend auf Bali, und die Kaste der Braminen hat hier den Vorrang vor der Kaste, zu der die Fürsten gehören. Der König von Klong-Kong stammt zwar nicht von den Hindus her, wird aber doch als das erbliche Oberhaupt der Religion betrachtet. Er ist auf Bali das, was in Japan der Mikado oder Daïri Sama in Japan war, bevor der Siogun ihn seiner weltlichen Macht beraubte. Die übrigen Fürsten der Insel erkennen seine Oberherrlichkeit an, und bringen ihm abergläubische Huldigungen dar.

Bali ist gebirgig und die Bodenoberfläche überhaupt sehr uneben. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens wird durch zahlreiche Bäche und kleine Flüsse ungemein vermehrt. Die Reisfelder liefern zwei Ernten, und im ganzen indischen Archipel ist die Baumwollenkultur nirgends so trefflich gediehen wie hier. Die Balierinnen weben die meisten Baumwollstoffe, die auf der Insel verbraucht werden; ebenso wie die Männer auch ihre Krisse oder Dolche selbst verfertigen. Nur Feuerwaffen und Schießpulver müssen sie vom Auslande, namentlich von Bandschermassing und Sinkapore, beziehen. Die Chinesen und Buggisen, welche in den Küstengegenden wohnen, sind die Hauptvermittler dieses Handels, und durch sie suchten auch die Engländer innigere und ausgedehntere Verbindungen zwischen Bali und Sinkapore herzustellen. Um diesen Versuchen entgegenzuarbeiten, errichtete das niederländische Gouvernement 1840 auf Bali eine Handelsfaktorei, welche, für Rechnung der Maatschappij, Reis, Baumwolle, Schildpatt und Kokosöl gegen holländische Manufakturwaaren oder javanesische Produkte eintauschte.

Den Baliern erschien diese Faktorei auf ihrem Gebiet als eine Beeinträchtigung ihrer Unabhängigkeit; und der Fürst von Bliling, der mächtigste auf der Insel, suchte das Mißvergnügen unter dem Volke möglichst auszubeuten. Er ließ immer mehr Waffen und Munition von Sinkapore kommen, und legte seine feindseligen Gesinnungen gegen die Niederländer offen an den Tag. Diese übereilte Handelsweise nöthigte den Generalgouverneur, die Verhältnisse Niederlands zu den Fürsten von Bali genauer festzustellen. Der Fürst von Bliling ließ sich bereit finden zur Unterzeichnung eines Vertrages, durch den er sich unter den Schutz des niederländischen Gouvernements stellte; aber seine Umtriebe und seine feindliche Haltung dauerten darum nicht minder fort. Diesem Zustande der Dinge mußte ein Ende gemacht werden; denn wenn die Herausfor-

derungen und Beleidigungen der Fürsten von Bali noch länger ungeahndet geduldet wurden, so lief Niederland Gefahr, um seine moralische Obergewalt zu kommen, vermöge deren es die Unterthanen auf den übrigen Inseln des Indischen Archipels im Zaume hält. Der Generalgouverneur von Rochusen übernahm daher die Verantwortlichkeit für eine Expedition, welche freilich Alles auf's Spiel setzen konnte, deren glücklicher Erfolg jedoch auch Alles retten mußte.

Am 28. Juni 1846 landeten 3000 Mann regulärer Truppen unter dem Befehl des Oberstlieutenants Backer auf der Ostseite des Städtchens Bliling. Sie fanden 30,000 Balier vor, die sich hinter zwei Reihen auf einander geschichteter Baumstämme, deren Zwischenraum mit Steinen und Flechtwerk von Bambusrohr ausgefüllt war, verschanzt und sechzig Metallkanonen aufgepflanzt hatten. Nicht ohne große Opfer gelang es den Niederländern, diese erste Vertheidigungslinie wegzunehmen; aber dann erfuhren sie auch keinen Widerstand weiter. Die Balier entflohen nach Singa Radscha, der drei Meilen nach dem Innern zu gelegenen Hauptstadt des Fürstenthums Bliling. Dort drangen die Niederländer mit ihnen zugleich ein, und die bei dieser Gelegenheit entstandene Feuersbrunst verzehrte in wenigen Stunden sämmtliche Häuser oder vielmehr Bambushütten des Ortes. Der Fürst von Bliling hatte sich in das Gebirge geflüchtet; er unterzeichnete nunmehr einen neuen Vertrag und verpflichtete sich zur Bezahlung der Kriegskosten. Zugleich mit ihm erkannten die übrigen Fürsten von Bali die niederländische Oberherrschaft an und unterwarfen sich. Auf dem Gebiet von Bliling wurde ein mit acht Kanonen bewaffnetes Fort errichtet, und der Resident in Besuki wurde mit den Funktionen eines niederländischen Regierungscommissärs bei den Fürsten von Bali bekleidet.

Indeß waren kaum anderthalb Jahre verflossen, als eine neue Expedition nöthig wurde. Die Fürsten von Klong-Kong, Karang-Assam und Bliling hatten sich mit einander verbündet und die ganze Bevölkerung von Bali gegen die Niederländer in Aufstand gebracht. Der Religionsfanatismus lieh dem Nationalgefühl neue Kräfte. Die Balier zerstörten mit eigener Hand das Städtchen Bliling und die wiederaufgebaute Residenzstadt Singa-Radscha, und erwarteten dagegen mitten im Gebirge, in einer mit der größten Sorgfalt befestigten Stellung zu Djaga-Raga den Angriff des niederländischen Heeres. Dieses Heer, unter Anführung des Generals Vanderwyck, setzte sich am 9. Juni 1848 in Marsch und erkannte, auf dem Hochlande von Djaga-Raga angekommen, alsbald welche vortheilhafte Stellung die balischen Fürsten eingenommen hatten. Es entspann sich nun ein hartnäckiger Kampf zwischen den Niederländern und den hinter fast unzugänglichen Schluchten verschanzten Baliern. Jene mußten endlich der Uebermacht weichen, besonders da Ermüdung und ein brennender Durst, welchen zu stillen es kein Mittel gab, hinzukamen. Das niederländische Heer hatte bereits einen Verlust von 246 Todten und Verwundeten, darunter 14 europäische Offiziere, erlitten, als der General Vanderwyck den Befehl zum Rückzuge gab.

Der Generalgouverneur von Rochusen ertrug mit Standhaftigkeit diesen Unfall, und seine Fassung minderte die nachtheiligen Folgen desselben. Die Jahreszeit war schon zu weit vorgerückt, um sofort den Befehl zu einem dritten Feldzuge zu erlassen; aber er betrieb ohne Zeitverlust die Vorbereitungen dazu. Die Javanesen wußten schon, daß die Niederländer nicht unüberwindlich seien. Mehr als einmal hatten vor ihren Augen

die Bewohner der Provinzen von Kedu und Dschukschukarta die gegen Dieppo Negro ausgesandten Truppen überfallen und zerstreut. Was sie aber bis jetzt noch nicht gesehen hatten, war Entmuthigung auf Seiten der Niederländer nach einer erlittenen Niederlage, und solche ihnen auch jetzt nicht zu zeigen, war von großer Wichtigkeit.

Die niederländisch-indische Armee war damals etwa 16,000 Mann stark, worunter nur 4000 Europäer. Unter gewöhnlichen Verhältnissen bewachten 7000 Mann die Insel Java; 6000 wurden verwendet, um die unruhigen Völkerschaften von Sumatra und Banka im Zaume zu halten, und der Ueberrest war in den übrigen Besitzungen vertheilt. Angesichts der Verwickelungen, welche die europäischen Revolutionen von 1848 herbeiführen konnten, waren diese Truppen kaum hinreichend um den Besitz des großen Gebietes, welches sie zu vertheidigen hatten, zu sichern. Daher ließ auch auf die erste Nachricht von dem Unfall auf Bali die niederländische Regierung im Mutterlande beträchtliche Verstärkungen nach Indien abgehen. Gegen Ende Februars 1849 lag in den Häfen von Batavia und Samarang eine Flotte von 60 Segel- und 7 Dampfschiffen bereit, nach der Küste von Bliling 5000 Soldaten, 300 Kulis für den Transport der Lebensmittel und Munition, 2 Haubitzen, 8 Mörser und zwei Feldbatterien überzuführen; und es blieb nur noch die Wahl eines geeigneten Führers übrig. Der niederländisch-indischen Armee fehlte es keineswegs an tüchtigen Offizieren; denn 33 Kriegsjahre hatten zu ruhmvollen Thaten genugsam Gelegenheit gegeben. Indeß war doch besonders einer unter ihnen, der vor allen andern den Vorzug zu verdienen schien, und dem diese auch bereitwillig den Vorrang einräumten, dies war der General Michiels. Er war schon 1816 nach Batavia gekommen und hatte seitdem an allen in Indien bestandenen Kämpfen theilgenommen und sich so nach und nach zum General emporgeschwungen. Der Krieg auf Java hatte ihn zum Major, der auf Sumatra zum General gemacht. Auf Sumatra besonders hatte er seinen militärischen Ruf dauernd begründet. Während eines fünfzehnjährigen Zeitraums hatte er kaum einen Augenblick Ruhe genossen. Unerschrocken, kühn und eben so genial im Kriegswesen, wie in der Organisation und im Verwaltungsfach, hatte er die unschlüssigen Generalgouverneure und die zaudernde Diplomatie mit sich fortzureißen gewußt. Die Soldaten beteten ihn an, und die Malaien, die ihn überall an der Spitze seiner Truppen fanden, entweder wenn es galt, die Grenzen der niederländischen Besitzungen zu schützen, oder die Räuber und Banditen im Innern aus ihren letzten Schlupfwinkeln zu vertreiben, hatten ihm den Namen Oberst Tigerherz *) beigelegt. Der Generalgouverneur ließ ihn nunmehr aus Padang kommen, wo er mit der Organisation der mit seinem Degen eroberten Provinzen beschäftigt war, und überließ ihm die Sorge, die Ehre der niederländischen Waffen wieder zur vollen Geltung zu bringen.

Die gegen die Niederländer verbündeten acht Fürsten auf Bali konnten 4- bis 5000 mit Flinten und über 40,000 mit Lanzen bewaffnete Krieger aufstellen; aber da

*) Ist hier gleichbedeutend mit Oberst Löwenherz zu nehmen. Denn da es in Hinterindien und im Indischen Archipel keinen Löwen gibt, so muß der Tiger dessen Stelle vertreten, und ist bei den Malaien das Sinnbild des Muthes, wobei sie dann des Tigers Blutdurst nicht mit in Betracht ziehen.

sie nicht wußten, gegen welchen Punkt der erste Angriff gerichtet werden würde, so hatten sie nur 15- bis 20,000 in Djaga-Raga zusammengezogen; und hierher beschloß nun der General Michiels zunächst vorzudringen. Dieser Posten, vor dem das Jahr zuvor alle Anstrengungen der niederländischen Truppen fruchtlos geblieben waren, war durch die Bemühungen des balischen Bundeshauptes, des Gusti Djilantik *), Fürsten von Bliling, noch stärker befestigt worden. Bastionen und Verschanzungen, mit Schießscharten versehen, mit Kanonen und Steinböllern besetzt und durch Wolfsgruben oder Heckenwerk geschützt, dehnten sich über einen mehr als 3000 Fuß breiten Raum aus, zwischen zwei, von dem Sangsit und dem Bunkulan durchströmten Schluchten oder Engthälern. Der General Michiels theilte seine Truppen in zwei Colonnen. Mit der Hauptcolonne rückte er geradesweges auf den Feind los, und ertheilte einem tapfern Offiziere, dem Oberstlieutenant von Brauw, Befehl, mit der andern Colonne die Stellung, die er von vorn angreifen wollte, zu umgehen. Am 15. April 1849 um 6 Uhr Morgens setzten sich die beiden Heeresabtheilungen in Marsch und hatten sich um 7 Uhr aus dem Gesicht verloren. Der General Michiels kam, ohne unterwegs beunruhigt worden zu sein, vor den feindlichen Werken an und ließ sie aus seinen Feldgeschützen beschießen, während ein Bataillon ein Tirailleurfeuer gegen sie eröffnete. Die Balier antworteten mit einem heftigen Feuer aus allen ihren Geschützen. Bald zählten die Niederländer mehr als 100 Kampfunfähige; sie hatten es mit einem unsichtbaren Feinde zu thun, dem sie nicht anders Schaden zufügen konnten als dadurch, daß sie Bomben und Granaten über die Verschanzungen warfen, hinter denen er sich versteckt hielt. Indeß gewannen sie ungeachtet ihrer Verluste Terrain, und ihre Batterien näherten sich bis auf 200 Schritte einer Hauptbastion, auf die sie alsbald ihr Feuer richteten. Aber die Kugeln blieben in den, durch eine doppelte Reihe von Baumstämmen gestützten Erdwällen stecken, ohne die geringste Bresche darin zu machen. Unter solchen Umständen zögerte der General Michiels mit dem Befehl zu einem unausführbar scheinenden Sturm, als plötzlich gegen Mittag sich ein lebhaftes Gewehrfeuer aus der Gegend von Djaga-Raga her hören ließ. Der Oberstlieutenant von Brauw hatte nämlich die feindlichen Positionen wirklich umgangen und griff nun den Feind im Rücken an. Er hatte seine Colonne in das, von dem Sangsit durchströmte Engthal geführt, und drittehalb Stunden lang waren die Niederländer geräuschlos eine Schlucht entlang marschirt, deren steile Seitenwände bis an 230 Fuß hoch waren. Hätte der Feind sie hier entdeckt, so würde es ihm ein Leichtes gewesen sein, sie durch das Herabrollen von Felsenstücken und Steinen samt und sonders zu zerschmettern; so aber krönte der Erfolg eine Kühnheit, von der die Kriegsgeschichte wenig Beispiele aufzuweisen hat. Die niederländische Colonne kletterte Mann für Mann die Felsenwand hinauf und stand oben bereits in Schlachtordnung, bevor die Balier die geringste Ahnung davon gehabt hatten. Endlich sahen sie sich von ihr im Rücken bedroht auf eine Weise, die ihnen unbegreiflich scheinen mußte. Der Kampf entspann sich, und der Oberstlieutenant von Brauw ließ im Sturmschritt die Verschanzungen wegnehmen, welche die linke Flanke des Feindes deckten. Gleichzitig ließ nun der General

*) Gusti bedeutet auf Bali einen Edlen aus fürstlichem Geblüt

Michiels seine Truppen vorrücken, die aber Anfangs wieder mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, daß sie zum zweiten Male mit Verlust zurückgetrieben wurden. Dieser augenblickliche Sieg entflammte den Muth der Balier und trieb sie zu einem doppelten Ausfall an, um die verlorenen Stellungen wieder zu gewinnen. Sie wurden jedoch mit Nachdruck empfangen und mit gefälltem Bajonett in ihre Verschanzungen zurückgetrieben. Freilich waren sie jetzt mehr eingeschlossen als besiegt; denn ihre nunmehrigen Stellungen zu forciren, gelang abermals nicht, und der General Michiels fürchtete bereits alle Mühseligkeiten und Beschwerden einer förmlichen Belagerung. Jedoch die Balier waren eingeschüchtert und entschlossen sich nach Einbruch der Nacht eine rückgängige Bewegung zu machen. Der Oberstlieutenant von Braun glaubte verworrene Massen zu unterscheiden, die sich längs den feindlichen Linien querfeldein nach der Richtung von Djaga-Raga hin bewegten. Er ließ seine Truppen wecken und marschirte auf die Verschanzungen, bevor sie vollständig geräumt waren. Die ganz unerwartet angegriffenen Balier vertheidigten sich als Verzweifelte, und an hundert von ihnen kamen im Kampfe um. Beim Ertönen des Gewehrfeuers drang die Colonne des Generals Michiels ebenfalls gegen die Befestigungen vor. Nunmehr floh der Feind nach allen Richtungen, und die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne belehrten die Niederländer, daß ihr Sieg vollständig war.

Mit den furchtbaren Verschanzungen, welche die niederländische Armee erobert hatte, sah der Gusti Djilantik auch das Königreich Bliling fallen. Dem Blutbade entgangen, hatte er während der Nacht mit dem Fürsten von Karang-Assam den Weg nach des Letztern Lande eingeschlagen, wo er neue Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu finden hoffte. Allein die Bestürzung war allgemein auf der Insel; Unterwerfungserklärungen liefen von allen Seiten ein, und der Sieg war für die Niederländer nicht mehr zweifelhaft. Es bedurfte indeß noch einer neuen Expedition, um den Widerstand der Fürstenthümer Karang-Assam und Klong-Kong zu brechen, wo Djilantik das Feuer des Aufruhrs unablässig zu nähren fortfuhr. Am 8. Mai, zwei und zwanzig Tage nach der Einnahme von Djaga-Raga, ließ der General Michiels seine Truppen wieder einschiffen und griff den östlichen Theil der Insel an. Der Fürst von Karang-Assam, geschwächt durch die Verluste, die er bei Unterstützung der Unternehmungen des Fürsten von Bliling erlitten hatte, war nicht mehr im Stande, den Marsch dieser siegreichen Armee aufzuhalten. Nicht lange so sah er sich von seinen Truppen verlassen und wurde nun von seinen eigenen Unterthanen ermordet. Der Gusti Djilantik, verfolgt in den Gebirgen, wohin er eiligst seine Zuflucht genommen hatte, wurde gleichfalls ein Opfer der Volkswuth. In ihm starb der unversöhnlichste Feind, den die niederländische Colonialregierung seit Dieppo Negro gehabt hatte.

Der von dem geistlichen Oberhaupte der Insel, dem Dewa-Agung, beherrschte Staat Klong-Kong hatte an der Vertheidigung von Djaga-Raga einen weniger thätigen Antheil genommen; daher waren seine Streitkräfte fast noch unversehrt, und sein Gebiet hatte in den Augen der Eingeborenen ein geheiligtes Ansehen, welches seine Vertheidigung um so hartnäckiger machen mußte. Der General Michiels wußte aber, daß die vollständige Unterwerfung Bali's nur unter den Mauern von Klong-Kong zu erlangen sei. Daher führte er ohne Zeitverlust seine Armee, obwohl dieselbe durch

zweimonatliche Märsche und Gefechte sehr erschöpft war, nach diesem neuen Kriegsschauplatz. Erst nach einem dreistündigen hartnäckigen Kampfe gelang es, eine die Bai und das feindliche Lager beherrschende Anhöhe zu erobern. Die Balier vertheidigten Schritt für Schritt diese durch den Volksaberglauben geheiligte Stellung, zogen sich dann in guter Ordnung zurück, und die abgemattete niederländische Armee konnte nicht daran denken, sie zu verfolgen. Der General Michiels ließ seine Truppen auf dem Schlachtfelde bivouakiren; jeder Soldat legte sich angekleidet nieder und hielt sich bereit, auf das erste Zeichen wieder zu den Waffen zu greifen, und diese Vorsichtsmaßregel rettete die Armee. Gegen drei Uhr Morgens, als es noch stockfinster war, ließen sich Gewehrschüsse und ein furchtbares Geheul von den Vorposten her vernehmen. Still und geräuschlos stellten sich die Niederländer in Reih' und Glied. Ein Haufe Wüthender, von Opium berauscht, stürzte mit eingelegter Lanze auf sie zu, und freiwillig dem Tode sich weihend, waren sie entschlossen zu sterben; sie suchten weder noch hofften sie zu siegen, sondern hatten keinen andern Zweck, als den ihnen folgenden geschlossenen Massen den Weg zu bahnen. Ihre mit dem unaufhörlichen Rufe Amok, Amok (tödtet, tödtet) gepaarte blinde Wuth brach sich an den holländischen Bajonetten; sie tobten längs dieser ehernen Mauer, ohne sie im Geringsten erschüttern zu können. In voller Raserei und mit schäumendem Munde kämpften sie, bis sie gänzlich erschöpft oder in Folge der ihnen beigebrachten Wunden zu Boden sanken. Mittlerweile verstärkte sich die Zahl der Kämpfer mit jedem Augenblicke, trotz der starken Lücken, welche die europäische Artillerie in ihren Reihen machte, wie man beim Schein der ringsum emporlodernden Flammen wahrnehmen konnte. Im Centrum der von der niederländischen Armee eingenommenen Stellung stand der General Michiels mit zwei Bataillons, die ein Quarré bildeten, und einer Feldbatterie. Gewöhnt an dergleichen Ueberfälle, ließ er sich weder durch das Geschrei der Angreifer, noch durch das Wehklagen der Verwundeten irre machen. Ruhig ertheilte er seine Befehle und durch seine Energie beherrschte er die Schrecken des wilden Getümmels. Seine laute und kräftige Stimme drang bis zum Herzen des geringsten Soldaten und erfüllte es mit neuem Muthe; er war die Seele dieser ruhmreichen Truppe, die seit zwei Stunden ihre Unerschütterlichkeit und Disciplin der Wuth fanatischer Krieger entgegensetzte. Plötzlich gelang es einer Abtheilung Balier unter dem Schutz der Finsterniß sich mitten in die niederländischen Linien einzuschleichen und eine dicht vor dem General Michiels abgefeuerte Gewehrsalve warf ihn mit zerschmettertem rechten Schenkel zu Boden. Endlich brach der Tag an und nunmehr ergriffen die Balier die Flucht, nachdem sie nahe an zweitausend Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hatten. Der Verlust der Niederländer wäre ohne das Unglück, das ihren General getroffen, leicht zu verschmerzen gewesen. Denn sie zählten nur 7 Todte und 28 Verwundete, vermöge des Uebergewichts, welches Kaltblütigkeit und Disciplin über das regellose Kämpfen eines blinden Muthes haben. Der General Michiels mußte noch auf dem Schlachtfelde amputirt werden, und er starb noch denselben Abend an den Folgen dieser Operation.

Die Armee betrauerte tief den Tod dieses unerschrockenen Kriegers, ohne darauf bedacht zu sein, ihn zu rächen. Der Verlust eines solchen Heerführers, in den sie ihr

volles Vertrauen gesetzt hatte, benahm ihr jetzt alle Freudigkeit, um mit Energie fortzukämpfen. Zudem zählte sie viele Kranke, und es fehlte an Transportmitteln, denn die meisten Kulis hatten in der fürchterlichen Nacht vom 25. Mai vor Schrecken die Flucht ergriffen. Statt also nun auf Klong-Kong zu marschiren, zog sich die Armee auf das Gebiet von Karang-Assam zurück. Glücklicher Weise hatte der Feind zu starke Verluste erlitten, als daß dieser unzeitige Rückzug ihn zu neuen Anstrengungen hätte ermuthigen können. Nach einigen Winkelzügen und Zögerungen nahm er die ihm von der niederländischen Regierung vorgelegten Bedingungen ohne Weiteres an. Die Dynastien von Bliling und Karang-Assam wurden des Thrones für verlustig erklärt; die übrigen Fürsten behielten ihre Gewalt und die selbstständige Verwaltung ihrer Staaten; und wenn auf diese Weise freilich nur ein sehr gemäßigter Gebrauch von den errungenen Vortheilen gemacht worden war, so wurde doch dies weit aufgewogen von dem moralischen Eindruck, den der Sieg der niederländischen Waffen auf Bali im ganzen indischen Archipel machte.

Die interessante Beschreibung einer Reise, welche der Verfasser, mit mehreren Offizieren des von ihm befehligten französischen Kriegsschiffes »Bayonnaise«, von Batavia aus durch einen großen Theil von Java machte, geben wir hier mit seinen eigenen Worten.

Durch die uns von allen Seiten in Batavia erwiesenen Freundschafts- und Höflichkeitsbezeigungen schob sich unser Ausflug von einer Zeit zur andern hinaus, bis wir endlich den Tag unserer Abreise unwiederruflich festsetzten. Am 14. Juli 1849 eine Stunde vor Sonnenaufgang machten wir uns zunächst auf den Weg nach Buitenzorg. Wir saßen in zwei geräumigen Reisewagen, jeder mit sechs Ponies bespannt, und die Fahrt ging mit einer so außerordentlichen Schnelligkeit, daß man eher entführte Geliebte, als schlichte Touristen in den Wagen hätte vermuthen können. Postillone und Ponies schienen mit einander wetteisern zu wollen; es ging fast immer in gestrecktem Galopp, und die etwa zwei Lieues betragende Entfernung zwischen den Postrelais legten wir jedesmal in weniger als zwanzig Minuten zurück. Demnach machten wir 11 Knoten in der Stunde, um in der Seemannssprache zu reden. Ob es bergauf oder bergab ging, machte darin keinen Unterschied. Uebrigens war sonst weder Wagenspur da, noch kaum ein Stein im Wege; vielmehr war die macadamisirte Chaussee fast so glatt und eben wie ein Tisch *).

---

*) Das großartigste Werk, welches die niederländische Colonialregierung auf Java hat ausführen lassen, ist jedenfalls die Heerstraße, welche von dem westlichen Ende der Insel bis zum östlichen reicht, oder von der Sundastraße bis zu der Meerenge, welche Java von Bali trennt. Sie läuft übrigens nicht längs dem Meeresgestade, weil sie hier sonst auf dem morastigen Boden während der Regenzeit oder jährlich sechs Monate lang unter Wasser stehen würde; vielmehr hat sie, um diesen Uebelstand zu vermeiden, mitten über den gebirgigen Theil der Insel geführt werden müssen, häufig durch Engthäler, dann wieder neben steilen Abgründen hin. Sie mag hier durchschnittlich an 3900 Fuß über dem Meeresspiegel liegen. Zahlreiche Seitenstraßen vereinigen sich mit ihr. Einige derselben führen von Samarang nach den Staaten der eingeborenen Fürsten, und andere verbinden die entlegensten Theile der

Auf einem Seitenwege bewegten sich lange Reihen von Wagen, mit Büffeln bespannt, mit Flechtwerk überdeckt und auf zwei, in der Mitte durchbohrte und aus einem Stück gemachten ungeheuren Holzscheiben, statt der Räder, ruhend, gemächlich vorwärts. Sie brachten Kaffee aus den Präangers *) nach Batavia. Die Straße, auf der wir fuhren, dient ausschließlich nur für in Federn hängende Wagen und für Fußgänger. Auf jeder Station fanden wir elegant gebaute Wagenschoppen vor, die uns, während die Pferde gewechselt wurden, gegen die Sonnenstrahlen schützten. Von Batavia nach Buitenzorg rechnet man 11 bis 12 Lieues (oder etwa 7 deutsche Meilen). Die Heerstraße steigt durchschnittlich nur $\frac{1}{4}$ Zoll auf je 3 Fuß an; so daß man, um aus der Ebene in eine Gebirgsgegend zu gelangen, sich wahrlich keine gemächlichere Hinauffahrt denken kann.

Sobald man die Vorstadt Meester-Cornelis, wo die Javanesen ihre abscheulichsten Orgien feiern, hinter sich hat, liegen die Landhäuser schon nicht mehr so nahe neben der Heerstraße. Dagegen sieht man große Kokoshaine, die an einigen Stellen bis ans Meer sich erstrecken. Der gewinnreichste Ertrag besteht in dem Kokosöl, und von der s. g. Arengpalme in dem Zucker, der aus seinem Saft gewonnen und von den Javanesen statt des Rohrzuckers verbraucht wird. Unser Begleiter, Hr. Burger, zeigte uns einen Palmenwald, in dessen Mitte er mehrere Jahre als Pflanzer und gebietender Herr verlebt hatte. Je näher wir Buitenzorg kamen, um so reiner und frischer war die Luft, die wir einathmeten. Alles um uns her hatte ein lachendes Ansehen: die an den Bergabhängen sich ausbreitenden Reisfelder, die in der Ebene umher zerstreut liegenden Dörfer und die über Cactus- und Euphorbien-Hecken sich herabneigenden zahlreichen und mannichfaltigen Fruchtbäume. Wir hatten noch nicht eine Meereshöhe von 800 Fuß erreicht; aber von den, in den Wolken sich verlierenden Gipfeln des Salak und Gede drang durch die Wälder hindurch ein erfrischender und kühlender Morgenwind zu uns herab. Drei Stunden nach unserer Abfahrt von Batavia kamen wir, ohne uns unterwegs aufgehalten zu haben, in Buitenzorg an.

Es sind besonders die Regierungsbeamten, welche das Innere von Java bereisen; für sie hauptsächlich sind denn auch die Postrelais und außerdem in den Haupt-

---

Provinzen mit den Seehäfen der Nordküste. Im brittischen Indien gibt es allerdings auch vortreffliche Straßen; aber, soviel ich weiß, sind Java und Neu-Südwales die einzigen Colonien, wo man zugleich mit Postpferden reisen kann. Auf den königlichen Straßen unterhält die niederländische Colonialregierung Postrelais von zwei zu zwei Lieues Entfernung. Auf dem Wege zwischen Batavia und Buitenzorg stehen auf jeder Station immer sechs Gespann Pferde in Bereitschaft, im Innern der Insel dagegen nur zwei. An Stellen im Gebirge, wo es zu steil bergab geht, werden statt der Pferde Büffel vor die Postchaise gespannt, und zugleich wird hinten ein Tau befestigt, welches zwei Leute fest halten, um die Geschwindigkeit der Hinabfahrt zu mindern. Zweimal in der Woche geht von Batavia die Post ab, und mit derselben werden Briefe nach Banyuwangi, am östlichsten Ende der Insel, in sieben Tagen befördert.

*) Präangers wird die, aus mehreren kleinen Bezirken, unter eingeborenen Häuptlingen, bestehende Residentschaft genannt, deren Hauptort Changore oder Tschandschur, südlich und 12 deutsche Meilen von Batavia gelegen, ist.

örtern der Residentschaften große Gasthöfe, die unter der Aufsicht und dem Schutz der Regierung stehen, eingerichtet worden. Die Controle der Regierung erstreckt sich auf Java bis in die kleinsten Details, und auf diese Weise geht alles einfach und leicht von statten. Wäre der Reisende ganz sich selbst überlassen, dann möchte er allerdings bisweilen wohl die freie Concurrenz in den brittischen Colonien herbei wünschen. Das Postfahrgeld ist auf Java freilich beträchtlich, dagegen sind die, von der Regierung festgestellten Preise in den Gasthöfen höchst mäßig.

Unsere zahlreiche Reisegesellschaft stieg im Hotel Bellevue ab, und jeder von uns erhielt hier ein Zimmer und ein Bett für sich allein. Nie hat ein Hotel dieses Namens (Bellevue oder Schöne Aussicht) denselben mehr verdient als das in Buitenzorg. In dem Pavillon, wo uns ein, ganz auf europäische Weise zubereitetes Gabelfrühstück erwartete, hatten wir in der That die herrlichste Aussicht nach allen Richtungen. Die ganze Kette des Salak lag vor uns ausgebreitet, mit ihren waldreichen Schluchten und den auf den Terrassen wogenden Getreidefeldern; und ein fast zu unseren Füßen liegendes chinesisches Dorf nahm sich wie eine Ziegelinsel mitten unter einheimischen Obstgärten aus.

Bei Betrachtung und Bewunderung der entzückenden Landschaft verflossen uns die Stunden wie Augenblicke. Die Sonnenstrahlen fielen beinahe schon senkrecht herab. In Batavia wäre daher der Tag für uns schon vorbei gewesen, aber in Buitenzorg darf man es, obwohl hier die Hitze noch nicht so gemäßigt wie auf den Hochplateaus im Innern ist, bisweilen schon wagen, selbst zur Mittagsstunde auszugehen. Wir unternahmen also ebenfalls, trotz der vorgerückten Tagesstunde, einen Spaziergang und schlugen den Weg nach dem, von den Vorgängern des Generalgouverneurs von Rochusen gewöhnlich bewohnten Schlosse ein. Die Munificenz der holländisch-ostindischen Compagnie war es, welche um das Jahr 1745 die Provinz Buitenzorg zu einer fürstlichen Apanage der Generalgouverneure auf Java machte. Die Bezirke, aus denen diese Provinz bestand, wurden 1809 an Privatpersonen verkauft, und das niederländische Gouvernement behielt sich nur einen einzigen vor, in dessen Mittelpunkt 1816 das Prachtgebäude sich erhob, welches für die gewöhnliche Residenz des Chefs der Colonialregierung bestimmt wurde. Indeß 1826 zerstörte ein Erdbeben dieses Schloß, welches nach einem zu großen Maßstabe gebaut worden war, als daß es ungestraft am Fuße eines Vulkans hätte stehen bleiben können. Als man es wieder aufbaute, ließ man sich den Unfall zur Warnung dienen und legte einen minder großartigen Bauplan zum Grunde. Das jetzige Residenzschloß des Generalgouverneurs hat nur eine einzige Etage, ist aber nichtsdestoweniger sehr geräumig und im Innern zweckmäßig und prachtvoll ausgestattet, und nimmt sich auch im Aeußern sehr geschmackvoll aus.

Der Generalgouverneur von Rochusen hatte Buitenzorg zu weit vom Mittelpunkt der Geschäfte entfernt gefunden, und sein thätiger Geist ihn den Aufenthalt in Batavia vorziehen lassen. Indeß waren die nöthigen Befehle ertheilt worden, so daß wir das Palais im Innern uns nach Belieben ansehen durften. Was uns darin hauptsächlich interessirte, war eine reichhaltige Waffensammlung, in der keine Waffe, keine Trophäe fehlte, wie deren nur immer bei den verschiedenen Völkern des Indischen Archipels vorzufinden sind. Neben geräucherten oder mit Goldblättchen verzierten Men-

schenschädeln, die den Stolz der Dayaks auf Borneo ausmachen, wenn sie von ihren Heldenthaten erzählen, hingen längs den Wänden Lanzen aus Sumatra und Wurfspieße aus Celebes, Schilde von Büffelhaut aus Timor, Karabiner aus Bandschermassing mit achteckigen und spiralförmig ausgebohrten Läufen; der **Parang**, grob geschmiedet wie ein Hackmesser; der **Kris**, mit flammenartig geschlängelter Dolchspitze und elfenbeinernem Griff, und der **Klewang** mit damascirter Klinge und an dessen Stichblatt ein Unheil verrathender Büschel rothgefärbter Haare hing. Einige dieser Mordwaffen waren auf Schlachtfeldern erbeutet worden und alle waren mehr oder minder häufig in Menschenblut getaucht gewesen. Es wurden uns Dolche gezeigt, für welche einheimische Fürsten eine ganze Provinz hingegeben hätten; denn diese javanischen Krisse hatten ihre Geschichte so gut wie mancher europäische Degen, und zugleich die, durch unzählige Meuchelmorde bewährte Eigenschaft eines Talismans, nach der Meinung der Eingeborenen. So hatten wir denn vor unseren Augen das Bild, ich möchte fast sagen das Symbol des Grades der Civilisation, den die verschiedenen Völker der indischen Inselwelt erreicht haben. Das schwerfällige Hackmesser der Dayaks und Haraforen scheint nicht dem nämlichen geschichtlichen Zeitalter anzugehören, wie der gezogene Karabiner der Malaien oder wie der mit Edelsteinen besetzte Kris der Javanesen. Diejenigen Völker auf Borneo und auf den Amboineninseln Buro und Ceram, die nur plumpe Waffen führen, sind wesentlich noch Wilde. Dagegen sind diejenigen auf Sumatra, Celebes und Bali, welche mit ausgezeichnet gearbeiteten Mordinstrumenten versehen sind, zugleich vertraut mit allen Künsten der Politik und des Krieges. Die Javanesen sind eher wie argwöhnische Hofleute als wie Krieger bewaffnet. Bei ihnen ist der Krieg nicht mehr der Normalzustand des Volkslebens; daher sind sie weniger darauf bedacht, sich gegen einen offenen Angriff vorzusehen, als gegen Verrath. Der Dolch in funkelnder Scheide ist die einzige Waffe, die in ihrem Gürtel prangt. Das Betrachten dieser reichen Sammlung gewährte uns ein großes Interesse; denn wir erkannten daran nicht nur, mit welchen kriegerischen Feinden die Niederländer zu kämpfen hatten, sondern auch, welchen barbarischen Sitten die europäische Herrschaft alle diese unglücklichen Völker entrissen hat.

Die Umgegend von Buitenzorg bildete vormals einen Bezirk des einheimischen Königreichs Padjajaran und wird von zwei, etwa eine halbe Lieue von einander entfernten Flüssen oder vielmehr Bächen, dem Tji Liwong und dem Tji Danie, begrenzt. Einige angebaute Ländereien liefern die zur Unterhaltung des Schlosses erforderlichen Einkünfte. Am westlichen Ufer des Tji Liwong liegt ein javanesisches Dorf; sonst aber nehmen ein ungeheurer Park und ein botanischer Garten, wo man alle mögliche Pflanzen zu acclimatisiren gesucht hat, den größten Theil des Bezirkes ein. Die Phantasie eines Dichters kann sich nichts Schöneres ausmalen, als diesen Park, mit seinen murmelnden Quellen, seinen von Viehheerden belebten Grasplätzen und seinen riesenhaften Bäumen, wie man sie in den fünf Erdtheilen nur irgend finden kann. Man muß dieses Tempe, diese sichere und stille Zufluchtstätte für Pflanzenerzeugnisse aller Klimate, durchwandert haben, um so recht zu erkennen, welche unendliche Mannigfaltigkeit der Schöpfer in den Ausschnitt und die Farbenschattirungen der Blätter, in die majestätische Haltung der Baumstämme, in die Richtung der Aeste und Zweige gelegt hat. Neuholland, die Molukken,

Bengalen, China, Japan und selbst Europa scheinen sich in diesen schattenreichen Hainen und Baumgruppen die Hand gereicht zu haben. Die Eiche und die Palme haben hier ein gemeinsames Vaterland gefunden. Der Betelstrauch umschlingt mit seinen Ranken den Ahorn oder den Lärchenbaum; der Thee wächst neben dem schwarzen Pfeffer, der Caktus aus Mexico oder die Indigopflanze aus Centralamerika neben der Baumwollstaude aus Egypten oder neben dem Zuckerrohr von den Sandwichinseln. Es gibt kaum ein Land, welches von den Botanikern in Buitenzorg nicht in Contribution gesetzt worden wäre. Das Bambusrohr nimmt eine ganze Flußseite ein. In einigen Baumgängen ist die Baumrinde wohlriechend, in anderen schwitzt jeder Stamm ein aromatisches Harz aus. Hier winken prachtvolle, duftende Blüthen von riesengroßen, klafterdicken Bäumen herab, und dort prangen in unvergleichlich malerischer Schönheit die verschiedenen Lianen oder Schlingpflanzen. Diese Lianen sind von den mannigfaltigsten Formen: einige gleichen gewässerten Bändern, andere ziehen sich guirlandenartig von Baum zu Baum, wieder andere bilden durch ihre Verknüpfungen eine solche Masse von Blüthenzweigen, daß der aufmerksamste Beobachter oft nicht im Stande ist, das Chaos von Blumen zu entwirren und jeder Pflanze wieder zu geben, was ihr gebühret. Obwohl in Buitenzorg auch eine Menagerie ist, so stört doch keins der darin befindlichen wilden Thiere durch sein Brüllen die wohlthuende Stille und Ruhe dieses irdischen Paradieses. Tiefsinnige Orangutangs und harmlose Dickhäuter, wie der Tapir und der Elephant von Sumatra, sind nebst dem Königsvogel von den Molukken und dem Babirussa von Celebes die einzigen Repräsentanten der Fauna des Indischen Archipels, die man diesem javanischen Eden zum Gefängniß angewiesen hat.

Was hätte uns nach dem Schloß und dem Park von Buitenzorg zunächst mehr interessiren können, als die Felsenhöhlen, wo die Salangane oder indische Schwalbe die in China mit Gold aufgewogenen gallertartigen Nester baut? Der Beamte in Buitenzorg war so freundlich, uns nach den Höhlen von Tjampeo, wo diese Schwalben nisten, persönlich hinzuführen. Auch hatte er schon im Voraus zwei Relais Pferde in Bereitschaft halten lassen auf dem Wege nach dem Berge, der erstiegen werden mußte, um in den Eingang dieser unterirdischen Labyrinthe zu gelangen. Hier empfing uns der chinesische Pächter, der gegen einen jährlichen Pachtzins von 170,000 Francs das ausschließliche Privilegium erhalten hat, diese Schwalbennester einzusammeln, die schon in Java mit 80 Francs das Pfund bezahlt werden. Er hatte bereits Tragsessel herbeischaffen lassen, in denen wie von Javanesen bis zu den Stellen, wo die Nester waren, getragen werden sollten. Es widerstrebte zwar einigermaßen unserem natürlichen Gefühl, uns auf diese Weise von unseres Gleichen bedienen zu lassen, indeß wenn der Javanese einen im Tragsessel sitzenden Europäer trägt, so ist das im Grunde nicht viel anders, als wenn der Blinde den Lahmen trägt; und ich gestehe, daß ich, weit entfernt in dieser mir gebotenen Hülfe eine Kränkung der menschlichen Brüderrechte zu erblicken, vielmehr, bei der brennenden Sonne und unter einem Himmelsstrich, dessen Hitze sehr drückend für mich war, darin mehr einen wahren Freundschaftsdienst dankbar anerkannte.

Die Natur ist in Java ein Buch, bei dem man auf jeder Seite ausrufen möchte: schön! herrlich! bewunderungswürdig! Als wir daher am Eingange der Höhlen waren

und die entzückende Landschaft um uns her in hellem Sonnenlichte sahen, fiel es uns fast schwer, von ihr wenn auch vielleicht nur auf eine Stunde Abschied zu nehmen und uns in das finstere Innere des Berges zu begeben. Große Bäume mit weit ausgebreiteten Zweigen, wie bei der Ceder, beschatteten und erfrischten die Abhänge des Berges. Einzelne schmale Zwischenräume gestatteten eine bezaubernde Aussicht in die weite Ferne. Schaaren schwarzer Affen machten ihre lustigen Sprünge in dem Laubwerk, während einzelne alte Affen auf den Zweigen saßen, als wären sie in philosophische Betrachtungen versunken gewesen. Die wie Atlas schimmernden Schwalben umschwärmten uns mit unstetem raschem Fluge. Die Atmosphäre war ruhig und der Himmel leuchtete in schönem Lasurblau. Es war, als würfe der Schöpfer einen Blick der Befriedigung und Genugthuung auf Sein Werk. Aber bald befand sich jeder von uns in den Armen von zwei Javanesen. Wir verschwanden in die finsteren Tiefen, in welche unsere Führer wie höllische Dämonen uns hineinzogen. Statt des Tageslichts erhellte nichts als der Schimmer der rauchenden Kienfackeln unsern Pfad. Wir irrten lange in den Höhlen umher, wo wir jeden Tropfen, der durch die Felsenspalten sickerte, fallen hörten. Tausende von jenen eßbaren Schwalbennestern waren an den Wänden der Höhlen befestigt. Unser sonst damit sehr geiziger Acheron war aber doch so gefällig, uns einige dieser Nester, die für uns abgelös't waren, zu überlassen.

Als wir wieder ans Tageslicht kamen, begrüßten wir mit doppeltem Entzücken die frei waltende Natur, die sich unseren Blicken darstellte, geschmückt wie eine junge Braut. Der Gefangene von Chillon *) oder der der Kerkerhaft unter den venetianischen Bleidächern Entronnene hätte nicht freudiger den ersten Strahl der wiedererlangten Freiheit begrüßen können. Und dennoch gibt es Menschen, die sich dem Geschäfte widmen, die weitläufigen Irrgänge dieser Höhlen gleich Bergleuten zu durchforschen, in den feuchten Gängen umherzukriechen oder am Rande von Abgründen auf Bambusleitern zu klettern, um zwei- oder dreimal im Jahre die kostbare Erndte zu halten, an der sie keinen Theil haben. Man schätzt das Gewicht der in den Höhlen von Tjampeo jährlich gesammelten eßbaren Vogelnester zusammen auf mehr als 1600 Pfund, und den jährlichen reinen Gewinn, den der erwähnte Chinese von seinem Pachtgeschäft bezieht, auf mehr als hunderttausend Francs.

Wollte man sämmtliche Ausfuhrartikel Java's einzeln aufführen, so würde da ein wunderbares Namensverzeichniß herauskommen. Was für Europa, Neuholland oder die Vereinigten Staaten nicht paßt, das consumiren China, Japan, Hinterindien und der Indische Archipel. Reis, Kaffee, Zucker und Indigo sind allerdings die vornehmsten

*) Chillon ist ein altes, geschichtlich merkwürdiges Schloß im schweizerischen Canton Waadt, etwa 1 Meile von Vevay entfernt und auf einem Felsen erbaut, der einst aus den Alpen in den Genfersee stürzte. Es enthält eine Reihe von Kerkern, und in einem derselben saß von 1530 bis 1536 Franz Bonnivard, Prior von St. Victor zu Genf, gefangen, obwohl derselbe sich durch die Stiftung der Genfer Bibliothek und noch mehr durch die Vertheidigung der Unabhängigkeit Genfs um diese Stadt verdient gemacht hatte. Lord Byron hat hiervon den Stoff zu seinem bekannten Gedichte The prisoner of Chillon oder der Gefangene von Chillon entlehnt.

Bodenerzeugnisse. Aber neben diesen wichtigen Produkten figuriren indische Vogelnester, jährlich für mehr als eine Million Francs im Werthe; Tabak, Ingwer, Sapanholz, Perlmutter, Schildpatt, Haifisch-Floßfedern, Thee, Zimmet, Muskatnuß und Cochenille. Dem Privatunternehmungsgeiste und dessen einsichtsvollen Bemühungen hat Java die Cultur so vieler neuer Erzeugnisse hauptsächlich zu verdanken. Die Colonialregierung hat es aber auch nicht an Aufmunterungen fehlen lassen, ohne dieselben, wie es sonst nur zu oft geschieht, nutzlos zu verwenden.

Etwa 2½ Lieues von Buitenzorg, auf dem ersten Stufenlande der innern Gebirgskette, liegt der fruchtbare Distrikt Pondok Gede, und hier waren wir am besten im Stande, die durch jene Privatunternehmungen erlangten Resultate gehörig zu würdigen. Auf einer, an lachende Fluren und Abhänge sich lehnenden Anhöhe erhebt sich das Herrenhaus, von wo aus der Plantagenbesitzer seine weitläuftigen Ländereien überblicken und beaufsichtigen kann. Man möchte es einen auf einem Vorgebirge prangenden griechischen Tempel nennen, wenn nicht statt des murmelnden Meeres hier das Gesäusel der Baumblätter sich vernehmen ließe, oder wenn nicht der Horizont, statt von weißschäumenden Wellen, von gelblichen Getreidefeldern begrenzt wäre. Eine weitgedehnte Terrasse nimmt eine der Stufen des Plateaus ein; andere, mit lieblichem Grün und mit Blumen bedeckt, umgeben dieselbe und beherrschen sie. Der geringste Windhauch bringt aus diesen, übereinander gestuften Gärten die köstlichsten Wohlgerüche herab. Die Reisfelder breiten sich in unabsehbarer Länge in der Ebene aus und die Kaffeepflanzen bekränzen die Hügel; auf den Seitenabhängen des Gebirges zeigt sich der Theestrauch in seinen weitläuftigen Pflanzschulen und die Nopalpflanze eine dreifache Reihe dieser Cochenille-Feigendistel.

Im J. 1827 war es, wo die Niederländer die ersten Theesträucher aus Japan einführten und in dem botanischen Garten zu Buitenzorg versuchsweise anpflanzten. Der Versuch gelang über Erwarten. Unser Begleiter, Hr. Dr. Burger theilte, soviel mir bewußt, mit Dr. Siebold die Ehre, die Insel Java mit diesem nützlichen Strauch beschenkt zu haben. Bald wurden in der Umgegend von Batavia und in den Gebirgsdistrikten der Präangers *) beträchtliche Theepflanzungen angelegt. Man war genöthigt, in einer Meereshöhe von 1500 bis 1800 Fuß eine Temperatur aufzusuchen ähnlich der in Fokien oder anderen, Thee erzeugenden Provinzen China's. Aber auch in solcher Höhe wirkt das javanische Klima noch zu mächtig, und die Sonne, verstärkt in ihrer Einwirkung durch manche örtliche Naturverhältnisse, übt hier eine zu intensive Kraft aus. Nicht nur werden durch die starke Saftentwickelung fleischige und grobe Theeblätter erzeugt, sondern der immerwährende Frühling hält auch den Anbauer beständig in Athem und zwingt ihn das ganze Jahr hindurch den Augenblick zu erspähen, wo die Blätter hervorkeimen. Statt daß man in China ruhig den Erntemonat abwarten und dann sofort ganze Schaaren von Einsammlern in den Theepflanzungen anstellen kann, muß in Java so zu sagen täglich eine Einzelernte gehalten werden, um stets die zartesten, eben hervorgesproßten Blätter zu bekommen. Dadurch wird natürli-

*) Man s. über die Präangers eine der vorigen Anmerkungen.

cher Weise eine Vermehrung der Arbeitskräfte nothwendig, und so ein Artikel vertheuert, dessen Monopol man dem himmlischen Reiche zu entreißen sich geschmeichelt hatte. Der Bezirk von Pondok Gede gehört unstreitig zu denen, wo der Theeanbau mit der größten Umsicht betrieben wird und wo die dabei erforderliche und den Händen von Chinesen aus Tschinschen und Amoy (Städte in den Provinzen Hunan und Fokien) anvertraute Manipulation von der in der Provinz Fokien gebräuchlichen am wenigsten abweicht. Die erlangten Resultate lassen aber immer noch vieles zu wünschen übrig. Der Javathee hat einen abstringirenden Geschmack und ein nur schwaches Aroma, findet aber dennoch in Europa, vermöge der bei Zubereitung zum Handelsartikel angewendeten künstlichen Mittel, Eingang; dagegen gibt es keinen Bewohner Batavia's, der ihm nicht die geringste Sorte des grünen oder schwarzen chinesischen Thees vorzöge. Die Niederländer haben indeß mit ihrer gewöhnlichen Ausdauer und Beharrlichkeit noch keineswegs alle Hoffnung auf einen bessern Erfolg aufgegeben; denn sie wissen recht gut, welche reiche Erwerbsquelle sich ihren Colonien eröffnen würde, wenn sie daselbst eine Theecultur wie in China mit einem jährlichen Einkommen von mehr als 100 Mill. Gulden betreiben könnten. Daher wollen sie erst noch alle mögliche Versuche anstellen, bevor sie sich für geschlagen erachten. Wenn die Natur ihren Unternehmungen nicht unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt, so kann der niederländisch-indische Thee allerdings eben so wie der Kaffee der Präangers einen wichtigen Handelszweig bilden. Zur Zeit aber liefert Java nicht mehr als 250,000 bis 300,000 Pfund Thee jährlich. Dieses Quantum ließe sich aber leicht verzehnfachen, sobald nur erst eine wesentliche Verbesserung in der Qualität erzielt werden kann.

Bessern Erfolg scheint der Anbau der Nopalpflanze und die Cochenillezucht in Java zu haben. Und doch mußten, um diese Cultur auf der Insel zu erzielen, viele Vorsichtsmaßregeln, wie man deren in Mexico und auf den Canarischen Inseln nicht bedarf, getroffen werden. Wir hatten auf Teneriffa Cochenille-Feigendisteln gesehen, die ohne Ordnung und Symmetrie zwischen den Felsen umherstanden. Auf jedem Blatte saßen, allem Temperaturwechsel ausgesetzt, unzählige bräunliche Insekten, ungefähr so groß wie eine Linse und mit weißlichem Staub bedeckt. In Pondok Gede zeigte man uns wahrhafte Nopalpflanzungen, die mit einer Sorgfalt und Behutsamkeit gepflegt werden, wie man sie kaum dem Gewürznelken- und dem Muskatnußbaum zuwendet. Ueber die regelmäßigen, gleichförmigen Reihen breitet sich ein, auf Rollen ruhendes Palmendach aus, welches nun sowohl das Insekt wie auch die Pflanze gegen den starken Gewitterregen schützt. So kann die Feigendistel bei dem reichen Nahrungsstoff, den sie immerwährend aus der Erde saugt, und bei dem Umstande, daß man stets sorgsam jede Schmarotzerpflanze von ihr entfernt, geraume Zeit das Aussaugen der Tausende von Insekten, die an ihr zehren, überstehen. Sobald nach Verlauf von 65 oder 66 Tagen die Cochenille ihre volle Entwickelung erhalten, wird sie vorsichtig vom Blatte genommen und stirbt dann fast augenblicklich. Die Insekten werden hierauf in einem Ofen getrocknet, nach fünf oder sechs Tagen herausgenommen und in diesem Zustande nach Europa versendet, wo sie pulverisirt die schöne rothe Purpurfarbe abgeben. In Java werden jährlich ungefähr 60,000 Pfund Cochenille gewonnen, die

auf dem europäischen Markte einen Werth von 7- bis 800,000 Francs repräsentiren. In Pondok Gede allein wurden 1849 über 10,000 Pfund gewonnen.

In Privathänden befindet sich auf Java etwa der zwölfte Theil der dort cultivirten Ländereien, und manche der dasigen Pflanzungen oder Plantagen haben einen Werth von mehreren Millionen Francs. Die Abgaben, welche von den europäischen und chinesischen Privatländereien an die Colonialregierung zu entrichten sind, mögen im Ganzen nicht mehr als 800,000 Frcs. jährlich betragen. Ihre Erzeugnisse machen die Hauptfracht für fremde Schiffe aus; denn die Colonialregierung versendet die ihrigen nur mit Schiffen der Maatschappij. Die fremden Schiffe führen, außer anderen Artikeln von geringerem Belange, jährlich von Java zwischen 18 und 20 Millionen Pfund Kaffee und ungefähr 28 Mill. Pfund Zucker aus. Dergleichen Zahlen sprechen für sich selbst und beweisen, daß das zu Gunsten der nationalen Industrie und Schifffahrt eingeführte Monopol keineswegs ein völlig ausschließliches ist. Frankreich führt von Java jährlich zum Werthe von beinahe 3 Mill. Frcs. aus, und führt freilich nur zum Werthe von 1,200,000 Fr. dort ein, d. h. direkt, dagegen indirekt weit mehr. Denn, um die höheren Kosten zu sparen, werden sehr viele Ladungen, die in französischen Häfen eingenommen sind, unter nordamerikanischer oder niederländischer Flagge nach den niederländisch-indischen Besitzungen und so denn auch nach Java gebracht.

Der kurze Aufenthalt in Pondok Gede gewährte uns in mehr als einer Hinsicht ein großes Interesse. Wir hatten hier eine Musterkarte von allen neuen Culturzweigen und den vollständigsten Typus der großartigen Resultate, welche der Verkauf der Staatsländereien im Innern der Insel herbeigeführt hat. Felder umbrechen, Maschinen leiten, einem ganzen Volke von Handwerkern und Feldarbeitern jeden Morgen ihre Tagwerk anweisen oder den Lohn auszahlen, das alles sind Dinge, welche die positive Seite in dem Leben des dortigen Pflanzers bilden, obwohl sie freilich die Einbildungskraft des Reisenden am wenigsten beschäftigen mögen und gewiß auch erst zuallerletzt seine Aufmerksamkeit auf sich lenken. Was diese zunächst fesselt, das sind die schattigen Gärten und die reich mit Blumen ausgeschmückten Salons, die zahlreiche Dienerschaft, die Wagen in den Schoppen und Remisen, das Vieh in den Ställen und die vor ihren gefüllten Krippen wiehernden Pferde. Die Jagd mit einem Heer von Piqueurs, oder ein Spazierritt über Feld, die Reize träumerischen Schwärmens oder die Freuden der Tafel, dies alles findet sich vereinigt auf einer und derselben Besitzung eines Pflanzers auf Java. Der freudetrunkene Fremde glaubt sich unter das Dach eines Fürsten versetzt; er sieht dieses Wohlleben, diese noble Eleganz mit Staunen und Bewunderung, unbekümmert um den Preis, zu dem es erkauft ist; aber sobald er in die Geheimnisse dieses kostspieligen Lebens eindringt, erkennt er leicht die Aufopferungen, die davon unzertrennlich sind, und die unumstößliche Wahrheit, daß auf Java so gut wie anderwärts ein großes Vermögen nur der Lohn von Thätigkeit und Ausdauer ist.

Unser nächstes Ziel waren nunmehr die Preangers, wovon bereits mehrmals oben die Rede gewesen ist. Da jedoch vorauszusetzen war, daß es auf dem Wege dahin an Pferden mangeln würde, wenn wir alle, die wir von Batavia gekommen waren, dahin reisten, wozu wir, wie bisher, zweier Wagen bedurft hätten, so machten

nur drei von uns, nebst dem Hrn. Dr. Burger, diese Fahrt, wogegen die Uebrigen nach Batavia zurückkehrten.

Die Residentschaft oder Provinz der Präangers hat einen Umfang, der dem der Insel Sicilien (495 Quadratmeilen) wenig nachgibt. Bei ihrer einheimischen Bevölkerung verräth sich die Beimischung hindusche Blutes weniger als bei den Bewohnern des östlichen Theils von Java; sie nähert sich mehr der malaiischen Rasse. Man bezeichnet sie gewöhnlich mit dem Namen Sondanesen, und unterscheidet sie dadurch gewissermaßen von den eigentlichen Javanesen, welcher Name vorzugsweise nur den östlich von Cheribon wohnenden Eingeborenen Java's beigelegt wird. Nach der letzten Zählung hatte die Provinz der Präangers 739,000 Einwohner, und daß sie dabei einen großen landwirthschaftlichen Reichthum besitzt, kann man daraus schon entnehmen, daß sie zu der nämlichen Zeit 145,000 Büffel, 5000 Ochsen der gewöhnlichen Rasse und 35,000 Pferde zählte. Obwohl sie dem System der Zwangsarbeit unterworfen ist und für Rechnung der niederländischen Regierung mehr als 80 Mill. Kaffeebäume unterhalten muß, so ist sie doch unter allen Residentschaften auf Java diejenige, welche am meisten Reis baut und so denn ihre Bevölkerung reichlich nährt. Die Centralgebirgskette, zu deren höchsten Gipfeln der Gede gehört, trennt die Präangers von den Residentschaften Buitenzorg und Cheribon. Weder europäisches Privatbesitzthum, noch chinesische Betriebsamkeit haben diese indischen Alpen überschritten. Wir durften also erwarten, jenseits der Kette Java in seinem ursprünglichen Zustande zu sehen.

Wie gewöhnlich brachen wir auch diesmal vor Sonnenaufgang auf, und zwar zunächst nach Changore oder Tschandschur, dem Hauptorte der Präangers, wo wir die erste Rast zu halten gedachten. Diese Stadt liegt südlich und 12 Meilen von Batavia; und obwohl wir jetzt nur noch etwa 7 Meilen dahin hatten, so mußten wir doch, bevor wir in die Ebene von Changore gelangten, noch erst die steile und beschwerliche Fahrt über den Megameudong, der sich zu mehr als 4500 Fuß Meereshöhe erhebt, machen; und nicht weniger als sechs starke Büffel waren erforderlich, um unsern schweren Wagen bergan zu ziehen.

So langweilig diese Fahrt an sich auch sein mochte, so hatten wir doch den Vortheil angenehmer Reisegefährten, die sich am Fuße des Berges zu uns gesellten, und zugleich waren die Erscheinungen, die sich uns unterwegs darboten, so überraschender Art, daß wir darüber alle die sonstigen kleinen Unannehmlichkeiten vergaßen. Denn mit jedem Schritte, der uns höher bergauf führte, änderte sich die Scene fast eben so sehr, als wenn wir in einem ebenen Lande Schritte mit Siebenmeilenstiefeln gemacht hätten. Vegetation, Temperatur, Himmel, alles änderte sich umher. Jetzt waren wir noch in Indien, dann kamen wir durch Italien, dann in die eisigen Regionen des hohen Nordens. Da war kein unermeßlicher Horizont mehr, kein blaues Himmelsgewölbe, kein Bambusgebüsch, kein Palmenhain mehr. Der Wind durchstrich spärliches Laubwerk, der Nebel lagerte sich in zackigen Formen auf den rauhen Boden, die Felsen waren kalt und feucht, wie Kerkermauern.

Endlich erreichten wir den höchsten Punkt der Gebirgsstraße, die dann nach den Präangers hinabführt. Hier hat man auf dem rauchenden Vulkan des Gede, der sich

mehr als 4500 Fuß noch über den erloschenen Krater des Megamendong erhebt, die volle Aussicht. Man hat indeß noch eine geraume Strecke zurück zu legen, bis man nach dem 1200 Fuß tiefer gelegenen Weiler Tschipanas gelangt, wo man erst in die Ebene von Changore hinabzublicken vermag. In Tschipanas befindet sich ein Landhaus, wo der Generalgouverneur auf seiner Inspektionsreise bisweilen übernachtet oder auch wohl einen halben Tag verweilt. Hier ist die Luft scharf, und es gedeihen hier alle Frucht- und Gemüsearten Europa's. Weiterhin führt ein nicht sehr abschüssiger Weg nach Changore.

Den Tag nach unserer Ankunft benutzten wir zu einem Ausfluge durch die Umgegend von Changore. Die Reisfelder schienen uns vortrefflich angebaut und die Landschaft hatte unendlich viel Mannigfaltiges und Malerisches, aber überall herrschte gewissermaßen eine Todtenstille.

Jenseits Changore führt die Hauptstraße durch eine weite Ebene, die sich nach Osten hin sanft hinabsenkt bis zu dem schlängelnden Laufe des Tschikosan. Ein in schönerem Grün und üppigerer Fruchtbarkeit prangendes Land wie dieses kann man sich kaum denken. Mit Wohlgefallen weilt das Auge auf den unermeßlichen und eine so reiche Erndte verheißenden Reisfeldern, und die hinter Bambushecken halb versteckten Dörfer erinnern jeden Augenblick daran, daß man eine der volkreichsten Provinzen der Insel durchreis't.

Sobald wir über eine kühn gebaute Brücke den Tschikosan passirt hatten, gewann die Gegend ein ganz anderes Ansehen; und statt der lieblichen Landschaft, die wir eben erst bewundert hatten, boten sich nichts als schroffe Felsen, Bergabhänge mit hohem Grase bewachsen, Palmen fast erdrückt von der Last der sie umschlingenden Schmarotzerpflanzen, und nur geringe Spuren der Bodencultur unseren Blicken dar. Die Straße führte uns längs den steilen, mehr als 200 Fuß hohen Ufern des Tschitarum hin, wo auf einer geraumen Strecke vier starke Büffel die Stelle der Pferde vertraten, und nachdem wir auf solche Weise an den schauerlichen Abgründen glücklich und gefahrlos vorbeigekommen waren, erreichten wir bald das nächste Ziel unserer Reise, nämlich Bandong.

Der dortige stellvertretende Resident, Hr. von Serière, war ein genauer Freund unsers Begleiters, des Hrn. Dr. Burger, und so fanden wir die herzlichste Aufnahme bei ihm. Die Residentschaft Bandong zeichnet sich durch ihre Kaffeepflanzungen aus, und liefert jährlich über 4 Millionen Kilogrammes (über 8 Mill. deutsche Zollpfund) Kaffee. Rund umher, und so weit das Auge reicht, sieht man die Bergabhänge mit Kaffeebäumen bepflanzt, und zwar mit allen Abwechselungen, wie sie deren verschiedenes Alter mit sich bringt. Die noch zarten Kaffeepflanzen wachsen heran unter dem leichten Schatten des Dadap, der schon in wenigen Monaten zu einer beträchtlichen Höhe emporschießt und dann nach allen Richtungen seine blätterreichen Zweige ausbreitet. Weiterhin sieht man dagegen Pflanzungen, wo der Kaffeebaum in seiner ganzen Saft- und Kraftfülle sich entwickelt, der Dadap um ihn her weggehauen ist und kein fremdes Blätterwerk zwischen die Sonnenstrahlen und das bereits kräftige Bäumchen sich drängt, dessen Zweige nunmehr sich auszubreiten beginnen und neben den sich röthenden Früchten Tausende von Blüthen tragen, die so weiß wie Schneeflocken sind.

An andern Stellen wiederum sieht man Pflanzungen mit bereits alternden Bäumen. Zwanzig Jahre des Früchtetragens haben den Baum erschöpft; hie und da zwar lassen sich mitten in der unfruchtbaren Majestät seines dunklen Laubes noch einzelne Früchte blicken, aber es bedarf einer Leiter, um sie zu erreichen. Jüngere Pflanzungen sorgen dagegen für eine eben so reichliche, wie leicht zu gewinnende Erndte. In jeder Jahreszeit verschwindet auch ein Theil der alten Bäume, die vor Jahren eine Zierde der Pflanzungen waren.

Unser Wirth hatte uns mit Reitpferden versehen und in seiner Begleitung durchstreiften wir diese herrlichen Anlagen, bis wir zu den Höhen hinauf gelangten, wo der schwarze javanische Tiger auf seine Beute lauert und der wilde Pfau umherfliegt, wobei dessen langer Schweif wie ein Meteor sich ausnimmt. Was dem Reisenden im Innern von Java besonders auffällt, ist der plötzliche Uebergang von den cultivirtesten Feldern zu den malerischsten und wildesten Naturscenen. So erblickten wir wenige Schritte von den so kunstmäßig geordneten Kaffeepflanzungen den prächtigen Wasserfall von Dschambudissa, dessen Fluthen von einer Höhe von beinahe dreihundert Fuß in einen unergründlichen Schlund sich hinabstürzen.

Der einheimische Vasallenfürst von Bandong ist der reichste auf Java. Von der Kaffeeerndte allein hat er ein jährliches Einkommen von mehr als 300,000 Francs; außerdem erhält er den Zehnten von der Reiserndte und hat noch manche andere Nebeneinkünfte.

Nachdem wir noch einen Ausflug in die Residentschaften Limbangan und Sukapura gemacht hatten, wo wir überall mit wahrhaft fürstlichem Prunk von den eingeborenen Häuptlingen empfangen und bewirthet wurden, kehrten wir über Bandong und Changore nach Buitenzorg und so nach Batavia zurück, wo dann die „Bayonnaise“ die Anker wieder lichtete und nach Sinkapore unter Segel ging, um mit dem Eintritt der Nordost-Mussons von dort nach Europa zurückzukehren.

Die Kriegsmacht Rußlands.

Bei dem jetzigen Stande der Dinge im Orient und bei dem entschiedenen und entschlossenen Auftreten Rußlands gegen die Türkei und damit indirekt auch gegen England und Frankreich, dürfte es jedenfalls von größtem Interesse sein, zuverlässige und genaue Aufschlüsse über Rußlands Kriegsmacht zu erhalten. An solchen zuverlässigen und genauen Nachrichten darüber hat es bisher sehr gefehlt, da Rußland ruhig seinen Entwickelungsgang fortgeht, ohne sich berufen zu fühlen, aller Welt amtlich zu erzählen, wieviel Truppen es auf den Beinen habe und wie stark seine Kriegsflotte sei.

Erst in neuester Zeit sind dieselben gegeben in dem, 1852 bei B. Behr in Berlin erschienenen dritten Bande der so höchst interessanten Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und die ländlichen Einrichtungen Rußlands, von August Freiherrn von Harthausen. Der Verfasser spricht sich darüber in dem dazu besonders geschriebenen Vorworte folgendermaßen aus:

»Die hier folgende Darstellung der Kriegsmacht Rußlands ist aus Notizen und »Materialien, die ich gesammelt, von einem jüngern Freunde, einem eben so tüchtigen, »als gelehrten nicht-preußischen Militär, zusammengestellt worden. Daß die offiziellen »wie nicht offiziellen Quellen dabei mit der nöthigen Vorsicht und Kritik benutzt sind, »kann nicht blos versichert werden; die Arbeit selbst wird dies bezeugen und darthun.«

Wir geben im Nachstehenden einige Auszüge, oder das Wesentliche aus der ganzen Darstellung.

Das letzte Jahr des 17. Jahrhunderts, bemerkt der Verfasser in der historischen Einleitung, hatte bei Narwa (am 1. Dec. 1700) das russische Heer zum Gespötte von Europa gemacht; und das letzte Jahr des 18. hatte noch nicht begonnen, als es mit der Bewunderung von Europa, zum tiefsten Bedauern seiner Bundesgenossen und zur größten Freude ihrer Gegner, vom Kriegsschauplatze abtrat — November 1799.

Auch die russische Armee konnte dem Uebergewichte Napoleons und seiner Truppen nicht widerstehen; aber auch unterliegend erwarb sie sich den Ruhm, daß kein anderes Heer dem größten Feldherrn der Zeit so schwer zu besiegen gefallen sei.

Seitdem hat die russische Armee in Asien und Europa große und glückliche Kriege geführt, während bis auf die neueste Zeit die abendländischen Heere nur unbedeutende Kämpfe zu bestehen hatten. Ein durch und durch militärischer Monarch, eben so einsichtig wie energisch, hat seit mehr als 25 Jahren daran gearbeitet, die Armee zu

verstärken und zu vervollkommnen, und hat dazu weder Mühe noch Kosten gescheut. Viele Mißbräuche, die man anderswo nur dem Namen nach kennt, sind vor diesem einsichtigen, thätigen und willenskräftigen Manne verschwunden oder haben sich wenigstens in einem Grade vermindert, von dem im Abendlande Wenige eine Ahnung haben. So ist die russische Armee nach Vollzähligkeit, Organisation und Ausbildung eine ganz andere geworden, seit sie zum letzten Male in Deutschland, ja selbst seit sie 1830 in Polen aufgetreten ist. Die Tapferkeit und Disciplin aber sind, wie man annehmen darf, geblieben, wenn auch die Mittel der letztern vielfache Milderung erfahren haben. Während dem hat die öffentliche Meinung im westlichen Europa, im Glauben an einen ewigen Frieden oder in revolutionärer Tendenz, dahin gearbeitet, bald die Zahl, bald die Kostspieligkeit der Heere als beklagenswürdig darzustellen, ja hat nicht selten in dem stehenden Heere die Grundursache aller socialen Uebel finden wollen, an denen die Länder von älterer Civilisation zu leiden haben. Die eigentliche Tüchtigkeit des Heeres aber ist bei allen diesen Bestrebungen nur zu oft die letzte Rücksicht gewesen, die man genommen hat. Diese Bestrebungen sind zwar meistens gescheitert, selbst die Klippen von 1848 sind von den bedeutenderen Armeen des mittlern Europa's schließlich ohne erhebliche Havarie umschifft, manche, z. B. die österreichische, haben sogar bedeutend dabei gewonnen; dennoch dürfte die militärische Macht keines andern europäischen Landes — insofern sie sich durch die Zahl und Tüchtigkeit der disponiblen Truppen ausdrückt — seit dem letzten Pariser Frieden in dem Maße gewachsen sein, wie die Rußlands.

Dies gilt in Bezug auf die Regierung des Kaiser Nikolaus auch von der Flotte. Die russische Flotte ist jetzt der Zahl und dem Gewichte ihrer Schiffe nach sehr bedeutend. Gewöhnlich nimmt man an, daß eine tüchtige Kriegsflotte nur auf eine ausgedehnte Handelsflotte gestützt werden könne. Rußland hat den entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Bis jetzt fehlt es ihm an einer Handelsmarine, die im Vergleiche zu der Kriegsflotte nur irgend in Betracht käme. Der Kaiser Nikolaus scheint sich, wie sein großer Vorfahr, die Aufgabe gestellt zu haben, auch ohne Handelsmarine ein gewichtiges Wort zur See zu sprechen. Die Erfolge des nächsten großen Krieges werden vielleicht zeigen, ob die ungeheuren Anstrengungen, die in dieser Richtung neuerdings wieder gemacht sind, ein endliches günstiges Resultat versprechen.

Die russische Landmacht wird aus zwei Hauptarten von Truppen gebildet, die in vielfachen Beziehungen, sowohl innern wie äußern, durchaus von einander verschieden sind. Dies sind die regulären Truppen und die, meistens als leichte Reiterei dienenden, feudalartigen Milizen der Kosacken und ähnlicher Völkerschaften oder die irregulären Truppen. Von den letzteren sind jetzt manche Corps der äußern Form nach regularisirt; und auch ihr Gebrauch wird demjenigen regelmäßiger Truppen manchmal sehr nahe kommen; ihrer Zusammensetzung und ihren Dienstverhältnissen nach aber unterscheiden sie sich doch noch immer scharf von den eigentlich regulären Truppen.

Die eigenthümlichen geographischen und politischen Verhältnisse Rußlands, sowohl innere wie äußere, sprechen sich vielfach in der eigenthümlichen Eintheilung seiner regulären Armee aus.

Während andere Landmächte ihre Truppen wohl nach den Distrikten, in denen sie recrutiren, eintheilen, haben die russischen regulären Truppenkörper mit sehr wenigen Ausnahmen keine bestimmte Recrutirungsbezirke. Dagegen findet eine Eintheilung nach der eigenthümlichen Bestimmung der Truppen, nach dem besondern strategischen Gebrauche, den man von ihnen zu machen beabsichtigt, in höherem Maße statt, als sonst wo. Es ist diese Eintheilung von allen Einrichtungen der russischen Armee vielleicht diejenige, welche für das Ausland die wichtigste ist, und sie ist um so interessanter, da der jetzige Kaiser sie zu einem früher nie geahneten Grade ausgebildet hat.

Rußlands eigenthümliche politisch-geographische Lage bringt es mit sich, daß es großer Operationen vorzugsweise gegen seine westlichen Nachbarn bedürfen wird. Durch die scharfe Eintheilung, die der jetzige Kaiser der Armee gegeben, ist nun im voraus genau bestimmt, welche Truppen von Haus aus zu großen Operationen an der Westgrenze gebraucht werden sollen, welche den Ersatz und die Nachschübe bilden, die zunächst den innern Dienst und den an solchen Grenzen versehen sollen, wo Rußland zwar fast unaufhörlich den kleinen Krieg zu führen hat, aber nach denen große Operationen schwerlich bringen werden.

Die **reguläre** russische Armee zerfällt demnach in zwei Gruppen; nämlich:

a) die große Operationsarmee, oder die Armee für die großen europäischen Operationen, welche von der Regierung ohne Rücksicht auf lokale Fesseln stets nach einem beliebigen Punkte des Reiches dirigirt werden kann und deren Dislocation wesentlich mit Rücksicht auf einen europäischen Krieg beschafft ist; und
b) die reguläre Armee zu besonderen lokalen Zwecken, welcher der Krieg am Kaukasus, die Bewachung gewisser unruhiger Grenzen, der Garnisondienst in Festungen und Städten, der Dienst der Administration — sowohl bürgerlicher als militärischer —, der Werkstätten &c. &c. obliegt.

Die erste zählt 699,000 Mann mit 1468 Geschützen und die zweite 315,000 Mann mit 192 Geschützen. Es ergibt sich also, daß die Militäreinrichtungen Rußlands darauf berechnet sind, über eine Million **regulärer Truppen** aufstellen zu können. In der That berechnet auch ein über die russische Armee sehr gut unterrichteter preußischer Offizier, daß mit dem, was von den Kosacken mit Leichtigkeit mobil gemacht werden kann, nach der vom Kaiser Nikolaus gegebenen Organisation eine Million Combattanten mit 1800 bespannten Feldgeschützen von Rußland auf die Beine gebracht werden würden, im Fall ein europäischer Krieg ausbräche.

Wir geben nunmehr nach Hrn. von Harthausen die Einzelnheiten zunächst in Betreff der **großen Operationsarmee.** Diese steht, auch im tiefen Frieden, im westlichen Theile des Reichs; der Hauptheil ist vorgeschoben in russisch Polen unter Fürst Paskiewitsch, andere Theile stehen weiter zurück in Reserve. Die Truppen dieser Armee haben eine doppelte Eintheilung: einmal eine taktische nach Armeecorps &c. im Style der großen Armeen Napoleons; dann eine organische innerhalb der Regimenter, welche die unmittelbar verfügbaren Truppen von den zu Nachschüben, Ersatz &c. bestimmten trennt und die ersteren unter dem Namen active, die letzteren unter dem Namen Reserve-Truppen begreift. Außerdem sind den großen taktischen Corps noch

manche Truppen organisch attachirt, welche zu den Lokaltruppen gehören oder von den irregulären Milizen gegeben werden.

Die Armeecorps der großen Operationsarmee sind vollständig organisirt, mit Stäben, Ingenieurtruppen, Train-Equipagen, Artillerieparks u. dgl. m. versehen und bis auf die Bespannungen hinab in einer nahe an vollständige Kriegsbereitschaft grenzenden Verfassung, der ganze Friedensbetrieb der großen Maschine dem Kriegszustande entsprechend.

In keiner Armee der Welt kommen im Frieden die Truppen dem wirklichen Kriegsfuße gegenwärtig so nahe, wie die Armeecorps der großen russischen Armee. Der Mehrbedarf an Pferden für den Fall des Ausbruches eines Krieges ist nicht allein unendlich geringer als anderswo, sondern auch hier viel leichter zu befriedigen.

Uebrigens sind diese Armeecorps etwas anders benannt, als sonst gebräuchlich. Es sind, außer dem, die ganze Garde in sich begreifenden Gardeecorps, 1 Grenadier-, 6 Infanterie- und 3 Reserve-Cavalleriecorps. Ein Infanteriecorps bedeutet ungefähr dasselbe, was zu Napoleons Zeiten ein Armeecorps bedeutete; nämlich ein Corps von allen Waffen, nur daß darin die Infanterie die Hauptmasse bildet. Die Reserve-Cavalleriecorps gleichen den Cavalleriecorps Napoleons; sie bestehen aus Cavallerie und reitender Artillerie; das 3., welches aus Dragonern besteht, ist eine der russischen Armee ganz eigenthümliche Dragoner-Reserve. Der Kaiser Nikolaus hat nämlich die ältere Idee, wonach Dragoner zugleich als Cavallerie und Infanterie fechten sollten, wieder aufgenommen und das eben genannte Dragonercorps dazu bestimmt, einerseits ein Reservecorps von allen Waffen mit der Beweglichkeit der Cavallerie zu bilden, und andererseits zugleich als bloßes Cavalleriecorps agiren zu können. So kann denn dieses Corps 16 Bataillone von 600 Mann mit 32 Geschützen (natürlich noch weit mehr, wenn es durch seine Reserven verstärkt wird) auf eine rapide Weise auf einen entfernten Punkt werfen.

Faßt man das Ganze zusammen, so scheinen die einzelnen Corps der zu großen Operationen zu verwendenden Armee bestimmt:

1. die 6 Infanteriecorps (wie gesagt, aus allen Waffengattungen bestehend), das Gros der Armee zu bilden, welche Rußland operiren lassen will;
2. das Garde- und Grenadiercorps, die Reserve-Cavalleriecorps, die großen Armeereserven zu bilden; wobei indeß die übrigen Corps wohl noch zu den großen Artilleriereserven abgeben.

So sind denn in Rußland die Pläne zur Formation der großen Truppenkörper, die anderwärts im Frieden meistens nur auf dem Papiere stehen — wenn sie überhaupt schon gemacht werden konnten — und deren Ausführung bei Ausbruch eines Krieges gewöhnlich so viel Mühe und hemmende Frictionen herbeiführt — so sind also diese Pläne in Rußland bereits im vollen Frieden bis beinahe ins Detail ausgeführt.

Die Stärke der 11 genannten Corps der **großen Operationsarmee**, nach activen und mobilen Truppenabtheilungen ist die folgende.

1. Das Gardecorps zählt 37 Bataillone Infanterie, 1 Bataillon Sappeurs,

77½ Schwadronen (darunter 17½ irreg.) Cavallerie, nebst einer reitenden Division Ingenieurs, und 116 Geschütze (56 schwere und 60 leichte).

2. Das Grenadiercorps zählt 37 Bataillone Infanterie, 1 Sappeurbataillon, 32 Schwadronen reg. Cavallerie und 112 Geschütze (48 schwere und 64 leichte).

3. Von den 6 Infanteriecorps zählt jedes 49 Bataillone Infanterie, nebst 1 Sappeurbataillon, 32 Schwadronen Uhlanen und Husaren, und 112 Geschütze (32 schwere und 80 leichte). Die 6 Infanteriecorps zusammen zählen also 294 Bataillone Infanterie, 6 Bataillone Sappeurs, 192 Schwadronen Cavallerie und 672 Geschütze (192 schwere und 480 leichte).

4. Von den 3 Cavalleriecorps zählen das erste und das zweite jedes 48 Schwadronen Cavallerie und 32 Geschütze, und das Dragonercorps zählt 80 Schwadronen regul. Cavallerie, 2 Schwadronen Ingenieur-Truppen, und ebenfalls 32 Geschütze (8 schwere und 24 leichte). Die 3 Cavalleriecorps zusammen zählen demnach 176 Schwadronen regul. Cavallerie, 2 Schwadronen Ingenieurtruppen und 96 Geschütze (24 schwere und 72 leichte).

Die in der großen Operationsarmee enthaltenen activen Truppentheile bilden demnach zusammen 368 Bataillone Infanterie, 477½ Schwadronen Cavallerie (460 regul. u. 17½ irregul.), 8 Bataillone und 4 Schwadronen Ingenieurtruppen, und haben 996 Geschütze (676 schwere und 676 leichte).

Was nun die Zahl der Truppen betrifft, so sind von den 368 Infanterie-Bataillons 360, bei denen jedes etwa 1050 Mann, und 8 Schützenbataillons, bei denen jedes 700 M. stark ist; folglich beträgt die Gesammtzahl der Combattanten der Infanterie 383,600 Mann auf vollem Kriegsfuß. Bei den 460 Schwadronen regulärer Cavallerie ist jede Schwadron 190 M. stark, sie zählen demnach zusammen 87,400 Mann. Hierzu 15,000 M. auf die Artillerie rc. gerechnet, beträgt der Effektivbestand der kriegsbereiten Truppen der großen Operationsarmee 486,000 Mann mit 996 Geschützen, jedoch ohne die für diese Armee bestimmten Reservetruppen, von denen das erste Aufgebot 98,000 M. mit 192 Geschützen, und das zweite 115,000 M. mit 280 Geschützen stark ist.

Die Gesammtzahl der zunächst zu großen europäischen Operationen bestimmten regulären Truppen Rußlands beträgt also auf dem vollständigen Kriegsfuß 699,000 M. mit 1468 Geschützen. Dazu kommen dann noch Ingenieurtruppen, Train und die zahlreichen Formationen irregulärer leichter Reiterei.

Was sodann zweitens die reguläre Armee zu besonderen lokalen Zwecken (s. oben) anbelangt, so bilden die activen Truppen derselben 190 Bataillone Infanterie und 10 Schwadronen Cavallerie, mit 192 Geschützen — zusammen ungefähr 198,000 Mann. (Hiervon bilden 55 Bat. und 10 Schwadronen, mit 180 Geschützen, und 48 Linienbataillone das abgesonderte Corps oder die Armee des Kaukasus; etwa 50 Bataillone werden für die innere Wache verwendet; 12 Linienbat. stehen in Finnland, 10 im Gouvernement Orenburg und 15 Bat. mit 12 Geschützen in Sibirien.) Die Reserven derselben sind im Ganzen etwa 117,000 M. stark. Folglich ist die Gesammtstärke der regulären Armee zu besonderen lokalen Zwecken 315,000 Mann, mit 192 Geschützen. Zu großen Operationen in Europa wird auch

im Falle eines Krieges zunächst wenig oder gar nicht auf sie gerechnet. Jedoch dürfte auf den Fall eines großen Krieges ein Theil derselben vielleicht noch eher mobil gemacht werden können, als die Truppen des zweiten Aufgebotes.

Sonach kann Rußland, wie schon oben bemerkt, allein an regulären Truppen über eine Million aufstellen.

Die **irregulären Truppen** (s. oben) bestehen hauptsächlich aus Kosacken, und diese liefern hierzu im Ganzen eine Streitmacht von etwa 126,000 M., nämlich 93,200 M. Cavallerie und 33,000 M. Infanterie, die Artillerie ungerechnet. Hiervon könnten in einem europäischen Kriege ungefähr 50,000 Mann Cavallerie mit 110 Geschützen reitender Artillerie verwendet werden, wenn Rußland am Kaukasus den Krieg, wie bisher, fortführen will; oder 60,000 M. Cavallerie mit jenen Geschützen, wenn Rußland am Kaukasus sich auf eine strenge Defensive beschränken will. In beiden Fällen würden dann noch von Sibirien und durch neue Formationen an 20- bis 30,000 Mann zu Pferde nach und nach auf den Kriegsschauplatz gezogen werden können. Sodann gehören zu den irregulären Truppen die kosackenartigen Formationen aus nichtrussischen Völkerschaften (d. h. solchen Völkerschaften, die zwar im russischen Reiche wohnen, aber nicht dem russischen Volksstamme angehören), als: Baschkiren und Meschtschiriaken (die bis zu 10 Regimenter zu Pferde stellen können), Kaukasier (für Kriege außerhalb ihrer Heimath könnte man von ihnen zahlreiche Reiter durch freiwillige Werbung erhalten), Tataren der Krimm (sie stellen jetzt nur 1 Schwadron zur kaiserlichen Garde), Buriäten und Tungusen (gehören zu den Kosacken der chinesischen Grenze und bilden 5 Regimenter zu Pferde).

Die russische **Seemacht** besteht (außer den Flotillen im Weißen und Kaspischen Meere) aus der Flotte des baltischen Meeres und der Flotte des schwarzen Meeres.

Beide Flotten bilden zusammen 5 Divisionen großer Schiffe (also die Kanonenböte ꝛc. ungerechnet), davon 3 im baltischen Meere oder in der Ostsee und 2 im schwarzen Meere sind. Die Divisionen führen, wie die englische, die weiße, blaue und rothe Flagge, d. h. diese unterscheidenden Farben füllen das große Grundfeld der Flagge aus. Uebrigens hat in Rußland die Rangordnung der Admiräle mit der Farbe der Flagge nichts gemein.

Jede Flottendivision besteht planmäßig aus 9 Linienschiffen (darunter 2 von 84, die übrigen mit mehr Kanonen), 6 Fregatten, 1 Corvette und 4 Cutterbriggs als Segelfahrzeuge, und aus einer entsprechenden Anzahl Dampf-Linienschiffe, Dampffregatten und anderer Dampfschiffe.

Darnach würde die baltische Flotte 27 Linienschiffe, 18 Fregatten, 3 Corvetten und 12 Cutterbriggs zählen, ungerechnet die Kriegs-Dampfschiffe und die Kanonier-Flottille, welche letztere über 500 Kanonenböte ꝛc. zählt.

Nach dem nämlichen planmäßigen Etat müßte dagegen die, 2 Divisionen starke Flotte des schwarzen Meeres nur 18 Linienschiffe, 12 Fregatten, 2 Corvetten und 8 Cutterbriggs, außer den Kriegs-Dampfschiffen und der Kanonier-Flottille zählen.

Allein sie ist in neuester Zeit außerordentlich verstärkt worden, so daß sie in der Zahl der Schiffe der baltischen Flotte wenig nachgibt. Unter ihren Linienschiffen von 120 Kanonen befinden sich namentlich die 12 Apostel, die 3 Heiligen und der Warschau als Segelschiffe, und der Constantin (erst im J. 1852 vom Stapel gelaufen) und der Paris (eins der schönsten russischen Kriegsschiffe) als Kriegs-Dampfschiffe. — Die höchst interessante Befestigung von Sebastopol (dem Hauptkriegshafen Rußlands am schwarzen Meere) besteht hauptsächlich aus 3 großen Forts. Am Eingange des Hafens liegen die beiden Forts Constantin und Alexander, und am Hafen selbst das Fort Nikolaus. Diese Forts sind vielleicht nächst der Befestigung von Paris das sowohl technisch wie strategisch interessanteste und wichtigste Werk, welches die Kriegsbaukunst seit 1830 errichtet hat.

Die Seeleute der Flotte werden in Rußland zwar auch, wie in Frankreich, durch die gewöhnliche Recrutirung ausgehoben; doch wird soviel wie möglich daneben geworben, und namentlich ist die Flotten-Bemannung, welche Finnland stellt, ganz durch freiwillige Werbung gewonnen; und die Finnländer, so wie nicht minder die Großrussen aus Archangelsk sind eben so tüchtige wie kühne Seeleute. Andererseits sind an den Küsten des schwarzen Meeres von jeher treffliche Seeleute geboren, und die verwandten Griechen treten gern in die russische Flotte.

Ueberhaupt genießt die Flotte des schwarzen Meeres, nach ihren inneren Eigenschaften, bei europäischen Seeleuten eines höheren Rufes, als die des baltischen. Zugleich hat sie den Vortheil, daß hier das Eis nicht die Häfen verstopft; und durch diese starke Flotte und die großen Häfen in der Krimm hat sich die strategische Lage Rußlands zu dessen Gunsten unendlich verändert gegen früher, auf den Fall eines Krieges mit der Pforte.

Hr. von Haxthausen knüpft hieran folgende Betrachtungen (S. 431 u. 432 Bd. III. seiner Studien über Rußland):

„Ist es nicht seltsam! Einst erschöpfte sich das christliche Europa, um den „Halbmond in die Wüsten zurückzutreiben, woher er kam; das edelste Blut aller Christen floß, ehe der Halbmond unbestritten in Jerusalem über dem Kreuze prangte. Jetzt „hindern es nur die Christen, daß er nicht längst gestürzt, zum Mindesten das Kreuz wieder auf den Zinnen von Constantinopel errichtet „ist. Wie die sociale Zügellosigkeit in der Schweiz nicht etwa hinter der Uneinnehmbarkeit der Bergpässe, sondern lediglich hinter der Eifersucht der großen Mächte sich „bergen konnte; so stützt sich die antichristliche Herrschaft am Marmora-Meere nicht „auf die Kraft der Anhänger des Islam, welche die historischen Laster der Lokalität „entnervt haben, nicht auf ihre Zahl, die in der europäischen Türkei stets geringer „war als die der Rajah, nicht auf die Felsenschlösser am Hellespont, welche die christliche Kriegskunst bald zertrümmern würde, sondern ganz allein darauf, daß das christliche Abendland den Mahomedanismus zum bequemen Schlagbaum zwischen sich und „dem christlichen Morgenlande benutzen will. Wie noch um Jerusalem gestritten wurde, „leistete byzantinische Politik den Seldschucken Vorschub gegen die römisch-katholischen „Heere; ganz so kleinlich, schwächlich, chikanös, wie die westchristlichen Erben der byzantinischen Staatsklugheit, die Engländer und Franzosen, es seit 80 Jahren „den Türken thun."



Gem. v. Th. Ender | Farbendruck v. J. Rauh in Wien | Lith. v. F. Kollarz

BESCHIKTASCH.

Die Mormonen.

Die Mormonen sind eine Religionssekte, die ihren Hauptsitz in den Ver. Staaten Nordamerika's hat und von einem gewissen Joseph Smith gestiftet worden ist, welcher vorgab, Wunder wirken zu können und einen, auf goldenen Tafeln eingegrabenen Nachtrag zur Bibel aufgefunden zu haben, den er unter dem Namen Buch des Mormon (auch goldene Bibel genannt) im Drucke herausgab.

Daß die Mormonen auch in Europa, namentlich in Norwegen und Dänemark, ja selbst in Indien, Proselyten zu machen gesucht haben, ist bekannt; und überhaupt haben sie in neuester Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich gezogen, ohne daß man im Allgemeinen das Nähere über ihre Grundsätze, ihre Lebensweise in Amerika u. s. w. kennt. Daher dürfte eine ausführliche Schilderung dieser Sekte den Lesern des Portfolio in mehr als einer Hinsicht willkommen sein.

Unter den verschiedenen Schriften über die Mormonen, die in Nordamerika, England, Deutschland und Frankreich erschienen sind, zeichnet sich insbesondere die von Etourneau durch Unparteilichkeit und Zuverlässigkeit aus. Der Verfasser hielt sich lange Zeit in der Vereinigten Staaten auf und hat das Meiste von dem, was er erzählt, aus dem Munde von Augenzeugen; daher legen wir in der nachstehenden Darstellung hauptsächlich seine Schrift zum Grunde.

1. Joseph Smith.

Der bereits oben erwähnte Stifter der Mormonensekte, Joseph Smith, wurde am 23. December 1805 in dem Landstädtchen Sharon, im Staate Vermont, geboren. (Der nordamerikanische Staat Vermont liegt an der Nordostgrenze des Staates Newyork.) Seine Eltern waren schlichte Landleute, die sich von ihrer Hände Arbeit nährten und von dem Ertrage eines von ihnen bewirthschafteten kleinen Ackergutes lebten. Als Joseph zehn Jahre alt war, zogen seine Eltern aus Vermont fort und ließen sich in dem, zum Nachbarstaate Newyork gehörenden Landstädtchen Palmyra nieder, wo er ihnen bei den Feldarbeiten zu helfen anfing, soweit es seine jugendlichen Kräfte erlaubten. Uebrigens besuchte er zugleich die Schule und lernte hier lesen, etwas schreiben und rechnen.

Je mehr Joseph sich dem Jünglingsalter näherte, um so entschiedener entwickelte sich bei ihm ein Hang zum Wunderbaren und nach übernatürlichen Dingen. Seine Eltern, statt ihn davon zurückzubringen zu suchen, bestärkten ihn vielmehr darin und überließen sich ebenfalls phantastischen Ideen. So glaubten sie steif und fest, daß auf ihrem Ackergut irgendwo ein ungeheurer Schatz verborgen sei, und über dem Graben nach demselben vernachlässigten sie sogar ihre Berufsarbeiten. Da sie sich hierbei in ihrer Erwartung getäuscht sahen, so nahmen sie zu Beschwörungsformeln und vermeintlichen Zaubermitteln ihre Zuflucht. Insbesondere war ihr Sinn auf einen s. g. Seher-Stein gerichtet, ein Stein, der selten zu finden, aber die Eigenschaft haben soll, daß man durch ihn nicht nur zukünftige Ereignisse vorhersehen, sondern namentlich auch verborgene Schätze auffinden kann. Einen solchen Wunderstein hatte, wie es hieß, ein Nachbar der Smithschen Familie, ein gewisser Willard Chase, einst in einem Brunnen gefunden und besaß denselben noch. Joseph hatte kaum davon gehört, als er zu Chase ging, sich den gefundenen Stein zeigen ließ, und den Besitzer bewog, ihn ihm zu leihen. Wir werden später sehen, welche Rolle dieser Stein bei den Gaukeleien des Joseph Smith spielte.

Im J. 1823, als Joseph schon sein achtzehntes Jahr angetreten hatte, wohnte er mit seinen Eltern und Geschwistern einer Methodisten-Predigt bei, und dies gab Veranlassung, daß er und sein Vater sich als förmliche Mitglieder in die Methodisten-Gemeinde aufnehmen ließen. Ein Confessionswechsel ist in Nordamerika nichts Seltenes, besonders bei Solchen, welche schwärmerischen Ideen nachhängen und daher von ihren unbeständigen Gefühlen von Predigt zu Predigt, von Kirche zu Kirche getrieben werden. Die Prediger und andere Mitglieder der verschiedenen Religionsgenossenschaften lassen es sich zugleich eifrig angelegen sein, um sie zu sich herüber zu ziehen. In diesem Fall waren denn auch Joseph und sein Vater. Für jenen hatte dies aber die Folge, daß er durch die häufig einander widersprechenden Glaubenslehren, die er vortragen hörte, völlig irre ward und nicht mehr wußte, welche Lehre er für die wahre und richtige halten sollte. Zuletzt kam er zu der Ansicht, daß keine einzige dieser Lehren mit demjenigen Glauben übereinstimme, der von Gott stamme und in der Tiefe des menschlichen Herzens wohne.

Indem er aber diese Schlußfolgerung machte, erkannte er zugleich, daß auf dem Gebiete der äußern Glaubenslehren mit Schlauheit und Kühnheit viel auszurichten sei; und daß wenn man nur die Kunst verstehe, die Menschen für eine Religionsidee lebendig anzuregen, man sie bald ganz und gar zu beherrschen im Stande sein werde. Vielleicht daß schon damals der Gedanke in ihm aufkeimte, der Stifter einer neuen Religionssekte zu werden; einstweilen begnügte er sich jedoch damit, den Glaubenscontroversen seine volle Aufmerksamkeit zu widmen und die Eindrücke und Folgen davon bei den Zuhöhern der Predigten zu beobachten; und so mag denn nach und nach jener Gedanke in ihm zur Reife gekommen sein und zu dem Entschluß sich gestaltet haben, ein vermittelndes Religionssystem aufzustellen, wodurch dann endlich das Mormonenthum ins Dasein trat.

Joseph Smith erzählt in seiner Selbstbiographie, daß nachdem die Verschiedenheiten in den äußern Glaubenslehren und Glaubensansichten die bedenklichsten Zwei-

fel in ihm geweckt und ihn fast auf die Bahn völligen Unglaubens getrieben hätten, er aus diesem Labyrinth keinen andern Ausweg gewußt, als sich in inbrünstigem Gebet zu Gott zu wenden und ihn um Hülfe und Beistand anzuflehen. Tag und Nacht, sagt er, suchte ich durch das Gebet die finstere Wolke zu zerstreuen, die das himmlische Licht mir verhüllte. Endlich wurde er, nach seiner Aussage, einer überirdischen Erscheinung gewürdigt, wovon einer seiner eifrigsten Anhänger oder Jünger das Nähere in folgender Weise berichtet.

„Eines Abends begab sich Joseph in ein, nicht weit vom elterlichen Hause befindliches Gebüsch und wendete sich hier mit andächtigem Gemüth zum Gebet. Er flehte mit der ganzen Inbrunst einer Gott geweihten Seele um Rettung und Beistand. Anfangs hatte er große Kämpfe mit dem Satan zu bestehen, der ihn durch Entstellung der Wahrheit zum Unterliegen zu bringen suchte. Aber er hielt Stand gegen diese Angriffe, und siegte über sie durch anhaltendes Ringen und Flehen zum Herrn.

„Während nun seine Seele zu Gott sich erhob, sah er plötzlich am Himmel ein strahlendes Licht, welches der Erde immer näher kam, nach der Stelle sich wendete, wo Joseph auf den Knieen lag, und mit seinem Reinigungsfeuer ihn umleuchtete, um seine Seelendunkelheit zu verscheuchen. Eine über alle Beschreibung selige Empfindung durchdrang nun den Propheten, und sein Geist fühlte sich emporgehoben zu den höchsten Himmelsregionen. Hier erschienen ihm zwei einander vollkommen ähnlich sehende Himmelsbewohner, die ihm außer der Vergebung seiner Sünden ankündigten, daß die wahre christliche Religion, welche durch keine der auf Erden befindlichen Kirchen vertreten sei, ihm binnen kurzem enthüllt werden solle und er von Gott berufen sei, dieselbe unter seinen Mitmenschen aufzurichten. Nach diesen Worten verschwand die Erscheinung und der neue Prophet sah sich nunmehr in einen Zustand großer innerer Freudigkeit und Seligkeit versetzt.“

Im September 1823 hatte Joseph mitten in der Nacht, als überall um ihn her die tiefste Stille herrschte, eine zweite Erscheinung in einem glänzenden Lichtengel, der ihm ankündigte, es sei des Herrn Wille, daß er nunmehr die wahre Religion auf Erden aufrichte, und daß er die Lehren derselben in egyptischen Hieroglyphen aufgezeichnet finden werde auf goldenen Tafeln, an dem und dem Orte verborgen liegend.

Merkwürdig ist, daß Joseph Smith am Tage nach dieser Erscheinung seiner gewöhnlichen Beschäftigung nachging und sogar mehrere Jahre vergehen ließ, ohne sich der schwierigen Aufgabe, die ihm durch den Lichtengel aufgetragen worden war, zu unterziehen. Vielleicht, daß er selbst fühlen mochte, wie schwer es sein werde, mit seinem Mährchen Glauben zu finden, und daher die Ausführung seines Plans bis zu gelegenerer Zeit verschob.

Bis dahin aber vergingen, wie gesagt, mehrere Jahre, wo Joseph häufig seinen Wohnort veränderte und bald in verschiedenen Gegenden des Staates Newyork, bald in Pennsylvanien sich aufhielt. In seiner Selbstbiographie schlüpft er über diese Zeit leicht hinweg, und dazu hatte er allerdings seine Ursachen. Denn man weiß, daß er

namentlich in den Newyorker Grafschaften Onondaga und Chenango wiederholt als Vagabunde aufgegriffen und polizeilich bestraft wurde.

Indeß erwarb er sich in dieser Zeit den Ruf, verborgene Schätze auffinden zu können, und insbesondere war es ein gewisser Stowell, im Staate Newyork, der ihn als Schätzesucher häufig beschäftigte. Joseph zog großen Vortheil von der Leichtgläubigkeit dieses Mannes, dem er einzureden wußte, es lägen auf seinem Grund und Boden unermeßliche Schätze versteckt. Da zugleich im Lande eine Sage ging, welche mit diesen Vorspiegelungen übereinstimmte, so nahm Stowell, der eine unersättliche Habgier besaß, keinen Anstand, sein baares Geld zum Auffinden imaginärer Reichthümer herzugeben. Joseph setzte denn auch, um einen glücklichen Erfolg herbeizuführen, seine ganze Zaubermacht in Bewegung, und nahm nicht nur zu dem oben erwähnten Seher-Stein seine Zuflucht, sondern auch zu einer Wünschelruthe, die nach seiner Aussage so untrüglich und wirksam sein sollte, wie nur ein Zauberstab der Vorzeit. Obwohl seine Schatzgräbereien keinen andern Erfolg hatten, als den Ruin derjenigen, die die Kosten dazu bestritten, so vergrößerte sich doch der Ruf des künftigen Propheten als eines Schatzfinders von Tage zu Tage; so daß er nicht anders als der Goldgräber genannt wurde.

Während er so die Leichtgläubigkeit der Menschen zu seinem Vortheil ausbeutete, machte er in Pennsylvanien die Bekanntschaft einer Demoiselle Hale, die er entführte und heimlich heirathete.

Vor diesem Liebesabenteuer war er im elterlichen Hause auf Besuch gewesen und hatte hier das Gerücht ausgesprengt, es befinde sich am Ufer des Susquehanna (in Pennsylvanien) eine reiche Silbermine. Ein gewisser Laurence ließ sich dadurch verlocken, Joseph Smith nach Pennsylvanien zu begleiten, der ihm versprach, ihn nach dem Silbererzlager zu führen und die Ausbeute desselben mit ihm zu theilen.

An Ort und Stelle angekommen, erklärte Joseph, er kenne zwar noch nicht genau die Stelle, wo das Silbererz gelagert sei, allein er werde sie durch seine Kunst bald ermitteln, wenn Laurence die dazu erforderlichen Kosten bestreiten wolle. Laurence bedachte sich keinen Augenblick, das Geld herzugeben, aber das Ende der Unternehmung war kein anderes, als daß jener die Zahl der von Smith Betrogenen vermehrte. Dessenungeachtet litt das Vertrauen, welches man in Joseph, als einen Schatzgräber setzte, keinen Abbruch; denn die Begierde nach Schätzen ist zu allgemein verbreitet und hat außerdem das Eigenthümliche, daß sie diejenigen, die von ihr erfüllt sind, bethört bis zu völliger Verstandesverfinsterung.

Im J. 1826 beschloß Joseph, in der zum Staate Newyork gehörenden Grafschaft Wayne sich niederzulassen, jedoch fehlte es ihm an den zur Uebersiedelung nöthigen Mitteln. Allein er wußte sich bald zu helfen. Der oben erwähnte Stowell, der ihn als Schatzgräber schon mehrmals beschäftigt hatte, war trotz aller Fehlschläge noch immer für ihn eingenommen. An diesen wendete er sich und spiegelte ihm vor, er habe in einer Höhle, nicht weit von seinem elterlichen Hause, einen großen Goldklumpen aufgefunden, von dem er ihm die Hälfte abgeben wolle, sofern Stowell bereit sei, die Kosten der Uebersiedelung nach Wayne zu bestreiten. Bereitwillig ging jener auf den Vorschlag ein und bezahlte ohne Weiteres die Umzugskosten. Obgleich

Stowell von dem Goldklumpen nie etwas zu sehen bekam, so blieb nichtsdestoweniger sein blindes Vertrauen zu Smith unerschüttert.

Alle diese kleinen Vorgänge fallen in die Zwischenzeit, vor dem Tage der Erscheinung des Engels bis zu dem, wo Joseph Smith verkündete, die ihm bezeichneten goldenen Tafeln seien jetzt in seinem Besitze, und er habe die geheimnißvolle Schrift auf Befehl von oben in eine gemeinverständliche Sprache übertragen müssen.

Wie es damit eigentlich zusammenhing, wollen wir nunmehr im folgenden Abschnitt erzählen.

2. Die goldene Bibel.

Ein protestantischer Geistlicher im Staate Ohio, der sich Spalding nannte und eine große Schreiblust besaß, pflegte seine Mußestunden mit schriftstellerischen Arbeiten auszufüllen, die jedoch in der Regel nicht für den Druck, sondern mehr nur dazu bestimmt waren, seine Gedanken zu Papier zu bringen. So arbeitete er denn auch einst eine Schrift aus, in welcher er nachzuweisen suchte, daß Amerika wahrscheinlich von den, durch die Assyrer aus ihrem Lande weggeführten zehn Stämmen Israels ursprünglich bevölkert worden sei. Es war kurz vor 1812, als diese Abhandlung geschrieben wurde, und des Verfassers Bruder versichert, daß in derselben die verschiedenen Bildungsstufen der Indianer zur Zeit der Entdeckung Amerika's sorgfältig dargestellt worden seien, zur Erklärung der in so manchen Gegenden Amerika's vorgefundenen merkwürdigen Alterthümer.

Um einen desto richtigeren Begriff von dieser Schrift zu geben, wollen wir hier das mittheilen, was ein Hr. Henry Lake 1833 in Conneaut (im Staate Ohio) darüber vor Gericht eidlich aussagte und was mit den Aussagen zahlreicher anderer achtungswerther und glaubwürdiger Personen übereinstimmt.

»Ich verließ,« sagt er, »den Staat Newyork 1810 und kam gegen Anfang des folgenden Jahres hier (in Conneaut) an. Nicht lange nachher machte ich die nähere Bekanntschaft von Salomo Spalding. Er las mir oft aus einem, von ihm selbst herrührenden Manuscripte vor, gefundenes Manuscript betitelt, über welchen Titel er sich dahin erklärend aussprach, daß das Manuscript wirklich hier im Orte aufgefunden worden sei. Er las mir so oft daraus vor, daß ich nach und nach mit dem ganzen Inhalte vertraut wurde. Hr. Spalding sprach gegen mich den Wunsch aus, ich möchte ihm zur Druckbeförderung des Manuscripts behülflich sein, und meinte, ein Werk dieser Art würde gewiß starken Absatz finden. Es stellte die amerikanischen Indianer als Nachkommen der zehn Stämme Israels dar, und erzählte von der Wegführung dieser Stämme aus Palästina, von ihren Streitigkeiten und ihren eben so großartigen wie häufigen Kriegen. Eines Tages, als der Verfasser mir wiederum aus seinem Manuscripte vorlas, machte ich ihn auf mehrere Stellen, die mir große Unwahrscheinlichkeiten zu enthalten schienen, aufmerksam; worauf er mir versprach, sie abzuändern. Zu meinem großen Staunen aber habe ich diese Stellen in dem Buche der Mormonen ganz so wiedergefunden, wie ich sie damals vorlesen hörte. Ich entlehnte nämlich vor einigen Monaten eine s. g. goldene Bibel von den Mormo-

nen, und hatte noch nicht zwanzig Minuten darin gelesen, als ich mich deutlich erinnerte, daß genau dasselbe vor mehr als zwanzig Jahren Spalding mir aus seinem »gefundenen Manuscripte« vorgelesen hatte.«

»Nach dieser Entdeckung prüfte ich den Inhalt der s. g. goldenen Bibel noch genauer, und ich nehme jetzt keinen Anstand zu erklären, daß ihr geschichtlicher Theil wenn nicht wörtlich, aber doch wesentlich und hauptsächlich aus dem »gefundenen Manuscript« entlehnt ist. Ich erinnere mich noch sehr wohl, gegen Spalding geäußert zu haben, er bediene sich zu häufig des Ausdruckes: »jetzt geschah es««, oder: »»und es geschah««, und daß eine solche häufige Wiederholung mit einem guten Styl unverträglich sei; und jetzt finde ich den nämlichen Fehler in dem Mormonenbuche wieder.«

»Spalding reis'te 1812 von hier nach Pittsburg (in Pennsylvanien), wo er sein Werk drucken zu lassen beabsichtigte. Ich half ihm mit dem erforderlichen Reisegelde aus, habe jedoch seitdem nie wieder etwas von ihm gehört, noch von seinem Buche, bis ich nun letzteres in dem Buche des Mormon wieder erkannt habe.«

Die Aussage von Spalding's Bruder stimmte genau mit der des Hrn. Henry Lake überein. Er versicherte, das fragliche Manuscript nicht blos gesehen, sondern auch gelesen zu haben, und das Buch des Mormon sei, bis auf den religiösen Theil desselben, ein fast wörtlicher Abdruck des Manuscripts, welches sein Bruder Salomo zu veröffentlichen beabsichtigt habe. In ähnlicher Weise sprachen sich sechs bis acht andere glaubwürdige Zeugen über das »gefundene Manuscript« aus, und aus ihren Aussagen geht zugleich hervor, daß mit dem, der Schrift ursprünglich zum Grunde gelegenen Plan eine Abänderung vorgenommen worden war. Der Verfasser hatte nämlich Anfangs die Israeliten von Rom nach Amerika auswandern lassen; dieser Ausgangspunkt hatte ihm jedoch später nicht zugesagt, und so hatte er Jerusalem dafür gesetzt. Lehi und seine vier Söhne waren die Anführer dieser Auswanderung, die als von Gott befohlen dargestellt ward.

Wir wissen also nun zunächst soviel, daß das »gefundene Manuscript« von Conneaut nach Pittsburg wanderte, aber wie es dann endlich in die Hände des Joseph Smith gerieth, darüber läßt sich wenig Zuverlässiges sagen. Man hat zwar behaupten wollen, der Verfasser habe es in Pittsburg einem Drucker, Namens Lambdin, übergeben und dieser es dann zur Durchsicht einem gewissen Sidney Rigdon zugestellt, der später mit Joseph Smith bekannt geworden und mit ihm übereingekommen sei, daraus die goldene Bibel zu fabricieren.

Allein hiermit steht der ganze spätere Hergang der Sache im Widerspruch. Der Verfasser des »gefundenen Manuscripts« verließ Pittsburg 1814, und starb zwei Jahre nachher im südlichen Pennsylvanien.

Kurz nach diesem schmerzlichen Verluste veränderte seine Wittwe ihren Aufenthalt und ließ sich in der, zum Staate Newyork gehörigen Grafschaft Onondaga nieder. Ein dahin mitgebrachter Koffer enthielt die Manuscripte ihres verstorbenen Mannes.

In den ersten drei Jahren machte sie häufige Besuche bei befreundeten Personen in den benachbarten Grafschaften, und hielt sich lange Zeit in Hartwick auf, welches Städtchen nicht weit von dem damaligen Wohnorte des oben mehrmals erwähnten Stowell entfernt liegt.

Von 1817 bis 1820, in welcher Zeit die Wittwe Spalding sich wieder verheirathete und ihren Wohnsitz im Staate Massachusetts nahm, blieb der Koffer, der unter anderen Manuscripten auch das s. g. gefundene enthielt, in Verwahrung bei ihrem Bruder, der in der Grafschaft Onondaga, nicht weit von dem Wohnorte der Familie Smith, wohnte.

Als das Buch des Mormon im Druck erschien und diejenigen, welche den Inhalt des „gefundenen Manuscripts“ kannten, diesen darin wiederfanden, war man begierig zu erfahren, was aus der Schrift Spaldings geworden sei. Sie war verschwunden, ohne daß man auch nur im Entferntesten ahnen oder vermuthen konnte, auf welche Weise. Sie war und blieb verschwunden; so daß man seitdem das „gefundene Manuscript“ im Scherz das verlorene Manuscript genannt hat. Jener Koffer wurde auf das Sorgfältigste untersucht, allein man fand von dem Manuscripte nichts weiter als den später abgeänderten Abschnitt, in welchem der Verfasser die Israeliten von Rom, statt von Jerusalem, nach Amerika auswandern ließ. Wie und wann war also das Manuscript fortgekommen? Diese Frage ist bis jetzt unbeantwortet geblieben, und wird auch stets unbeantwortet bleiben. Nur soviel ist gewiß, daß das Buch des Mormon mit dem gefundenen oder verlorenen Manuscripte gleichlautend ist, bis auf den ihm allein angehörenden religiösen Theil.

Indeß läßt sich immer doch mit Gewißheit annehmen, daß das Manuscript von Joseph Smith direkt oder indirekt aus dem Koffer entwendet worden ist, daß er zuvor schon von dem Inhalte genauere Kenntniß gehabt, und damit den Plan zur Stiftung einer neuen Religionssekte in Verbindung gebracht habe.

Daß Joseph Smith nur geringe Schulkenntnisse besaß, haben wir oben gesehen. Manche wollten ihn sogar für einfältig halten; allein das war er keineswegs, vielmehr war er mit einem gesunden Verstande begabt, nur daß er einen schlechten Gebrauch davon machte, und statt sich redlich zu nähren, seine angeborene Schlauheit zur Bethörung leichtgläubiger Menschen anwendete. Der religiöse Theil seiner goldenen Bibel ist so geschickt abgefaßt, daß er ganz geeignet erscheint, alle Religionsparteien für sich zu gewinnen, natürlich mit Ausnahme derjenigen, denen es mit ihrer Religion voller Ernst ist, oder die an ein richtiges, logisches Denken gewöhnt sind.

Das Manuscript muß um das Jahr 1820 in Josephs Hände gefallen sein, denn damals schon verbreiteten seine Angehörigen das Gerücht, es sei ein heiliges Buch, in der Erde vergraben, aufgefunden worden. Die Einzelnheiten dieser geheimnißvollen Entdeckung lauteten oft widersprechend; so daß man annehmen muß, der Prophet sei zu jener Zeit mit dem Plan zu seiner großen Unternehmung noch nicht im Reinen gewesen.

Nur soviel weiß man ungefähr, daß als er eines Tages an einer morastigen Gegend vorbei kam, er dort einen blendend weißen Sand fand, der wahrscheinlich bei einer Ueberschwemmung dahin gerathen war und von dem er eine Hand voll in die Tasche steckte und nach Hause trug. Die Seinigen saßen beim Mittagessen, als er heimkam, und das Erste, was er ihnen erzählte, war, daß er eine goldene Bibel gefunden habe. Sie schienen dieser Lüge Glauben zu schenken, baten jedoch vor allem ihnen den kostbaren Gegenstand zu zeigen. Joseph ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern erwiederte, der ihm erschienene Engel habe ihm bei Todesstrafe verboten, die gol-

bene Bibel profanen Blicken preiszugeben. Die Seinigen glaubten ihm aufs Wort, und einige Tage nachher äußerte er gegen einen Bekannten, er habe einfältigen Leuten ein Mährchen aufgebunden, wovon er sich große Vortheile verspreche. So beschloß er denn, nachdem er gesehen, daß seine Angehörigen die Sache für Wahrheit genommen, den Versuch zu machen, ob andere Leute eben so leichtgläubig sein würden.

Der Erfolg, den dieser Versuch hatte, muß ihn ohne Zweifel eben so sehr selbst überrascht haben, wie er Andere in Erstaunen gesetzt hat. Indeß in der Welt ist Alles möglich, wie man zu sagen pflegt; und wenn kreisende Berge eine Maus gebären können, so kann auch wohl einmal der umgekehrte Fall eintreten.

Der Erste, dessen Leichtgläubigkeit Joseph Smith nunmehr ausbeutete, war ein gewisser Martin Harris; und daß seine Wahl grade auf diesen fiel, zeigt, daß er einen ganz richtigen Blick hatte; denn Niemand hätte sich so leicht wie Martin in die ihm von dem Betrüger gestellte plumpe Falle locken lassen.

Damals war das Buch des Mormon noch nicht veröffentlicht, selbst nicht einmal für den Druck vorbereitet. Der Prophet konnte es aus Mangel an Gelde nicht drucken lassen, und so richtete er sein Augenmerk auf Martin Harris, in der festen Ueberzeugung durch ihn seinen Zweck zu erreichen.

Beim nächsten Zusammentreffen mit ihm sagte er, ohne weitere Einleitung, mit ernster, feierlicher Miene, der Herr lasse durch ihn dem frommen Martin Harris die Weisung zugehen, 50 Dollars zum Zwecke der Uebersetzung eines heiligen Buches vorzustrecken, wofür ihm alle Glückseligkeit und Freuden dieser und jener Welt zugesichert wären. Harris war entzückt über diese Zusicherung, und bedachte sich keinen Augenblick, die Gegenbedingung zu erfüllen.

Sobald Joseph das Geld erhalten hatte, machte er sich sofort ans Werk und übersetzte, oder vielmehr stellte sich als übersetze er das B u ch d e s M o r m o n oder die g o l d e n e B i b e l. Harris hatte mehrere Wochen hindurch die Ehre, dabei als Schreiber zu dienen. Gleichwie Baruch aus dem Munde Jeremia (Jerem. 36, 4. ff.), schrieb Harris alle Reden aus Joseph's Munde nieder; daher hätte er auch später denen, welche die Orthographie tadelten, mit Recht eine ähnliche Antwort ertheilen können, wie sie Baruch den Fürsten Judi gab (Jerem. 36, 18.), nämlich daß er bei dem, was ihm dictirt worden, nichts hinzu und nichts davon gethan habe. Die Geldvorschüsse, die er machte, und die glänzende Belohnung, deren er harrte, ketteten ihn mehr und mehr an Joseph's zweideutige Unternehmung. Aber weit entfernt, sich, wie er gehofft hatte, mit Reichthümern und Freuden aller Art überhäuft zu sehen, richtete sich der leichtgläubige Schreiber durch die Bestreitung der Druckkosten für das heilige Buch völlig zu Grunde.

Nach und nach mit dem Inhalte dieses Buches bekannt geworden, begeisterte er sich für denselben in dem Grade, daß er drei Jahre lang die neue Lehre mit einem beispiellosen Eifer predigte. Er richtete jedoch wenig aus, und da er zugleich in seinen, auf materiellen Gewinn gerichteten Nebenabsichten sich getäuscht sah, so gab er endlich die ganze Sache als eine verlorene auf.

Harris taugte freilich eben so wenig zu einem Missionsprediger wie zu einem Schreiber. Auch hatte ihn Joseph in dieser letztern Eigenschaft nur so lange gebraucht, bis er sich einen bessern Schreiber verschafft hatte. Dies war ein Schulmeister Namens

Oliver Cowdery, der nun mit dem Titel eines Geheimsekretärs des Propheten die Stelle von Harris vertrat. Cowdery schrieb die 500 Octavseiten des heiligen Buches nach den Dictaten des Sektenstifters nieder. Er war also Zeuge der Geburt dieses mysteriösen Geistesprodukts, und diese ausgezeichnete Ehre hat vielleicht nicht wenig dazu beigetragen, daß er später, gleich seinem unglücklichen Vorgänger, abtrünnig wurde.

Es ist oben von Wundersteinen die Rede gewesen, deren sich Joseph bei Aufsuchung verborgener Schätze bediente. Die Familie Smith hatte ein blindes Vertrauen zu Allem, was Zauberei hieß, und behauptete, den Bösen, wenn er die Auffindung eines Schatzes zu verhindern suche, mittelst einer Haselruthe vertreiben zu können. Dem sei nun, wie ihm wolle: Joseph versicherte, die Uebersetzung der Inschrift auf den goldenen Tafeln folgendermaßen bewerkstelligt zu haben.

Er legte die heiligen Tafeln in einen Hut und nahm dann zwei Wundersteine zur Hand, die sein Engel ihm auf dem Hügel von Cumora (in der Nähe von Palmyra im Staate Newyork) zugestellt hatte. Durch die Steine hindurch brauchte er nur die Hieroglyphen anzusehen, und alsbald war es ihm ein Leichtes, sie zu entziffern und das, was sie besagten, in gemeinverständlicher Sprache wiederzugeben, das heißt in englischer Sprache, der einzigen, die der Prophet verstand.

Beim Dictiren verbarg ihn ein Vorhang vor dem Schreiber; und diese Vorsichtsmaßregel haben die Ungläubigen nicht ermangelt, als Waffe gegen den Propheten zu benutzen. Entweder diente der Vorhang zum Fernhalten der neugierigen Blicke des Schreibers von Spaldings Manuscript, oder um der Sache den Anstrich der Feierlichkeit zu geben, sofern Joseph nicht unmittelbar aus dem Manuscripte, sondern die zuvor auswendig gelernten Stellen dictirte.

Von jenen Wundersteinen sagt das Buch des Mormon, es seien die nämlichen, welche Gott mit dem Finger berührt und in die Barke Jared's gelegt habe, als dieser über den Stillen Ocean fuhr, um Amerika zu bevölkern. Während der ganzen Zeit der Ueberfahrt strahlten die Steine ein göttliches Licht aus und leiteten den Schiffer nach dem Hafen seiner Bestimmung.

Der Prophet erzählt mit vielem Wortschwall von der ersten Verfolgung, die er von Seiten seiner Nachbarn zu erdulden hatte. Die Nachbarn, die Joseph's göttliche Sendung in Zweifel zogen, verlangten die goldenen Tafeln zu sehen, auf denen die neuen Religionslehren aufgezeichnet sein sollten. Der Prophet weigerte sich jedoch entschieden, eine solche ruchlose Neugierde zu befriedigen. Allein jene, weit entfernt, sich damit zufrieden zu geben, wurden nur um so ungestümer und machten Miene, Gewalt zu gebrauchen, um die geheimnißvollen Tafeln zu sehen zu bekommen. Um dieser Entheiligung vorzubeugen, verbarg der Prophet, wie er erzählt, den heiligen Schatz in einem Bohnenfaß, um ihn so desto sicherer nach Pennsylvanien schaffen zu können, wohin er sich flüchtete, um der Verfolgung sich zu entziehen.

Aber Joseph hatte sich kaum auf den Weg begeben, als ein Haftsbefehl gegen ihn erlassen wurde, auf die beschworene Aussage eines Nachbars hin, welcher erklärte, daß der Prophet sein Schuldner sei. Gemäß dieses Haftsbefehls wurde Joseph also angehalten, was indeß keine weitere ernste Folgen für ihn hatte, denn durch seine Schliche

und Kunstgriffe gelang es ihm bald, den Zorn seines Gläubigers zu beschwichtigen. Es ist zu bedauern, daß der Scheriff nicht auf den Gedanken kam, das Bohnenfaß untersuchen zu lassen: gewiß würde sich darin, statt der goldenen Tafeln, nichts anderes als das Manuscript Salomon Spaldings vorgefunden haben, und eine solche Entdeckung hätte unfehlbar das ganze Gebäude über den Haufen geworfen, zu dem Joseph eben erst die Grundsteine zu legen angefangen hatte.

Gleich nach seiner Ankunft in Pennsylvanien begab sich Joseph mit neuem Eifer an die mysteriöse Uebersetzung der goldenen Tafeln. Mit dieser Arbeit scheint er drei volle Jahre zu thun gehabt zu haben, denn so lange dauerte es, bis das wundersame Werk der Druckerpresse übergeben ward. Aber freilich hätte es schon zehn Monate früher veröffentlicht werden können, wenn nicht durch eine Lücke, die der Uebersetzer trotz der Talismane, die ihm bei der schwierigen Aufgabe zu Hülfe kamen, nicht auszufüllen vermochte, ein Aufenthalt entstanden wäre. Die Frau des oben genannten Martin Harris hatte nämlich mehrere Blätter des Manuscripts, welches Joseph die Rolle der goldenen Tafeln spielen ließ, in ihren Besitz bekommen, und war weder durch Bitten noch durch Drohungen zu bewegen, dieselben wieder herauszugeben, und so entstand jene Lücke, die den angeblichen Uebersetzer in nicht geringe Verlegenheit setzten.

Nichtsdestoweniger wußte Joseph sich zu helfen. Er erklärte, das Buch sei nicht so, wie es der Herr Anfangs habe haben wollen; sondern es sei ihm nachträglich der Befehl zugegangen, einen Abriß der Tafeln von Nephi, statt derer von Lehi zu übersetzen. Auch sei ihm offenbart worden, fügte er hinzu, daß wenn er die Tafeln Lehi übersetze, der Teufel die Tafeln Nephi abändern und veröffentlichen, und daß dies dann auf den heiligen Ursprung des Buches des Mormon ein falsches Licht werfen werde. Die Störungen seien blos daher entstanden, weil er seinen gebieterischen Pflichten nicht in allen Stücken nachgekommen sei, weßhalb er einen strengen Verweis von oben her erhalten habe. Aber er rächte sich dafür denn auch an seinem Schreiber Cowdery, als dieser eines Tages so verwegen war, den Wunsch laut werden zu lassen, die goldenen Tafeln zu sehen, die doch für Niemand als für den Propheten sichtbar waren.

Endlich trat das Buch des Mormon an das Licht der Oeffentlichkeit, nicht als die Schöpfung der Phantasie Spaldings, sondern als die unvergängliche Grundlage einer von Gott selbst emanirten neuen Religion.

Der Zweck des Buches ist kein geringerer als alle Religionssysteme auf der Erde zu einem einzigen zu vereinigen. Einheit des religiösen Glaubens in der ganzen Welt wäre allerdings das Wünschenswertheste, was sich denken ließe. Nur waltet ein großer Unterschied ob zwischen jener Glaubenseinheit, wie sie die heil. Schrift versteht, wenn sie von einer Zeit spricht, wo Ein Hirt und Eine Heerde sein werde, und derjenigen Einheit, wie das Buch des Mormon oder die goldene Bibel sie versteht. Die goldene Bibel verdirbt es mit keiner Religionspartei. Sie beweis't zwar den Juden, daß ihr Messias bereits in Christo erschienen sei; dagegen empfiehlt sie den Christen, in allen Stücken gemeinschaftliche Sache mit den Juden zu machen; den amerikanischen Indianern weis't sie ihre Abstammung von den zehn Stämmen Israels nach, so daß es ihre Pflicht sei, an ihre jüdischen Stammgenossen sich anzuschließen; den Hindus zeigt sie, daß der

Bramaismus, und den Mohamedanern zeigt sie, daß der Islam im Mormonenthum die vollständige Lösung erhalte. Wir werden weiterhin darauf zurückkommen.

Uebrigens liegt nichts vor, woraus man schließen könnte, daß Joseph schon vor dem Erscheinen seines Buches die Absicht gehabt habe, eine neue Kirche zu gründen und sich zum Oberhaupte derselben zu machen. Im J. 1830 erschien das Buch im Druck, und am 6. April des nämlichen Jahres wurde die neue Kirche eingesetzt. Damals zählte sie freilich nur sechs Mitglieder, darunter der Vater, zwei Brüder des Propheten und sein Schreiber Cowdery. Von jetzt an gelangte die Familie Smith aus der Armuth ungemein schnell zu Wohlhabenheit.

Das hierarchische System, welches gegenwärtig bei den Mormonen herrscht, scheint ursprünglich noch nicht im Plane des Propheten gelegen zu haben. Er war Anfangs nichts weiter als der erste Aelteste, und Cowdery war der zweite. Aber mit der Zeit vervielfältigte sich das Priesterthum und theilte sich in zwei Klassen. Die erste, oder die ewige, zerfiel in zwei Ordnungen, aus denen die Hohenpriester und Geistlichen, und aus diesen wieder die Apostel und der Rath gewählt wurden. Die zweite Klasse begriff verschiedene Ordnungen der Aeltesten, Bischöfe, Diakonen, Lehrer u. s. w. Dieses Priesterthum war in vielen Stücken dem alten mosaischen nachgebildet. Jedoch haben, wenigstens bis jetzt, die Amtsgeschäfte der Mormonenpriester mit denen ihrer vermeintlichen Vorbilder nichts gemein.

Bemerkt zu werden verdient noch, daß der Schreiber Cowdery gleich Anfangs den Propheten taufte, damit die neue Kirche ein, ostensible mit der ganzen Priestergewalt bekleidetes Oberhaupt an ihrer Spitze habe. Mit dieser Weihe den Anfang zu machen, lag freilich ganz im Geiste des Christenthums; nur fragte es sich, in wiefern nichtchristliche Convertiten sich zu der Taufe verstehen würden. Joseph ließ sich jedoch durch ein solches Bedenken weiter nicht beirren, sondern behielt unausgesetzt sein Ziel im Auge. In dem Buche des Bundes (Book of Covenant) legt er der Sendung, die er sich angemaßt, den heiligsten Ursprung bei. Er sagt, sie sei ihm von Christus selbst übertragen worden, und er stützt sich mit dieser Behauptung auf das Zeugniß der Engel und der Gründer der ersten christlichen Kirche, der Apostel Petrus, Jakobus, Johannes u. s. w., die Versicherung hinzufügend, daß der heilige Geist, womit diese Apostel begabt waren, auf ihn unmittelbar übertragen worden sei.

Sobald Joseph von seinem Schreiber getauft worden war, machte er sich unverzüglich ans Werk, seine neue Lehre zu predigen und Geistlichen, welche beauftragt waren, das göttliche Licht über den ganzen Erdboden zu verbreiten, die Weihe zu ertheilen. Ihre ersten Proselyten bestanden mehr oder minder nur aus Schwärmern, in deren Augen das Wunderbare stets in dem Lichte der Wahrheit erscheint. Bei solchen Menschen hat der, welcher das letzte Wort führt, immer Recht, und die Uebrigen lassen sich blindlings von ihm leiten. Ganze Familien wurden auf diese Weise zu der neuen Kirche bekehrt.

Diese ersten glücklichen Erfolge brachten freilich denen, welche sie erlangten, wenig Ruhm, machten aber nichtsdestoweniger Aufsehen unter den Geistlichen anderer Religionsparteien. Ueberall in den benachbarten Grafschaften predigte und eiferte man von der Kanzel herab gegen die neue Sekte, die aber, wie das in solchen Fällen gewöhn-

lich zu geben pflegt, mehr Vortheil als Schaden davon hatte. Denn schon nach wenigen Monaten war sie so zahlreich, daß sie förmliche Gemeinden im Staate Newyork bildete, die allerdings noch keine Tempel oder gottesdienstliche Versammlungshäuser hatten und selbst nicht einmal genau wußten, wozu sie sich bekannten, so unklar waren ihre Glaubenslehren abgefaßt.

Im Monat August 1830 kam ein Geistlicher der baptistischen Reformers (Campbelliten genannt) aus dem Staate Ohio, wo er eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, nach Newyork und bekam hier zufällig Joseph's Buch in die Hände. Kaum hatte er es gelesen, als er auch sogleich zum Mormonismus übertrat und denselben für den einzig wahren Religionscultus erklärte. Es war dieser Geistliche Niemand anders als der nachmals nur zu wohl bekannte Paely P. Pratt, an welchem die neue Kirche eine wichtige Eroberung machte; denn der Mann war nicht nur ein begabter Redner, sondern auch unermüdet thätig für die Ausbreitung der Lehre, zu der er sich nunmehr bekannte. Unter den verschiedenen Werken über das Dogma dieses Cultus führte eins den Titel: „Warnungsstimme an alle Nationen“, und hat dem Mormonismus vielleicht mehr Proselyten verschafft, als die eifrigsten mormonistischen Sendboten. Auch schrieb Pratt eine Geschichte der Verfolgungen, denen die Mormonen seit der Gründung ihrer Kirche ausgesetzt gewesen sind. Dergleichen schriftliche Ausarbeitungen hätte der Mormonismus keiner geschickteren und eindringlichern Feder als der seinigen anvertrauen können.

Durch Pratt wurde auch ein eben so begabter Baptistenprediger, Namens Sidney Rigdon, für die neue Lehre gewonnen, die derselbe mit solcher Begeisterung auffaßte, daß er bei sich selbst nicht stehen bleiben wollte, sondern nicht eher Ruhe hatte, als bis es ihm gelungen war, seine ganze bisherige Baptistengemeinde zu den Mormonen herüberzuziehen. Da Rigdon schon während der letzten drei Jahre seiner Gemeinde die Lehre von dem tausendjährigen Reiche eingeschärft hatte, und diese eine Hauptlehre in den Satzungen des Mormonenthums bildet, so war dadurch jenem Uebertritt gewissermaßen schon vorgearbeitet worden.

Seitdem Pratt und Rigdon für den Mormonismus thätig waren, gewann dessen Sache eine ganz andere Gestalt. Bisher hatte es an einer geschriebenen Kirchenordnung gefehlt; die Lehren waren verworren und schlecht definirt, und das Ganze war wie ein Chaos, welches bei längerer Dauer hingereicht hätte, um einen definitiven Erfolg unmöglich zu machen, weil Jeder die Lehrsätze nach Gutdünken auslegen konnte.

Rigdon insbesondere war es, der sich beeilte, dieser Unordnung ein Ziel zu setzen. Er gab der ursprünglichen Offenbarung einen, wenn nicht vernunftmäßigern, aber doch klareren und bestimmteren Anstrich, und zeichnete den Anhängern des Mormonismus deutlich den Pfad vor, den sie zu wandeln hatten. Diese Dienste erheischten eine ausgezeichnete Belohnung von Seiten des Propheten. Rigdon wurde zu dem erhabenen Posten eines Auslegers der Dogmen der neuen Kirche erhoben und bald nachher zum Großrath derselben ernannt, in welcher Eigenschaft er dem Range nach unmittelbar auf den Propheten folgte. In Wirklichkeit war aber Rigdon selbst das Oberhaupt, da er die Lehrsätze erläuterte und die theologischen Grundlagen feststellte. Auch schrieb er unter des Propheten Namen mehrere theologische Werke.

Gegen den Herbst 1830 hatte Rigdon seine erste Zusammenkunft mit dem Propheten gehabt, und am Jahresschluß wurde den Gläubigen in Folge einer göttlichen Offenbarung der Befehl eröffnet, in einer Gegend sich niederzulassen, von der Rigdon erkannt habe, daß sie an das, den Heiligen der letzten Tage verheißene Canaan grenze. Dieses Canaan begriff mehr als die Hälfte von ganz Nordamerika. Die Mormonenhäupter eigneten sich dasselbe zu kraft der Lehren ihres Cultus, nach denen Gott den Heiligen der letzten Tage die ganze Erde zum Erbtheil geben wird. Sei dem wie ihm wolle, so scheint wenigstens soviel ausgemacht zu sein, daß der Zeitpunkt für die Verwirklichung dieser himmlischen Verheißung etwas zu früh gewählt war. Die Gegend, welche Rigdon zum Sammelplatz aller Gläubigen auserkoren hatte, sollte nur ihr temporärer Wohnsitz sein, da das zum bleibenden Sitz der Kirche bestimmte wahre Eden noch nicht aufgefunden war, sondern erst durch eine Offenbarung dem Propheten kundgegeben werden mußte. Bis dieser glückliche Augenblick gekommen sein würde, gehorchten die Gläubigen dem Befehle ihres erhabenen Großraths, der die Weisung ertheilte, sammt und sonders im Westen sich zu versammeln. Joseph war der Erste, der das Beispiel des Gehorsams gab, denn er zog unverzüglich mit den ihn umgebenden Jüngern nach dem Staate Ohio, den Rigdon als den allgemeinen Sammelplatz bezeichnet hatte.

Sobald der Prophet sich mit seinen beiden unermüdlichen Aposteln an Ort und Stelle sah, ordnete er Bußpredigten an, welche mit ihren Wirkungen in den dortigen Gegenden noch lange im Andenken bleiben werden. Sie wurden unausgesetzt gehalten und entzündeten die Gemüther in dem Grade, daß die Mormonenjünger vollends um das Bißchen Verstand kamen, der ihnen noch geblieben war. Alle sprachen von nichts als Wundern, himmlischen Erscheinungen und überirdischen Stimmen. Das Gerücht davon erscholl bis in die weite Ferne und lockte Schaaren von Neugierigen herbei. Jeder wollte Zeuge der Mirakel sein, die man von dem neuen Gottesdienst erzählte. Sobald aber die Neugierigen in die Nähe des Propheten und seiner beiden Apostel kamen, wurden auch sie von der allgemeinen Extase hingerissen, und Jedermann geberdete sich wie toll. Die Bekehrungen geschahen massenweise, und die Feder vermag nicht, die Auftritte alle zu schildern, die dabei vorkamen. Männer und Frauen wälzten sich gruppenweise auf der Erde, heulten und schrieen, und schlugen mit Händen und Füßen um sich wie Verrückte. Andere saßen in stiller Entzückung da und zeigten mit dem Finger nach oben, behauptend, sie sähen den Himmel offen und die Stadt Gottes in voller Glorie. Wieder Andere fielen in Ohnmacht, ohne daß sie das abhielt, sich hin und her zu wälzen, als hätten sie die fallende Sucht. Die Einen stießen unverständliche Worte aus, welche zu den Indianer-Dialekten gehören sollten; die Anderen lasen den ersten besten Stein auf und schrieben damit wunderliche Zeichen in den Sand; noch Andere liefen wie Wahnsinnige in den Feldern umher. Es gab auch welche, die ein vom Himmel gefallenes Stück Pergament gefunden zu haben versicherten, mit dem Siegel Gottes darauf gedruckt; es sei aber sofort wieder nach oben entrückt worden, sobald sie eine Copie genommen.

Diese kurze und unvollständige Schilderung dessen, was alles vorfiel, kann wenigstens einigermaßen einen Begriff von dem exaltirten Zustande, in welchem die Neu-

bekehrten sich befanden, geben. Sie hatten die Frechheit, diesen Wahnsinn den Einwirkungen des heiligen Geistes zuzuschreiben.

Die Bußpredigten hatten einen so mächtigen Erfolg, daß der Prophet es für rathsam hielt, ihnen Schranken zu setzen. Denn er sah ein, daß seine erhabenen Vorrechte völlig werthlos werden würden, wenn seine Jünger sich ebenfalls das Recht anmaßten, unmittelbar mit dem Himmel zu verkehren, Wunder zu wirken, zu weissagen, in fremden Sprachen zu reden u. dgl. m. Sie stellten sich dadurch mit dem Stifter des neuen Cultus auf gleiche Stufe, zerstörten seinen Nimbus und beraubten ihn so aller Obergewalt. Daher mußte dem Feuer der Begeisterung bei Zeiten Einhalt gethan werden. Er hielt den Gläubigen eine Strafrede, in welcher er sie zur Mäßigung ermahnte und vor den Fallstricken des Bösen warnte. »Was Ihr den Einwirkungen des heiligen Geistes beimesset«, sprach er, »ist nichts als eine Versuchung des Satans, der Euch durch übertriebene Frömmigkeit zu seiner Beute zu machen trachtet. Hütet Euch wohl, in diese so plumpe Falle, die er eurer Vernunft gestellt hat, einzugehen! Wenn alle Menschen Wunder wirken könnten, so gäbe es überhaupt keine Wunder mehr; denn dann gehörten sie zu den gewöhnlichen, alltäglichen Dingen.«

Von jetzt an wagte Niemand mehr, die Rolle des Propheten zu spielen. Er allein behielt das Vorrecht, mit den Engeln zu verkehren; sein Wort galt als das eines göttlichen Stellvertreters auf Erden, und seine Unfehlbarkeit in Zweifel ziehen, war in Gottes Augen ein unverzeihliches Verbrechen.

Joseph benutzte diese Gelegenheit, um den Gläubigen den offenbarten göttlichen Befehl in Erinnerung zu bringen, daß der Priester von den Spenden lebe, die der Altar verleihe; und diese Anmahnung war hinreichend, um Jedermann zu veranlassen, reichlich und nach Kräften zu dem, was der Cultus erheischte, beizusteuern.

3. Das aufgefundene Eden.

Joseph hatte die größte Schwierigkeit überwunden und eilte jetzt mit Riesenschritten auf der Bahn eines glücklichen Erfolges vorwärts. Nachdrücklich unterstützten ihn seine beiden Hauptapostel, besonders Rigdon, der durch seinen unermüdlichen Eifer und seine seltenen Gaben der neuen Glaubenslehre einen unwiderstehlichen Impuls gab Rigdon war nicht nur ein ausgezeichneter Kanzelredner, sondern auch ein praktischer Geschäftsmann. Wenn er auf der Kanzel sprach, riß er durch den Fluß seiner Rede Alles mit sich fort; Thränen hervorzulocken und Extasen hervorzurufen, war ihm dann ein Leichtes; und wenn er zu einer andern Zeit die Kircheneinkünfte ordnete, die Beisteuern betrieb und die Besoldungen festsetzte, mußte man in ihm den ausgezeichneten Rechnungsführer und Finanzmann erkennen.

Aber diese werthvollen Eigenschaften Rigdon's hatten auch ihr Nachtheiliges für den Propheten, den sie mehr oder minder in den Schatten stellten. Rigdon war für Joseph unentbehrlich, das war außer allem Zweifel; aber wenn es so fortging und Rigdon alle und jede Unternehmungen persönlich leitete, so sank das Ansehen des Kirchenhauptes zuletzt bis zu einem Nichts herab, und dieser Gedanke war dem ehrsüchtigen Joseph unerträglich. Er sann daher auf Mittel, Rigdons Wirkungs-

kreis in der Art zu theilen, daß seine eigene Wirksamkeit wieder heller ins Licht treten müsse.

Zu diesem Ende verkündete Joseph eine Offenbarung, die den Aeltesten gebiete, aus den auserlesenen Kirchenmitgliedern zwei Sendboten-Abtheilungen zu wählen und dieselben zur Verbreitung der neuen Lehre im Westen Nordamerikas auszusenden. Diese Sendboten, 150 in jeder Abtheilung, sollten über das ganze Land sich verbreiten, überall bis in die einfachste und entlegenste Hütte die Lehre predigen und die Menschen zu derselben zu bekehren trachten, und sich dann später sammt und sonders zu einer bestimmten Zeit am Ufer des Missouri wieder sammeln, wo das neue Eden gefunden werden würde.

Die ausgeschickten Sendboten führten den ihnen ertheilten Auftrag eben so umsichtig wie pünktlich aus, freilich unter der Leitung des auch in solchen Dingen wohl bewanderten Rigdon. An den Ufern des Flusses und auf dem Gebiete des Staates Missouri ward ein trefflich gelegener Landstrich zu dem Eden der Mormonen auserfehen, die hier ein neues Zion gründen wollten, unter dem Namen Neu-Jerusalem der Heiligen der letzten Tage. Der Landstrich lag am rechten Missouriufer in der, an das Indianer-Gebiet grenzenden Grafschaft Jackson, nicht weit von deren Hauptort Independence. Gott selbst hatte, nach Aussage der Sendboten, ihnen denselben angewiesen, und ihnen zugleich offenbart, daß hier der Mittelpunkt des irdischen Paradieses gewesen sei, auch Adam hier den ersten Altar aufgerichtet habe.

Sobald der Prophet von der Entdeckung dieses Eden in Kenntniß gesetzt war, begab er sich mit dem größten Theil seiner Anhänger an Ort und Stelle, um die Stätte für das mormonische Zion auszuwählen und zu weihen. Der Grundstein zu dem Zionstempel wurde mit großer Feierlichkeit und Gepränge gelegt. Von ihm sollte ausgehen das Licht, zu erleuchten alle Völker und sie zu sammeln um den heiligen Berg. Die übrigen, von den Heiligen zu gründenden Städte sollten Stakes of Zion heißen, was in der Bibelsprache ausgedrückt, sich am füglichsten wohl durch Töchter Zion wiedergeben ließe. Zion selbst, die heilige Stadt der Mormonen, sollte den Mittelpunkt für alle Gläubigen bilden; und es ward verkündet, daß die Könige auf Erden ihre Herrlichkeit in diese Stadt bringen (vergl. Offenb. Joh. 21, 24) und deren Straßen mit Gold und Edelsteinen gepflastert werden würden. Der Königstitel im Sinne der Mormonen hat übrigens nichts gemein mit demjenigen, der gekrönten Häuptern beigelegt wird. Späterhin werden wir das Weitere darüber erfahren.

Die Herrlichkeiten und Wunderwerke in der heiligen Stadt waren freilich einer spätern Zeit vorbehalten; vor der Hand aber führten die dreihundert Sendboten alle von ihnen gemachten Proselyten herbei, um die Stätte anzubauen. Es waren mehr als zwölfhundert Bekehrte, die sich wirklich mit Unverdrossenheit ans Werk begaben, um den Boden urbar zu machen. Durch rüstig fortgesetzte und einsichtsvoll geleitete Arbeit gelangten sie bald dahin, daß das angebaute Land einen reichlichen Ertrag lieferte; und in dem Grade, wie materielle Wohlhabenheit sich einstellte, befestigte sich auch Ruhe und Zufriedenheit unter den Einwohnern.

Nachdem der Prophet den Grundstein zu dem Tempel Neu-Jerusalems gelegt hatte, kehrte er nach Kirtland, dem Mormonensitze im Staate Ohio, zurück; legte hier

den Grundstein zu einem zweiten Tempel, entwarf den Plan zu einer großen Stadt und setzte die Bauplätze zum Verkaufe aus. Jedoch war dabei alles Eigenthum dem Herrn geheiligt, kraft einer neuen Lehre, welche erklärte, daß die Heiligen der letzten Tage nicht Eigenthümer, sondern nur die Verwalter ihrer Güter seien; und der zehnte Theil ihrer Zeit, ihrer Arbeit und ihres Verdienstes mußte ohne die geringste Beschränkung zum Besten der Priesterschaft oder Geistlichkeit gewidmet und der Obhut des Propheten unterstellt werden. Gemäß dieser, dem Propheten von Gott offenbarten Lehre wurden öffentliche Magazine zur Aufnahme des Zehnten angelegt und die Bischöfe mit der Einsammlung desselben beauftragt.

Das nämliche System wurde in Neu-Jerusalem eingeführt, wo in den nächsten zwei Jahren das materielle Gedeihen noch immer seinen Fortgang hatte, obwohl durch Apostasien und Glaubensstreitigkeiten manche Störungen herbeigeführt wurden. Auch in Kirtland fehlte es an Zerwürfnissen dieser Art nicht, so daß Joseph mit ernsten Besorgnissen erfüllt wurde, und dem Uebel möglichst abzuhelfen trachtete. Gleichzeitig traten Umstände hinzu, welche theils seinen Absichten zu Hülfe kamen, theils die Sache in mancher Beziehung wieder verwickelten.

Die nicht-mormonischen Bewohner der Grafschaft Jackson am Missouri — von den Mormonen Heiden genannt, unter welche Benennung sie überhaupt alle Diejenigen zusammenfaßten, die nicht zu ihrer Sekte gehörten — fingen an, über die unmittelbare Nähe des neuen Jerusalems und über das Umsichgreifen der Mormonen, denen sie Nichtachtung fremden Eigenthums vorwarfen, unruhig zu werden.

Ihrerseits beklagten sich die Heiligen laut über das ungeziemende Benehmen der Heiden an geheiligter Stätte. Aus den gegenseitigen Anschuldigungen kam es zu Streitigkeiten, und aus diesen zu Thätlichkeiten. Die Heiden, als der numerisch stärkere Theil, gewannen die Oberhand und verjagten die Mormonen aus der Grafschaft Jackson, worauf dieselben am jenseitigen Missouriufer sich niederließen. Um mit ihnen ganz und gar aufs Reine zu kommen, erboten sich die Sieger, ihnen die Ländereien, aus deren Besitz sie nunmehr verdrängt worden waren, abzukaufen, worauf jedoch die Heiligen durchaus nicht eingehen wollten, und zwar aus zweierlei Gründen. Erstens weil ihnen ihr theures Zion zu werth war, um es für schnödes Geld hinzugeben, und zweitens weil sie an dem Grundsatze ihrer Religion, daß sie die eigentlichen wahren Eigenthümer der ganzen Erde seien, festhielten und es daher für unerlaubt hielten, sich eines Rechtes zu entäußern, welches ihnen von Gott selbst verliehen worden sei.

Sobald der Prophet von dem, was am Missouri vorgefallen war, Kunde erhielt, verkündete er, Gott habe ihm offenbart, die Heiligen seien selbst Schuld an den Verfolgungen von Seiten der Heiden. Gott habe die Ungläubigen gegen sie bewaffnet, um sie wegen ihres Mangels an Glauben und brüderlicher Eintracht verdientermaßen zu züchtigen; wenn sie jedoch Buße thäten, so würden sie ihr Eden wiedergewinnen und damit auch das vom Herrn ihnen bestimmte Heil und Glück.

Indeß glaubte der Prophet seine Jünger denn doch nicht ganz und gar der, durch die Heiden ausgeübten göttlichen Rache preisgeben zu dürfen; daher formirte er in Kirtland eine kleine Armee, die er nach dem Missouri sandte, um den Heiligen zum Siege zu verhelfen. Diese Verstärkung stieß unterwegs auf den Feind, der sich übrigens jetzt

geneigter zum Frieden als zum Kampfe zeigte. Die Heiligen wiesen denn auch diesmal die dargebotene Hand zur Versöhnung nicht zurück, und so kam es zu einem Vergleich, der beide Theile zufrieden stellte. Allein obgleich kraft desselben die Mormonen als die rechtmäßigen Besitzer der in der Grafschaft Jackson angebauten Ländereien anerkannt wurden, so trauten sie doch den Heiden nicht recht, und wagten aus diesem Grunde nicht wieder Besitz zu ergreifen. Daher ließen sie sich in der (der Grafschaft Jackson gerade gegenüber, auf dem linken Missouriufer liegenden) Grafschaft Clay dauernd nieder, und ihre Zahl wuchs hier rasch an, trotz der Verheerungen, welche um diese Zeit die Cholera unter ihnen anrichtete.

Joseph fand abermals Mittel, seinen Jüngern die Ueberzeugung beizubringen, daß Gott ihnen diese Plage nur zur Erprobung ihres Glaubens zugeschickt habe, und zugleich zu ihrer Sichtung, damit nämlich die Ungläubigen bis auf den letzten Mann ausgerottet und den Heiligen die ganze Erde als Erbtheil gesichert werde. Die Prüfung diene also, die Herrschaft der Auserwählten des Herrn vorzubereiten.

Wenn man unbefangen und unparteiisch urtheilen will, so kann man nur sagen, daß sich die Behandlung, welche die Mormonen von den übrigen Bewohnern der Grafschaft Jackson erfuhren, durch nichts rechtfertigen läßt. Denn wenn auch Letztere einen verderblichen Einfluß von den Grundsätzen der neuen Sekte fürchteten, so konnten sie doch damit keineswegs die gegen sie angewendeten Gewaltmaßregeln entschuldigen, da nach der nordamerikanischen Verfassung unbedingte Religionsfreiheit besteht und jeder Religionsverein Anspruch auf den Staatsschutz hat. Auch wollten die Behörden des Staates Missouri die Urheber jener Gewaltthätigkeiten gerichtlich verfolgen; jedoch ließen sie davon ab, als sie sich überzeugten, daß die öffentliche Meinung sich mit großer Entschiedenheit gegen die neue Sekte aussprach.

Es war damals im Jahre 1834. Unter den Mormonen herrschte wieder Ruhe und Friede, und Schaaren von Proselyten kamen nach der Grafschaft Clay und den angrenzenden Bezirken. Durch die landwirthschaftlichen Arbeiten und die Fruchtbarkeit des Bodens gelangten die Heiligen der letzten Tage zu einem überraschenden Wohlstande. Ländliche Gebäude erhoben sich in Menge da, wo vor noch nicht langer Zeit nur dichter Urwald gewesen war; für die tägliche Nahrung war reichlich gesorgt, und überhaupt gewann es ganz das Ansehen, als wenn die glänzenden Verheißungen des Propheten völlig in Erfüllung gehen sollten.

In Kirtland, dem Wohnsitz des Propheten, wurden 1835 zwei theologische Seminare gegründet, in deren einem einige hundert Aelteste von einem gelehrten Orientalisten Unterricht in der hebräischen Sprache erhielten.

Im folgenden Frühjahr begaben sich mehrere dieser Aeltesten von Kirtland nach dem Missouri, um die Lehren, von denen sie durchdrungen waren, weiter zu verbreiten.

Neubekehrte strömten zahlreicher als je nach den Grafschaften, wo die Sekte sich concentrirte, und diese rasche Zunahme fing bald an die übrigen Einwohner dieser Grafschaften in ähnlicher Art zu beunruhigen, wie es bei denen der Grafschaft Jackson der Fall gewesen war. Sie fürchteten die Nähe einer Sekte, die vermöge ihres Zusammenhaltens, ihrer Betriebsamkeit und Arbeitsliebe und ihres immer mehr zunehmenden Wohlstandes zuletzt das Uebergewicht über sie erhalten mußte, wenn sie ihr nichts weiter als

einen moralischen Widerstand entgegensetzten. Indeß wollten sie, bevor sie Gewalt gebrauchten, erst gütliche Mittel versuchen, und knüpften zu diesem Ende Unterhandlungen an, die zuletzt dahin führten, daß die Mormonen einwilligten, in der benachbarten Grafschaft Caldwell sich niederzulassen, unter der Bedingung, dort Ländereien von dem nämlichen Werthe wie die bisher besessenen zu erhalten. In der Hoffnung, nun endlich einen bleibenden Wohnsitz gefunden zu haben, entwickelten die Mormonen auf's Neue ihre gewohnte Thätigkeit und ernteten bald wieder die Früchte davon.

In Kirtland herrschte mittlerweile eine nicht minder große Thätigkeit. Hier gründete der Prophet eine Stadt, welche alle Elemente künftiger Blüthe in sich vereinigte. Häuser erhoben sich in allen Richtungen, Banken wurden errichtet, Fabriken angelegt, und selbst ein Handelshaus für gemeinschaftliche Rechnung der ganzen Sekte gegründet, welches einen großen Credit genoß, da an seiner Solidität nicht im geringsten gezweifelt wurde. Wenn auf diese Weise für die materiellen Interessen der Sekte möglichst Sorge getragen wurde, ward nicht minder auf die Cultusangelegenheiten Bedacht genommen. Ein prächtiger Tempel erhob sich mit wunderbarer Schnelligkeit, da alle Mitglieder der Genossenschaft reichlich dazu beisteuerten. Seine innere Einrichtung entsprach ganz dem obwaltenden Systeme. Die für die Aufbewahrung der Beisteuern und freiwilligen Spenden bestimmten Räume waren von denen, die den kirchlichen Feierlichkeiten gewidmet waren, genau getrennt.

Sobald der Tempel so weit fertig war, um darin den Gottesdienst feiern zu können, traf der Prophet die Anstalten zur Einweihung. Zunächst ward ein allgemeines Fasten gehalten, womit das Fest, welches unmittelbar auf die Tempelweihe folgte, einen seltsamen Contrast bildete. Dasselbe dauerte mehrere Tage und die versammelten Heiligen durften dabei so viel Wein trinken, wie sie wollten. Der Prophet segnete ihn zuvor ein und erklärte ihn zugleich für ein eben so heiliges wie unschuldiges Getränk. Auf dieses Wort hin tranken die Gläubigen sich toll und voll, und in diesem Zustande wechselten die gewöhnlichen Excesse des Rausches mit Weissagungen, Reden an die Völker des Erdkreises, Weheruf über die Gegner des Mormonismus u. dgl. m.

Indeß hatte man in Kirtland die Dinge zu sehr überstürzt, als daß nicht bald die Nachwehen sich hätten offenbaren sollen. Im J. 1838, zu einer Zeit, wo noch alles den besten Fortgang zu haben schien, brach plötzlich das Unglück über Kirtland herein. Der schlecht fundirte Credit stürzte zusammen, die Bank fallirte, und ihre Direktoren wurden als muthwillige Bankerottirer gerichtlich verfolgt. Um ähnlichem Schicksale zu entgehen, begaben sich Joseph und Rigdon heimlich auf die Flucht nach dem Neuen Zion im Missouri-Staate, welches ihnen denselben Vortheil gewährte, wie einst die israelitischen Freistädte den vom Bluträcher Verfolgten. Uebrigens blieben sie hier keineswegs müßig, sondern entwickelten aufs Neue ihre phantasiereiche Thätigkeit. Die Gründung neuer Städte in den Grafschaften Caldwell, Davies und Carroll wurde projektirt und zum Theil auch begonnen, und eine dieser Städte in einem romantischen Thale angelegt und nach A d a m benannt, indem, wie der Prophet durch göttliche Offenbarung erfahren zu haben versicherte, hier es gewesen sei, wo der Stammvater der Menschheit seine Kinder gesegnet habe.

4. Unglücklicher Ausgang.

Der Hauptsitz des Moemonismus war also jetzt im Staate Missouri, da die Unfälle in Kirtland die einflußreichsten Mitglieder der Sekte nach dem neuen Zion getrieben hatte. Indeß schien diese Veränderung die Zahl der Mormonen eher zu vermehren, als zu vermindern; wenigstens stellten sich fast unaufhörlich neue Proselyten in den oben genannten drei Grafschaften ein, so daß man Joseph hier nach und nach als unumschränkten Herrn zu betrachten anfing. Er äußerte laut, daß seine Jünger nunmehr vor allen Gewaltthätigkeiten von Seiten der Heiden, wie auch vor gerichtlichen Verfolgungen sicher seien, nicht sowohl vermöge ihrer großen Zahl, als vermöge des unverkennbaren göttlichen Schutzes; zugleich sei ihm von Gott offenbart worden, daß jeder Jünger in den Stand gesetzt sei, es mit zehn Feinden seines Glaubens aufzunehmen und sie zu züchtigen.

Diese herausforderude Sprache war eben nicht geeignet, ein gutes Vernehmen zwischen den s. g. Heiden und den Mormonen zu begründen oder gar zu befestigen. Die nicht-mormonischen Einwohner der genannten drei Grafschaften fürchteten unter den obwaltenden Umständen von den Mormonen, wenn nicht ganz verdrängt, doch in ihren politischen Rechten wesentlich beeinträchtigt zu werden und bei den Wahlen fortan immer den Kürzern zu ziehen. Auch warfen sie den Moemonen Unredlichkeit im Handel und Wandel vor. Wenn man einem von ihnen etwas auf Credit verkaufe, so sei es nicht möglich, Zahlung von ihm zu erhalten, weil er nie aufzufinden sei, indem Niemand seiner Glaubensgenossen den Aufenthaltsort des Schuldners angeben wolle. Sie hielten Versammlungen, um die gegen die Mormonen zu treffenden Maßregeln zu berathen, und der Beschluß fiel dahin aus, den Mormonen keinen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten der Grafschaften zu gestatten.

Bei manchen Mormonen weckten diese Schritte und die Erinnerung an die bereits erlebten Auftritte, die sich jetzt zu erneuern drohten, endlich Nachdenken. Sie erwogen jetzt reiflicher als zuvor die Lehren und Grundsätze des Mormonismus, beleuchteten die Allgewalt, die der Prophet sich angemaßt hatte, erkannten die in dem Cultus selbst liegenden Gefahren für die bürgerliche Ordnung, und endigten damit, daß sie sich von dem Mormonismus lossagten und zu dessen Gegnern übertraten. Man kann sich denken, welchen Lärm die Heiligen darüber erhoben; und diese Abtrünnigen wurden von ihnen noch weit mehr verabscheut, als selbst die Heiden. Der Prophet hatte sogleich ein Mittel zur Hand, um gegen sie zu wirken und jeder weitern Apostasie ein Ziel zu setzen. Er organisirte eine geheime Gesellschaft unter dem Namen der großen Wurfschaufel (mit Hindeutung auf Matth. 3, 12). Die Mitglieder derselben, später die Daniten genannt, mußten eidlich geloben, den ihnen ertheilten Befehlen, es möge sich handeln um was es wolle, blindlings zu gehorchen. Ihre Aufgabe war, jeden abtrünnigen Mormonen, der nicht zurücktreten wollte, aus dem Wege zu schaffen und jeden verdächtigen Neuling unter den Proselyten nach dem fernsten Westen zu treiben. Seitdem verschwanden wirklich manche Menschen auf eine geheimnißvolle Weise, und andere starben eines plötzlichen Todes; und die Heiligen, weit entfernt, diese Thatsachen zu läugnen,

erklärten vielmehr ganz offen, sie hätten sich der Schurken, welche ein Schandfleck für die Menschheit gewesen wären, entledigt.

Der Prophet und seine Apostel schienen hieran noch nicht genug zu haben, sondern fachten durch ihre Reden das Feuer nur noch mehr an. Sie erklärten die Heiligen für unüberwindlich, da sie das Recht und die göttliche Macht auf ihrer Seite hätten, und forderten sie auf, Widerstand zu leisten, oder auch angriffsweise zu verfahren, so oft sich ihnen die Gelegenheit dazu darbieten würde. Rigdon ging noch weiter, und drang darauf, den Heiden das Garaus zu machen und so endlich mit ihnen ganz aufs Reine zu kommen. Diese desperate Anmahnung entsprang weniger aus einer Kampfbegierde auf Seiten der Mormonenhäupter, als aus ihrer Ueberzeugung dringender Nothwendigkeit, Joseph's prophetische Unfehlbarkeit darzuthun. Joseph hatte nach dem Gebote und der Offenbarung von oben den Platz für das neue Zion ausgewählt und bestimmt, und den ersten Grundstein zu dem Tempel der heiligen und ewigen Stadt gelegt, von wo das Licht ausstrahlen sollte zur Erleuchtung aller Völker der Erde und zur Bekehrung der ganzen Menschheit. Der Prophet durfte demnach kein Mittel außer Acht lassen, welches dazu dienen konnte, wenigstens einen Theil dieser fundamentalen Weissagung in Erfüllung zu bringen.

Am 4. Juli 1838, als am Tage der Feier der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, hielt der Prophet eine heftige Rede, in welcher er alle Gegner seiner Sekte und selbst den ganzen Staat Missouri zum Kampfe herausforderte und ihnen zugleich im Namen des Herrn die größten Drangsale und Strafgerichte wegen ihrer Sünden androhte und ankündigte. Den Mormonen, erklärte er, wäre es ein Leichtes, sich der Provinzialhauptstadt zu bemächtigen, und wenn die Heiden des Staates Missouri sie zum Kampfe zwängen, so würden sie nicht eher ruhen, als bis sie die Stadt St. Louis in ihre Gewalt bekommen hätten.

Diese Drohungen machten das Zerwürfniß zwischen den Heiligen und den Heiden vollständig. Fast täglich wurden sie handgemein und nicht selten kam es dabei zu gegenseitigen Plünderungen. Daß es unter solchen Umständen bei der ersten Gelegenheit zu einem ernsten, allgemeinen Kampfe kommen würde, war außer allem Zweifel.

Herbeigeführt wurde diese Gelegenheit durch die örtlichen Wahlen. In der Grafschaft, die der Hauptsitz der Mormonen war, waren mehrere öffentliche Beamte zu wählen, und bei den Wahlen selbst setzten die Mormonen die Erwählung ihrer Candidaten durch, nicht nur vermöge ihrer numerischen Ueberlegenheit, sondern auch vermöge dessen, daß sie viele ihrer Gegner von der Ausübung ihres Wahlrechts gewaltsam zurückhielten. In diesem Wahlkampf betrugen sich die Heiligen wie wahre Barbaren gegen die Heiden. Sie raubten deren Eigenthum und brannten mehrere Häuser nieder, nachdem sie daraus Frauen und Kinder in die benachbarten Wälder verjagt hatten. Hier hatten diese schuldlosen Opfer wilder Gräuel die härtesten Drangsale von der rauhen Witterung und den Entbehrungen aller Art zu bestehen. Jetzt rückte eine Compagnie Milizen zu bewaffneter Dazwischenkunft heran, lagerte sich jedoch zuvörderst am Ufer eines benachbarten Flusses. Die Mormonen, welche diese Milizen für eine Bande Abentheuerer hielten, die eben erst bei ihnen geplündert hatten, griffen sie an und trieben sie in die Flucht. Sie würden sich freilich wohl gehütet haben, diesen leichten Sieg ihren übrigen Gewalt-

thaten hinzuzufügen, wenn sie hätten ahnen können, welche Folgen daraus entstehen würden.

Kaum hatte der Gouverneur des Staates Missouri in Erfahrung gebracht, daß die von ihm, zur Beilegung der Streitigkeiten, ausgesandten Milizen von den Mormonen mit bewaffneter Hand zurückgetrieben worden, als er die nachdrücklichsten Maßregeln zu strenger Bestrafung dieser Gewaltthat traf. Er schickte ein Detachement regulärer Truppen ab, mit dem Befehl, gegen alle Diejenigen, welche durch Mißachtung und Verletzung der Gesetze die öffentliche Ruhe stören würden, rücksichtslos zu verfahren und nöthigenfalls die ganze Mormonensekte auszurotten, wenn die Ruhe durchaus nicht anders hergestellt werden könne. Die Vertilgung der Mormonen fand nun zwar nicht statt, indeß wurden die Häupter und eine Menge ihrer Jünger verhaftet und den Händen der Gerechtigkeit überliefert.

Der Prophet und seine beiden Apostel, Pratt und Rigdon, wurden eingekerkert und bis zum Zusammentritt der Assisen von einem Gefängnisse zum andern gebracht. Sie standen unter der Anklage des Hochverraths, weil sie durch Verhinderung der Ausübung des Wahlrechts die Staatsverfassung verletzt hätten. Die Schwere dieser Anklage und das Hinschleppen ihres Prozesses vermehrten noch ihre moralischen und physischen Leiden. Aber auf dem letzten Transport von einem Gefängnisse nach einem andern fanden sie Gelegenheit zu entkommen und damit allen weiteren Prozeßverdrießlichkeiten zu entgehen.

Wenn die Mormonen nicht vertilgt wurden, so wurden sie wenigstens entwaffnet, alles dessen beraubt, was sie sich erworben oder sonst besessen hatten, und dann aus dem Missouristaate vertrieben. Dies geschah im November 1838. Die nunmehr ganz hülflosen Heiligen machten sich auf den Weg, um eine neue Heimath aufzusuchen, wo sie vielleicht reichlichen Ersatz für den abermals erlittenen Verlust finden würden. Sie schlugen die Richtung nach dem Mississippi ein, wobei sie jedoch zuvörderst die auf dem rechten Ufer desselben gelegenen endlosen Prairien des Staates Missouri durchwandern mußten.

Auf diesem langen und beschwerlichen Zuge hatten die Unglücklichen nicht nur mit dem Hunger, sondern auch mit der ganzen Strenge eines rauhen Winters zu kämpfen. Nur mit genauer Noth und unter dem Schutz nächtlicher Finsterniß war es ihnen gelungen, Lebensmittel und einiges Vieh aus ihrem letzten Wohnsitze mit zu nehmen. Allein jene reichten für die große Menschenmenge nicht lange zu, und das Vieh starb großentheils unterwegs aus Mangel an Futter. Denn überall war der Boden mit Fuß hohem Schnee bedeckt und auf den Prairien war weit und breit keine menschliche Wohnung zu sehen. Unter den Mormonen selbst räumte der Tod bedeutend auf, und nicht Wenige waren es, die fast täglich begraben, d. h. in den Schnee eingescharrt werden mußten.

Endlich erreichten die Mormonen, von denen immer noch über zwölftausend am Leben geblieben waren, das jenseitige Ufer des Mississippi, wo sie mitleidige Herzen fanden an den Bewohnern des Staates Illinois, die mit der größten Bereitwilligkeit ihre Leiden zu mildern sich bemühten. Von allen Seiten brachte man Lebensmittel und Kleidungsstücke herbei, und so schöpften die Mormonen bald wieder frischen Muth.

Joseph, Pratt und Rigdon, die sich um diese Zeit wieder in ihrer Mitte einfanden, trugen das Ihrige bei, um denselben noch mehr anzufachen; und die Schule der Leiden, die sie eben erst durchzumachen gehabt hatten, war eine zu herbe Lehre für sie gewesen, als daß sie dieselbe nicht hätten beherzigen sollen.

5. Gründung von Nauvoo.

Nachdem sie sich einigermaßen wieder erholt hatten, war ihr Erstes, eine passende Gegend zu ihrer neuen Niederlassung aufzusuchen. Sie fanden sie, durch Vermittelung ihrer Gastfreunde, bald in der Grafschaft Hancock, wo ein zwar noch erst urbar zu machender, aber höchst fruchtbaren Boden enthaltender Landstrich am Mississippiufer, dem südlichsten Theil des Staates Jowa (der die Nordgrenze des Staates Missouri bildet) gegenüber, sich ausbreitete. Eine romantische, stark bewaldete Hügelkette wechselte hier mit grasreichen, von zahlreichem Wilde belebten Ebenen auf eine liebliche Weise ab.

Die Mormonen entwickelten auf's Neue ihre ganze Thätigkeit, um diese Einöde in einen anmuthigen Wohnsitz zu verwandeln; und in der That, binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit waren nicht nur große Waldstrecken gelichtet und Ackerfelder an ihre Stelle getreten, sondern auch zahlreiche Wohnhäuser nach allen Richtungen entstanden, hin und wieder sogar mit hübschen Blumen- und Früchtengärten umgeben.

Der Prophet betrieb mittlerweile die Gründung einer Stadt, die er auf einem Hügel nicht weit vom Mississippi anlegte und in seiner geheimnißvollen Sprache Nauvoo nannte, was soviel wie Schönheitsstadt bedeuten sollte. Wahrhaft erstaunlich war die Schnelligkeit, mit der diese Stadt ins Dasein trat und emporblühte. Es war noch kaum ein Jahr vergangen, als schon starke Ausfuhren von Getreide und anderen Feldfrüchten gemacht und die sonstigen Bedürfnisse der Colonie dagegen eingetauscht werden konnten; so daß hier, wo zuvor selten auch nur ein einfaches Boot angelegt hatte, jetzt fast täglich beladene Dampfböte ankamen und abfuhren. Mit einem Worte, es herrschte hier das regste Leben und die größte Betriebsamkeit. Der Tempel, den der Prophet in Nauvoo bauen ließ, entsprach zwar nicht sehr den strengen Regeln der Kunst, war aber dennoch prachtvoll und eine wirkliche Zierde der Stadt.

Das Gerücht von dem merkwürdig raschen Aufblühen Nauvoo's verbreitete sich nach allen Seiten und zog eine Menge Neugieriger herbei, von denen viele sich ansiedelten und zum Mormonismus übertraten. Unter den Neubekehrten gab es jedoch auch manche räudige Schaafe, die anderwärts Verbrechen verübt hatten und nur hierher gekommen waren, um sich dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu entziehen und zugleich ein möglichst bequemes Leben auf Kosten ihrer neuen Glaubensbrüder zu führen. Die Mormonen — das mußten selbst ihre Feinde einräumen — waren ungemein thätig und regsam, so daß sie binnen Monaten Dinge zu Stande brachten, die sonst in der Regel nur als Früchte langjähriger Arbeit vorkommen; jene Heuchler dagegen waren Faullenzer und Tagediebe, die außerdem durch ihr ganzes Betragen die Sache des Mormonismus im höchsten Grade compromittiren mußten. Man sann daher auf Mittel, um sich ihrer auf eine möglichst geräuschlose Weise wieder zu entledigen. Der Prophet war es wiederum, welcher Rath zu schaffen wußte; und wenngleich der Ausweg, auf den er

verfiel, sehr seltsam war, so ward doch der beabsichtigte Zweck sehr bald dadurch erreicht.

Zu jedem dieser Eindringlinge wurden nämlich drei Mormonen von erprobten und festen Grundsätzen geschickt, die sich auf den ganzen Tag bei ihm einrichteten und den Wirth des Hauses nicht einen Augenblick aus den Augen ließen. Sie sprachen übrigens nicht ein Wort mit ihm, sondern setzten sich schweigend zu ihm und thaten den ganzen Tag weiter nichts, als daß sie den, in Nordamerika sehr gebräuchlichen monotonen Zeitvertreib trieben, an einem Hölzchen zu schnitzeln. War ein solches Stückchen Holz zerschnitten, so langten sie ein zweites hervor; war dieses verbraucht, ein drittes, und so fort. Mittlerweile sprachen sie, wie gesagt, nicht eine Sylbe, weder unter sich, noch mit dem, dem der seltsame Besuch galt. Wurde dieser zuletzt ungeduldig, und ging zum Hause hinaus, so verfolgten die drei Gäste ihn wie seinen Schatten, blieben dabei stumm wie die Fische und schnitzelten an ihren Hölzchen. Nur drei Tage hielten die Gequälten diese Marter aus, dann zogen sie freiwillig ab und ließen sich nie wieder unter den Mormonen sehen. Gewaltsam sich ihrer unbequemen Gäste zu entledigen, hatten sie natürlich nicht wagen dürfen, weil sie bei ihrer verhältnißmäßig geringen Zahl unbedingt den Kürzern gezogen haben würden.

Die Niederlassung der Mormonen im Staate Illinois gedieh immer mehr, und die gesetzgebende Behörde dieses Staates räumte ihr nicht nur die Gerechtsame einer Corporation ein, sondern versah sie auch mit Waffen, damit sie eine, mit den übrigen Milizen auf gleichem Fuß rangirende bewaffnete Macht aufstellen möchte. Dies geschah binnen sehr kurzer Zeit, und besonders eifrig bezeigte sich der Prophet bei Ausführung dieser Maßregel.

6. Einweihung der mystischen Ehegatten.

Daß unter den Mormonen in Nauvoo Polygamie herrschte und sie gegenwärtig im Utah-Gebiete noch unter ihnen herrscht, ist etwas, dessen wir bisher noch nicht erwähnt haben, aber jetzt anführen müssen. Diese Sitte wurde Anfangs nur von dem Propheten und seinen Lieblingsaposteln eingeführt; und um sie zu rechtfertigen, nahm Joseph zu seinem gewöhnlichen Mittel einer göttlichen Offenbarung die Zuflucht. Wer an dieser Offenbarung, oder vielmehr an dieser Lüge, den größten Anstoß nahm, war Joseph's rechtmäßige Gattin. Sie protestirte auf's Nachdrücklichste gegen die neue Sitte, und als das nichts half, drohte sie, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Allein der Prophet ließ sich nicht irre machen, sondern berief sich auf das Beispiel David's und Salomo's, und erklärte, da Gott ihm befohlen habe, diesem Beispiele nachzufolgen, so müsse er als Diener Gottes unbedingt gehorchen.

Es war natürlich, daß auch andere Mormonen einen solchen Befehl respektirten und demnach die Polygamie auch bei ihnen Eingang fand und sich keineswegs auf den Propheten und dessen Apostel beschränkte. Andererseits wurde dadurch den Gegnern des Mormonismus wiederum eine mächtige Waffe in die Hände geliefert, und sie ermangelten denn auch nicht davon Gebrauch zu machen. Nicht minder nahmen manche Mor-

monen großen Anstoß daran und fielen von der Sekte ab, während dagegen viele »Heiden« jetzt um so bereitwilliger zu ihr übertraten.

Bei dieser Gelegenheit möge auch Einiges über das mystische Ehepaar, welches zu dem von Joseph eingesetzten Cultus ebenfalls gehörte, mitgetheilt werden. Es sollte das Stammelternpaar vorstellen; die neue Eva figurirte jedoch eigentlich als geistliche Frau — wie der Ausdruck lautete — und der neue Adam als geistlicher Mann. Die Einweihung und Vermälung geschah im Tempel, in besonders dazu bestimmten Gemächern, die kein Profaner je betreten durfte.

Das einzuweihende Paar wurde zunächst in eine Art Vorzimmer geführt, und von hier aus die Frau links in ein apartes Gemach, und der Mann rechts in ein anderes. Die Einweihungsceremonie war bei Beiden gleich; daher beschreiben wir hier die bei der Frau.

In dem besondern Gemach erwartete sie ein Priester, der sie zunächst fragte, wer sie sei, woher sie komme, was sie beabsichtige u. dgl. m., und sie dann bis auf's Hemd entkleidete. Hierauf führte er sie in ein abgelegenes Seitengemach, zog ihr hier die letzte Umhüllung ab und stürzte sie in ein mit Wasser angefülltes Bassin, wobei er ihr erklärte, was dieses Untertauchen zu bedeuten habe. Es geschieht, sprach er zu der Frau, damit deine Augen die Herrlichkeit Gottes schauen, dein Mund sie preiset, dein Busen eine zahlreiche Nachkommenschaft nähre, dein Schooß geistliche Töchter und Söhne erzeuge.

Nach dem Wasserbade wurde die Frau für gereinigt von ihren Sünden erklärt. Der einweihende Priester nahm nun ein mit wohlriechendem Oel gefülltes Kuhhorn und leerte es auf ihr Haupt aus, so daß das Oel an allen Theilen ihres Körpers herunterfloß. Er forderte sie dann auf, sich zu setzen, reichte ihr ein leichtes weißes Gewand zu ihrer Umhüllung, und flüsterte ihr ihren neuen Namen ins Ohr, den sie keinem Menschen offenbaren durfte, ausgenommen dem Kirchenoberhaupte und auch diesem nur bei gewissen Gelegenheiten. Die Bedeutung des geheimnißvollen Namens blieb ihr unbekannt, bis sie ihr enthüllt wurde durch das Oberhaupt bei der s. g. Schleier-Ceremonie, bei welcher sie mit einem neuen Gewande, etwas dichter als das vorige, bekleidet ward. Zunächst ward sie nun in einen Saal geführt, wo sie einige Augenblicke allein blieb und dann der geistliche Mann, mit dem die nämlichen oder ähnliche Proceduren vorgenommen waren, erschien. In diesem Moment ließ sich von der entgegengesetzten Seite des Tempels her ein dumpfes Getöse vernehmen, dem Rollen des Donners bei einem Gewitter nicht unähnlich.

Jetzt ertönte eine Stimme: es war die des Propheten, der nach der Genesis die Schöpfung der Welt erzählte und dabei Ceremonien vornahm, die zur Versinnlichung seiner Erzählung dienen sollten. Um die Schöpfung des Menschen zu veranschaulichen, ging der Prophet auf den gebadeten und gesalbten geistlichen Mann zu und blies ihm in die Nase, worauf er ihm erklärte, er sei nunmehr neugeschaffen und sein bisheriges Dasein gelte nicht mehr. Nunmehr mußte der Neugeschaffene in einen tiefen Schlaf versinken, damit er die neue Lebensgefährtin erhalte.

Auf welche Weise der Prophet die Schöpfung des Weibes versinnlichte, läßt sich nicht genau angeben, weil es dabei sehr geheimnißvoll zuging. Nur soviel ist bekannt,

daß er mit jener geistlichen Frau in ein Seitengemach ging, dort mit ihr einige Zeit verweilte und sie dann wieder herausführte, dem nunmehr erwachenden Manne entgegen, der bei ihrem Anblick ähnliche Worte des freudigen Staunens aussprechen mußte, wie Adam beim Anblick Eva's.

Hierauf wurde das glückliche Paar in einen Saal geführt, der nach den gewöhnlichen Vorstellungen, die man sich von dem irdischen Paradiese gemacht hat, ausgestattet und ausgeschmückt war, wenigstens durch Pflanzen, Blumen und Bäume, unter denen der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen natürlich nicht fehlten. Der Sündenfall wurde dann symbolisirt und schließlich das Ehepaar von dem Propheten aus dem Paradiese gejagt. Das ganze schändliche Possenspiel endigte mit einer weitläufigen Auseinandersetzung der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Polygamie unter den Heiligen der letzten Tage.

7. Tragisches Ende des Propheten.

Die Niederlassung der Mormonen in Nauvoo hatte nunmehr vier Jahre bestanden, und das fortwährende Glück den Propheten immer übermüthiger gemacht. Er war jetzt anmaßender als je und rühmte sich, fortan die Präsidentschafts-Wahlen in den Vereinigten Staaten nach Belieben lenken zu können, da seine Religionsgenossenschaft bereits über 100,000 Mitglieder zähle. Er ging sogar ernstlich darauf aus, sich selbst zum Präsidenten wählen zu lassen, doch ward dieser Plan durch andere Ereignisse bald gänzlich in den Hintergrund gedrängt.

Um es kurz zu sagen, die Bewohner des Staates Illinois wurden der Mormonen mit der Zeit eben so überdrüßig, wie die des Staates Missouri. Die mit dem Mormonismus verbundenen ärgerlichen Auftritte häuften sich immer mehr, und man überzeugte sich außerdem, daß der schon im Missouristaate der Mormonen gemachte Vorwurf der Unredlichkeit im Handel und Wandel keineswegs ungegründet war.

Unter den Mormonen selbst herrschte schon seit längerer Zeit keine brüderliche Eintracht mehr, wozu freilich das anmaßende Benehmen des Propheten die Hauptveranlassung gab. Vielen seiner bisherigen Jünger wurde dieses Benehmen zuletzt so unerträglich, daß sie aus der Sekte austraten und mehr oder minder entschiedene Gegner derselben wurden. Sie gründeten ein besonderes Blatt, den „Expositor", worin sie die Grundsätze des Mormonismus scharf durchgingen und den Propheten einen Tyrannen, Säufer und Wüstling nannten. Auch wurden darin Klagen von Frauen laut, welche sich beschwerten, daß der Prophet sie habe verführen wollen. Der Prophet vertheidigte sich gegen diese Anschuldigungen in seinem, „die Wespe" betitelten Zeitungsorgan, und behauptete, er habe blos zum Schein die Frauen zu verführen gesucht, lediglich um ihre Tugend und Keuschheit auf die Probe zu stellen. Diese Behauptung fand, wie sich leicht denken läßt, bei den Gegnern keinen Glauben, vielmehr spotteten sie darüber, und schonten überhaupt in ihren Angriffen den Propheten so wenig, daß dieser in volle Wuth gerieth und seine getreuesten Anhänger veranlaßte, die Druckerei des „Expositor" zu zerstören und alle vorhandenen Exemplare desselben zu verbrennen.

Diese Gewaltthat konnte von den Staatsbehörden nicht unbestraft gelassen wer-

den. Zwar wurde es mit den ersten Haftbefehlen, welche das Gericht gegen die Thäter erließ, nicht eben sehr genau genommen, aber um so ernstlicher machte man Miene, sie zu vollstrecken, als sie, auf Betrieb der Eigenthümer des »Expositor«, zum zweiten Male erlassen wurden. Denn jetzt ward sogar eine Milizabtheilung zur Bewältigung etwaiger Hindernisse bei der Vollstreckung mitgeschickt. Hätte Joseph sich diesmal ruhig gefügt, so möchte wohl alles noch gut abgelaufen sein, indem ohne Zweifel die Geschworenen das »Nichtschuldig« ausgesprochen hätten. Allein statt dessen erklärte er, in seiner Eigenschaft als Befehlshaber der Mormonenmiliz, Nauvoo in Belagerungszustand und setzte damit der gesetzmäßigen Gewalt offene Empörung entgegen. Ueberdies war er zu der, von ihm verhängten äußersten Maßregel durchaus nicht berechtigt.

Um diesem tollen Treiben ein Ende zu machen, ließ der Gouverneur des Staates Illinois drei Compagnien Milizen nach Nauvoo marschiren und begab sich von Springfield, dem Gouvernementssitz, persönlich nach Carthago, dem Hauptorte der Grafschaft Hancock, in deren Umkreise Nauvoo lag. Er sah ein, daß es zu einem sehr blutigen Kampfe kommen könnte, und um diesen wo möglich zu vermeiden, lud er den Propheten zu sich nach Carthago ein, mit der Versicherung, daß er für seine Person nichts zu befürchten habe. Joseph folgte dieser freundlichen Einladung nicht, obwohl er statt seiner zwei seiner Jünger, Bernhisel und Taylor, an den Gouverneur schickte, um mit ihm Unterhandlungen anzuknüpfen.

Der Gouverneur, der eine solche Mißachtung seiner Autorität nicht ungeahndet lassen zu können glaubte, befahl nunmehr, den Propheten nebst seinem Patriarchen zu verhaften, und beauftragte damit eine Compagnie Milizen. Diese Mission war mit großen Gefahren verknüpft, sofern Joseph mit seinen bewaffneten Mormonen den Executionstruppen offene Gewalt entgegensetzte. Allein ganz unerwarteter Weise ergriffen Joseph und Hyrum, der Patriarch, die Flucht und begaben sich auf das jenseitige Mississippiufer, in den Staat Iowa, um hier den weitern Verlauf der Dinge abzuwarten. Der Municipalrath von Nauvoo unterrichtete sie täglich von allem, was vorfiel, und rieth ihnen endlich, sich lieber den Anordnungen des Gouverneurs zu fügen, indem sie ja doch unter allen Umständen keine gerichtliche Bestrafung zu fürchten haben würden.

Joseph und Hyrum folgten diesem Rathe und begaben sich, nachdem sie noch zuvor dem Befehl des Gouverneurs, die Mormonen in Nauvoo zu entwaffnen und die Waffen auszuliefern, Folge geleistet hatten, nach Carthago, wo sie sogleich verhaftet und eingekerkert wurden.

Die Apostaten und besonders diejenigen, deren Frauen von dem Propheten verführt oder in Gefahr gewesen waren, von ihm verführt zu werden, schworen, an dem Betrüger, der sie so arg hinter's Licht geführt habe, blutige Rache zu nehmen; und die »Heiden«, welche die von den Mormonen ihnen entwendeten Gegenstände stets vergebens zurückgefordert hatten, waren eben auch nicht geneigt, diese schöne Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne wenigstens einigermaßen ihren Muth an dem Propheten abzukühlen. Der Gouverneur wußte um diese feindselige Stimmung gegen die Verhafteten, glaubte jedoch, da sie jetzt im Kerker wären, daß die Aufregung sich legen würde und daß es daher unnöthig wäre, die Milizen länger unter den Waffen zu lassen. Sie

durften also aus einander gehen, und er selbst begab sich nach Nauvoo, um dort vollends die Ruhe wieder herzustellen.

Kaum war er fort und kaum die Miliz heimgegangen, als jene Apostaten und »Heiden« sich zusammenrottirten mit dem Entschluß, dem langsamen Gange der Justiz vorzugreifen und sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Am 27. Juni 1844 Morgens war es, als sie diesen Entschluß ausführten. Tobend und lärmend zogen sie vor das Gefängniß und verlangten Eingang. Im Gefängnisse saßen außer dem Propheten und seinem Patriarchen noch zwei andere Mormonen, Richard und John Taylor, welche Letztere sich in der Art gegen die Thür stemmten, daß sie so leicht nicht geöffnet werden konnte. Den Stürmenden gelang es jedoch, die obere Thürhälfte so weit einwärts zu biegen, daß sie ihre Flintenläufe hindurchstecken konnten, worauf sie blindlings in den Kerker hineinfeuerten. Der Patriarch Hyrum stürzte von einer Kugel getroffen sogleich todt zu Boden; Joseph, der diesmal unversehrt blieb, feuerte eine Pistole hinaus und der Schuß verwundete einen der Angreifer am Elbogen. Einsehend, daß jeder fernere Widerstand erfolglos sein würde, suchte er durch ein Hinterfenster zu entkommen; allein in dem nämlichen Augenblicke traf auch ihn eine Kugel, und mit dem Ausrufe: »o Herr, mein Gott!« sank er entseelt nieder. Jetzt gaben auch Taylor und Richard jeden Widerstand auf, die stürmende Rotte drang herein und richtete zunächst nur ihr Augenmerk auf den Propheten, dem sie zum Ueberfluß noch mehrere Kugeln durch den Leib jagten. Taylor und Richard benutzten die Verwirrung und entkamen glücklich.

Man kann leicht denken, welches Wehklagen unter den Mormonen in Nauvoo entstand, als sie die Nachricht von dem Tode des Propheten erhielten! Wir übergehen jedoch die Einzelnheiten, und bemerken nur, daß die Leichname Joseph's und Hyrum's feierlich nach Nauvoo gebracht und dann an einem, den Profanen unbekannten Orte einstweilen beigesetzt wurden, um später eine passende, bleibende Ruhestätte zu erhalten.

Die Mörder blieben unbestraft. Denn bei den Mormonen behielt nach langem innern Kampfe die Besonnenheit die Oberhand; sonst würden sie allerdings wohl gegen die Einwohner Carthago's mit Feuer und Schwert gewüthet haben; und die Staatsbehörden von Illinois richteten sich, wie das in den Vereinigten Staaten bei dergleichen Fällen sehr häufig geschieht, nach der s. g. öffentlichen Meinung, reihten die Ermordung der beiden Gefangenen gewissermaßen in die Kathegorie des Lynchgesetzes und ließen so die Sache auf sich beruhen.

Für das fernere Gedeihen der Sekte selbst war Joseph's Tod in mancher Beziehung als ein Glück zu betrachten. Denn wenn er auch das Verdienst hatte, sie gegründet und in dem etwas über vierzehnjährigen Zeitraum ihres Bestehens von ursprünglichen sechs Proselyten die Gesammtzahl der Mormonen auf mehr als 150,000 vermehrt zu haben, so hatte er doch in den letzten Jahren durch sein extravagantes Betragen dem Mormonismus überhaupt bei allen Andersdenkenden sehr geschadet und eben dadurch hauptsächlich auch die Zerwürfnisse und ernsten Streitigkeiten mit den Bewohnern der Staaten Missouri und Illinois veranlaßt. Seit seinem Tode aber nahmen die An-

gelegenheiten der Sekte bald eine bessere Wendung und die bisher erlebten Drangsale wurden nunmehr erst wahrhaft beherzigt und ließen die Mitglieder vorsichtiger in ihrem Verhalten gegen Andersdenkende sein.

Jetzt handelte es sich um eine neue Oberhauptswahl, bei der sich insbesondere Rigdon und ein gewisser J. Strang vordrängten, in der festen Ueberzeugung, daß einer von ihnen gewählt werden oder wenigstens in dem von Joseph hinterlassenen, schon mehrere Jahre zuvor aufgesetzten und im Mormonen-Archive niedergelegten Testamente bezeichnet sein würde. Allein weder das eine noch das andere war der Fall; vielmehr wurde ein gewisser Brigham-Young gewählt, und dieser, der gegenwärtig noch an der Spitze der Mormonen steht und in dem American Almanac für 1853 auch als Gouverneur des Utah-Gebietes (dem jetzigen Sitze der Mormonen) aufgeführt ist, hat durch seinen Eifer für das wahre Wohl der ihm Untergebenen und sein kluges, umsichtiges Benehmen gegen die nordamerikanischen Behörden und gegen alle Diejenigen, welche nicht zur Sekte gehören, die auf ihn gefallene Wahl vollkommen gerechtfertigt.

8. Auswanderung nach dem Utah-Gebiete.

Die Mormonen schlossen mit Recht aus der Ermordung ihres bisherigen Oberhauptes, daß die Erbitterung gegen sie unter den Bewohnern des Staates Illinois den höchsten Grad erreicht habe und demnach ihres Bleibens in Nauvoo nicht mehr sein könne. Früher oder später mußten sie ähnliche Auftritte befürchten, wie sie solche schon im Missouri-Staate erlebt hatten; und um diesen vorzubeugen und wenigstens ihre fahrende Habe zu retten, faßten sie den Entschluß, freiwillig auszuwandern, und zwar nach dem entlegenen Westen, wo sie, fern von feindseligen Nachbarn, endlich eine bleibende Stätte zu finden hofften. Die Elemente innerer Zwietracht waren wesentlich beseitigt dadurch, daß die, welche mit der neuen Oberhauptswahl unzufrieden waren, ausschieden. Rigdon zog mit einigen Anhängern nach Pennsylvanien und ist seitdem so gut wie verschollen. J. Strang begab sich mit seinem Anhange nach dem benachbarten Staate Wisconsin, wo er auf der, im nördlichen Theil des Michigansee's gelegenen Biber-Insel sich niederließ, den Titel »König der Heiligen« sich beilegte und noch dort wohnt. William Smith, Joseph's Bruder, und ein gewisser Lyman White, der in der Geschichte des Mormonismus ebenfalls eine Rolle gespielt hatte, zogen nach Texas.

Die Ausführung des eben erwähnten Auswanderungs-Entschlusses wurde durch mehrere Umstände beschleunigt. Zunächst zog eine Abtheilung nach Council Bluff, am rechten Missouriufer und an der Westgrenze des Staates Jowa. Hier auf dem Indianer-Gebiet und außerhalb des Bereiches der organisirten Staaten der nordamerikanischen Union, wurde einstweilen Halt gemacht, um die Vorbereitungsmaßregeln zu weiteren Unternehmungen zu treffen und die Ankunft der in Nauvoo vor der Hand noch Zurückgebliebenen abzuwarten. Bald nachdem Letztere angekommen waren, brach der Krieg zwischen den Ver. Staaten und Mexico aus, und die Unionsregierung in Washington forderte jetzt die Mormonen auf, ein Truppencontingent zu diesem Kriege zu stellen, wogegen sie versprach, einen Theil der Kosten der Auswanderung nach dem Westen zu

tragen. Eigentlich war es der Regierung weniger um das Truppencontingent, als darum zu thun, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, ob den Mormonen zu trauen wäre und sie nicht vielleicht eine feindselige Verbindung mit den Indianern im Schilde führten. Den Mormonen kam die an sie gestellte Forderung insofern ungelegen, weil sie bei ihrer neuen Ansiedlung die waffenfähige Mannschaft grade am bringendsten zu den nöthigen Arbeiten brauchten; nichtsdestoweniger leisteten sie ihr Folge und stellten 500 Mann als Contingent. Durch diese Willfährigkeit erlangten sie den Vortheil, daß sie später den Gouverneur des, außer den Utah-Indianern, von ihnen fast allein bewohnten Utah-Gebietes aus ihrer Mitte wählen und überhaupt hier in allen Stücken sich selbst regieren durften.

In Council Bluff verweilten sie aus dem Grunde längere Zeit, weil sie bei der Wahl ihres künftigen bleibenden Wohnsitzes sorgfältig zu Werke gingen, um nicht nachmals ähnlichen Wechselfällen ausgesetzt zu sein, wie bisher. Ihre Wahl fiel endlich auf ein schönes und fruchtbares Thal am Großen Salzsee im Utah-Gebiete.

Das nordamerikanische Gebiet Utah ist aus dem östlichen größern Theil Ober-Californiens seit dessen Einverleibung in die nordamerikanische Union gebildet worden, grenzt im Osten an das jetzt ebenfalls nordamerikanische Gebiet Neu-Mexico, und wird auf dieser Seite zugleich durch das Felsengebirge von dem, zur Zeit faktisch noch freien oder sich selbst überlassenen Indianergebiet getrennt. Das Gebiet Utah hat an sich einen Flächeninhalt von 8886 Q. M., ist also größer als Spanien; jedoch haben die Mormonen bis jetzt nur einen kleinen Theil desselben inne, der im Verhältniß zu ihrer dort befindlichen Zahl steht. Im J. 1850 belief sich im Utah-Gebiete ihre Zahl auf etwa 20,000, die sich aber seitdem beträchtlich vermehrt haben, obwohl die größe Mehrheit der Mormonen (ungefähr 130,000) über andere Länder zerstreut ist.

Wir haben es hier nur mit den, den Stamm und Kern der Sekte bildenden Mormonen, die im Utah-Gebiete leben, und mit ihren dortigen Ansiedelungen zu thun.

Der 24. Juli 1847 war der Tag, an welchem Brigham-Young, das politische und geistliche Oberhaupt der Mormonen, oder der Präsident, wie er sich jetzt nannte, mit seinem ganzen Gefolge in dem erwähnten Thale ankam und davon Besitz ergriff, und der seitdem als ein großer Festtag jährlich mit großem Pomp gefeiert wird. Im Monat October desselben Jahres zählte die Colonie 4000 mormonische Ansiedler, die durch das Band der Eintracht und der Glaubenseinheit gewissermaßen nur eine einzige Familie bildeten. Zunächst wurden etwa fünfzig Morgen Landes abgesteckt, um daselbst ein Fort zu errichten, welches bei Angriffen von Seiten der Indianer als sicherer Zufluchtsort dienen konnte.

Eben so rasch, wie an dem Fort gearbeitet wurde, ward die Cultur des Bodens für den Anbau der Feldfrüchte rc. betrieben, und die Mormonen widmeten sich den landwirthschaftlichen Arbeiten mit solchem Eifer, daß als im folgenden Jahre die Auswanderungszüge nach dem goldreichen Californien auch zu Lande begannen, die Reisenden bereits bei den Mormonen reichlich mit Lebensmitteln, und zwar zu billigen Preisen, sich versehen konnten. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens kam dem Fleiße

der Anbauer mächtig zu Hülfe, und so konnten freilich bald die Ernten einen beträchtlichen Ueberschuß über den eigenen Bedarf liefern.

Das Thal, wo die Mormonen sich ansiedelten, erhielt später den Namen Deseret, oder eigentlich Königreich Deseret, und die Stadt, die sie hier am südlichsten Theil des Großen Salzsee's anlegten, heißt in der Profansprache Stadt des Großen Salzsee's, obwohl die Mormonen sie, mit Beziehung auf ihren Cultus, auch Neu-Jerusalem nennen. Sie hat schnurgerade, in einem rechten Winkel sich durchschneidende Straßen, die Häuser haben ein nettes, freundliches Ansehen und meist auch einen Garten an der Hinterseite, und überall begegnet das Auge Merkmalen der Reinlichkeit und Ordnung. Die durchgehends breiten Straßen sind mit Trottoirs an den Seiten versehen und außerdem mit Baumreihen bepflanzt. Auch die öffentlichen Plätze sind mit Bäumen geziert, und diese sind sehr mannigfaltiger Art und stammen zum Theil aus fremden Ländern. Zu bemerken ist noch, daß diese Hauptstadt der Mormonen östlich u. 130 geogr. Meilen von San Francisco (im Staate Californien), nordnordwestlich u. 124 M. von Santa Fé (im nordamerik. Gebiete Neu-Mexico), westnordwestlich u. 272 M. von St. Louis (im Staate Missouri und am rechten Mississippiufer) und nordwestl. u. 337 M. von Neuorleans liegt.

Etwa 9 Meilen nördlich vom Deseretthal ist von den Mormonen ebenfalls eine Stadt, Ogden benannt, und noch nördlicher die Stadt Manti, die Colonie San Pete Valley (Thal) und die Eisenstadt (Iron City) angelegt worden. Die letztere Stadt hat ihren Namen daher erhalten, weil sich in der Umgegend reiche Eisenerzlager befinden, die von den Mormonen mit großem Fleiß ausgebeutet werden. Diese neuen Ansiedelungen haben in neuester Zeit einen starken Bevölkerungszuwachs erhalten. Das nämliche gilt von einer Colonie, welche westwärts von der Hauptstadt liegt. Hier sind zahlreiche Sägemühlen angelegt worden, die in fortwährender Thätigkeit sind und eine Menge Bretter und andere Baumaterialien liefern.

An der Nordseite der Hauptstadt erhebt sich ein ziemlich hoher Hügel, der Fahnen- oder Flaggenhügel genannt, weil hier eine Flagge von ungeheurer Größe weht, welche die Embleme aller bekannten Flaggen der Welt vereinigt und als die Unionsfahne aller Völker der Erden gelten soll. Offenbar ist die Idee dazu aus Jesaias 18, 3. entlehnt, wo es heißt: »Alle, die ihr auf Erden wohnet, und die im Lande sitzen, werdet sehen, wie man das Panier auf den Bergen aufwerfen wird, und hören, wie man die Trompeten blasen wird.«

9. Die Lebensweise, Sitten, Gebräuche und Glaubenslehren der Mormonen.

Aus dem bisher Mitgetheilten geht offenbar so viel hervor, daß die Mormonen durch ungemeine Thätigkeit und Betriebsamkeit sich auszeichnen. Die Arbeit betrachten sie mit Recht als die Grundlage aller Tugenden und beherzigen immerdar den Spruch: »wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen« (2 Thessal. 3, 10.). Der Faullen-

zer wird daher unter ihnen nicht geduldet, oder wenigstens lassen sie ihn darben und verschließen ihre Hand vor ihm, so lange er nicht selbst seine Hände rührt; wogegen wirklich Arbeitsunfähige oder Solche, die ohne ihre Schuld in Noth und Bedrängniß gerathen sind, auf das Bereitwilligste unterstützt werden. Vor mehreren Jahren war es im Plan, auf gemeinschaftliche Kosten eine Versorgungs-Anstalt für Altersschwache und Gebrechliche zu gründen; da sich jedoch nur zwei Personen fanden, welche fremder Unterstützung bedürftig waren und dieselbe auch schon gefunden hatten, so wurde die Ausführung des Plans bis auf Weiteres verschoben. Die Mormonen verstehen übrigens unter Arbeit nicht blos die körperliche, sondern auch die geistige, nur muß sie irgend etwas Nützliches oder praktisch Anwendbares schaffen. Der Präsident Brigham-Young geht hinsichtlich der Thätigkeit mit einem guten Beispiele voran. Er betrieb vor seiner Erwählung zum Sektenoberhaupte das Zimmerhandwerk und betreibt es auch noch. Die Priester, Bischöfe u. s. w., alle arbeiten. Handwerker aller und jeder Art gibt es unter den Mormonen, und manche sind ganz ausgezeichnet durch ihre Leistungen. Unter denen, die sich hauptsächlich nur der Landwirthschaft gewidmet haben oder den Boden bebauen und Viehzucht treiben, sind viele, die sich mit eben so großem Eifer wie Umsicht auf die Obstbaumzucht, ja, was in den Vereinigten Staaten sonst im Ganzen selten vorkommt, sogar auf die Blumenzucht legen. Sie sparen keine Mühe, um sich die werthvollsten Schößlinge, Pflanzen und Blumen aus fremden Ländern zu verschaffen und in Utah zu acclimatisiren. Man trifft daher hier mitunter die herrlichsten Anpflanzungen und anmuthigsten Gärten an. In neuester Zeit hat sich die Industrie der Mormonen auch auf den Anbau von Runkelrüben zur Zuckerbereitung gelegt, und zwar mit solchem Erfolge, daß bereits außerordentlich große Quantitäten Runkelrübenzucker gewonnen sind. Außer auf Eisen wird auch auf andere Metalle und namentlich auf Steinkohlen gebaut. Das Schießpulver, dessen die Mormonen bedürfen, fabriciren sie selbst, ebenso die meisten ihrer Waffen, ihrer Kleidungsstoffe u. s. w.

Bei allen diesen Arbeiten für die Förderung der materiellen Wohlfahrt vernachlässigen sie keineswegs die Mittel zur Beförderung geistiger Bildung. Es bestehen zahlreiche Schulen, in denen der Unterricht unentgeltlich ertheilt wird, während die Lehrer auf allgemeine Kosten besoldet werden, und zwar in der Art, daß sie ihr gutes Auskommen haben. In den höheren Schulen werden alle Zweige praktischer Wissenschaften und insbesondere auch fremde Sprachen gelehrt. Nur die Arzneiwissenschaft wird vernachlässigt, weil die Mormonen mit großen Vorurtheilen gegen dieselbe erfüllt sind, wahrscheinlich weil sie nie Gelegenheit gehabt haben, die Arzneiwissenschaft in dem Sinne, wie sie in Deutschland und anderen europäischen Ländern gelehrt und ausgeübt wird, kennen zu lernen. Denn die s. g. Aerzte in Amerika haben ihnen keinen Begriff davon beibringen können, weil sie meist nur elende Pfuscher und Charlatane sind.

Die Justizpflege ist in manchen Stücken musterhaft zu nennen und ein langes Hinschleppen der Prozesse ist bei den Mormonen etwas Unerhörtes. Man kann aber doch nicht sagen, daß die Urtheile nach Gutdünken gefällt werden, sondern es liegen ihnen theils eigene geschriebene Gesetze, theils die in den Ver. Staaten gelten-

den Gewohnheitsrechte als feste Normen zum Grunde. Die philosophischen Ideen neuerer Zeit, welche auf Abschaffung der Todesstrafe dringen, haben bei den Mormonen keinen Anklang gefunden oder sind ihnen, was noch wahrscheinlicher ist, unbekannt geblieben. Wer bei ihnen einen Andern absichtlich tödtet, erleidet die gerechte Strafe wiederum getödtet zu werden; und das finden sie, wie überhaupt alle vernünftige Menschen, ganz in der Ordnung. Nur in dem Fall eines Ehebruches, wenn der beleidigte Ehegatte den Ehebrecher tödtete, findet eine Ausnahme von dieser Regel statt.

Die unter den Mormonen, wenigstens zur Zeit noch, herrschende Polygamie weicht von der im Orient gebräuchlichen insofern ab, als die Frauen von dem gemeinschaftlichen Manne keineswegs verlangen, daß er sie sammt und sonders ernähre, sondern durch den Ertrag ihrer Arbeit zur Bestreitung der Haushaltungskosten mitwirken. Es scheint dabei auf Jesaias 4, 1. Bedacht genommen zu sein, wo es heißt: »Zu der Zeit werden sieben Weiber Einen Mann ergreifen, und sprechen: Wir wollen uns selbst nähren und kleiden; laß uns nur nach deinem Namen heißen, daß unsere Schmach von uns genommen werde.« Uebrigens ist die gesellschaftliche Stellung der Nordamerikanerinnen eine derjenigen der Orientalinnen geradezu entgegengesetzte; denn sie werden, auch bei den untersten Klassen, mit einer Rücksicht behandelt, wie man sie sonst selten findet; darum findet auch bei denen unter den Mormonen die Polygamie, welche vermöge der Concurrenz die Frauenrechte theilt und sonach mehr oder minder schmälert, im Allgemeinen nicht sehr großen Anklang. Manche Frauen, die in Polygamie leben, speisen daher auch nicht gemeinschaftlich zu Mittag, sondern bringen den ganzen Tag, ihren Geschäften nachgehend, außer dem Hause zu und kehren erst Abends heim.

Bälle und Abendgesellschaften sind bei den Mormonen nicht selten, und die höchsten Würdenträger der Kirche wohnen denselben bei. Häufig wird der Ball mit einem Gebet eröffnet und in demselben der Segen des Himmels erfleht für die beabsichtigte Erholung und Zerstreuung. Nach gesprochenem Gebet ertönt die Tanzmusik und der Ball nimmt seinen Anfang. Der Tanz gehört gewissermaßen zu den Glaubensartikeln der Mormonen, welche sich auf David, der vor der Bundeslade her tanzte, auf Prediger Salomonis und andere Bibelstellen berufen und die Behauptung aufstellen, man könne Gott eben so wohl durch Tanz wie durch Gesang loben.

Die Grundlehren des Mormonismus erhellen am deutlichsten aus einzelnen Glaubensartikeln, welche die Mormonen theils vor, theils nach Joseph's Tode aufgestellt und folgendermaßen formulirt haben:

»Wir glauben an Gott den Vater, an Jesum Christum seinen Sohn und an den heiligen Geist.«

»Wir glauben, daß die Menschen bestraft werden wegen ihrer persönlich begangenen Sünden, und nicht wegen der von Adam begangenen.«

»Wir glauben, daß kraft der Versöhnung in Christo die ganze Menschheit durch Befolgung der Lehren und Vorschriften des Evangeliums zur Seligkeit gelangen kann.«

„Wir glauben, daß das Evangelium lehrt und vorschreibt: 1) den Glauben an Jesum Christum; 2) die Buße; 3) die Taufe durch Untertauchen des ganzen Körpers, zur Vergebung der Sünden; 4) die Handauflegung zur Mittheilung des heiligen Geistes; 5) das heilige Abendmahl.“

„Wir glauben, daß eine Eingebung von Gott und eine Einweihung durch Solche, welche mit der göttlichen Kraft dazu begabt sind, erforderlich ist, um das Evangelium würdiglich zu predigen und die Gnadenmittel der Religion zu spenden.“

„Wir glauben an die ursprüngliche Kirchenverfassung, mit den Aposteln, Propheten, Predigern, Lehrern, Evangelisten u. s. w.“

„Wir glauben an die Kraft des Evangeliums, Gnadengaben zu verleihen, wie des Glaubens, der Unterscheidung der Geister, der Weissagung, der Offenbarung, des Schauens in die Zukunft in Gesichten, gesund zu machen, in mancherlei Sprachen zu reden oder sie auszulegen, Weisheit zu üben, Barmherzigkeit, brüderliche Liebe u. s. w.“

„Wir glauben, daß die Bibel Gottes Wort ist. Auch glauben wir, daß das Buch des Mormon Gottes Wort sei.“

„Wir glauben an Alles, was Gott offenbart hat und noch offenbart; ebenso glauben wir, daß er noch weit größere und wichtigere Dinge in Betreff der zweiten Zukunft des Herrn und des Friedensreiches auf Erden offenbaren wird.“

„Wir glauben an die künftige Sammlung der Kinder Israels und an die Neubildung der zehn Stämme, sowie an die Gründung eines neuen Zion's auf dem nordamerikanischen Festlande. Wir glauben ferner, daß Christus in Person tausend Jahre auf Erden regieren und daß dann die Erde in einen herrlichen und glückseligen himmlischen Wohnsitz umgewandelt werden wird.“

„Wir glauben buchstäblich an die Auferstehung der Todten und daß diejenigen, welche während der Herrschaft Christi auf Erden sterben, erst nach dem Ende dieser Herrschaft wieder ins Leben zurückkehren werden.“

„Wir beanspruchen das Recht, Gott nach unserem eigenen Gewissen und Ermessen anzubeten, mit der nämlichen Freiheit, wie die übrige Menschheit den Allmächtigen nach ihrer Art und Ueberzeugung verehrt und anbetet.“

„Wir glauben, daß da wir geistlichen Königen, Königinnen, Präsidenten, Gouverneuren und Obrigkeiten unterthan sind, wir auch den Gesetzen, sofern sie mit der Gerechtigkeit übereinstimmen, gehorchen müssen.“

„Wir erachten es als eine heilige Pflicht, Wahrheit, Rechtschaffenheit, Mäßigkeit, Keuschheit, Mildthätigkeit und Gerechtigkeit zu üben und gegen Jedermann nach jener Liebe zu handeln, welche nach Pauli Ausspruch alles glaubt und alles hofft. Wir haben vieles erduldet und hoffen alles erdulden zu können. Was lieblich, was eine Tugend ist, was Lob verdient und Werth hat, dem trachten wir nach. Dies Bewußtsein entschädigt uns reichlich für alle Leiden und gewährt uns den reinsten innern Genuß. Aber die Müssiggänger können keine Christen sein, folglich auch nicht hoffen, zur ewigen Seligkeit zu gelangen. Die Trägen im menschlichen Bienenkorbe müssen von den Arbeitsbienen todtgestochen und als eine verderbliche Schmarotzerpflanze hinausgeworfen werden.

Man sieht, daß in diesen Glaubensartikeln manches mit dem apostolischen Glaubensbekenntnisse so ziemlich übereinstimmt; daß aber dagegen das übrige meist den Träumereien und fixen Ideen des ersten Gründers der Sekte angehört. Indeß seit seinem Tode hat das Extravagante und Schroffe im Mormonismus mehr und mehr sich verloren und vernünftigeren Ideen Platz gemacht, und da das praktisch Gute, nämlich Arbeitsamkeit und geregelte Thätigkeit, bei den Mormonen sich erhalten hat, so leidet es kaum einen Zweifel, daß sie unter diesen Umständen von den übrigen Träumereien mit der Zeit sich ebenfalls lossagen werden.

Der Aufstand in China.

Wenn Asien seit langer Zeit eine verhältnißmäßig sehr untergeordnete Rolle in der Geschichte gespielt hat, so scheint es dagegen jetzt mehr und mehr eine politische Wichtigkeit zu gewinnen.

Von den verschiedenen Bestandtheilen Asiens ist ganz Vorderindien und ein nicht unbedeutender Theil Hinterindiens im Besitz der Britten, und dieser Umstand allein macht, daß starke politische Erschütterungen in anderen asiatischen Ländern indirekt und selbst direkt auf Europa zurückwirken können. Denn das brittisch-indische Reich ist weit entfernt, auf festen, dauernden Grundlagen zu stehen, vielmehr ein künstlicher Bau von solcher Art, daß ein irgend heftiger Stoß von außen sehr leicht auch ein Zusammenbrechen der innern morschen Stützen herbeiführen kann. Mit dem Verlust der indischen Besitzungen wäre es aber mit England's Welthandel so gut wie vorbei und gleichzeitig wäre damit auch seine politische Macht gebrochen. Wir wollen den Fall annehmen, England geriethe der russisch-türkischen Angelegenheit wegen mit Rußland in Krieg, so brauchte Rußland, um seinem Gegner weit empfindlicher als durch Land- und Seeschlachten zu schaden, nichts weiter zu thun, als mit Persiens Hülfe die, an sich schon gegen die Engländer höchst feindlich gesinnten Afghanen zu einem Angriffe auf das unmittelbar an ihrer Grenze liegende indo-brittische Reich zu veranlassen und dann nachdrücklich zu unterstützen: das bisher nur mit Mühe gedämpfte Feuer des Aufruhrs würde ohne Zweifel bald zu heller Flamme auflodern und sich wahrscheinlich über den größten Theil von Hindostan ausbreiten.

Wir wollten mit diesem Beispiel nur zeigen, wie tief die Geschicke Asiens auch in diejenigen Europa's unter gewissen Umständen eingreifen können; und da der Handel China's mit dem brittisch-indischen Handel in genauer Verbindung steht und da ferner das chinesische Reich unmittelbar an das indo-brittische grenzt, demnach politische Erschütterungen in jenem auch solche in diesem veranlassen können, so hat der jetzige Aufstand in China, dessen Tragweite sich ohnehin noch gar nicht absehen läßt, jedenfalls Interesse für Europa. Darum wollen wir das, was darüber bis jetzt bekannt geworden ist, hier mittheilen.

Vor der Hand beschränkt sich der Aufstand auf das eigentliche China, welches von dem chinesischen Reiche wohl zu unterscheiden ist. Letzteres hat sich in seinem jetzigen Umfange größtentheils erst in den letzten Jahrhunderten gebildet, und

umfaßt, Bestandtheile, die von dem eigentlichen China in vielen Stücken, namentlich was die Eigenthümlichkeit der Bevölkerung betrifft, sehr verschieden sind. Unmittelbares Gebiet, Hauptland und Kern des Reiches ist das eigentliche China; dagegen sind mittelbare oder unterworfene Länder die Mandschurei, die Mongolei (auch die Große Tatarei genannt) und die Kleine Bucharei, wogegen Tibet, Korea und die Lieuquieu-Inseln zinspflichtige Schutzländer sind.

Wir haben es hier nur mit dem eigentlichen China zu thun.

Dieses Land wurde gegen Ende des 13. Jahrhunderts von den Mongolen unter Kublai-Khan erobert, behielt jedoch seine alte Verfassung, seine Gesetze und Gewohnheiten, und Kublai-Khan selbst bildete sich ganz nach den chinesischen Sitten, wozu er auch seine Mongolen antrieb. Nach 89jähriger Dauer nahm jedoch die Mongolenherrschaft in China ein Ende nach einer Empörung, die der Chinese Tschu oder Schu leitete, und der nunmehr als Stifter der chinesischen Dynastie Ming im J. 1368 den vaterländischen Thron bestieg. Die Chinesen standen also nunmehr wieder unter einer einheimischen Herrscherdynastie, wie vor der mongolischen Eroberung. Nun ist zu bemerken, daß schon in früherer Zeit die im Amur- oder Tungusenlande (der Mandschurei) wohnhaften Mongolen häufig die chinesische Grenze beunruhigt hatten, und daß das Nämliche jetzt auch unter den Ming, und zwar gegen Ende des 16. Jahrhunderts, geschah. Die Ming suchten sich ihrer Verwüstungen und Streifzüge dadurch zu erwehren, daß sie ihnen 1586 die Erlaubniß ertheilten, ihre Wohnsitze bis an die Provinz Leaotong (an der Nordostgrenze der, die kaiserliche Residenzstadt Peking enthaltenden chinesischen Provinz Petscheli) auszudehnen, was dieselben auch thaten und dabei den Namen Mandschu annahmen. Die chinesischen Statthalter der Provinz Leaotong mißhandelten jedoch bei jeder Gelegenheit die neuen Grenznachbarn, überfielen sie sogar unvermuthet mit bewaffneter Hand und metzelten eine Menge nieder. Dies veranlaßte die Mandschu, die bisher eine patriarchalische Verfassung gehabt hatten, aus ihrer Mitte einen König zu wählen, damit in ihre Vertheidigungsmaßregeln Einheit gebracht würde. Die Wahl traf einen ihrer Hordenanführer Tienmin, der nunmehr den Namen Taitsu annahm und sich um das Jahr 1625 den Kaisertitel beilegte. Er starb 1626 und ihm folgte in der Regierung der Mandschu sein Sohn Taitsong, der den Grenzkrieg gegen die Chinesen mit Nachdruck fortsetzte.

Mittlerweile brach in China eine Empörung aus unter Hoaitsong, dem letzten Kaiser aus der Dynastie der Ming, der 1627 den Thron bestiegen hatte. Dem Anführer der Rebellen, Litsching oder Li, gelang es wirklich, sich der Haupt- und Residenzstadt Peking zu bemächtigen, worauf der Kaiser Hoaitsong sich das Leben nahm. Es gelang jenem aber nicht, Usankue, den Anführer der chinesischen Reichsarmee, der an der Grenze gegen die Mandschu kämpfte, auf seine Seite zu bringen. Vielmehr schloß Usankue mit den Mandschu Friede und forderte ihren Beherrscher Taitsong zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen den Rebellen Litsching auf. Taitsong leistete der Aufforderung Folge, drang mit seinem Heere in China ein, zerstreute die Rebellen und war im Begriff, sich als Kaiser von ganz China auf den Thron zu setzen, als er 1644 starb. Jedoch sein Sohn Schüntschi gelangte auf den Kaiserthron China's und gründete hier

die Dynastie der Mandschu, die sich den chinesischen Namen Taitsing gab und zur Zeit noch regiert.

In China (d. h. im eigentlichen China) trat demnach ein Verhältniß ein, ungefähr dem vergleichbar, als wenn zur Zeit des deutschen Kaiserreiches ein Zeitlang eine dänische und später eine niederländische Dynastie den Thron inne gehabt hätte: beide wären germanischen Stammes, aber doch immer keine einheimische Dynastien gewesen. Die Chinesen werden zwar nicht zum Mongolenstamme gerechnet, sondern mit den Japanern, Koreanern, Tibetanern und den nicht-malayischen Völkern Hinterindiens einem besondern Stamme, dem hinterindischen beigezählt; allein sie können dennoch füglich zum Mongolenstamme gerechnet werden, und jedenfalls gehören sie der mongolischen Raſſe an. Die Mandschu gehören mit den Mongolen entschieden dieser Raſſe an und können zugleich, ebenso wie diese, als stammverwandt mit den Chinesen betrachtet werden. Dessenungeachtet aber ist und bleibt die dermalen noch regierende Mandschu-Dynastie für China immer eine fremde, eben so wie es die Mongolen-Dynastie war, welche von 1279 bis 1368 hier regierte. Begreiflich ist es demnach, daß ein großer Theil der Chinesen über die abermalige Verdrängung der vaterländischen Dynastie unmuthig und mit feindseligen Gefühlen gegen die Mandschu erfüllt wurde. In dem oben angenommenen Fall würde nicht minder ein großer Theil der Deutschen feindselig gegen die fremdländische Dynastie gestimmt gewesen sein.

Dieser lange genährte Haß gegen die Mandschu-Dynastie nun ist es eben gewesen, der den jetzigen Aufstand in China herbeigeführt hat. Er machte sich Luft gleich nach dem Tode des vorigen Kaisers, Tao-kuang, der am 25. Febr. 1850 starb, worauf ihm sein vierter Sohn, der älteste unter den lebenden, Yihtschu, oder seitdem Szihing sich nennend, in der Regierung folgte.

Vorbereitet war der Aufstand schon seit sehr geraumer Zeit in ganz ähnlicher Weise, wie die Revolutionen in Europa vorbereitet worden sind, nämlich durch geheime Gesellschaften, deren es in China sehr viele gibt, fast alle mit feindseligen Tendenzen gegen die regierende Mandschu-Dynastie. Sie führen verschiedene Namen, wie z. B. zur heiligen Wasserlilie (von dem Symbol Buddha's), zum göttlichen Geist u. s. w. Da sie zugleich eine religiöse Basis haben, indem in der Buddhalehre, der Religion der untern chinesischen Volksklassen, mehrere wiedergeborene Buddhas als Erretter und Bringer alles Heils geglaubt werden, so galten bisher auch die Anhänger des Christenthums in China als Mitglieder einer gleichfalls geheimen politischen Gesellschaft, Tsinlien-Kiao genannt, wahrscheinlich damit die chinesische Regierung immer desto mißtrauischer gegen sie sein und scharfe Maßregeln gegen sie anwenden könnte.

Wie es bei Revolutionen gewöhnlich zu geschehen pflegt, so wirkten auch in China verschiedene vorbereitende äußere Umstände mit, um den Aufstand grade zur geeignetsten Zeit zum Ausbruch zu bringen. In den beiden Provinzen Kuangtong (deren Hauptstadt Canton ist) und Kuangsi (an der Westgrenze von Kuangtong) herrschte während der Jahre 1847 und 1848 eine Hungersnoth, die zur Folge hatte, daß sich zahlreiche Räuberbanden bildeten, die sich, aus dem Flachlande verdrängt, in die Gebirge zogen, wo durch ihre Berührung mit den unabhängigen Gebirgsstämmen, die

sich niemals der Herrschaft der Mandschu unterworfen und unter denen sich noch vielfache Erinnerungen an die einheimische Dynastie der Ming (s. oben) erhalten haben, zuerst in einzelnen ihrer Führer der Gedanke entstanden zu sein scheint, die Mandschu-Regierung zu stürzen, deren hülflose Schwäche sie wenige Jahre zuvor in dem Kriege gegen die Engländer kennen gelernt hatten. Entscheidend war der Entschluß, den der bedeutendste dieser Führer, Hong-Siu-Tsiuen, ein Mann von großer Schlauheit und unzweifelhaftem Feldherrntalente, faßte, sich und den Seinigen die Zöpfe abzuschneiden und nach altchinesischer Art die Haare lang wachsen zu lassen, weil er durch dieses in die Augen fallende Unterscheidungszeichen es seinen Anhängern unmöglich machte, sich im Fall einer Niederlage der Verfolgung zu entziehen, so daß ihnen demnach keine andere Wahl blieb, als zwischen dem Siege und dem Tode.

Schon im August 1850 belief sich die Zahl der Insurgenten, die den Fahnen Hong-Siu-Tsiuen's folgten, auf 15,000 Mann, und um diese Zeit stellte auch der Heerführer dem jetzigen chinesischen Kaiser, dem oben genannten Yih-tschu oder Szihing, einen Gegenkaiser in der Person eines, dem Adelsgeschlechte der Miaotse angehörenden Mannes unter dem Namen Tien-te (himmlische Tugend) entgegen.

Ueber die ersten bedeutenderen Unternehmungen der Insurgenten lauten die Berichte verschieden, und nur so viel ist daraus mit Bestimmtheit zu entnehmen, daß bisher nur die südlichen, aber freilich auch wichtigsten Provinzen China's der Schauplatz derselben gewesen und daß seit März 1853 die Insurgenten im Besitz Nanking's, der zweiten Hauptstadt des chinesischen Reiches, sind und von hier aus die südlichen Provinzen beherrschen. Diese Thatsache ist allein fast hinreichend, um die Mandschu-Regierung an den Rand des Abgrundes zu bringen. Denn aus den südlichen Provinzen wird das ganze nördliche China genähret. Nicht weniger als 10,000 Staatsbarken führen von dort Jahr aus Jahr ein den, größtentheils in Reis bestehenden Tribut auf dem Kaiserkanal nach Peking, und nicht allein die 2 Millionen Bewohner dieser ungeheuren Stadt, sondern auch die Bevölkerungen des ganzen Nordens bis zur russisch-sibirischen Grenze sind für ihren Lebensunterhalt hauptsächlich auf diese Zufuhren angewiesen. Der Kampf um den Besitz von Nanking, auf dessen Wiedereroberung die chinesische Regierung ohne Zweifel ihre letzten Kräfte noch aufbieten wird, muß daher über das Seyn oder Nichtseyn der Mandschu-Dynastie entscheiden. Daß dieser Kampf sich so lange verzögert, erklärt sich durch die ungeheuren Entfernungen, aus denen die kriegerischen Horden des Nordens und des Westens heranziehen, auf die der Kaiser seine letzte Hoffnung setzt. Denn in dem Kampfe gegen die Insurgenten hat sich die gänzliche Unbrauchbarkeit der im Innern des Reiches vertheilten Milizen deutlich gezeigt. Auch herrschte unter deren Anführern bisher meist immer Uneinigkeit, und so ist es nicht zu verwundern gewesen, daß ihre Gegner nach und nach immer mehr Terrain gewonnen haben.

Die Insurgenten haben die kluge Politik beobachtet, mit den in China sich aufhaltenden Europäern sich stets auf einem guten Fuß zu erhalten zu suchen und so denn auch möglichst alles vermieden, was den europäischen Handel irgend beeinträchtigen könnte. Außerdem geben sie sich bei jeder Gelegenheit den Anschein, als seien sie Christen (manche unter ihnen mögen allerdings auch wohl durch die im Lande sich aufhaltenden Missionäre zum Christenthume bekehrt worden sein), um so die Ausländer noch mehr für sich zu ge-

winnen. Der brittische Gouverneur von Hongkong, Sir George Bonham, fand sich durch dieses Benehmen veranlaßt, Ende April's 1853 persönlich nach Nanking sich zu begeben, wo er in diplomatischen Verkehr mit dem Insurgenten-Anführer trat und ihm erklärte, daß die Britten die kaiserliche Regierung keineswegs unterstützen würden, jedoch auch verpflichtet wären, die Rücksicht gegen sie zu beobachten, die ihr gegenüberstehende Partei ebenfalls nicht zu unterstützen, daß sie unter den obwaltenden Umständen demnach die vollkommenste Neutralität in dem Kampfe zwischen dem »chinesischen Volke« und dem »Volke der Mandschu« zu bewahren wünschten.

Einem in englischen Blättern enthaltenen und vom 30. Mai 1853 aus Shanghai datirten Berichte über jene Reise des brittischen Gouverneurs nach Nanking entnehmen wir Folgendes:

»Sobald es den Engländern nur gelungen war, den Insurgenten, die von Tschingkiangfu (am Blauen Fluß oder Yangtsekiang, woran auch Nanking liegt) und von anderen Uferstellen aus auf die Dampfböte gefeuert hatten, durch Nichterwiedern des Feuers und durch Dolmetscher begreiflich zu machen, daß sie neutral zu bleiben gedächten, kamen die Insurgenten haufenweise an Bord der brittischen Fahrzeuge und gaben nun das größte Zutrauen zu erkennen. Ihr Erstes war die Versicherung, sie seien Christen, wenigstens durchgängig Verehrer Jesu, und von Verachtung gegen den in China gewöhnlichen Götzendienst erfüllt. Auch führten manche von ihnen Schriften bei sich, die sie nicht von christlichen Missionären erhalten haben wollen, sondern von denen sie behaupten, sie seien vom Himmel herabgekommen, und zwar bereits vor mehr als tausend Jahren. Der Inhalt blieb uns unbekannt; jedoch handeln sie wahrscheinlich von ihren Religionsgrundsätzen. Die Anhänger der neuen Sekte sind Bilderstürmer und vertilgen jede Spur des Götzendienstes. Uebrigens scheint so viel gewiß, daß sie die zehn Gebote anerkennen, die sie in einer chinesischen Uebersetzung besitzen. In den Gesetzen, die sie darauf basirt haben, wird den Opiumrauchern Todesstrafe und den Tabaksrauchern körperliche Züchtigung mit dem Bambusrohr angedroht. Sie behaupten, alle Schriften alten und neuen Testamentes zu besitzen, obwohl wir bei ihnen nur die chinesische Uebersetzung des ersten Buches Mosis sahen. Aus ihrem Gerichtsverfahren ist die sonst in China sehr häufig vorkommende Tortur verbannt. Ihr Heer nennen sie das »heilige Heer« und Nanking die »heilige Stadt.« Unter sich nennen sie sich »Brüder« und die Fremden, so denn auch uns »fremde Brüder.« Sie sprechen viel von einem Dr. Lohoson, vielleicht Dr. Lobson, Missionär der Londoner Missionsgesellschaft; es kann auch ein Missionär ähnlichen Namens von der rheinischen Gesellschaft gemeint sein, welcher dem bekannten Gützlaff beigegeben war und nach Kuangsi ging, wo der Aufstand zuerst ausbrach. Sie haben in Nanking, Tschingkiangfu, Yangtscheufu und anderwärts jetzt schon beinahe eine Million Anhänger und ihre Zahl wächst bei immer steigendem Fanatismus täglich bedeutend. Daß ein Abkömmling der alt-chinesischen Ming-Dynastie an der Spitze der Empörung stehe, behaupten die Insurgenten nicht, wohl aber, daß ihr König in den Himmel versetzt worden sei, wo er in den Stand gesetzt werde, das Land zu regieren, indem er von Zeit zu Zeit, jedoch lediglich in Beziehung auf irdische Dinge, unmittelbar von Gott Eingebungen erhalte. Die Bezeichnungen »der Allerhöchste,« »der Vater« legen sie nicht ihrem Herr-

ſcher, ſondern nur Gott bei. Eigentliche Prieſter haben ſie nicht, indem ſie glauben, daß jeder Bekenner ihres Glaubens das Prieſteramt auszuüben berufen ſei. Einige führen indeß geiſtliche Titel. Das alte Teſtament ſcheint unter ihnen verbreiteter zu ſein, als das neue, obwohl ſie dieſes eben ſo ſehr verehren, wie jenes. Sie haben, ſagen ſie in gebrochenem Engliſch, dieſelbe Religion, wie »der König Victoria,« oder auch, wie ſie bisweilen ſich ausdrücken, ſie gehören der »Zehn-Gebot-Religion« an. Sie halten ſich vom Himmel berufen, die Mandſchus zu tödten und beabſichtigen auf Peking vorzubringen, ſobald ihnen der Auftrag hierzu von oben zugegangen ſei. Sie kennen keinen Zweifel an ihrer Macht, an ihrer göttlichen Sendung, an der Ohnmacht der Mandſchu-Regierung und deren Truppen, an der Sympathie der eingebornen Chineſen und am gänzlichen Verfall des gegenwärtigen Syſtems.«

Nach ſpäteren Berichten aus Hongkong hatten die Inſurgenten am 18. Mai 1853 auch die wichtige Seehandelsſtadt Amoy, in der Provinz Fokien (die an der Nordoſtgrenze der Provinz Kuangtong liegt), in ihre Gewalt bekommen, und zwar unter Umſtänden, die den großen Anhang der Inſurgenten bei der chineſiſchen Bevölkerung der Südprovinzen deutlich erkennen ließen. Schon am 13. Mai wurde der engliſche Conſul in Amoy von den chineſiſchen Stadtbehörden benachrichtigt, daß die Inſurgenten im Anzuge wären und die benachbarte feſte Stadt Hai Heng bereits eingenommen hätten. Der engliſche Conſul traf die nöthigen Vorkehrungen, um das Eigenthum ſeiner Landsleute ſicher zu ſtellen; es vergingen jedoch mehrere Tage, ohne daß etwas vorfiel. Endlich am 18. Mai bei Tagesanbruch ſah man einen Schwarm dicht bemannter und bewaffneter Böte gegen die Stadt heranziehen. Unter den Einwohnern herrſchte große Angſt und alle Läden wurden geſchloſſen. Der kaiſerliche Admiral commandirte ſeine Flotte zum Angriffe, operirte aber merkwürdiger Weiſe ſo rückſichtsvoll, daß die Feinde landeten, ohne auch nur Einen Mann einzubüßen. Kaum waren die Erſteren ans Land geſtiegen, ſo änderte ſich die Scene. Die ganze Stadt warf die Maske ab; die Polizei, die Schiffsleute, die Arbeiter, kurz Alle, die ſich hätten wehren können, wurden plötzlich zu Rebellen, oder, wie die Engländer und Chineſen jetzt lieber ſagen, zu »wahren Patrioten.« Vor Allem wurden jetzt die Regierungskaſſen in Beſchlag genommen und die Archive ausgeräumt, deren Papiere zum Theil verbrannt wurden. Kein Privateigenthum ward angetaſtet. Die Garniſon, die wahrſcheinlich längſt mit den Inſurgenten in geheimer Verbindung geſtanden hatte, that auf gut Chineſiſch ihre Schuldigkeit, d. h. ſie unterhielt bis gegen Mittag ein lebhaftes Geſchütz- und Musketenfeuer, wodurch jedoch Niemand auch nur verwundet wurde, und ging dann mit den Rebellen zu Tiſch. Alles löſte ſich in Gemüthlichkeit auf. Von den vier Stadtthoren wurde eins offen gelaſſen, um den Mandarinen, die entwiſchen wollten (und ſie thaten es ohne Ausnahme), ein Schlupfloch zu vergönnen; die Einwohner zogen den Siegern mit bunten Fähnchen entgegen, die Fenſter wurden geſchmückt, und man wünſchte ſich Glück, das Joch der Mandſchu-Regierung abgeſchüttelt zu haben. Die Ausländer kamen allmälig auch zutraulich auf die Straße; ſie erhielten eine beſondere Schutzwache und wurden überhaupt mit großer Zuvorkommenheit behandelt.

Das definitive Schickſal der Mandſchu-Dynaſtie hängt alſo, wie ſchon bemerkt, gegenwärtig davon ab, ob die Inſurgenten ſich in den Stand geſetzt ſehen werden, mit Er-

folg gegen Peking vorzudringen und diese vornehmste Haupt- und Residenzstadt China's in Besitz zu nehmen.

Für die weitere Ausbreitung des Christenthums in China scheinen gegenwärtig die Aussichten weit günstiger als je zu sein, selbst auch wenn die Insurgenten es mit dem Christenthum nicht so aufrichtig meinen sollten, wie sie vorgeben, denn das chinesische Volk ist im Allgemeinen empfänglich für die christliche Lehre, und einen Fanatismus, der hier hindernd entgegentreten könnte, wie z. B. bei den Mahomedanern, kennt es wenig oder gar nicht. Blos die chinesische Regierung ist es bisher immer gewesen, die aus Gründen der Politik den Fortschritten des Christenthums im Lande möglichst entgegengewirkt hat. Katholisch-christliche Gemeinden haben übrigens, zum Theil schon seit dem 17. Jahrhundert, wo katholische Ordensgeistliche Zutritt in China fanden und zahlreiche Chinesen zu ihrem Glauben bekehrten, in fast allen Provinzen bestanden. In neuerer Zeit, wo sie sich vermehrt haben, sind nun auch viele protestantisch-christliche Gemeinden hinzugekommen, durch die Bemühungen brittischer Missionäre und insbesondere Gützlaff's, der mit Morrison eine Uebersetzung der heiligen Schrift ins Chinesische veranstaltete, welche eine ungemein starke Verbreitung im Lande gefunden hat. Der verstorbene Kaiser forderte sogar Gützlaff zur Uebersendung einer chinesischen Bibel auf, ließ sodann den Inhalt prüfen, und, nachdem nichts darin gefunden worden, was Aufruhr erregen könnte, dem Missionär die Zusicherung ertheilen, der Bibelverbreitung in China nicht hinderlich sein zu wollen.

Das Capland und das Kaffernland.

Unter Capland versteht man bekanntlich eine, früher niederländische, jetzt brittische Colonie, welche den größten Theil der afrikanischen Südspitze einnimmt. An ihrer Ost- und Nordostseite liegt das, nordwärts bis zur Sofala-Küste (die an dem, die Insel Madagaskar vom afrikanischen Festlande trennenden Kanal von Mosambique liegt) sich hinaufziehende Kaffernland.

Beide Länder sind in neuester Zeit häufig erwähnt und, besonders mit Rücksicht auf den langjährigen Kaffernkrieg und die Verhältnisse zwischen den ältern holländischen und den brittischen Ansiedlern, mehr oder minder ein Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit geworden. Jedenfalls sind sie ganz geeignet, in einer Zeitschrift mit der Tendenz des Portfolio näher besprochen zu werden, und zwar um so mehr, da die darüber in weiteren Kreisen bis jetzt bekannten geographischen Notizen theils dürftig, theils sehr mangelhaft sind. Wir folgen im Nachstehenden hauptsächlich einer vor Kurzem in London unter dem Titel Kaffraria and its inhabitants erschienenen Schrift, deren Verfasser, Hr. Fleming, Feldprediger bei den an der Kafferngrenze stationirten brittischen Truppen ist.

Beschäftigen wir uns zunächst mit dem Caplande.

Dieses Land ward zuerst 1487 von dem portugiesischen Seefahrer Bartholomäus Diaz entdeckt, der das eigentliche Cap (Vorgebirge der guten Hoffnung) umschiffte und nicht eher landete, als in der 100 Meilen weiter ostwärts an der Südküste befindlichen Algoabai, und zwar auf einer hier liegenden kleinen Felseninsel, wo er ein Kreuz aufpflanzte, von dem noch jetzt Spuren erkennbar sind. Diaz, der als erfahrner Seemann die Frage wegen der Möglichkeit einer Umschiffung Afrika's nunmehr gelöst sah, hatte jetzt ernstlich die Absicht, die Fahrt nach Indien weiter zu verfolgen, allein die Schiffsmannschaft, erschreckt durch die furchtbaren Stürme, mit denen sie in diesem Meeresstrich zu kämpfen gehabt hatte, widersetzte sich seinem Vorhaben mit solcher Hartnäckigkeit, daß er heimkehren mußte. Das diesmal unvollendet gebliebene Unternehmen führte erst neunzehn Jahre später Vasco de Gama aus, der am 9. Juli 1497 von Lissabon unter Segel gehend, am 20. Nov. die afrikanische Südspitze erreichte, sie vollständig umschiffte und am 19. Mai 1498 die indische Hafenstadt Calicut erreichte.

Seitdem wurden nicht nur von Portugal, sondern später auch von England und Holland aus, Fahrten nach Indien unternommen, und die Schiffe legten auf der Hin-

und Rückreise fast immer bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, ohne daß damit irgend eine andere Absicht verknüpft gewesen wäre, als sich mit Trinkwasser zu versehen und von den Eingebornen Lebensmittel einzutauschen. Die Engländer waren es, welche zuerst den Gedanken faßten, hier eine dauernde Niederlassung zu gründen; allein der von ihnen 1620 gemachte Versuch, diesen Plan zur Ausführung zu bringen, mißlang. Dagegen hatte der Colonisationsplan der Holländer, denen 1652 die Eingeborenen hier einen benachbarten Gebietsstrich einräumten, einen dauernden Erfolg. Auf die Nachricht von dem gesunden Klima und der Fruchtbarkeit des Bodens strömten zahlreiche Holländer aus dem europäischen Mutterlande hierher, siedelten sich bleibend an, nahmen zu den von den Eingeborenen eingeräumten Ländereien noch andere in Besitz und setzten sich in aller Weise hier fest.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Eingeborenen, indem sie den Fremdlingen gutwillig Ländereien überließen, nicht anders glaubten, als daß jene es nur auf einen temporären Aufenthalt abgesehen hätten. Doch sie mußten sich bald vom Gegentheil überzeugen, und als sie, unzufrieden darüber, die Fremden wieder zu vertreiben suchten, zogen sie bei diesem Versuche den Kürzern und die Holländer wurden nun vollends Herren im Lande. Die Colonisten oder Boers (Bauern), wie sie gewöhnlich genannt wurden und noch genannt werden, entwickelten große Thätigkeit, und die Colonie gedieh binnen kurzer Zeit in dem Grade, daß, als 1672 Ludwig XIV. Holland zu vernichten drohte, die reicheren Holländer schon auf dem Punkte standen, nach dem Caplande (außerdem allerdings auch nach Java) auszuwandern, um hier die im Mutterlande verlorene Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Die Colonie blieb während eines anderthalbhundertjährigen Zeitraumes im Besitz der Holländer, bis sie ihnen resp. 1795 und 1806 von den Engländern entrissen und an diese 1814 förmlich abgetreten wurde. — So weit was das allgemein Geschichtliche der Capcolonie betrifft. Wir wollen nun zunächst eine geographische Uebersicht des ganzen Landes geben.

Unter Capland in der weitern Bedeutung versteht man die ganze afrikanische Südspitze, soweit sie im Norden von dem Orangefluß und dessen nördlichstem Hauptquellenstrom begrenzt wird. In dieser Begrenzung liegt ihr äußerster Nordpunkt unter 27° 30′ S. Br., wogegen ihr äußerster Südpunkt, Cap Agulhas, unter 34° 51′ S. Br. liegt. Ihr äußerster Westpunkt, die Orangenfluß-Mündung ins Atlantische Meer, liegt unter 16° 27′ östl. Länge von Greenwich, und ihr äußerster Ostpunkt, die Tukela-Mündung ins Indische Meer, unter 31° 33′ östl. Länge von Greenwich. Demnach würde sich das Capland im weiteren Sinne des Wortes durch 7 Breiten- und 15 Längengrade erstrecken. Das wären über 100 geog. Meilen in die Breite und mehr als 200 geogr. Meilen in die Länge gerechnet. Indeß kann die durchschnittliche Breite (von N. nach S.) nur zu höchstens 70, und die durchschnittliche Länge (von W. nach S.) zu nicht mehr als etwa 130 Meilen angenommen werden.

Der Orangefluß oder, wie er bei den holländisch redenden Bewohnern des Caplandes genannt wird, Orange-Rivier, ist nicht nur der bedeutendste Strom

des Caplandes, sondern gehört auch zu den größeren afrikanischen Strömen überhaupt. Die Eingeborenen nennen ihn Garip, was in der Hottentottensprache Wasser bedeutet. Er durchzieht Südafrika, die Nordgrenze des Caplandes bildend, in der Richtung von Ost nach West und ergießt sich unter 28° 38′ S. Br. und (wie schon oben bemerkt) unter 16° 27′ östl. Länge von Greenwich, in das Atlantische Meer. Seine Mündung ist in nördlicher Richtung etwa 75 Meilen von der Capstadt entfernt. Von dem Punkte an, wo seine Hauptquellenflüsse sich vereinigen und so den einzelnen Strom bilden, bis zum Meere beträgt die Stromlänge, vermöge der (übrigens nicht sehr starken) Krümmungen, an 120 Meilen. Der größte Hauptquellenfluß das Orange-Rivier ist der Nu Garip oder Schwarze Fluß (Zwarte Rivier der Cap-Colonisten), der wahrscheinlich wegen seiner dunklen Farbe und seiner schlammigen Beschaffenheit während der Regenzeit, wo er sehr bedeutend anzuschwellen pflegt, diesen Namen führt und von Süden her kommt. Der andere, von Nordosten herkommende Hauptquellenfluß des Orange-Rivier ist der Ky Garip oder Gelbe Fluß, obwohl die Cap-Colonisten ihn gewöhnlich Vaal-Rivier nennen. Beide Quellenflüsse vereinigen sich in der Nähe von Campbellsdorp an der capländischen Nordgrenze, unter 29° 7′ S. Br. und 24° 20′ östl. L. von Greenwich, und bilden so den Orangestrom, etwa in ähnlicher Weise, wie die Werra und Fulda die Weser bilden. Ihr Vereinigungspunkt liegt nördlich und 47 Meilen von Graaf Reynet (wovon weiterhin die Rede sein wird) und westlich und 90 Meilen von Port Natal (wovon weiterhin ebenfalls die Rede sein wird). Der Nu Garip oder Schwarze Fluß hat einen sehr langen Lauf und ist in der Regenzeit ein größtentheils prächtiger und tiefer Fluß von 3- bis 4000 Fuß Breite, der stellenweise jedoch bis zu 50 F. zusammengedrängt ist. In der Regenzeit überschwemmt er, wie der Nil Egyptens, seine Ränder weit und breit; und da die Ueberschwemmungen oft plötzlich eintreten, wird er häufig sehr gefährlich. In der trockenen Jahreszeit dagegen ist der ganze Nu Garip sehr seicht und selbst durchwatbar. Dies in Verbindung mit der Häufigkeit der in ihm auftretenden Felsen macht ihn für die Binnenschiffahrt völlig ungeeignet. — Was den Orangestrom selbst betrifft, so hat er beinahe schon gleich Anfangs oder doch da, wo die Reisenden auf ihrem Wege von der Capcolonie nach Lattaku die Ueberfahrt zu bewerkstelligen pflegen, die Breite des Rheins bei Düsseldorf, und in seinem untersten Laufe die von einer halben Meile, d. h. jedoch nur während der Regenzeit; denn in der trocknen Jahreszeit ist er nur etwa 1700 Fuß breit. Ueberhaupt ist dann seine Wassermenge so unbedeutend, daß er an den meisten Stellen durchwatet werden kann. Seine nur etwa 400 F. breite Mündung ist sogar meist noch durch eine Sandbank so geschlossen, daß während der trockenen Jahreszeit nicht einmal ein kleines Brot, geschweige ein Schiff hier einlaufen kann. Andererseits bewirken die in allen diesen Theilen des afrikanischen Festlandes oft plötzlich und mit allgemeiner Heftigkeit eintretenden Gewitterregen, dann ein Steigen des Stroms von 20 bis 30 Fuß über den gewöhnlichen Stand, worauf aber gewöhnlich eben so schnell ein Abfließen seiner Gewässer bis zu ihrem früheren geringen Niveau erfolgt.

Nach dem Orange-Rivier ist der ansehnlichste Strom des Caplandes der Große Fischfluß, der ostwärts von der bereits oben erwähnten Algoabai, an der Süd-

küste, ins Meer sich ergießt und den östlichen Theil der eigentlichen Capcolonie in der Richtung von Norden nach Süden oder Südosten durchströmt. Er ist jedoch nicht perennirend, indem er periodisch so austrocknet, daß sich dann in seinem Bette nur eine Kette von Pfuhlen findet, wogegen freilich in anderen Zeiten stürmische Fluthen von mehr als 70 Fuß Tiefe dasselbe erfüllen. Der Große Fischfluß entspringt in den hohen Schneebergen, nördlich und nur wenige Meilen von der Stadt Graaf-Reynet, und hat bei seinen unzähligen Krümmungen eine Stromlänge von mehr als 100 Meilen. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind der Kunap und Katrivier.

Der Elephantenfluß entspringt auf den Bokkevelbbergen, nordnordöstlich und 18 M. von der Capstadt, nimmt Anfangs eine entschieden nördliche Richtung, krümmt sich dann nach Westen herum und ergießt sich nördlich und 35 M. von der Capstadt ins Atlantische Meer. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind der Große Doorn und der Karru-Doorn oder Hantamfluß.

Südlich vom Elephantenfluß mündet ins Atlantische Meer der Große Bergfluß, und nördlich von jenem der ganz unbedeutende Kussie oder Sandfluß.

Die meisten übrigen erwähnenswerthen Ströme oder, besser gesagt, Küstenflüsse des Caplandes haben ihre Mündungen an der Südküste. Zunächst bei Port Beaufort (nordöstlich und 10 M. von dem oben erwähnten Cap Agulhas) mündet der, auf den Bokkevelbbergen entspringende Breede Rivier. Oestlich und 12 M. von Port Beaufort hat seine Mündung der Gauritzfluß, der im Innern durch die Vereinigung des auf den Nieuvevelbbergen entspringenden Gamka oder Großen Löwenflusses, des östlichen Elephantenflusses, des Tauw oder Tauflusses (der seine Quellen auf den Bokkevelbbergen hat) und mehrerer anderer Nebenflüsse gebildet wird. Der Gamtu oder Große Fluß, der seine Quellen auf den Schneebergen hat, durchströmt den Südküstendistrikt Uitenhage und ergießt sich östlich und 55 M. von Port Beaufort und westlich und 6 M. von der Algoabai ins Meer. In die Algoabai mündet der zwischen 50 und 60 Meilen lange und auf den Schneebergen entspringende Sontagsfluß. Der östlich und 9 M. von der Mündung des Sontagsflusses in das Meer sich ergießende Küstenfluß Bosjemans-Rivier ist unbedeutend. Auf diesen folgt weiter ostwärts der schon oben beschriebene Große Fischfluß und auf diesen der, die Grenze zwischen der eigentlichen Capcolonie und dem brittischen Kaffernlande bildende, übrigens nur als Küstenfluß zu betrachtende Keiskamma. Im brittischen Kaffernlande selbst ist der bemerkenswertheste Küstenfluß der Buffalo. Die Grenze zwischen dem brittischen und unabhängigen Kaffernlande bildet der Große Keifluß, die Grenze zwischen dem unabhängigen Kaffernlande und Natalien der Umzinkulu, und die Grenze Nataliens und damit zugleich die äußerste Nordostgrenze des Caplandes überhaupt bildet der Tagelafluß oder Tukela.

Das Capland steigt aus der Meerestiefe in mehreren, von Süden nach Norden auf einander folgenden Terrassen auf, an die sich längs dem ganzen Südküstenrande, vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zur Mündung des großen Keiflusses, eine unter dem Namen der Nadelbank den Seefahrern bekannte und durch ihre geringe Tiefe gefährliche submarine Terrasse anschließt, die bis zum 37. Grade südlicher Breite reicht und aus Sand und Muscheltrümmern besteht.

Die erste Landterrasse des Caplandes hat im Allgemeinen nur 2- bis 300 Fuß Meereshöhe, die im Osten bei Grahamstown sich jedoch allmälig bis 1000 Fuß steigert. Ihre Oberfläche ist in der Nähe des Orangeflusses, also im nordwestlichen Theil des Caplandes, außerordentlich wasserlos, sandig und dadurch ungemein dürr und menschenleer. Südlicher wird sie thoniger und könnte hier bei hinlänglicher Bewässerung einen ganz ergiebigen Culturboden abgeben. In der Nähe der Capstadt ist sie wieder sandig und nur mäßig fruchtbar; sie bildet hier die s. g. Capflächen. Am Südrande des Landes, besonders in dessen östlicherem Theile, wird endlich die Terrassenoberfläche abermals thonig und dadurch außerordentlich ertragsfähig. Ueberhaupt ist diese erste Landterrasse durch ihre Culturentwickelung und ihre Lage in der Nähe des Meeres bisher immer der wichtigste Theil des Caplandes gewesen. Uebrigens war selbst die Gegend in der Nähe des Orangeflusses in früheren Zeiten keineswegs so wasserlos, sandig und dürr, wie gegenwärtig. Ihre jetzt freilich spärlichen Bewohner wissen es noch aus der Sage ihrer Väter zu erzählen, daß vormals die Segnungen der Quellen, daß Bäche und Flüsse das warme Land durchströmten, daß die Wolken alljährlich ihren Regen über Thäler und Hügel ergossen und daß da, wo jetzt der nackte, weiße Kiesboden im Widerschein der hochstehenden Sonne das Auge blendet, ein Grün der Auen sich ausbreitete, in welchem zahlreiche Viehheerden ihre Weide fanden. Der Naturforscher, der durch diese dürren Steppen der Quarzgeschiebe oder des röthlichen Sandes hindurchzieht, kann die Beweise für die Wahrheit jener Aussagen noch am Boden auffinden. Da stehen die uralten Stöcke des südafrikanischen Milchholzes (Sideroxylon inerme), von einem Umfange, welcher bei dem langsamen Wachsthum dieses Baumes auf ein mehr als tausendjähriges Alter der vormals hier vorhandenen Stämme schließen läßt; und neben ihnen zeigen sich die Wurzeln oder Stumpfe vieler anderer Gewächse des Waldes, den der menschliche Unverstand durch Feuer und Schärfe der Aerte ausgerottet hat. Denn die Eingeborenen haben in den hier befindlichen Wäldern dermaßen gehauf't, daß nichts mehr davon übrig geblieben ist. Der Bau jeder ihrer zeltartigen Hütten, welche öfters nur einem kurzen Aufenthalte dienten, dann auf immer verlassen wurden, kostete einer vielfach größeren Zahl der schönsten jungen Stämme das Leben, als zum Bau nöthig gewesen wäre, und viel mehr als von dem gefällten Holze hinweggeschafft wurde, blieb nutzlos am Boden liegen; oder auch das Feuer, welches das Dornengebüsch verzehren sollte, ergriff die noch hin und wieder stehende Waldung. So ward ihr Land zur schattenlosen Einöde, die den Niederschlag des atmosphärischen Gewässers nicht begünstigen kann, sondern nur jenen des feinen Sandstaubes, der im Frühling oft Wochen und Monate lang den Himmel trübt.

Innerhalb der Ausdehnung der hier in Rede stehenden ersten Landterrasse steigt völlig isolirt und durch eine breite Ebene von den Gebirgen des Innern getrennt aus ihr noch das kleine felsige Gebirge auf, welches im Süden der Capstadt die, in der Richtung von N. nach S. 9 Meilen lange und 1½ M. breite zungenförmige Capische Halbinsel bildet und am nördlichsten Ende mit seinen drei höchsten Erhebungen, dem Tafel-, dem Löwen- und dem Teufelsberg von resp. 3582, 2760 und 3315 F. Höhe, eine Gruppe rund um die Capstadt formirt.

Nördlich und auch östlich von dem niedrigen Küstenreich erhebt sich dann durch-

schnittlich bis 3000 F. Meereshöhe und mit fast mauerförmig ansteigenden Wänden eine zweite Terrasse, stellenweise bekränzt an ihren oberen Rändern mit langen Höhenzügen, die am Südrande der Stufe den Namen der Großen Schwarzen Berge (Groote Zwarteberge) führen. Der stellenweise bis 12 Meilen breite Zug dieser zu 4000 bis 5000 Fuß hoch ansteigenden Berge läßt sich vom Großen Bergflusse im Westen (s. oben) bis zum Gamtu (s. oben) im Osten 60—70 Meilen weit verfolgen, worauf er anscheinend verflacht, möglicher Weise aber noch im Osten des Gamtu fortsetzt, indem einige ansehnliche Berge, wie der Kuruka oder Wintershoek mit dem dazu gehörenden 4000 F. hohen, weit sichtbaren und nördlich von der Stadt Uitenhage gelegenen Cockscombs-Pik, und die bis 2500 F. hohen Zuurebergen (Sauerberge) hier genau in der Verlängerung der Grooten Zwarteberge auftreten. So bilden die Letztern muthmaßlich einen weitern östlichen Bergkranz am Südrande der Terrasse bis in die Nähe der Stadt Grahamstown.

Beim Beginn der Großen Schwarzen Berge oder Grooten Zwarteberge im Westen zweigt sich sofort von ihnen eine zweite, etwas niedrigere, immer aber höchst majestätisch und pittoresk aufsteigende Bergkette ab von etwa 50 M. Länge und zuerst nach Südost divergirend, dann aber mit der Terrassenwand parallel laufend. Sie führt anfänglich den Namen der Kleinen Schwarzen Berge (Kleene Zwarteberge) oder Zwellendammerberge, und weiterhin den der Outniquaberge, steigt in einzelnen Gipfeln bis 4800 Fuß auf und wird von den Großen Schwarzen Bergen durch eine, nur wenige Meilen breite und nicht mehr als wenige hundert Fuß höher als die Küstenstufe liegende Hochebene geschieden. Diese Hochebene führt in ihrem westlicheren Theile bis zum Gauritsfluß (s. oben) den Namen Kannaland, von da aber ostwärts den der Longekloof, und hier als ein höchst ausgezeichnetes, etwa 40 Meilen langes Thal zwischen verschiedenen kleineren Longitudinalketten in der Richtung von W. nach O. fortlaufend. Gegen Norden zu verflacht sich der mauerförmig aufsteigende westliche Rand der zweiten Terrasse allmälig, bis er zuletzt bei der Annäherung an den Orangefluß gänzlich verschwindet. Mehr nach Süden zu sondert sich bei der Stadt Worcester (ostnordöstlich und 14 M. von der Capstadt) von dem hier noch ansehnlich hohen Raude der zweiten Terrasse ein nach Westen vorspringender, etwa 2300 F. hoher Bergstock, Wintershoek genannt, ab, der eine (unter dem Namen der Drakensteiner und Stellenboscherberge, dann des Gebirges von Hottentotts-Holland bekannte) lange Vorkette bis zum südlichen Meeresraude entsendet, wo sie mit den beiden Vorgebirgen Hangklip (auch Falsches Cap genannt und östlich und 5 M. vom Vorgebirge der guten Hoffnung gelegen) und Mubge (östlich und 5½ M. vom falschen Cap) schroff abbricht. Ein anderer Ast (die Carbouwberge) geht von dem Wintershoek in entgegengesetzter Richtung nach Norden und verflacht sich in der Küstenstufe zunächst dem westlichen Elephantenflusse (s. oben). Noch weiter im Norden, unter 30° S. Br. und etwa 10 M. vom (Atlantischen) Meere, steigt endlich aus der Küstenstufe bis 5500 F. Höhe ein, den Namen Kamies (bedeutet Berg in der Hottentottensprache) führender Bergstock auf, der muthmaßlich sich auch im Osten an die Mauer der zweiten Terrasse anschließt. Enge spaltenähnliche und ungeheuer tiefe Transversalthäler durchbrechen die Vorketten und machen den Zugang zu dem Fuße der hohen Binnenterrasse

durch diese Vorketten und damit zugleich auch den Abfluß der auf der Terrasse gesammelten Gewässer nach der Küstenstufe möglich. Einschnitte solcher Art führen schon bei den Bewohnern des Caplandes den sehr bezeichnenden Namen der Kloofs (Klüfte). Mehrere derselben sind erst in neuerer Zeit durch die Fürsorge einiger Landesgouverneure mit großen Anstrengungen und Kosten in gute Landstraßen umgeschaffen worden: z. B. der furchtbare Paß über das Hottentotts-Hollandgebirge, der die Verbindung der Capstadt mit den östlichen Theilen des Caplandes allein möglich macht; der Sir Lowryspaß, der Fransche Hoekpaß und der Paß in der fürchterlichen Attaquaskloof, wodurch eine Communication von der Mosselbai (ostnordöstlich und 30 M. von dem oben erwähnten Cap Agulhas) durch die südliche Vorkette nach dem Innern eröffnet worden ist. Die meisten dieser Kloofs waren früher für Wagen völlig unpraktikabel, und selbst die, welche mit Wagen passirbar waren, gestatteten die Passage nur mit der größten Anstrengung und Gefahr. Die zweite Terrasse ist eine 15 bis 20 Meilen breite und 60 bis 80 Meilen lange Ebene von etwa 1500 Q. M. Oberfläche, woraus isolirt einzelne Berge mit flachen, tafelförmigen, mehrere hundert Fuß hohen Gipfeln aufsteigen. An ihrem Westrande erhebt sich diese Stufe bis 5000 Fuß über den Meeresspiegel, während ihre Hauptmasse nur etwa 3000 Fuß hoch sein dürfte. Dieser hohe Westrand führt den Namen der Ceder- und Bokkeveldberge, und auf ihrer Westseite und in unmittelbarer Nähe hält sich parallel mit ihnen der obere Lauf des Breede Rivier (s. oben). Die südlichen Berge, welche den Spezialnamen Warme Bokkeveldberge (die nördlicheren heißen insbesondere die Kalten Bokkeveldberge, und auf sie folgen weiter nördlich die Cederberge) führen, liegen demnach durchschnittlich nur etwa 15 Meilen in östlicher Richtung von der Capstadt entfernt.

Die Oberfläche der zweiten Terrasse besteht vornehmlich aus einem rothen oder rothbraunen, stark eisenhaltigen mit Sand gemengten Thon, welcher während der trockenen Jahreszeit so hart wie gebrannter Ziegelthon wird und deßhalb von den Hottentotten in ihrer Sprache den Namen Karru (d. h. hart) erhalten hat, ein Name, der nun vorzugsweise auch der ganzen Stufe zur Bezeichnung gegeben wird und den man ähnlichen Thonflächen in anderen Theilen des Caplandes ebenfalls beilegt. Das völlige Verschwinden aller Vegetation auf der zweiten Terrasse (mit Ausnahme einiger grüner Säume von Akazien längs den Betten ausgetrockneter Regenbäche) in der warmen Jahreszeit gibt diesem Landstriche Monate hindurch ein höchst trauriges Ansehen, wie denn andererseits das völlige Versiegen aller fließenden Gewässer und Quellen ihn dann sogar auch ganz unpassirbar macht. Dagegen während der Regenzeit ändert sich plötzlich die Scene wie durch einen Zauberschlag, und die öde dürre Karru verwandelt sich binnen wenigen Wochen in eine Blumen- und Grasflur voll von saftigen und alkalireichen Gewächsen, die von den zunächst den oberen Rändern der innersten dritten Stufe wohnenden und nach Eintritt der Regenzeit herabsteigenden Familien als vortreffliches Weideland benutzt wird, in welchem sie, so lange die üppige Vegetation dauert, nomadisirend umherziehen. An den wenigen Punkten, wo die Karru beständig fließende Quellen hat, haben sich lachende Oasen mit seßhafter Bevölkerung, Ackerfeldern, üppigen Orangehainen und Weingärten gebildet; und überhaupt findet nur hier und an einzelnen, weit von einander liegenden, ähnlich begünstigten Stellen Bodencultur in der Karru statt.

Dörfer fehlen daher in der Karru gänzlich und nur an ihrem Nordrande und an den Quellen des Großen Löwenflusses (s. oben) ist aus administrativen Gründen das Städtchen Beaufort, Hauptort des gleichnamigen Distrikts, angelegt worden, dessen an nur zwei Quellen gebundene Existenz natürlich nie einer großen Entwickelung fähig ist.

Oestlich vom Sontagsflusse (s. oben) erhebt sich plötzlich in der unmittelbaren Fortsetzung der Karru eine, über diese bis zu 1500 Fuß sich erhebende ansehnliche und dicht bewaldete Bergkette, welche oberhalb des Ortes Somerset (nördlich und 14 M. von der Sontagsfluß-Mündung) den Namen Boschberg führt, in ihrer Weitererstreckung aber in den beiden Winterbergen bis 6000 Fuß über den Meeresspiegel aufsteigt, einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt ist, dann unter den Namen der Katberge (Katzenberge) einen großen Bogen nach Südost macht und hier im Luberi- oder Gaikakopf am höchsten ansteigt, und endlich in eine entschieden südliche Richtung übergeht, womit sie theils in dem, durch die Vereinigung des Keiskamma- und Tschumieflusses gebildeten Winkel, theils östlich vom Tschumie in dem mächtigen und wilden Amatolagebirge (im brittischen Kafferlande) zu endigen scheint. Durch das Auftreten dieser Gebirgsmassen, die einen großen Theil des östlichen Caplandes erfüllen, verringert sich die Breite der Karru in der Richtung von N. nach S. bedeutend, und gleichzeitig gewinnt die Karru hier ein ungemein reicheres Ansehen, indem die zu ihr gehörenden Landstriche Cambebo, Tarka und Bruyntjeshoogte stets durch ihre höchst üppigen Grasfluren bekannt waren. Nördlich von dem Boschberge und den Winterbergen setzt aber die Karru noch bis zu der östlichsten Grenze des Caplandes ununterbrochen fort, indem die seit 1847 der Colonie einverleibten grasreichen Hochebenen des Amatemba-Kafferlandes nach allen ihren Beziehungen ganz das Gepräge der Karru der alten Capeolonie besitzen.

Noch tiefer im Innern erhebt sich endlich eine dritte Terrasse, nämlich die Garip-Terrasse (nach dem Garip oder Orangefluß so benannt), wiederum mit fast mauerartig aufsteigenden Rändern bis 5- und 6000 Fuß über dem Meeresspiegel. Sie bildet muthmaßlich den südlichsten Ausläufer des unermeßlichen südafrikanischen Binnenplateau's. Von der 2- bis 3000 Fuß tiefer liegenden Karru gesehen, erscheinen die steilen, sehr schwer ersteiglichen Wände dieser Terrasse eigentlichen Hochgebirgen ganz ähnlich; und da, wo sie die Richtung von N. nach S. haben (d. h. nordnordöstlich und nordöstlich und zwischen 50 und 40 M. von der Capstadt), nennt man sie das Roggevelds-Gebirge, wo sich aber die Oberfläche der Stufe als eine unermeßliche Ebene, mit einer nur sehr geringen Neigung nach Norden gegen die Vertiefung des Garip- oder Orangestromlaufes ausbreitet. Da wo sie die Richtung nach Osten nehmen, nennt man sie zunächst die Nieuwevelds-Berge, dann die Winter- und Schneeberge; ihre Erhebung über dem Meeresspiegel ist hier merklich höher, als die Terrasse selbst, indem sie zu einer eigenen longitudinalen Gebirgskette werden, welcher die ungemein strenge winterliche Kälte und die häufige Schneebedeckung theilweise den Namen der Winter- und Schneeberge verschafft hat, wie denn auch wirklich nirgends sonst im Caplande Kälte und Schnee in dem Grade vorkommen, wie hier. Aeltere Schätzungen geben den Nieuwevelds-Bergen schon eine absolute Höhe von 10,000 Fuß; und neuere auf direkte Messungen gegründete Angaben setzen die Erhebung des, durch eine spitze

Felspyramide auf seinem Gipfel höchst eigenthümlich gestalteten Compaßberges, eines der südöstlichsten Ausläufer der Schneeberge und nördlich und 6 M. von der Stadt Graf-Reynet gelegen, zu 10,250 engl. Fuß über der Meeresfläche, so daß dieser Berg unzweifelhaft einer der höchsten, wo nicht der höchste des Caplandes ist. Noch weiter gegen Nordost, da wo die Landschaften Cambebo, Bruyntjeshoogte und Tarka die Verlängerung der Karru bilden, grenzen gegen dieselben ebenfalls mauerförmig steile Ränder der Garipstufe, welche mit den unter den Namen Rhinoster- (Rhinozeros-), Zuure- und Stormberge bekannten longitudinalen Gebirgsketten gekrönt sind. Im äußersten Osten wird endlich noch die Garipstufe durch die, 3000 F. hoch über dieselbe aufsteigende Kette der Quathlamba- oder Inkalaberge, der Draken- oder Witteberge, eine nördliche Fortsetzung der Stormberge, begrenzt. Die Oberfläche des zum Caplande im engern Sinn gehörenden Theils der Garip-Terrasse ist sowohl gegen den Garip oder Orangestrom, als auch gegen Westen nach dem Atlantischen Meere zu geneigt, zugleich ungemein einförmig und besteht fast durchgehends aus unermeßlichen Ebenen, die sich ununterbrochen nach Norden bis zum Garip oder Orangestrom, und im Osten bis zum Fuß des Quathlamba erstrecken. Nur einzelne Bergreihen, jedoch zahlreichere isolirte Berge, erheben sich aus diesen Ebenen. Mehrere derselben, wie die hohen und steilen nackten Tafelberge von Thaba Unchu (d. h. Schwarzberg) und Thaba Patsoa, sowie der Thaba Thelepik bei Morischa im Osten der Cap-Colonie, können als Ausläufer des Quathlamba betrachtet werden. Aber noch höher möchten wohl die Karriberge südlich vom mittleren Laufe des Orangestroms sein, die mit ihren ebenfalls tafelförmigen und 800 bis 1000 Fuß über ihre Umgebung aufsteigenden Gipfeln mit die höchsten Erhebungen in der Garipstufe zu bilden scheinen. Wenige Flüsse nur, die erfahrungsmäßig immer wasserärmer werden und schon den größten Theil des Jahres hindurch völlig trocken sind, beleben hin und wieder diese Hochebene, welche stellenweise, wie zwischen den beiden Hauptquellenflüssen des Orangestroms, durch ihren thonigen Boden den Charakter der baumlosen Savannen Nordamerika's besitzt, größtentheils aber und besonders nach dem untern Orange-Rivier zu, wo der Boden außerordentlich sandig wird, einer der ödesten, dürrsten, wasserlosesten und menschenleersten Distrikte der Erde ist, wo nur Strauße, vereinzelte Antilopen und Löwen zu existiren vermögen, viele Tagereisen weit zuweilen kein Baum, kein Tropfen Wasser und selbst nicht ein Grashalm zu finden ist, und Luftspiegelungen, ganz wie in den öden Wüsten Nordafrika's, gar nicht selten sind.

Obwohl aus der obigen ganzen Darstellung sich ergibt, daß im größten Theile des Caplandes nicht nur eine große Einförmigkeit der Bodenbeschaffenheit, sondern auch während der trockenen Jahreszeit eine außerordentliche Dürre und Wasserarmuth herrscht, ist bennoch die dortige Flora ungemein reich und mannigfaltig, und zwar in dem Grade, daß sogar innerhalb der alten Grenzen des Caplandes an 12,000 Pflanzenarten gefunden werden. Freilich sind darunter auch viele Gewächse mit vielfacher Theilung und Kleinheit ihrer Blätter und mit haariger oder filziger Bedeckung ihrer Theile, wodurch sie allerdings geschickt gemacht sind, in einer sehr trockenen Atmosphäre zu leben. Große Wälder fehlen freilich, wie wir gesehen haben, dem größten Theil des Caplandes ganz, und in den Karru-Gegenden gibt es sogar manche erwachsene Männer, die nie einen

Baum gesehen haben. Nur an den tiefsten Stellen mancher Thäler, in engen Gebirgsschluchten und anderen begünstigten Lokalitäten, wo eine immerwährende Feuchtigkeit vorhanden ist und die Sonne ihre ausdörrende Kraft nicht auszuüben vermag, hat sich eine Art von Waldvegetation entwickelt, wie es namentlich in dem, auf seiner Oberfläche sonst völlig waldlosen, ehemals freien Gebiet der Amatemba-Kaffern der Fall ist. Uebrigens gibt es auch hin und wieder förmliche Wälder, wie z. B. die Staatswaldungen im Distrikt George der West- und im Distrikt Uitenhage der Ostprovinz; sodann entlang des Großen Fischflusses, auf dem Abhange des Quathlamba und auf dem Basaltboden der Bosch-, Kaga-, Kat-, Amatola- und östlichen Winterberge. Die Thalschluchten der Cederberge im Osten waren ebenfalls einst mit ausgezeichneten, durch die fortschreitende Cultur aber jetzt fast ganz verschwundenen Cedernbäumen erfüllt, wonach die Gebirgskette ihren Namen erhalten hatte. Graswuchs nach Art des europäischen findet sich vorzugsweise nur auf den Hügelzügen in den Distrikten Uitenhage, Albany und Victoria der Ostprovinz. Dagegen gibt es um so zahlreichere Grasflächen und Weidedistrikte mit einheimischen Grasarten und anderen, dem Caplande eigenthümlichen Pflanzen; und oben ist bereits erwähnt, daß die nach dem Beginn der Regenzeit die Bodenoberfläche der Karru bedeckenden alcalireichen Gewächse und Pflanzen mit saftigen Blättern den hier dann weidenden Viehheerden eine vortreffliche Nahrung darbieten. Das von dem Nu Garip und dem Key Garip (s. oben) eingeschlossene Gebiet des Orange-Rivier besteht fast nur aus ungeheuren grasreichen Ebenen, und das Gras ist hier stellenweise so hoch, daß man nur die Köpfe der Ochsen daraus hervorragen sieht. Seit der Ansiedelung der Europäer hat die Vegetation der Küstenstufe ungemein zugenommen, indem sich hier jetzt die Gewächse aller Zonen in gleichem Gedeihen finden, alle Getreide- und Fruchtarten Europa's von Gibraltar bis St. Petersburg gebaut werden und Kartoffelfelder dicht neben arabischen Gewächsen (z. B. Dattelpalmen und Kaffeebäumen), neben tropisch amerikanischen, neben der Baumwoll- und der chinesischen Theestaude gedeihen, und mannigfache Arten europäischer Fruchtbäume, z. B. Aepfel-, Birnen-, Kirschen-, Maulbeer-, Wallnuß-, Orangen- und Citronenbäume zugleich mit dem Weinstock zur ausgezeichnetsten Vollkommenheit gelangen. Der Ackerbau liefert vorzugsweise Weizen, der dem besten englischen im Gewichte gleich ist. Es ist dazu besonders der rothe thonige Karrugrund tauglich, worauf, wenn er gut bewässert ist, das beste Produkt dieser Art mit 70- bis 100fältigem Ertrage wächst, ohne daß die mindeste Düngung dazu nöthig wäre. Weinbau gehört ebenfalls zu den einträglichsten Betriebzweigen. Außer den Weinbergen von Groß-, Klein- und Hoch-Constantia im Capdistrikt zeichnen sich noch die Cantons Groß- und Klein-Drakenstein, Fransche Hoek und Wellingtons-Valley im Distrikt Stellenbosch durch ihre, dem besten Portwein an Güte nicht nachstehenden Erzeugnisse aus. Im Osten hat der Wein nur sehr geringe Güte, doch haben neuere Versuche gute Resultate geliefert. Im Ganzen wird sehr viel Wein gewonnen, von einzelnen Weinbauern zu Paarl und Drakenstein 240- bis 400,000 Flaschen im Jahr. Entfernter von der Küste wird jedoch der Wein wegen der hohen Transportkosten meist zu Branntwein verbraunt. In den Weindistrikten liefert der Acre Land 5 Pipen, mit einem Durchschnittswerthe von 27 Rthlr. die Pipe.

Von den auf dem afrikanischen Festlande einheimischen wilden Thieren sind die

Elephanten jetzt fast gänzlich aus dem eigentlichen Caplande verschwunden und haben sich nur noch einzeln in den dichten Wäldern am Großen Fischflusse (wo noch vor zwanzig Jahren Heerden von 50 und mehr Elephanten herumstreiften) und längs der Küste der Distrikte Albany und St. George erhalten. Dagegen sind sie in Natalien noch sehr zahlreich, und dort trifft man auch häufig das zweihörnige Rhinozeros an, welches im eigentlichen Caplande schon selten geworden ist. Flußpferde, die früher im Caplande ungemein häufig vorkamen, sind jetzt hier fast nur noch im Orangestrom anzutreffen. Wilde Büffel sind im Dickicht des Großen Fischflusses häufig, gefleckte Hyänen überhaupt noch zahlreich, Panther und Strauße am häufigsten in den innersten Hochebenen, wo es auch noch Löwen gibt, die sonst aus den übrigen Gegenden des Landes schon fast ganz verdrängt worden sind. Quaggas und Zebras kommen auf den Hochebenen heerdenweise vor, und von den 70 bekannten Antilopenarten besitzt das Capland allein gegen 30. Die europäischen Hausthiere, die schon in der ersten Zeit der Colonisation des Landes hierher gebracht wurden, haben sich zum Theil hier sehr veredelt, was namentlich von dem Rindvieh gilt, welches im Caplande ausgezeichnet ist. In den letzten Jahren hat auch die feinere Schafzucht und Wollproduktion in den Küstenstrichen, besonders in den Distrikten Zwellendam und Albany, durch die Einführung sächsischer Merinos eine außerordentliche Entwickelung gewonnen, wogegen es früher hier nur haarige Schafe mit 14 Pfund schweren Fettschwänzen, doch mit vorzüglichem Fleische, gab. Auch wird jetzt eine ausgedehnte Maulesel- und Pferdezucht betrieben, und die capländischen Pferde, welche groß und außerordentlich ausdauernd sind, werden stark nach Indien ausgeführt.

Die Capcolonie hatte zur Zeit, als sie von der niederländischen Regierung an die brittische abgetreten wurde, eine weit geringere Ausdehnung als jetzt. Im Norden bildeten die Nieuweveld- und Roggeveldberge die Grenze, und im Osten trennte der Große Fischfluß sie vom Kaffernlande. Sie dehnte sich ungefähr 128 Meilen in die Länge und 70 Meilen in die Breite aus, begriff nur den Capdistrikt und die Distrikte Stellenbosch, Zwellendam und Graaf Reynet, und hatte höchstens 60,000 Einwohner, nämlich etwa 22,000 Europäer und 38,000 Hottentotten.

Gegenwärtig aber ist die Colonie im engeren Sinn allein fast so groß, wie ganz Frankreich, denn sie nimmt einen Flächenraum von 190,000 englischen oder 8978 deutschen Quadratmeilen ein, und ihre Bevölkerung war im J. 1852 auf 226,000 E., worunter 106,000 Europäer (nämlich 77,000 holl. und 29,000 britt. Abkunft, sobann 120,000 Hottentotten und Malaien), gestiegen.

Denn es ist ein Unterschied zu machen zwischen der eigentlichen Capcolonie oder dem Caplande im politischen und engeren Sinne, und dem Caplande in der weitern Bedeutung des Wortes. Jene, oder die eigentliche Capcolonie ist in europäischer Weise förmlich organisirt und begreift in administrativer Hinsicht zwei Provinzen, eine West- und eine Ostprovinz, die wiederum in Distrikte zerfallen, welche, soweit deren zur Zeit der niederländischen Herrschaft vorhanden waren, Landdrosteien genannt wurden.

Wir wollen uns zunächst mit der eigentlichen **Capcolonie** etwas näher beschäftigen.

Die Westprovinz dieser eigentlichen Capcolonie umfaßt, außer der Capstadt, 7 Distrikte, reicht vom Atlantischen Meere im Westen bis zum Gamtusfluß (s. oben) im Osten, und begriff vor 1847, nämlich vor der Ausdehnung der Colonie nordwärts bis zum Orangestrom, fast genau den Umfang, den die Colonie zur Zeit ihrer Abtretung an die Britten hatte. Sie ist deßhalb auch vorzugsweise von Weißen holländischer Abkunft bewohnt. Sie enthält die Capstadt, welche an der Tafelbai, nördlich und $6\frac{1}{2}$ M. von dem berühmten Cap oder Vorgebirge der guten Hoffnung, liegt, ganz auf europäische Art gebaut und eingerichtet ist, und deren Bevölkerung sich im J. 1847 auf 22,543 E. belief. Die 7 Distrikte, welche die Westprovinz enthält, sind: 1. Der Capdistrikt, der sich als schmaler Landstrich von nur $7\frac{1}{2}$ M. Breite von der St. Helena-Bai im Norden bis zum Cap der guten Hoffnung hinabzieht, demnach auch die mit diesem Cap endigende, bereits oben erwähnte Halbinsel begreift. Im nördlicheren Theil ist der Boden meist sandig und wasserarm, doch im Ganzen keineswegs unfruchtbar, vielmehr hat dieser Distrikt immer als Kornmagazin der Colonie gegolten, ist berühmt durch seinen Weinbau, besonders durch den in Groß-, Klein- und Hoch-Constantia, und außerdem wird hier starke Rindvieh- und Schaafzucht betrieben. Rondebosch, Wynberg, Plumstead und Green Point sind reizend gelegene, blühende Dörfer, mit zahlreichen Landsitzen der reichen Capstadtbewohner und ein Lieblingsaufenthalt von Leidenden aus Indien. Simonstown liegt auf der eben genannten Capschen Halbinsel und an der, mit der Falschen Bai zusammenhängenden Simonsbai; ihr vorzüglicher Hafen dient als Station für die brittische Eskadre am Cap. Groenekloof ist eine Herrnhuterstation mit etwa 1000 E. — 2. Der Distrikt Stellenbosch, einer der kleinsten, aber bevölkertsten Distrikte, liegt an der Ostseite des Capdistrikts. Er hat einen gut bewässerten und sehr fruchtbaren Boden und ist berühmt durch seine starke Orangencultur, wie auch durch Weinbau. Der Hauptort Stellenbosch, in sehr reizender, von Bergen umschlossener Lage und durch eine Chaussee mit der 5 M. entfernten Capstadt verbunden, ist schön und regelmäßig gebaut und hat über 2200 E. Paarl ist ein, fast eben so stark, wie Stellenbosch, bevölkertes Dorf mit ausgezeichnetem Weinbau. — 3. Der Distrikt Worcester, an der Ostseite des Stellenbosch-distriktes, im Süden von dem Zwellendam- und im Norden von dem Clanwilliam-Distrikte begrenzt, nimmt zwar einen Flächenraum von beinahe 1000 Q. M. ein, ist jedoch nur sehr dünn bevölkert; wenigstens zählte er im J. 1847 nur etwa 8100 E. Dies rührt von der Unergiebigkeit seines Bodens her. Denn wenn auch ein nicht unbeträchtlicher Theil gut bewässert und daher fruchtbar ist, so gehört doch eine sehr große Strecke zur zweiten und, wie das Roggeveld, sogar schon zur dritten Terrasse (s. oben), und ist wasserarm, obwohl zur Regenzeit als gute Rindvieh- und Schafweide nutzbar. Im Kleinen Bokkeveld, einer von Bergen umschlossenen Abzweigung der Karru, gedeihen die besten Birnen, Kirschen und Aepfel und der beste Weizen des Caplandes nebst gutem Wein. Der Hauptort Worcester, mit 1500 E., liegt am Breede-Rivier (s. oben), ostnordöstlich und 14 M. von der Capstadt. Brandvalley ist ein kleines Thal mit heißen Mineralquellen von ausgezeichneter Heilkraft. — 4. Der Distrikt Clanwilliam, der größte und nordwestlichste der Capcolonie, an der Nordseite des Cap-, Stellenbosch- und Worcester-Distrikts, im Westen vom Atlantischen

Meere, im Norden von dem Orangestrom begrenzt, und ostwärts bis zu den Karribergen oder bis auf die Höhe der dritten Terrasse fortziehend. Der vorherrschend sandige Boden ist durch den allgemeinen Mangel an Quellen sehr dürr und unfruchtbar. Besonders ist dies der Fall im ehemaligen Gebiet der Klein-Nama und des Buschmanenlandes, wo es auch einen großen, aber meist trockenen Salzsee gibt. Doch zeigen sich an mehreren Stellen des auf der Oberfläche äußerst dürren und pflanzenlosen Küstenstrichs unterirdische Wasseransammlungen, und an der Voltasbai gelingt es zu jeder Jahreszeit, durch Graben im Sande frisches Trinkwasser zu erlangen. In dem ganzen Küstenstrich zwischen dem Kuffie (s. oben) und dem untern Garip (Orangestrom) gibt es nur drei bewohnte Stellen. Blos der durch ausgedehnte Ueberschwemmungen des Elephantenflusses (s. oben) in seinem untern Laufe bewässerte Thonboden ist ausgezeichnet fruchtbar und gestattet seßhafte Lebensweise. Rindvieh- und in neuerer Zeit Schafzucht ist die Hauptbeschäftigung der meist nomadisireuden Bevölkerung des Distrikts. Zugleich werden hier in dem hoch und kalt gelegenen Canton Hantam viele große und starke Pferde gezogen. Außerdem wird namentlich ziemlich viel Tabak producirt, auch etwas Wein und Branntwein gewonnen. Der Hauptort Clanwilliam liegt in einem Thale des Elephantenflusses, nördlich (etwas nach Osten hin) und 32 M. von der Capstadt. Im J. 1847 waren hier erst 25 Häuser. Wupperthal, eine blühende Station der rheinischen Missionsgesellschaft, in einem sehr tiefen, aber höchst romantischen Thal der Cedernberge. Am ganz entgegengesetzten Ende des Distrikts, nämlich am Elephantenflusse, zugleich in einer äußerst fruchtbaren Gegend, befindet sich eine andere Station der genannten Gesellschaft, Ebenezer genannt. Auch haben die rheinischen Missionäre bei den Klein-Nama die Station Kokfountain. Die Methodisten haben eine, auf dem Khamies 4000 F. hoch gelegene Station, Lilyfountain genannt. — 5. Der Distrikt Zwellendam erstreckt sich von der Falschen Bai längs der Südküste bis zum Gauritzflusse (s. oben), und ist im Norden hauptsächlich von dem Worcester-Distritte begrenzt. Er zählte 1847 nur wenig über 20,000 E., die aber meist wohlhabend sind und starke Rindvieh-, Maulesel-, Schaf- und Pferdezucht treiben. Der Hauptort Zwellendam oder Swellendam, in obstreicher Gegend, östlich und 23 M. von der Capstadt, hat 1200 E. Caledon, ein rasch aufblühendes Städtchen, hat in seiner Nähe eine stahlhaltige Mineralquelle, die besonders häufig und mit ausgezeichnetem Erfolge von Kranken aus Indien benutzt wird. Die blühende Herrnhuter-Colonie Gnadenthal liegt auf dem Wege von Zwellendam nach der Capstadt, östlich und 14 M. von Letzterer, und hat eine Messerfabrik und über 2000 E., von denen die Mehrzahl aus Hottentotten besteht, die zum Christenthume bekehrt sind. Port Beaufort, an der Mündung des Breede-Rivier; treibt ansehnlichen Küstenhandel. — 6. Der Distrikt George, an der Ostseite des vorigen und längs der Südküste bis zum Gamtu (s. oben) sich erstreckend, wird in seiner ganzen Länge von den waldreichen und überaus romantischen Auteniquabergen durchzogen und daraus viel Bau- und Brennholz nach der Capstadt versandt. Der unter diesen Umständen gut bewässerte Boden ist sehr fruchtbar. Ueberhaupt gilt dieser Distrikt für das Paradies der Colonie, nur steht seine Bodenkultur damit nicht in gleichem Verhältnisse, und zudem ist der Distrikt schwer zugänglich von der Seeseite, da die Auteniquaberge an vielen Stellen bis unmittelbar an die Küste treten. Rind- und Schafzucht bildet

die Hauptbeschäftigung der Einwohner, deren Zahl 1847 auf 11,600 sich belief. Der Hauptort Georgetown oder George liegt in der Nähe der Südküste, östlich und 25 M. von Zwellendam, und hat 1400 E. Ostwärts von hier befinden sich, in dem waldreichen Küstenstrich Zitzikamma, Niederlassungen von Fingu-Kaffern. In den, längs der Nordgrenze des Distrikts sich hinziehenden Zwartebergen ist die prachtvolle Stalaktitenhöhle Cango. — 7. Der Distrikt Beaufort, nördlich von den Zwartebergen und demnach auch von dem Georgedistrikt, und durch die Karru bis auf die (oben beschriebene) dritte Terrasse reichend. Er ist ganz wald- und fast durchaus quellenlos, sein Boden demnach sehr düre, und zählte 1847 (außer einer etwa 1500 Köpfe starken Colonie eingewanderter Amakosa-Kaffern an den Karribergen) wenig über 6200 Bewohner, welche meist eine nomadisirende Lebensweise führen und, vermöge der in der Regenzeit sich darbietenden vortrefflichen Viehweiden, starke Vieh-, besonders Schafzucht treiben, auch eine äußerst feine Wolle in den Handel liefern. Der Hauptort Beaufort liegt in der Karru, am Fuße der dritten Terrasse, und hat 600 E., welche einen ausgedehnten Handel treiben.

Die Ostprovinz der eigentlichen Capcolonie (s. oben) zerfällt in 8 Distrikte, hat im Westen den Gamtu und im Osten den Keiskamma (s. oben) zur Grenze und begreift die besonders erst seit der brittischen Besitznahme cultivirten oder ganz neu erworbenen Theile des Caplandes. 1. Der Distrikt Uitenhage ist ein, im Westen vom Gamtu begrenzter, hauptsächlich an der Algoabai (s. oben) gelegener und ostwärts bis zum Bosjemans-Rivier (s. oben) sich erstreckender Südküstenstrich mit gut bewässertem Boden und längs der Küste mit Hügeln, die für die Schafzucht ausnehmend sich eignen. Tiefer im Innern liegt die rauhe, aber waldreiche Kette der Zuurebergе mit dem Cockscomb, einer den Seefahrern wohlbekannten Landmarke. Der Hauptort Uitenhage oder Ujtenhage liegt an dem (in die Algoabai mündenden) Zwartekop-Rivier und am Fuße des Wintershoek, östlich und 85 M. von der Capstadt, hat 400 gut gebaute Häuser und über 2000 E., und ist ein durch seine Lage wichtiger Handelsplatz. Port Elizabeth, an der Algoabai und nur wenige Meilen von Ujtenhage entfernt, ist eine erst in neuerer Zeit angelegte, aber ungemein rasch aufblühende Seehandelsstadt, wo sich der Aus- und Einfuhrhandel für die östlichen Distrikte und das Innere concentrirt, und welche schon 1847 Waaren zum Werthe von 320,979 Pf. St. aus- und zu dem von 209,623 Pf. St. einführte. Damals zählte sie 5000 E. Bethelsdorp und Clarkson sind Herrnhuter-Colonien. Von den an der Küste liegenden Vogelinseln wird viel Guano nach Europa ausgeführt. — 2. Der Distrikt Albany ist ebenfalls ein Küstendistrikt, an der Ostseite des vorigen liegend und bis zum Großen Fischflusse (s. oben) sich erstreckend. Er ist wichtig durch seine aufblühende Bodencultur, seine ausgezeichnete Schafzucht und seinen lebhaften Handelsverkehr sowohl mit dem Kaffernlande wie mit dem nördlichsten Innern. Der Hauptort Grahamstown liegt am Kowiefluß, ostnordöstlich und 15 M. von Ujtenhage, ist der Sitz des brittischen Untergouverneurs der Capcolonie und des Truppenbefehlshabers für die an der Ostgrenze aufgestellte Militärmacht, und hat über 7000 E. Sein Seehafenplatz ist Port Francis, an der Mündung des Kowieflusses. Bathurst ist ein schönes Dorf in ungemein reizender Lage. — 3. Der Distrikt Graaf Reynet liegt an der Nordseite des

Uitenhagedistrikts und erstreckt sich nordwärts bis zum Nu Garip (s. oben) hinauf. Er enthält ausgedehnte und durch zahlreiche Antilopenheerden belebte Ebenen, und seine Bewohner treiben eine sehr bedeutende Viehzucht und versehen die Capstadt mit Schlachtvieh, Talg und Seife. Der gut gebaute Hauptort Graaf Reynet liegt am Fuße der Schneeberge, nördlich und 25 M. von Ujtenhage, und hat über 2500 E. — 4. Der Distrikt Somerset, an der Nordostgrenze des Uitenhage- und an der Nordseite des Albanydistrikts, ist meist wiesenreich und in dem Thale des ihn ganz durchströmenden Großen Fischflusses ungemein fruchtbar. Ein anderer Theil ist sehr bergig, höchst pittoresk und, wie am hohen Kaga- und Boschberge, mit dichten Waldungen bedeckt. Rindvieh- und Schafzucht bildet, mit etwas Ackerbau, die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Der Hauptort Somerset, in schöner Lage am Fuße des Boschberges, nordnordöstlich und 15 M. von Ujtenhage, hat zwar nicht viel über 600 E., blüht aber rasch auf. — 5. Der Distrikt Cradock, an der Nordostseite des Somerset- und an der Ostseite des Graafreynet-Distrikts, wird vom Großen Fischfluß durchströmt, dessen Thal auch hier einen fruchtbaren Thonboden hat, ist zwar in den meisten übrigen Theilen völlig waldlos, jedoch für Rindviehzucht und den Betrieb einer ausgedehnten Schafzucht höchst tauglich. Er versorgt mit den Distrikten Somerset und Graaf Reynet die Capstadt mit einer Fülle von Schlachtvieh. Der Hauptort Cradock liegt an der großen Militärstraße des Ostens und hat heilkräftige Schwefelquellen in der Nähe. Haslopehill ist eine Missionsstation der Methodisten. — 6. Der Distrikt Colesberg, zwischen dem vorigen und dem Nu Garip (s. oben) im Norden. Er hatte 1847, außer den räuberischen noch ungezählten Buschmännern, 8300 E., darunter etwa 4000 Weiße und 1500 Kaffern, welche meist nomadisirende Viehzüchter sind. Unermeßliche Antilopenheerden durchziehen die Ebenen und richten große Verwüstungen an. Der erst 1837 angelegte Hauptort Colesberg, am Fuße des isolirten, fast senkrechten und hohen Towerberges, 5 M. vom Stockenstromflusse, hat 800 E. und treibt einen rasch zunehmenden Handel nach der s. g. Souveränität (s. unten) und nach Natalien, wohin bereits eine regelmäßige Postwagen-Verbindung eingeleitet ist. — 7. Der erst 1847 errichtete Distrikt Albert liegt an der Ostseite des Colesbergdistriktes, wird im Norden durch den obern Lauf des Nu Garip (s. oben) von der s. g. Souveränität (s. unten) geschieden, und begreift den nordöstlichsten Theil der eigentlichen Capcolonie. Er war früher nur von Buschmännern bewohnt und ist auch jetzt noch sehr menschenleer, eignet sich aber durch seinen gut bewässerten Boden und manche andere günstige Naturverhältnisse ganz vortrefflich für europäische Ansiedelungen. Der kleine Hauptort Burgersdorp liegt an dem, dem Nu Garip zugehenden Stormbergflusse. — 8. Der ebenfalls erst 1847 errichtete Distrikt Victoria liegt an der Ostseite des Albany- und des Somerset-Distriktes und an der Westseite vom Brittischen Kaffernland. Der nördliche kleinere Theil besteht aus ausgedehnten Karru-Ebenen, dagegen ist der südliche und größere Theil durchweg bergig und reich an den großartigsten Scenerien, indem furchtbare jähe Klüfte oder über alle Beschreibung reizende Thäler, hohe Berge oder nackte Felsen von einander trennen. Die Vegetation im Norden ist meist auf Grasfluren beschränkt, dagegen ist sie ungemein kräftig im Süden, wo besonders zur Regenzeit smaragdgrüne üppige Wiesenmatten mit kurzem Gebüsch und wohlbestellten Mais- und Weizenfeldern

überall wechseln und dem Lande das Ansehen eines englischen Parks geben. Die Bevölkerung treibt vornehmlich Viehzucht, und bestand bisher im Süden aus Amakosa-Kaffern und im Becken des Katflusses aus Bastards, Hottentotten und Fingos. Der Distriktshauptort Fort Beaufort liegt am Katflusse oder Katrivier (Nebenfluß des Großen Fischflusses), nordnordöstlich und $7^1/_2$ M. von Grahamstown, und ist eine rasch aufblühende Stadt mit 5500 E. Tshumle und Philpton sind Missionsstationen.

An der Ost- und Nordostgrenze der eigentlichen Capcolonie liegen nun folgende 4 Land- und Küstenstriche, welche sich von den Provinzen und Distrikten der Colonie dadurch unterscheiden, daß sie kein unmittelbares Kronland bilden, sondern gewissermaßen nur unter brittischer Oberherrschaft stehen, dagegen ihre innere Verwaltung im Wesentlichen selbst leiten. Es sind Brittisch-Kaffernland, jenseitiges Kaffernland, Natalien (diese drei liegen an der Küste des Indischen Meeres) und die s. g. Souveränität (im Innern an der Westseite Nataliens und von den beiden Hauptquellenflüssen des Orangestrom eingeschlossen). Wir beschreiben zunächst

I. **Brittisch-Kaffernland** oder British Kaffraria. Es liegt zwischen dem Capcolonie-Distrikt Victoria, von dem es (im Westen) durch den Keiskammafluß (s. oben) getrennt ist, und dem jenseitigen Kaffernlande, von dem es durch den Großen Keifluß (s. oben) im Osten geschieden ist, hat einen Flächeninhalt von 141 Q. M. und eine Bevölkerung von 88,000 E., worunter nur 8000 Britten, wogegen die übrigen 80,000 Kaffern sind, und zwar meist vom Amora- oder Amakosa-Stamm. Dieses Land ist es, welches bis auf die neueste Zeit den Hauptschauplatz der in der Geschichte der Capcolonie so häufig vorkommenden Kaffernkriege gebildet hat. Wir werden weiter unten das Nähere darüber mittheilen. Im Norden besteht das Land aus hochgelegenen Karru-Ebenen, wogegen es im Süden größtentheils bergig und nur zwischen dem Kalumna und dem Buffalo (s. oben) oder Büffelfluß theilweise hohes Tafelland ist. Zu den bedeutendsten hiesigen Terrainerhebungen gehört das dicht bewaldete, aus den Hochebenen höchst pittoresk aufsteigende Amatolagebirge, dessen östlichste Zweige bis zur Quelle des Kabensilflusses reichen, dann der fast unersteigliche, nach seinem Gipfel zu fast senkrechte und oben tafelartige Iwaqu oder Windsvogelberg. An fließenden Gewässern hat das Land einen großen Reichthum; kaum möchte ein anderes reicher daran sein, nur sind die meisten klein. Zu den bedeutendsten gehören außer den Grenzflüssen der mehrerwähnte Buffalo, dessen Mündung breit genug ist, um einen guten Hafen zu bilden, und der Kabusie, ein Zufluß des Großen Kei. Ihre Ränder sind meist so schroff und steil, daß man oft einen Umweg von mehreren Tagereisen machen muß, um sie passiren zu können. Das Klima ist außerordentlich gesund, den Winter über im südlichen Theile mild, während des Sommers sogar zuweilen außerordentlich drückend, im nördlichen ziemlich streng. Sehr unangenehm, doch der Gesundheit nicht nachtheilig, werden die raschen und starken Temperaturwechsel nebst den gewaltigen Gewittern und den ungeheuren Regengüssen. Der Boden gehört übrigens zu dem besten des südlichen Afrika, besteht vorherrschend aus rothem, steifen und äußerst fruchtbaren Lehm und wird im Ganzen gut cultivirt. Die Bewohner sind, bis auf verhältnißmäßig wenige Amatemba-Kaffern im Norden, Amakosa-Kaffern, die unter ihren eingeborenen Häuptlingen innerhalb neuerlichst bestimmter Distrikte nach eigenen Gewohnheiten und Gesetzen unter brittischer Oberherrlichkeit stehen.

Zur Sicherung des Landes ist jedoch eine Anzahl Militärposten, Militärdörfer und eine aus Kaffern bestehende Polizei unter brittischen Führern errichtet und das Land in mehrere Distriete mit europäischen Namen eingetheilt werden. Der Hauptort King Williamstown liegt am obern Laufe des Buffalo und ist der Sitz des Militärcommando's. Fort Cox, wichtiger Militärposten. Ost-London (East-London), neu angelegter und zur unmittelbaren brittischen Verwaltung der Capcolonie gezogener Hafenort an der Mündung des Buffalo. Im Innern sind die methodistischen Missionsstationen Lovedale, Wesleyville und Mount Coke. Die Herrnhuter-Colonie Siloh, am Klip Plaatsrivier, wurde im letzten Kaffernkriege zerstört, und ist seitdem unter dem Namen Newcastle wieder aufgebaut. — Das Geschichtliche von Brittisch-Kaffernland wird später mit den geschichtlichen Notizen über den Kaffernkrieg gegeben werden.

II. Das **jenseitige Kaffernland** oder Kaffraria beyond the boundaries. An der Nordostgrenze des Brittischen Kaffernlandes liegend und durch den Großen Keifluß davon getrennt, erstreckt es sich mit einer durchschnittlichen Breite von 20 Meilen in nordöstlicher Richtung längs dem Indischen Meere etwa 40 Meilen weit hinauf bis zum Umzikulu und damit bis zur Südwestgrenze Nataliens. Die Gesammtzahl seiner Bewohner, die mit wenigen Ausnahmen nur Kaffern sind, beträgt in runder Zahl 250,000. Es ist, gleich dem Brittischen Kaffernlande, nichts anderes als ein Bestandtheil des Kaffernlandes in der allgemeinen Bedeutung, wie solches von der ostafrikanischen Sofalaküste, oder ungefähr aus der Gegend der (der Südspitze Madagaskar's gegenüber liegenden) Delagoa-Bai in südsüdwestlicher und südwestlicher Richtung bis an das capländische Hottentottenland und die Capcolonie früher sich erstreckte; nur daß der hier in Rede stehende Theil des alten Kaffernlandes jetzt unter brittischer Oberherrlichkeit sich befindet und insbesondere nur die Wohnsitze oder Länder der Amakosa-, der Amatembu- und der Amaponda-Kaffern begreift. Wir werden von diesen und anderen Kaffernstämmen später das Nähere mittheilen, und wollen uns hier auf die Beschreibung des Landes in seinen eben angedeuteten drei Hauptbestandtheilen beschränken. Das Land der Amakosa begreift von dem s. g. jenseitigen Kaffernlande, von dem hier die Rede ist, nur einen kleinen Küstenstrich an der Grenze von Brittisch-Kaffernland, zwischen dem Großen Kei und dem (nordöstlich und 9 M. von dessen Mündung ins Indische Meer sich ergießenden) Umbaschi. Die Zahl der hier wohnenden Amakosa-Kaffern beläuft sich auf 60,000. Uebrigens befindet sich in ihrer Mitte die Methodisten-Missionsstation Butterworth. Andere Oerter im Lande sind Beecham Wood und Krelis Camp. Was sodann das Land der Amatembu anbelangt, so liegt dasselbe an der Nordwestseite des Amakosa-Landes und wird durch den Keifluß theils von Brittisch-Kaffernland, theils von dem Capcolonial-Distrikt Cradock (s. oben) geschieden. Es besteht aus weiten, karruähnlichen, waldlosen, aber grasreichen Hochebenen, eine Fortsetzung derer, die sich aus der Capcolonie längs dem Quathlamba über den Großen Kei fortziehen. Bei der ansehnlichen, zwischen 2500 und 4000 F. wechselnden Höhe, ist das Klima hier sehr gemäßigt und im Winter sogar kalt, so daß häufig Schnee fällt, wogegen in den sehr tief eingeschnittenen Flußthälern die Hitze im Sommer oft höchst drückend ist. Der außerordentliche Grasreichthum des Landes nährt große Heerden von Antilopen und für die Bewohner auch zahlreiche Rinderheerden. Die Amatembu sind ein sehr harm-

loses und unkriegerisches Volk, und ihre Zahl beträgt hier 100,000. Was endlich das Land der Amaponda betrifft, so nimmt dasselbe den übrigen östlichern, bis zur Grenze Nataliens sich erstreckenden Theil des s. g. jenseitigen Kaffernlandes ein. Seine Bodenoberfläche ist sehr zerrissen durch Einschnitte mit zahlreichen perennirenden Bergströmen, welche nach starkem Regen zu einer Höhe von 2- bis 300 Fuß anschwellen und dann mit furchtbarem Getöse kaskadenartig herabstürzen. Die Flüsse werden dadurch für die Beschiffung unbrauchbar. Die bedeutendsten derselben sind der Umzimvubu, Umtata, Umbaschi und der Grenzfluß Umzikulu. Das Amapondaland ist an vielen Stellen von höchst pittoreskem Charakter, und da an Regen kein Mangel ist, in außerordentlichem Grade produktiv, zugleich auch sehr gut cultivirt. In der Nähe der Küste gibt es, namentlich am Umzimvubu, prächtige Wälder mit denselben Bäumen, wie in der Ostprovinz der Capcolonie. Die Amaponda, deren Zahl hier 90,000 beträgt, sind gleich den Amatembu, friedlich und harmlos, zugleich auch gastfrei, arbeitsam und reinlich, überhaupt ein Volk, das in vielen Eigenschaften höher als die übrigen Kaffern steht. Das Weitere über sie wird später mitgetheilt werden. Morley und Buntingville sind Missionsstationen der Methodisten. Palmerton und Shawbury liegen an Nebenflüssen des Umzimvubu.

III. **Natalien** oder das Land Natal, bei den Britten Natal-Colonie genannt. Es bildet den nordöstlichen Theil des Caplandes in der allgemeineren Bedeutung. Durch den Umzikulu von dem so eben beschriebenen Kaffernlande geschieden, zieht es sich längs dem Indischen Meere in nordnordöstlicher Richtung 27 Meilen weit bis zum Tagelafluß (s. oben) hinauf, der es hier von dem noch unabhängig gebliebenen und bis zur Gegend der Delagoabai reichenden Theil des alten Kaffernlandes scheidet. Im Westen trennen es die Drakenberge von der s. g. Souveränität. Natalien, welches seinen Namen daher erhalten hat, weil die Portugiesen am Weihnachtstage 1498 zuerst hieher kamen, hat einen Flächeninhalt von 857 Q. M. und eine Bevölkerung von 130,000 E., von denen 12,000 holländischer, 3000 brittischer Abkunft und 115,000 Zulu-Kaffern sind. Das Land producirt bei seinem herrlichen Klima und ausgezeichneten Boden vortrefflichen Tabak, Weizen u. s. w. und ist zugleich durch seinen üppigen Graswuchs in den Savannen für Rindvieh- und Schafzucht in hohem Grade geeignet. Die Landesverwaltung leitet ein von dem Gouverneur der Capcolonie abhängiger brittischer Untergouverneur. Die Besatzung besteht aus einem Regiment Infanterie. Natalien wurde 1848 in sechs Distrikte eingetheilt. Pieter Moritzburg, in der Mitte des Landes, ist der Sitz der Regierungsbehörden. Port Natal oder d'Urban ist ein immer mehr an Wichtigkeit zunehmender Seehafenplatz. Das Geschichtliche der Natal-Colonie wird mit dem der s. g. Souveränität zusammengefaßt werden.

IV. Die **Souveränität**. Hierunter ist das im nordöstlichen Theil des Caplandes gelegene, durch die Drakenberge von Natalien geschiedene, im Süden von den Distrikten Albert und Colesberg der Capcolonie begrenzte und von den zwei Hauptquellenflüssen des Orangestroms, dem Ky Garip oder Vaalfluß (im N.) und dem Nu Garip (im S. und SW.) eingeschlossene Land verstanden, welches, da der Nu Garip als der bedeutendste dieser Quellenflüsse auch Orangefluß genannt wird, die Engländer mit Beziehung hierauf die Souveränität jenseits des Orangeflusses (Sovereignity beyond the Orange

river) nennen. Es besteht fast nur aus ungeheuren grasreichen Ebenen, woraus zahlreiche Tafelberge hervorragen, und erhebt sich nur gegen Osten nach den Drakenbergen zu. Der Boden ist übrigens im Ganzen spärlich bewässert, da im Sommer die Flüsse meist vertrocknen. Die bedeutendsten darunter sind, außer den genannten beiden Grenzflüssen, der Modder Rivier, Ky Gaup oder Vet Rivier, Riet Rivier und der Caledon. Der Boden besteht vorherrschend aus rothem Sandstein, stellenweise von der Farbe und Beschaffenheit des in Deutschland vorkommenden bunten Sandsteins, der meist auch die zahllosen isolirten Berge in den Hochebenen bildet und dessen Oberfläche noch von rothem Sand und Thon bedeckt wird, dann aus Basalt, besonders in den Massen des Quathlamba und auf den Gipfeln der Tafelberge. Außerdem hat das Land Steinkohlenlager und warme wie kalte Mineralquellen. Die Temperatur ist bei der hohen Lage sehr gemäßigt und gesund, dabei aber im Winter sogar empfindlich kalt. Mit Ausnahme der Grasflächen ist die Vegetation im Allgemeinen spärlich; dagegen gedeiht bei dem guten Boden das Gras stellenweise so gut, daß man, wie schon oben erwähnt, nur die Köpfe der Ochsen daraus hervorragen sieht. Waldung gibt es außer großen Mimosenbüschen längs den Flüssen fast gar nicht. Die ganze Provinz ist fast nur zum Nomadenleben geeignet. Die Souveränität hat einen Flächeninhalt von 2550 Q. M. und eine Bevölkerung von 99,000 E. Hiervon sind 13,000 ehemalige holländische Ansiedler der Capcolonie oder s. g. Boers, 1000 Engländer und 85,000 Griquas und Hottentotten. Die letztgenannten eingeborenen Volksstämme leben hier unter ihren Häuptlingen aus ihrer Mitte und unter englischem Schutz. Die europäischen Ansiedler werden nach den in der Capcolonie geltenden Gesetzen behandelt. Die neue Postverbindung von Colesberg nach Natalien geht durch die »Souveränität« und wird zu ihrer Cultivirung wesentlich beitragen. Gleichzeitig werden Straßen und Brücken gebaut, Schulen und Missionsplätze angelegt, und auch der Ackerbau soll möglichst versucht werden. Die Provinz wurde 1848 in 6 Distrikte, von denen ein jeder unter einem brittischen Residenten steht, getheilt: 1) G r i q u a l a n d, mit B l o e m f o n t e i n, dem befestigten Hauptorte der Provinz, am Modder Rivier (der dem Ky Garip zugeht), Sitz des Regierungscommissärs und des brittischen Militärcommandeurs. 2) W i n b u r g, mit dem gleichnamigen Hauptorte, der nordöstlich und 12½ M. von Bloemfontein, zwischen dem Vet- und Zandrivier (Nebenflüssen des Ky Garip), liegt. 3) V a a l r i v i e r, mit dem, ostnordöstlich und 20 M. von Winburg gelegenen Hauptorte V r e d e d o r p oder H a r r i s m i t h, der ein wichtiger Platz zu werden verspricht. 4) C a l e d o n, im südlichen Theil des Landes, mit dem Hauptort S m i t h f i e l d, der unweit des Caledon (Nebenfluß des Nu Garip) liegt. 5) P h i l i p p o l i s, mit dem im südwestlichen Theil der Provinz und in der Nähe des Nu Garip gelegenen gleichnamigen Hauptorte. 6) T h a b a U n c h u, in der Mitte des Landes, mit dem gleichnamigen Hauptorte, einer regelmäßig gebauten Stadt, die nicht weniger als 10,000 E. haben soll. Zugleich gibt es mehrere Missionsstationen im Lande, die sich um die Civilisation der Eingeborenen sehr verdient gemacht haben. Die oben erwähnten Boers gehören großentheils zu denjenigen holländischen Capcolonisten, welche schon um das Jahr 1825 die Capcolonie verließen. Sie waren unzufrieden mit der brittischen Herrschaft, und da sie nicht hoffen konnten, daß ihr ehemaliges Mutterland wieder in den Besitz der Colonie kommen werde, so wanderten

sie in ihrem Unmuthe aus und ließen sich in dem jetzt Souveränität genannten Lande nieder. Als sie hierher kamen, fanden sie es fast ganz menschenleer, denn die ursprünglichen Landesbewohner, die Buschmänner, waren beinahe ganz ausgerottet, und zwar durch den alten Griquahäuptling Adam Kok. Dieser war Anfangs Sklave in der Colonie gewesen, hatte aber nach und nach eine Menge Griquas um sich zu sammeln gewußt, und war mit ihnen dann als ihr Anführer aus der Colonie fortgezogen nach dem hier in Rede stehenden Lande, wo seitdem die Griquas, nach Vertreibung und Vertilgung der Buschmänner, sich bleibend niederließen, bis auf einen Theil, der später über den Orangestrom auswanderte und sich in und um Griquatown, nördlich und nicht weit von dem Zusammenfluß des Ky Garip und des Nu Garip, niederließ. So wurden denn die Griquas und jene Boers die nunmehrigen Hauptbewohner des Landes; und ebenso wie jene durch neue Ankömmlinge ihre Zahl immer mehr vergrößerten, wurden auch die Boers zahlreicher durch Landsleute aus der Capcolonie, die ihrem Beispiele folgten. Namentlich geschah dies im J. 1837, wo die schon 1829 von der brittischen Regierung angeordnete Maßregel der Gleichstellung der Hottentotten und freien Farbigen mit den Weißen in den bürgerlichen Rechten zur Ausführung gebracht werden sollten. Dies bewirkte allerdings eine gänzliche Umgestaltung in der bisherigen Stellung und den Verhältnissen der holländischen Colonisten, von denen daher auch schon damals über 5000 auswanderten; und als einige Jahre später auch mit der Sklavenemancipation der Anfang gemacht und jenen nur ein Drittheil des daraus ihnen erwachsenden Schadens vergütet ward, so wanderten noch mehr von ihnen aus. Manche blieben in der jetzigen „Souveränität," Viele aber zogen über die Drakenberge und ließen sich in Natalien nieder, wo sie eine Regierung aus ihrer Mitte einsetzten und sich für unabhängig von der brittischen Regierung erklärten. Indeß war Natalien eine zu wichtige Besitzung, als daß nicht von brittischer Seite alles hätte versucht werden sollen, um die brittische Autorität hier festzustellen. Jedoch erst dem capländischen Gouverneur Sir Harry Smith, der Ende 1847 zu diesem Posten ernannt worden war, gelang dies allmälig theils durch Gewaltmaßregeln, theils durch Zugeständnisse an die in Natalien und in der Souveränitätsprovinz angesiedelten Boers.

Was nun die Kaffern betrifft, so kamen sie mit dem eigentlichen Caplande im engern Sinn nicht eher in unmittelbare Berührung als bis 1760, in welchem Jahre namentlich die Amakosa-Kaffern ihre nördlicheren Wohnsitze verließen und sich in die der Hottentotten und Buschmänner eindrängten und diese Urbewohner des Caplandes im östlichen Theil desselben unterjochten. Sich immer weiter ausbreitend, drangen die Kaffern endlich bis zum Großen Fischflusse (s. oben) vor, und da hier an Wildpret aller Art kein Mangel war und die Gegend überhaupt noch manche andere Vortheile darbot, so ließen sie sich sowohl auf der Ost- wie auf der Westseite des Flusses nieder. Auf der Westseite hatten sich jedoch schon vor ihnen holländische Colonisten angesiedelt, und dieser Umstand gab Veranlassung, daß im J. 1771 der damalige Gouverneur der Capcolonie, Van Plettenberg, mit den Kaffern in Unterhandlung trat und sie zu veranlassen suchte, den Großen Fischfluß als Grenze anzuerkennen und die holländischen Colonisten auf der Westseite, oder in dem jetzt Albany genannten Distrikt, im ruhigen Besitz ihrer Ansiedelungen zu lassen. Er erreichte denn auch seinen Zweck, und die Kaffern lebten seitdem nicht nur in gutem Einvernehmen mit jenen Holländern, sondern vermietheten sich auch zum Theil

bei ihnen als Hirten und Taglöhner. Indeß mit der Zeit kam es zu Reibungen und diese führten endlich zu offenen Feindseligkeiten von Seiten der Kaffern, welche die holländischen Ansiedler aus ihren Besitzungen vertrieben und westwärts immer weiter vordrangen, selbst bis über den Gamtusfluß hinaus, und nunmehr räuberische Einfälle in die eigentliche Capcolonie machten. Die bald nachher ausbrechenden französischen Revolutionskriege verhinderten das europäische Mutterland Truppenverstärkungen nach der Capcolonie zu senden, und so konnten die Kaffern ungehindert ihr Wesen forttreiben. Später schlossen zwar die Engländer wiederholt Verträge mit ihnen, nach denen der Große Fischfluß wieder die Grenze bilden sollte, aber die verwüstenden Kaffereinfälle dauerten dessenungeachtet fort. Zwar wurden die Kaffern im J. 1835 mit Verlust zurückgeschlagen, doch ermordeten sie bald darauf fast alle nach ihrem Gebiete handelnden Krämer, und machten später einen neuen Einfall in das Gebiet der Capcolonie. Einer der angesehensten Kafferhäuptlinge, Hinza, blieb bei den hierbei sich entspinnenden Kämpfen, als er eben im Begriffe war, den von ihm geschlossenen Frieden zu erfüllen und einen Theil des geraubten Viehes wieder zu erstatten. Ueberhaupt nahm der Krieg mit den Kaffern ganz den Charakter eines Ausrottungskrieges an. Im J. 1840 veranlaßten erneuerte Einfälle der Kaffern in die Capcolonie den Gouverneur Sir George Napier, die Verträge mit ihnen wieder zu befestigen und durch Zusätze den bedrohten Colonisten größere Sicherheit zu verschaffen zu suchen. Jedoch schon im zweiten Jahre der Amtsführung seines Nachfolgers Maitland brach wieder ein furchtbarer Kafferkrieg aus, zunächst veranlaßt durch mehrere von den Kaffern verübte blutige Gewaltthätigkeiten, namentlich die Ermordung des deutschen Missionärs Schulz. Im März 1846 zog deßhalb Oberst Somerset mit regulärem Militär und Bürgermilizen gegen die Kaffern aus. Ein blutiges dreitägiges Gefecht eröffnete den Feldzug, in welchem die Engländer insbesondere viele Offiziere verloren. Unterdessen waren andere Kafferhaufen in die Colonie eingefallen; überall gab es blutige Einzelnkämpfe, und bis Ende Mai waren die Waffen der Engländer so wenig glücklich, daß man in der ganzen Colonie von den lebhaftesten Besorgnissen erfüllt wurde und an einem glücklichen Ausgange zu zweifeln anfing. Hierzu kam noch, daß um diese nämliche Zeit neue Kafferhaufen heranzogen und das im jetzigen Victoriadistrikt gelegene Fort Peddie förmlich belagerten. Zwar zogen sie endlich unverrichteter Sache wieder ab, bei welcher Gelegenheit unter einzelnen Abtheilungen ein furchtbares Blutbad angerichtet wurde, und andererseits drangen Theile des brittischen Heeres unter den härtesten Beschwerden hie und da vor, aber Mangel trieb sie stets bald wieder zurück, und überhaupt blieben die Kaffern mehr oder minder immer im Vortheil. Ende August's machten nun freilich die Häuptlinge Friedensanträge und erfüllten auch die ihnen hierauf vorgeschriebenen Bedingungen wenigstens zum Theil; allein die Engländer mußten bald sich überzeugen, daß die Kaffern dies nur zu dem Zwecke gethan hatten, um Zeit zur Feldbestellung zu gewinnen. Sonach brach Anfang Decembers der Krieg mit erneuerter Heftigkeit aus, und blieb, wenn auch vorübergehende Vortheile errungen wurden, für die englischen Waffen abermals ohne entscheidendes Resultat. Im Albany-Distrikt stiegen Viehraub und Mord wieder zu entsetzlicher Höhe. Im Jahre 1847 trat an Maitland's Stelle Sir Henry Pottinger als Gouverneur der Capcolonie, und General Berkeley ward zum Oberbefehlshaber des Grenzheeres ernannt. Ihre Wirksamkeit machte sich schon bald vortheilhaft bemerk-

bar; der aus Krämergeist noch stets betriebene Handelsverkehr zwischen Colonisten und Kaffern ward für Hochverrath erklärt — für Letztere, zumal hinsichtlich des Kriegsbedarfs und des Tabaks, ein höchst empfindlicher Schlag; — auch verschaffte man sich jetzt den bisher vernachlässigten Eingang ins Kaffernland zur See; andererseits ward die unzufriedene Landwehr aufgelöſ't und den regulären Truppen für den Winter Ruhe gegönnt. Mittlerweile sendeten die Häuptlinge beständig Friedensbotschaften, schmiedeten aber um so eifriger hinterlistige Kriegspläne. Die Räubereien und die Grausamkeiten gegen einzelne Colonisten und Soldaten, die in ihre Hände fielen, dauerten fort. In Folge einer solchen kam es endlich mit dem mächtigen Gaikahäuptling Sandilla wieder zum offenen Bruche. Die brittischen Truppen rückten im Sept. 1847 unter Berkeley gegen das Amatolagebirge, den Sitz der Gaika, vor, fanden die Kraale derselben verlassen und niedergebrannt, machten aber dennoch große Beute und erreichten es nach Ueberwindung unsäglicher Beschwerden endlich, daß Sandilla, fast von allen Anhängern verlassen, sich am 19. Oct. ergab. Hierauf gelang es auch dem Oberst Somerset, den Häuptling Pato zur Unterwerfung zu zwingen. Unterdessen war Sir Henry Pottinger abberufen und Sir Harry Smith zum Gouverneur der Capcolonie ernannt worden, wo er im Dec. 1847 ankam. Dieser, der schon den ersten Kaffernkrieg mitgemacht hatte und ganz des Kaffercharakters kundig war, wußte sofort den Häuptlingen dermaßen zu imponiren, daß sie sich völlig unterwarfen. Durch Proclamation vom 17. Dec. 1847 bestimmte er zunächst die neuen Grenzen der Capcolonie, und nahm hierauf durch weitere Proclamation das Kaffernland zwischen dem Keiskamma und dem Großen Keisflusse als Brittisches Kaffernland (s. oben) im Namen seiner Königin in Besitz, nachdem die vor ihn geladenen Häuptlinge sich in einer feierlichen Versammlung als brittische Lehnsleute erklärt hatten. Am 24. Dec. erfolgte die förmliche Friedensproclamation, und in einer neuen, an wohlberechneten Feierlichkeiten reichen Versammlung am 7. Jan. 1848 zu King Williamstown (in Brittisch-Kaffernland, s. oben) mußten die Häuptlinge außer ihrer Unterthanentreue unter anderen auch Verabscheuung des Mordens, Raubens, Weiberkaufens u. dgl. m. beschwören. Seitdem schien die Ruhe dauernd befestigt; allein dem war nicht so. Denn da im Brittischen Kaffernlande nur 1500 Mann englischer Truppen stehen blieben, so wurde es den Kaffern, die sich auch diesmal nur scheinbar unterworfen hatten, um so leichter, neue Feindseligkeiten vorzubereiten, und der Ausbruch derselben erfolgte am 24. Dec. 1850. Sandilla, der zum brittischen Friedensrichter bei seinem Kaffernstamm ernannt worden war, stellte sich an die Spitze des Aufstandes, der bald einen so gefährlichen Charakter annahm, daß das brittische Mutterland Truppenverstärkungen senden mußte, und eine Zeit lang die Kriegskosten auf brittischer Seite monatlich nicht weniger als 300,000 Pf. Sterl. betrugen. Erst um die Mitte des Jahres 1853 endigte dieser Kaffernkrieg durch einen Frieden, der die Verhältnisse im Wesentlichen bestehen ließ, wie sie 1848 festgestellt worden waren.

Wir wissen also nun, wo die Kaffern ihren Sitz haben, und was unter Kaffernland in der engern und weitern Bedeutung zu verstehen ist. Die Kaffern bewohnen, kurz gesagt, den südöstlichen Küstenstrich des Caplandes, der sich vom Keiskamma bis zum Tagelafluß nordostwärts hinaufzieht, demnach das brittische Kaffernland, das s. g. jenseitige Kaffernland und Natalien. Außerdem sind die Eingeborenen des nord-

wärts von Natalien bis in die Gegend der Delagoabai sich erstreckenden Küstenstrichs ebenfalls echte Kaffern. — Dagegen gehören alle westwärts von den Kaffern in Südafrika wohnenden eingeborenen Stämme den Hottentotten an.

Die Kaffern nennen sich selbst nicht so, sondern dieser Name ist ihnen zuerst von den, seit den ältesten Zeiten in den ostafrikanischen Küstengegenden angesiedelten arabischen Handelsleuten beigelegt und dann durch die Portugiesen in Europa bekannt geworden. Er stammt von dem arabischen Worte Kafara her, was so viel wie läugnen bedeutet, und jene Araber gebrauchten den Ausdruck, um die heidnischen Südafrikaner als Verläugner des mahomedanischen Glaubens zu bezeichnen.

Man kann die **Kaffern** in drei Hauptstämme unterscheiden, nämlich in die Kaffern im engern Sinne, die Zulus und die Fingos.

Der erstgenannte Hauptstamm zerfällt wieder in die Amora- oder Amakosa-Kaffern, die Abatembu- oder Amatembu-Kaffern und die Amaponba- oder Amampondo-Kaffern. Sie bewohnen, wie wir oben gesehen haben, theils das brittische, theils und hauptsächlich das s. g. jenseitige Kafferland. Der Amora-Stamm begreift die Unterabtheilungen der Amaaleka oder Galekas, der Amanggika oder Gaikas und der Amandhlambe oder T'Slambies. An der Spitze der Gaikas steht als Häuptling der oben erwähnte Sandilla oder Sandilli.

Der zweite Hauptstamm, der der Zulus oder Zulas, hat gegenwärtig seinen Sitz in Natalien, und man rechnet zu ihm auch die Umzelekazi.

Die, den dritten Hauptstamm bildenden Fingos wohnen meist an der Westgrenze Nataliens und zerfallen wieder in die Amafengu, Amabaca, Matabele und Amawazi.

Sämmtliche Kaffernstämme, mit geringer Ausnahme, besitzen im Gegensatz zu ihren nächsten Nachbarn in Westen, der Hottentotten, eine ausgezeichnete Körperbildung, obwohl dieselbe bei den Frauen und Mädchen in Folge der harten und ununterbrochenen Arbeiten, denen sie unterworfen sind, bei weitem weniger günstig hervortritt. Das männliche Geschlecht ist meist von der vollendetsten physischen Entwicklung, sehr groß und muskulös, selbst athletisch und zugleich, namentlich bei den Amakosas und Zulus, mit so ungemein regelmäßigen Verhältnissen im Bau des Körpers und in den Gesichtszügen begabt, daß fast jedes einzelne Individuum Bildhauern als Muster des männlichen Typus dienen könnte. Mit dieser körperlichen Stärke vereinigt der Kaffer Muth und große Gelenkigkeit, und er weiß zugleich in allen Verhältnissen eine ausgezeichnet würdevolle Haltung und ein höchst passendes Benehmen zu vereinigen. Die Stirn der meisten Kaffern ist hoch, der Kopf überhaupt schön geformt, die Nase vorstehend, die Augen sind groß und die Gesichtszüge, ungeachtet des meist kurzen schwarzen und wolligen Negerhaars, der etwas vorstehenden Backenknochen und der dicken Lippen, doch wesentlich im Charakter der asiatischen Rassen. Die Zulus scheeren ihr Haupt und lassen nur auf dem Wirbel einen kleinen Schopf stehen, den sie mit Federn zieren. Sehr bemerkenswerth ist öfters die verschiedene Entwickelung des männlichen und weiblichen Geschlechts. Die Regel ist allerdings bei den Kaffern, daß das weibliche Geschlecht in allen Verhältnissen dem männlichen bedeutend nachsteht, wie denn z. B. der kleine dürre und unansehnliche Wuchs der Amakosaweiber

einen schroffen Contrast gegen den der Männer dieses Stammes bildet. Ganz anders ist es aber bei den Kaffernweibern in der Gegend der Delagoabei, die durch ihren wohlgeformten und selbst schönen Körper sich auszeichnen, und bei den Amatembaweibern, die durch ihre Körperreize so sehr unter allen Kafferinnen hervorragen, daß die Amakosahäuptlinge stets nur Amatembamädchen zu ihren ersten Weibern wählen und sie deren Eltern viel höher, als die Mädchen ihres eigenen Volkes bezahlen. Kostet ein Amakosamädchen gewöhnlich 10 Kühe, so kostet ein Mädchen des Amatembastammes schon 40, und ein Mädchen von besonderer Schönheit und aus edlem Blute bis 80 Kühe. Bei dem Preise für gewöhnliche Mädchen sehen übrigens die Männer sehr auf die Tüchtigkeit derselben für die Arbeit und normiren danach ihre Gebote.

Die Hautfarbe ist bei den südlichsten Kaffern, den Amakosa und Amatemba, licht und reinbraun; gegen Norden zu wird sie allmälig dunkeler und zuletzt in der Nähe des südlichen Wendekreises so schwarz, daß sogar zum Theil schon die Zulus und ihre Vorgänger in Natalien, die Fingos, eine schwarze und glänzende Haut, gleich Gagat oder polirtem Ebenholz, haben. Bei den Delagoanern wird es durch die dunkelschwarze Hautfärbung nicht selten auch schwierig, sie von echten Negern zu unterscheiden, indem sich bei ihnen alle Uebergänge bis in den reinsten Negertypus vorfinden. Einige Kaffernstämme im Norden, besonders die Makua, tätowiren ihre Haut, was bei den südlicheren Kaffern und schon bei den Zulus nicht mehr der Fall ist. Zugleich entstellen die Makua ihr Gesicht durch große Quernarben, welche sie durch einen Schnitt über Stirn, Nase und Kinn von Ohr zu Ohr hervorbringen, wogegen die Makazana sich durch Längsnarben von der Spitze der Stirn bis auf die Nase herab zeichnen. Die Amakosa lieben es sehr, ihren Körper mit rothem Thon einzureiben; einige Stämme im Norden, wie die Makua und die Delagoaner, feilen noch die vorderen Zähne spitz.

Der Charakter der Kaffern gilt im Allgemeinen für weniger vortheilhaft, als der der stammverwandten Betschuanen, indem die Männer besonders träge, rachsüchtig, unzuverlässig, verrätherisch und im Kriege grausam gegen ihre Feinde sind, was die Zulus durch die Ausrottung der Bevölkerung höchst ausgedehnter Landstriche und neuerlichst wiederum die Amakosa und Amatemba in dem Kriege gegen die Capcolonisten gezeigt haben. Zugleich sind sie jedoch mit vielem Scharfsinn begabt, heiter, kriegerisch, ungemein tapfer und ausdauernd und im höchsten Grade gegen Schmerzen abgehärtet. Außerdem gelten namentlich die Delagoaner für ehrlich und zuverlässig, sofern sie nicht etwa durch die Portugiesen verderbt sind, und auf englischen und nordamerikanischen Schiffen erweisen sie sich als ungemein arbeitsam, brauchbar und ordentlich. Nicht minder dienen die Zulus den neueren weißen Ansiedlern in Natalien als höchst brauchbare, ehrliche und unermüdliche Gehülfen, besonders beim Ackerbau. Zu den kräftigsten und kriegerischsten Stämmen gehören ohne Zweifel die Amakosa und Zulus, wogegen die Amatemba sehr mild und friedlich, ja selbst furchtsam sind. Ihrer geistigen Beweglichkeit wegen und weil sie in Kleibung und Putz den Ton anzugeben pflegen, hat man die Amatemba auch wohl die Kafferschen Franzosen genannt. Auffallender Weise haben sich bei den eben so wilden und harmlosen Amaponda, die zugleich sehr ehrlich und fleißig sind, einzelne Gebräuche erhalten, die einen hohen Grad von Barbarei bekunden. So wird bei dem An-

tritte eines neuen Häuptlings einer seiner Verwandten umgebracht, und der Häuptling muß sich in dessen Blute waschen, und seines Schädels als Trinkgefäß bedienen. Bettelei findet man weder bei ihnen, noch bei der Zulus, wogegen die Amakosa vom obersten Häuptling bis zum ärmsten Gliede des Stammes zu den unverschämtesten Bettlern auf Erden gehören.

Alle Kaffern haben eine überaus wohlklingende volltönende Sprache, die bei den in der Nähe der Hottentotten wohnenden Stämmen noch die der Hottentottensprache eigenthümlichen Schnalzlaute besitzt, welche dagegen in der Sprache der entfernteren Kaffernstämme ganz fehlen. Bei den Zulus und Amakosakaffern ist die Sprache so weich, daß sie kein r besitzt; sie zeichnet sich mit allen, demselben Stamm angehörenden Sprachen Südafrika's und auch mit vielen anderen gänzlich abweichenden aboriginalen Sprachen Nordafrika's, besonders dem Altegyptischen, der Berber- und Jaloffsprache, vor allen übrigen der Erde durch die wesentlichsten Eigenthümlichkeiten in ihrer grammatikalischen Struktur aus, indem die Declinationen sowohl, als Conjugationen und namentlich die Casus, Numeri und Genera der Nomina mit Ausnahme eines blos euphonischen Wechsels der Anfangsbuchstaben unverändert bleiben. So werden unter andern Plurale häufiger durch das Präfix Ama gebildet. Heißt z. B. das einzelne Individuum des Amakosa- oder Amatembastammes der Kaffern resp. Kosa, Temba, so werden die Vielheiten solcher Individuen Amakosa, Amatemba genannt. Ueberhaupt ist die Sprache aller Kaffern so reich, bestimmt und biegsam, daß es selbst unter den ausgebildetsten Sprachen keine geben soll, die auf so festen und durchweg consequenten Gesetzen beruht und so wenig Ausnahmen erleidet. Eigenthümlich ist noch für die Sprache der südlicheren Kaffern, daß sie vor den mit einem Consonant beginnenden Substantiven ein stummes M oder N, selbst auch eine volle Sylbe, wie Om oder Um vorangehen läßt, ein Gebrauch, der im Amakosa und Zulu das Vorkommen unzähliger mit Om oder Um beginnender geographischer Namen (Omtata, Omvalouzie u. a. m.) erklärt.

Die mit den Kaffern stammverwandten Betschuanen wohnen im Norden des obern Laufes des Orangestroms, stehen in der Bildung weit höher als die Hottentotten, haben zugleich festere Wohnungen, treiben namentlich auch Acker- und Gartenbau, und leben nicht in kleinen Kraalen, sondern in großen Städten vereinigt. Ihre Kleider bestehen freilich aus Thierfellen. Neben einem kräftigen, verständigen Wesen wird ihnen aber auch Lügenhaftigkeit, feige Verrätherei, niedrige Habsucht und kalte Grausamkeit zugeschrieben. Besonders häufig ist der Viehraub. Die Weiber sind die Sklavinnen der Männer und müssen Alles, was es auf dem Felde und zu Hause zu thun gibt, allein besorgen. Ihre Religionsbegriffe sind theils sehr dürftig, theils höchst verworren. Nicht einmal ein Wort zur Bezeichnung des göttlichen Wesens traf man bei ihnen an; und die christlichen Missionare haben bei ihnen zuerst das Wort »Morimo,« d. h. der Obere im Himmel, eingeführt. Der erste Weiße, der zu den Betschuanen kam, war ein entlaufener Verbrecher, Jan Blum mit Namen, und machte sich bei ihnen sehr verhaßt. Die dadurch gegen die Weißen überhaupt geweckten Vorurtheile beseitigte jedoch ein gewisser Jan Kok aus der Capcolonie, der 1801 als Lehrer unter sie trat, und in der Betschuanenstadt Lattaku (nördlich u. 40 M. von dem Vereinigungspunkte der beiden Hauptquellenflüsse des Orangestroms) sich niederließ. Er wußte sich mit der Zeit so beliebt

zu machen, daß als er später von übelgesinnten Betschuanen ermordet ward, der Häuptling von Lattaku die Thäter sofort erschießen ließ. Im J. 1813 kam der englische Missionar Campbell nach Lattaku und bat den damaligen Häuptling Matibe um die Erlaubniß, noch einige Missionare nachkommen zu lassen, was auch nach einigem Bedenken bewilligt ward. Als aber 1816 drei Missionare kamen, war es anders geworden. Matibe sagte in der Versammlung zum Volke: »Saget heraus, was ihr denket. Als die Männer (Campbell und seine damaligen Begleiter) hier waren, da schwieget ihr still, und als sie fort waren, da redetet ihr wider mich. Darum sprechet euch aus, daß ihr mir nachher nicht wieder Vorwürfe machet.« Da riefen Viele: »Die Missionare sollen nicht herkommen;« und Matibe setzte hinzu: »Wie das Volk sagt, so sage auch ich: die Missionare sollen nicht herkommen.« Diese begaben sich nunmehr einstweilen nach der, nördlich und nur wenige Meilen von dem Vereinigungspunkt der beiden Hauptquellenflüsse des Orangestroms gelegenen Griquastadt. Das Jahr darauf machte der Missionar Read einen neuen Versuch; und obgleich ihn der Häuptling Matibe kalt aufnahm und die alten Einwendungen vorbrachte: die Betschuanen wären ein von den Weißen ganz verschiedenes Volk und würden deren Sitten, Kleidung, Gebräuche rc. nie annehmen, ließ er doch nicht nach, auf die Verabredung des Häuptlings mit Campbell sich zu berufen, bis Matibe sich zufrieden gab. Nur wünschte dieser die Missionsthätigkeit vornehmlich in Neu-Lattaku zu sehen, einer Stadt, welche 8 M. südlicher neu angelegt werden sollte, an dem, dem Orangestrom zugehenden Krumanflusse. Ein unglücklicher Kriegszug wider die Wanketzen (im nordöstlichen Theil des Betschuanenlandes), von welchem die Missionare abgerathen hatten, trug viel zu einer günstigeren Stimmung gegen die Letzteren bei, und der Bau von Neu-Lattaku ging rasch vorwärts. Aber es gehörte viel Geduld dazu, unter den tückischen, raubsüchtigen und grausamen Leuten, deren Stumpfheit über alle Beschreibung ging, und die den Missionaren Alles zu Leide thaten, es auszuhalten. Hamilton, früher Missionar in Griquastadt, war zugleich mit seinem Landsmann Moffat für die Station unter den Betschuanen bestimmt worden; er kam auch einige Zeit früher als dieser auf dem Posten an. Das leibliche Leben verlangte seine Rechte; hier bot ihm keiner der Eingebornen einen Trunk Wasser, geschweige Milch oder eine andere Erfrischung an. Eines Tages setzt sich der von Hunger und Mangel hartgeplagte Mann hin und zerreibt, mit mühsamer Anstrengung zwischen zwei Steinen (denn es fehlte ihm an einer Handmühle), eine ansehnliche Portion Moorhirse zu Mehl, knetet dieses mit Wasser zu einem Teig, und bäckt sich ein Brod daraus, das für mehrere Tage Sättigung versprach. Er geht nach vollendeter Arbeit nach dem, zu den religiösen Versammlungen bestimmten Hause und predigt hier tauben Ohren; als er zu seiner Hütte zurückkehrt und nun sein Gebäck anzuschneiden und zu genießen hofft, findet er zwar die Thür noch verschlossen, aber das Brod ist gestohlen, obgleich der Dieb nur durch die enge, fensterartige Oeffnung seinen Ein- und Ausgang genommen haben konnte. Aehnliche Erfahrungen mußte Moffat während seines langjährigen Aufenthalts unter den Betschuanen machen.

Vor den Diebereien der Betschuanen war nichts sicher. Nicht nur entwendeten sie bei ihren täglichen zudringlichen Besuchen in den Wohnungen der Missionare fast jedesmal irgend eine Kleinigkeit — ein Messer, metallenen Löffel u. dgl. m. —, sondern

machten auch öfters eigentliche Einbrüche in die Wohnungen, in die Schmiedewerkstätte oder in die Gärten der Lehrer, wenn diese beim Gottesdienst oder sonst auswärts beschäftigt waren, oder auch bei Nacht. Der Verlust an Geräthschaften, wie an Sägen, Aexten, Hacken und dergleichen war für die Missionare um so empfindlicher, weil sie in ihrer weiten Entfernung von der Capstadt, mit der noch dazu gar kein Verkehr war, so äußerst schwer ihn ersetzen konnten. Dabei waren die Diebe so unverschämt, daß sie solche Werkzeuge, wenn sich das Metall derselben nicht so gut zerschmelzen ließ, als sie erwartet hatten, in Stücke zertrümmerten und diese den Eigenthümern als Verkaufs- oder Tauschartikel anboten. Seitdem Moffats Gattin sich mit Blechlöffeln versorgt hatte, welche die Betschuanen nicht zu schmelzen vermochten, hielten sie dieselben für behert, und das Nämliche urtheilten sie über einen eisernen Topf, den sie gestohlen und zerschlagen hatten, als sie bemerkten, daß sich das Gußeisen desselben nicht so schmieden ließ, wie anderes Eisen. Zuweilen sah sich der Missionar genöthigt, wenn er Niemand zur Aufsicht in seinem Hause hatte, von dem ihn grade ein nöthiges Geschäft hinwegführte, das diebische Volk, das um den Lohn von ein wenig Tabak dazu willig war, mit sich zu seinem Geschäft zu nehmen, nur damit keiner ihn unterdessen bestehlen möge.

Wenn einmal kein Diebstahl im Hause, im Geräthe-Schuppen oder im Garten verübt war, dann fehlte es wenigstens nicht an Entwendungen und Verlust bei der Viehheerde. Die Betschuanen brachen bald in die Umzäunung, worin das Vieh bei Nacht stand, und stahlen einen der besten Zugochsen, den sie sogleich schlachteten, zerstückten und etwa nur eine Schulter für den Besitzer übrig ließen, bald trieben sie die Rinder in der Nähe des Flusses in einen tiefen Sumpf, zeigten den angeblich zufälligen Vorfall den Missionaren erst am Abend an, wenn es zu spät war die Thiere wieder herauszutreiben, und theilten dann bei Nacht mit den Hyänen, die sich auch ein und das andere Stück holten, den Raub. Von den Schafen, die man hier, wo es so sehr an anderen Lebensmitteln fehlte, als Schlachtvieh halten mußte, kam nur selten die Hälfte an den Haushalt der Missionare; die Betschuanen holten sich die besten Stücke ganz, anderen schnitten sie den Fettschwanz ab oder zerbrachen auch zuweilen den armen Thieren aus boshaftem Muthwillen die Schenkel.

Nicht nur als gewöhnliche Diebe, selbst wie Raubmörder betrugen sich zu Zeiten diese Leute. Als Moffat schon einige Zeit hier gewesen, wollte eines Tages seine Frau, mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arm, ihre freilich nur arm bestellte Küche zuschließen, um zu der gottesdienstlichen Versammlung zu gehen, welche eben gehalten werden sollte. Ein Betschuanenweib hatte sich in die Küche eingedrängt und als jene dasselbe in den freundlichsten Ausdrücken bat sich zu entfernen, ergriff es ein Stück Holz und wollte der Bittenden damit über den Kopf schlagen; diese flüchtete sich in das Gotteshaus; das Weib stahl mittlerweile, was ihr anstand.

Was die Missionare bauten, das rissen öfters die Betschuanen wieder ein; was jene säeten, das schnitten jene sich ab. Der sandige Boden der Niederlassung bedurfte, wegen des fast beständigen Mangels an Regen, einer Bewässerung, wenn auf ihm etwas gedeihen sollte; die Missionare hatten sich deßhalb mit vieler Mühe einen Graben angelegt, der das Wasser mehr als eine Stunde weit vom Krumanflusse (s. oben) nach ihren Gärten leitete, vorher aber seinen Lauf durch einen Theil der Gärten der Eingebornen

nahm. Als diese, denen zuvor nie der Gedanke an eine künstliche Bewässerung ihrer Felder eingekommen war, die vortheilhafte Wirkung davon in den Gärten der Missionare sahen, durchstachen die Betschuanenweiber, denen dort mit der andern schweren Arbeit auch der Feldbau obliegt, den Graben und ließen sein Wasser in verschwenderischer Weise durch ihre Felder herauslaufen, so daß Moffats Garten sowie selbst sein Haushalt oft ohne einen Tropfen Wasser geblieben wäre, wenn man nicht den nöthigsten Bedarf aus einer kleinen, weit abgelegenen Quelle herbeigeholt hätte. Als sich die Missionare darüber beklagten, verschütteten die Weiber den Ausfluß aus dem Kruman ganz. Abwechselnd gingen nun zwar Moffat und Hamilton in der heißesten Tagesstunde (3 Uhr Nachmittags), wo Jedermann dort Ruhe hält und die Hitze nicht selten fast 40° R. erreicht, mit dem Spaten auf der Schulter zu dem drei englische Meilen weit abgelegenen Anfangspunkt des Grabens, öffneten diesen und verschlossen zugleich die Lücken nach den anderen Feldern, um so viel Wasser bei sich zu sammeln, daß sie ihre kleinen Pflanzungen netzen könnten; allein gewöhnlich kamen die Betschuanenweiber bald hinterher und legten den Graben, durch neues Aufreissen seiner Wände, wieder trocken. So mußte denn die Zeit der Nacht, die den hart angestrengten Männern zu ihrer Ruhe so noth gethan hätte, zur Versorgung der durstenden Pflanzungen angewendet werden. Und doch, was half alle diese Mühe der schlaflosen Nächte, was half die Arbeit eines ganzen Jahres, — die Betschuanen stahlen selbst am hellen Tage die Früchte der nächtlichen Arbeiten.

Neben derartigen empörenden Handlungen dieses Volkes hatte es auch mancherlei Unsitten an sich, die mit besonderer Schwere auf der Hausfrau eines Missionars lasten mußten. Was wußten diese Leute von Reinlichkeit, von Schamhaftigkeit! Die Mädchen, von der Zeit ihrer Mannbarkeit an, ebenso wie die Männer, beschmierten ihre Haut, wie ihre Haare mit einem Gemisch von rothem Ocher und Fett oder Butter; Alles was sie anrührten, ward von dieser Ueberkleisternng besudelt. Ihr Gewand, welches meist nur vom Rücken hinabhing, während es den übrigen Körper nur sehr unvollkommen bedeckte, bestand zunächst aus fast rohen Schaf- oder Ziegenfellen, deren Wollhaar der Wohnsitz einer unzählbaren Menge von plagenden Insekten war. Diese Körper, welche mit Willen niemals die wohlthätige Reinigung durch Wasser erfahren hatten, überfließend von der ranzigen, übelriechenden Fettigkeit, konnten durch ihre Annäherung, selbst im Freien, die Luft verpesten, wie vielmehr erst in dem engen, eingeschlossenen Raum des Zimmers einer Hüttenwohnung. Und dennoch war das Zimmer des Hrn. Moffat von solchen Gästen täglich angefüllt; sie betasteten und beschmutzten hierbei zugleich Alles. Nicht gewohnt auf Bänken oder Stühlen zu sitzen, kauerten sie zwar am Boden, stützten aber die Fersen oder Fußsohlen, namentlich bei den gottesdienstlichen Versammlungen, an die niedrigen Bänke, indem sie zugleich das Kinn den Knieen näherten; und so geschah es denn wohl, daß der eine oder der andere in dieser sonderbaren Stellung einschlief und zu großer Belustigung der Uebrigen auf den Rücken fiel. Die aber, welche wachten, hörten auch nicht auf das, was der Lehrer zu ihnen sprach, sondern sie waren, wenn kein anderer Gegenstand ihre neugierig oder habsüchtig betastenden Hände in Anspruch nahm, wenigstens mit dem Fang der kleinen Thiere beschäftigt, welche die Empfindung ihrer Haut bei Tage wie bei Nacht in Regung erhielten, wobei sie das, was

sie erbeuteten, nicht tödteten, sondern schonend auf den Boden des Zimmers oder Betsaales warfen. Der armen Frau Moffat, einer Seele von zarter, feiner Bildung und Ordnungsliebe, wenn sie sich im eigenen Zimmer so unter die Wilden eingeschlossen sah, kam es schwer an, den Ekel zu überwinden; sie verschob oft das Auftragen der einfachen Mahlzeit für ihren von der Arbeit müden Gatten und für sich stundenlang, in der Hoffnung, daß jener Besuch sich entfernen und die Luft wieder reiner werden möchte, meist aber ward diese Erwartung getäuscht. Der Hunger mußte auf den Kampfplatz mit dem Ekel treten, und es war ein Glück, wenn dieser jenen nicht besiegte.

Am meisten ward unter den Betschuanen jedes sittliche Gefühl durch das Benehmen und das bürgerliche Verhältniß der Frauen verletzt. Diese waren es aber so gewohnt, und wollten es nicht anders haben. Als einst Moffat Zeuge sein mußte, wie bei dem, ebenfalls nur von Weibern besorgten Bau einer Wohnung die Frau eines der Vornehmeren des Volkes in unschicklicher Weise von einem Baumast zum andern stieg, fragte er unwillig, warum solches Geschäft nicht von Männern verrichtet werde? Darüber brach unter den Hörerinnen ein allgemeines Gelächter aus. »Wie gut wäre es,« sagte die Frau des Häuptlings Matibe, »wenn ihr unseren Männern etwas eingäbet, daß sie mit uns so verführen, wie ihr mit euren Frauen, welche nur das leichtere Geschäft verrichten, während ihr Männer alle beschwerliche Arbeit thun müßet.« Diese Aeußerung war natürlich nur Spott, und lange Zeit wurde, bei Wiederholung des Scherzes, die Einfalt des Missionars, solche neue Sitten lehren zu wollen, verlacht.

Die gottesdienstlichen Versammlungen wurden von den beiden Missionaren mit großer Treue gehalten; an Zuhörern waren hierbei zuweilen bis vierzig, häufig aber auch nur ein einziger da. Die Anwesenden, mochten ihrer viele oder wenige sein, betrugen sich ein- wir allemal auf höchst unziemliche Weise; während die Einen schnarchten, lachten und schwatzten die Andern, oder trieben irgend eine Handarbeit; auf die Worte, welche der Lehrer sprach, achtete Keiner. Manche ließen sich nur durch das Geschenk von ein wenig Tabak bereit finden, zur Versammlung zu kommen, und wenn einmal der Missionar zufällig vergessen hatte Tabak mitzubringen, sagte man ihm, er solle erst wieder nach Hause gehen und welchen holen.

Eine lange anhaltende Dürre hatte die Felder wie die Viehweiden großentheils zu einer Wüste gemacht; da beschloß das Volk einen s. g. Regenmacher zu sich zu rufen, der über 40 geographische Meilen von ihnen entfernt im Lande der Bahurutsis wohnte. Auf eitle Worte und leere Versprechungen kam es den Betschuanen nicht an; die Abgesandten versprachen dem Regenmacher große Reichthümer und Ehren, wenn er mit ihnen nach Lattaku kommen und »die Brüste« des Himmels öffnen wolle. Der Mann ließ lange auf sich warten, und schon fing das Gerücht an sich zu verbreiten, die Abgeordneten, welche ohne ihn nicht zurückkehren durften, müßten ermordet sein. Da entstand auf einmal ein lauter Lärm und gewaltiger Auflauf in der Stadt; der Regenmacher hatte einen Boten gesendet, der seine nahe Ankunft verkündete und zugleich den Befehl des mächtigen Mannes überbrachte, daß Jedermann sich die Füße waschen solle. Jetzt liefen Alle, Vornehme und Geringe, Alte wie Junge, zum Fluß hin, um dem Gebote Folge zu leisten; selbst das Dienstmädchen

des Hrn. Moffat rannte mit den Anderen fort. Der witterungskundige Regenmacher hatte mit gutem Vorbedacht diesen Augenblick für seine Ankunft gewählt. Ein Wind vom Meere her war immer stärker geworden; an dem seit langer Zeit wolkenlos gebliebenen, gleichsam ehernen Himmel stieg ein schweres Gewölk auf, aus welchem furchtbare Blitze mit lautem Donner sich entluden. Aber so laut auch dieser Donner hallte, er konnte dennoch das Jubel- und Triumphgeschrei des Volkshaufens nicht übertäuben, noch unhörbar machen, welcher so eben den an der obern Seite der Stadt hereinziehenden allmächtigen Mann, der gleich bei seiner Ankunft alle Regenvorräthe am Himmel zu versammeln schien, bewillkommnete.

Der Betrüger redete das Volk an und erklärte, die Weiber müßten dies Jahr ihre Felder auf den Hügeln anlegen und besäen, denn der jetzt zu erwartende Regen würde alle tiefer liegenden Gründe unter Wasser setzen. Wirklich fielen jetzt auch einige schwere Regentropfen aus den Wolken auf die laut jubelnde und tanzende Menge herab. Doch der erwartete Regen wollte für diesmal nicht kommen, vielmehr behielt es bei den wenigen Tropfen sein Bewenden.

Als das Getöse und der Auflauf sich ein wenig gelegt hatten, kamen Mehrere zu den Wohnungen der Missionare. »Nun,« so fragte einer höhnend, »wo ist euer Gott?« — Jene schwiegen. — »Habt ihr,« fuhr der Spötter fort, »unsern Mächtigen gesehen, wie er feurige Speere aus den Wolken schleuderte? Was vermag aber euer Gott?«

Das Volk erwartete nunmehr von Tage zu Tage, der Regenmacher, dem man Alles gethan und gegeben hatte, was er nur verlangte, werde seine mehrmals feierlich wiederholte Zusage erfüllen und einen allbefeuchtenden Regen herabfallen lassen. Aber der witterungskundige Mann war diesmal durch seine Vorzeichen getäuscht worden; die Wolken hatten sich, wie dies in dem waldlosen ebenen Lande der Betschuanen häufig geschieht, nach dem waldigen Gebirge im Osten hinzogen, ohne über der westlichen Niederung sich zu entladen; die Dürre wuchs fortwährend zu einem furchtbaren Grade an; der Himmel blieb verschlossen. Da ersann der listige Betrüger eine Ausrede, durch welche er den gerechten Unwillen des getäuschten Volkes von sich hinweg auf Andere zu lenken suchte. Die Missionare sollten die Schuld haben, daß keine seiner mühsamen und zum Theil wenigstens für das Volk überaus beschwerlichen Operationen zum Herbeischaffen des Regens den günstigen Erfolg hätten. Das Geläute ihrer kleinen Betglocken, ja ihr Gebet selber, sollte die Regenwolken vertrieben haben. Der Oberhäuptling wollte hierauf den Missionaren das Niederknieen und Beten sogar in ihren eigenen Wohnungen verbieten; sie fürchteten sein Verbot nicht. Der Betrüger merkte indeß wohl, daß seine immer wiederholten Lügen, und die ungeheuren Zumuthungen, die er an das Volk machte, die Geduld desselben ermüdet hatten, und daß besonders die Frauen anfingen, sein Truggewebe zu durchschauen. Vierzehn Tage lang zog er sich in seine Hütte zurück, dann auf einmal erschien er wieder vor dem Volke. Er habe endlich, so redete er die Versammlung an, den einfachen Grund entdeckt, aus welchem das Ausbleiben des Regens unvermeidlich sei. — Jeder war begierig, diesen Grund zu erfahren. Er schien ungern damit hervortreten zu wollen; endlich, als er die Erwartung auf's Höchste gespannt sah, fragte er:

»Habt ihr nicht gesehen, daß wenn Wolken über uns heranziehen, Moffat und sein Gefährte nach ihnen hinaufblicken?« — Allerdings hatte man dies gesehen, man konnte die Frage nicht anders als bejahen. — »Nun denn,« fuhr der Mann fort, »so lange diese im Lande bleiben, werden wir niemals Regen haben, denn ihre weißen Angesichter verscheuchen die Wolken.«

Nur auf wenig Augenblicke und auch nur bei einem Theil der Versammlung schien diese grobe Lüge die gewünschte Wirkung hervorbringen zu wollen. Der Mann hatte all' seinen Credit bei der Menge verloren; seine Worte waren in den Wind geredet. Ja noch mehr, er hatte die Gefahr, womit er das Haupt Anderer bedrohte, auf sich selbst hingelenkt; der Haß der Betschuanen gegen den Menschen, der ihnen so viel Unruhe bereitet, ihre Leichtgläubigkeit so mißbraucht hatte, war so hoch gestiegen, daß in einer Berathung der Volkshäupter sein Tod beschlossen wurde. Bei dieser Gelegenheit gab Moffat dem Volke ein Beispiel von christlicher Nächsten- und Feindesliebe, das auf Viele einen ganz besondern Eindruck machte. Nachdem er von einer angesehenen Frau, die er als Arzt behandelte, den Mordanschlag, indem er sich stellte als wisse er Alles, erforscht hatte, verwendete er sich bei Matibe und anderen Häuptlingen eindringend kräftig für das Leben des Regenmachers, und versprach zugleich ein Lösegeld für denselben. Man fragte ihn, ob er nicht wisse, daß der Regenmacher sein Feind gewesen sei, der seinen Tod gesucht habe? Er bejahte dies, blieb aber bei seiner vermittelnden Fürbitte. Seine Vorstellungen drangen durch. Matibe selbst, um den Mann dem Hasse des Volkes zu entziehen, gab dem Regenmacher und seinem Weibe das Geleit bis über die Grenze.

Eine Gefahr war allerdings durch die Entfernung dieses feindseligen Mannes vorübergegangen, aber jetzt kam ein Sturm ganz anderer Art, der übrigens nicht die Missionare allein, sondern auch das ganze Volk der Betschuanen bedrohte.

In dem abgelegenen Innern Südafrika's hatte sich, sei es durch mächtige Feinde von außen gedrängt, oder durch Mangel und Hungersnoth genöthigt, eine Völkermasse in Bewegung gesetzt, welche mehr noch, als einst Dschingiskhans und Tamerlans furchtbare Schaaren, überall wohin sie kam, Verderben und Vernichtung verbreitete. Vor ihr her ging schon seit längerer Zeit die Sage, daß ein gewaltiges Weib, Namens Mantatie, an der Spitze eines unzählbaren und von ihrer Milch ernährten Heeres einherziehe, Hornisse voraussende und alles Land, das ihr Zug berühre, in eine Einöde verwandle. Das allverschlingende Volk selbst wurde nach der Anführerin die Mantaties genannt. (Die Mantaties sind, kurz gesagt, ein Kaffernstamm und haben ihren eigentlichen Sitz im Norden der oben beschriebenen Souveränität und der Natalcolonie.) Die Missionare hatten das Gerücht nur wenig beachtet; sie hielten es für einen fernen Nachhall der verheerenden Kriegszüge des (jetzt längst verstorbenen) mächtigen Zulukönigs Tschakka. Wie durch ein inneres Vorgefühl angeregt, beschloß jedoch Moffat, eben in diesem Augenblicke eine Reise nach dem (an 40 M. in nordöstlicher Richtung von Lattaku gelegenen) Lande der Wankehen und dem Oberhäuptling Makaba, gemäß einer wiederholten dringenden Einladung, einen Besuch zu machen. Zwar wollte der Betschuanenhäuptling Matibe, aus einer Art Eifersucht, diese Reise nicht gestatten, und verbot allen seinen Leuten, den Missionar zu

begleiten, dieser aber mit einem kleinen Gefolge, das ihm zu Gebote stand, trat sie dennoch an. Er war nur wenige kleine Tagemärsche weit gekommen, da traf er auf Flüchtlinge, welche, selbst kaum dem allgemeinen Verderben entronnen, ihm die sichere Kunde brachten, daß die Verderber, die Mantaties, schon in der Nähe, und, wie man glaube, auf dem geraden Wege nach Alt- und Neu-Lattaku seien. Diese Kunde wurde noch durch andere Flüchtlinge bestätigt, und Moffat hatte nun nichts Nöthigeres zu thun, als seinem langsamen Ochsengespann voraus nach Neu-Lattaku, seinem Wohnsitze, zurück zu eilen. Die Nachricht, welche er den Betschuanen überbrachte, erregte bei diesen Furcht und Schrecken; Viele zeigten sich geneigt in die benachbarte Kalegare-Wüste zu entfliehen, wo der Hungertod ihnen eben so nahe gewesen wäre, als hier die Streitärte der Feinde. Die Einsicht der Missionare mußte dem Unverstande des bestürzten Volkes zu Hülfe kommen; Moffat eilte zu Pferde nach Griquastadt (s. oben), um die dortige, meist zum Christenthum bekehrte Bevölkerung zur Abwehr des gemeinsamen Feindes aufzufordern, der wie eine Fluth auch über sie bald hereinbrechen konnte. Während sich die Bewohner von Griquastadt und der benachbarten Missionsstation Campbell zum Kampfe rüsteten, kehrte Moffat noch einmal nach Neu-Lattaku zurück, um die Streitkräfte der Betschuanen in Bewegung zu setzen. Ein Trupp von mehr als tausend Bewaffneten stellte sich; nach einigen Tagen kamen auch die Streiter von Griquastadt, darunter gegen hundert Reiter unter einem tapfern Anführer Namens Waterboer. Anstalten zur Flucht der Missionarsfrauen nach der Capkolonie waren für den Fall der Noth getroffen; Moffat aber beschloß persönlich mit zu Felde zu ziehen, um vielleicht, bei seiner Kenntniß in der Setschuanensprache, als Vermittler zu einem friedlichen Vergleich mit den Mantaties dienen zu können. Denn es lag den Missionaren Alles daran, so weit nur möglich das Vergießen von Menschenblut zu verhindern.

Die Bundesgenossen aus Griquastadt brachen zuerst auf, die Richtung nach Alt-Lattaku einschlagend; ihnen folgte langsamer das andere bewaffnete Fußvolk. Am Matluarinflusse hielt und sammelte sich das kleine Heer; Moffat aber, in Begleitung Waterboer's und einiger Anderer, ritt noch bei Nacht vier Stunden weiter bis zu einem Gehölz. Hier hielt man mit den Pferden bis nahe gegen Tagesanbruch, dann wendeten sich die berittenen Kundschafter nach dem nahe gelegenen Alt-Lattaku hin. Dort beleuchtete ihnen die Morgendämmerung auf dem gegenüber befindlichen Abhange eine weit ausgedehnte schwarze Fläche, aus deren Mitte hie und da ein Rauch aufstieg. Die Kundschafter hielten dieses Schwarz für Kohlen und Asche, indem sie glaubten, man habe Tags zuvor das dürre Gras und Gebüsch angezündet und niedergebrannt, bei genauerem Hinblick bemerkten sie jedoch, daß dies lebende menschliche Körper seien. Ein Theil des unzählbaren Heeres der Feinde hatte sich auf jenen Abhang gelagert, ein anderer war in Alt-Lattaku eingedrungen und hatte schon einen Theil der Stadt wie ihrer Bewohner mit Feuer und Schwert vernichtet. Die wilden Krieger hatten die fremden Reiter entdeckt; man sah die geschwungenen Streitärte vom Licht der aufgehenden Sonne erglänzen.

Ein zum Gefolge des feindlichen Heeres gehörendes junges Weib, welches in der Nähe der Reiter seinen Hunger mit den Knospen der Akazienbäume zu stillen

suchte, wurde mit einigen Lebensmitteln erquickt, mit Tabak beschenkt und dann zum Feinde gesendet mit der Bitte, daß einige Führer desselben zu einer friedlichen Besprechung herankommen möchten. Moffat und seine Begleiter ritten bis auf zwei Büchsenschüsse weit zum Lager der Mantaties hin. Da wo sie hielten, lag bei einem Felsen ein alter Mann mit seinem Sohne, Letzterer schon verhungert und Jener dem Tode nahe. Bei einem Quell fanden sich die abgezehrten Leichname mehrerer Verhungerter; einer dieser Körper lag zum Theil in dem Wasser, aus welchem jetzt unsere Reiter ihren Durst stillen mußten. Bis auf etwa hundert Schritte näherten sich nun Moffat und einer seiner Begleiter den Feinden, in der Absicht hier abzusteigen und zwei Häuptlinge derselben zu einem friedlichen Gespräche aufzufordern. Doch dies war vergeblich; die wilde Schaar achtete den Zuruf der Friedensworte nicht; plötzlich sprang ein Haufe ihrer Bewaffneten wüthend gegen die Reiter, die soeben absteigen wollten, an; Speere und vergiftete Pfeile flogen um die beiden Männer her, doch keiner traf diese; sie hatten Zeit sich auf einen nahen Hügel zu retten. Der Feind verfolgte sie nicht; vor seinen Augen, nicht ohne Gefahr, tränkte man noch unten am Wasser die Pferde.

Die Truppen der Verbündeten, gegen das Heer der Mantaties ein kleines Häuflein, waren indeß nahe gekommen; am andern Tage, als man noch vergeblich friedliche Unterhandlungen versucht hatte, begann die Schlacht. Die Wilden, als sie mehrere ihrer Häuptlinge und Krieger durch das ihnen unsichtbare Geschoß, das aus den Flinten kam, darniedergestreckt sahen, stutzten zwar auf einige Augenblicke, erneuerten aber alsbald den wüthenden Kampf; die Griquas wurden mehrmals auf eine kurze Strecke zurückgeworfen, drangen aber immer mit siegreicher Gewalt wieder vor, wogegen der Heerhaufe der Betschuanen, die vorher sehr großprahlerisch von ihren künftigen Thaten gesprochen hatten, sich durch ein halbes Dutzend der wüthenden Mantaties in feige Flucht schlagen ließ. Noch immer vertheidigte der Feind mit Löwengrimm seine Stellung, schon der Anblick dieser vor Wuth rasenden Schwarzen hatte etwas Furchtbares; aber die Griquas hielten tapfer Stand, und als sie jetzt einen Sturm auf das feindliche Lager wagten und in dieses eindrangen, bemächtigte sich der Mantaties ein wilder Schrecken, und sie flohen hinauf nach der Stadt. Hier und hinter der Stadt lag die andere, an Zahl und innerer Kraft ungleich furchtbarere Abtheilung ihres Heeres; hätten während der Schlacht beide zusammengestanden, so würden sie ohne Zweifel obgesiegt und sich dann wie eine verheerende Fluth über die Grenzen der Capcolonie ergossen haben; so aber geschah es, daß die noch gar nicht zum Kampfe gekommene größere Hälfte sich von dem Schrecken der Geschlagenen anstecken und mit zur Flucht fortreißen ließ. Mitten durch die vom Feinde in Brand gesteckten Hütten der Stadt verfolgten die Griquas den Feind über drei Stunden weit, um denselben dadurch zu veranlassen, die Richtung der Flucht, die er nach Norden hin genommen hatte, beizubehalten. Moffat nahm sich unterdessen der Pflege der gefangenen Kinder und Frauen sowie des Schutzes der Verwundeten an. Denn eines solchen bedurften dieselben gegen die Betschuanen, welche zwar in der Schlacht gegen kämpfende Männer als die größten Feiglinge sich bewiesen hatten, jetzt aber nach vollendeter Schlacht als die grausamsten Wütheriche sich zeigten gegen die kraftlos balie-

genden Verwundeten, sowie gegen die Frauen und Kinder des Feindes, welche sie, hätte Moffat es nicht verhindert, zum größten Theil umgebracht haben würden. Uebrigens sah man auch hier Beispiele, daß ein einziger minder schwer verwundeter Mantatie von 50 Betschuanen umringt und vielleicht mit 10 oder 12 Speeren und Pfeilen in seinem Leibe noch immer wüthend fortkämpfte, bis etwa einer seiner Feinde ihm den Kopf spaltete oder das Herz traf. Selbst Moffat wurde durch die Streitäxte, welche manche der schon am Boden liegenden, hart verwundeten Schwarzen mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte nach seinem Kopfe schleuderten, mehrmals in Gefahr gesetzt. Von einigen der Gefangenen erfuhr man, daß das Mantatie-Heer an dem nämlichen Tage, wo es durch den „Donner und Blitz der Griquas“ (so nannten sie das Musketenfeuer) geschlagen ward, im Begriff gewesen war, gegen den Krumanfluß zu ziehen und Neu-Lattaku zu überfallen. Nach Moffats Beobachtung schien jenes kriegerische Volk mit den Betschuanen von gleicher Gestalt und Abkunft, auch war seine Sprache ein Dialekt der Betschuanensprache. Nur sind die Mantaties größer, stärker und dunkelfarbiger als jene Stammverwandten, und durch ihren langen Kriegszug waren sie tapferer und kampflustiger geworden als die Betschuanen.

Der blutige Völkerkrieg war übrigens mit jenem Schlage noch nicht beendigt. Das Heer der Mantaties, welches wenigstens noch 40,000 Mann zählte, hatte, schon durch den Hunger zu seinen Raub- und Plünderungszügen getrieben, noch manchen Ort überfallen und zerstört, und wie auf allen seinen Zügen das Land, über welches es gekommen, mit Gebeinen der Erschlagenen bestreut. Gleich in den ersten Tagen nach der oben beschriebenen Schlacht hatten sie von neuem nach Süden sich gewendet, um an den Betschuanen Rache zu nehmen; sie hatten selbst die Griquas bedroht. Doch mit allen diesen Ereignissen wollen wir uns hier nicht aufhalten, sondern nur noch die Folgen betrachten, welche dieselben für die moralische Umwandlung der Betschuanen hatten.

Dieses Volk, vor Allen sein König oder Oberhäuptling Matibe und die meisten andern Häuptlinge hatten bei dieser Gelegenheit die Missionare als ihre Freunde und Schützer kennen gelernt, ohne deren treue, mit Lebensgefahr verbundene Hülfe sie und all' die Ihrigen ohne Rettung verloren gewesen wären. Die Thaten der Lehrer erwarben diesen bei dem Volke eine Achtung, welche bald nachher auch eine bessere Achtung vor ihren Worten zur Folge hatte. Auf einer Reise nach der Capstadt hatte Moffat den ältesten Sohn des Matibe, den künftigen Erben der Herrschaft, mit sich genommen, dem dort viele Freundschaft und Liebe erwiesen ward; auch dieses diente dazu, das Band der Anhänglichkeit der Familie des Oberhäuptlings an den Missionar noch fester zu knüpfen.

Ein großer Beweis für das Zutrauen, dessen von jetzt an die Missionare genossen, war der, daß, als nach einem Beschluß der Londoner Missionsgesellschaft für ihre Station ein Fleck Landes von den Eingeborenen angekauft wurde, $1^3/_4$ geogr. Meilen weit von Neu-Lattaku, näher an der Quelle des Kruman gelegen, alsbald viele Betschuanen-Familien sich geneigt bezeigten, den Lehrern nachzuziehen. Daß wir es kurz machen: von jetzt an waren die Betschuanen, wenigstens einem großen Theile nach, wie völlig umgewandelt in ihrem Benehmen gegen die Missionare, in der Auffassung der Lehren des Christenthums und in ihrer ganzen innern und äußern Lebensweise. Die nämlichen Menschen, welche volle zehn Jahre hindurch den Missionaren die ärgsten Kränkungen

und Beleidigungen zugefügt hatten und von den christlichen Lehren nichts hatten wissen wollen, wetteiferten jetzt in Beweisen der Liebe und Zuneigung zu ihren Lehrern, hörten deren Predigt vom Evangelium mit der lebendigsten Theilnahme an und waren ernstlich bemüht, den göttlichen Geboten nachzuleben. Von dem Innersten und Höchsten suchten sie die Lebensthätigkeit des Glaubens auch auf das Aeußere und scheinbar Niedere zu leiten. Moffats Gattin eröffnete eine Nähschule für die Frauen und Mädchen, und bald sah man Alle, Männer wie Frauen, in reinlichem, anständigem Gewande einhergehen. Die ekelhafte Sitte des Einschmierens der Haut mit Fett und Ocher war jetzt verbannt und an ihre Stelle ein sorgfältiges Reinigen durch Wasser getreten. Zu gleicher Zeit ward auch in den Häusern ein Geist der Reinlichkeit und bessern Anordnung sichtbar. Man fertigte sich Tische, Stühle und Kisten zu ordnungsmäßiger Aufbewahrung der Kleider; Lichte wurden gegossen, so daß auch in den Abendstunden jedes Haus seine nothdürftige Beleuchtung hatte, und überhaupt nahm man mehr und mehr auf Erleichterungen und Bequemlichkeiten im häuslichen Leben Bedacht.

Ein Hauptaugenmerk mußte vor Allem die Nahrungsquelle des Volkes, der Feldbau, sein. Es waren nunmehr wieder fruchtbare Zeiten eingetreten; denn es hatte einen Ueberfluß von Regen gegeben. Zudem hatten auch die Eingeborenen angefangen, dem Beispiele ihrer Lehrer zu folgen und Gräben anzulegen, durch welche sie das Fluß- und Quellwasser zu ihren Pflanzungen hinleiteten. Statt daß die Betschuanen vorher fast nichts gebaut hatten, als Moorhirse, Schminkbohnen und Wassermelonen, verschafften ihnen jetzt ihre Lehrer die Samen von Mais, Weizen, Gerste, Erbsen, Kartoffeln, gelben Rüben und Zwiebeln, und leiteten sie zum Bau des Tabaks an, welcher fortan einen einträglichen Gegenstand zum Tausch und Verkauf bildete; auch Obstbaumpflanzungen sah man entstehen. Die Werkzeuge und Geräthschaften zur Arbeit wurden zuerst von der Colonie und Capstadt herbeigeschafft; bald aber lernten die Betschuanen, sie selbst zu verfertigen. Etwas zuvor ganz unerhörtes Neues war hierbei geschehen! — Die Männer hatten arbeiten gelernt, ja sie freuten sich der Arbeit des Feldbaues und der Handwerke; ein Arbeitsgeräth war ihnen lieber als vormals die prunkende Waffe oder der Schmuck der Krieger.

Zu gleicher Zeit war der Eifer zum Lernen so groß, daß man die Alten mit den Jungen an den Leseübungen Theil nehmen sah; und bald gab es Viele, welche ihre Muttersprache zu lesen vermochten. Daher war schon damals Hr. Moffat ernstlich darauf bedacht, eine Uebersetzung des Evangeliums Lukas in die Betschuanensprache zu vollenden und zum Druck zu befördern.

Die Betschuanen, nunmehr von großer Zuneigung zu ihren Lehrern erfüllt, ließen es bei bloßen Worten nicht bewenden, sondern suchten ihre Liebe auch durch die That zu bewahrheiten. Mehrere Männer aus der Nation kamen zu den Missionaren und erboten sich, auf eigene Kosten und durch Arbeit der eigenen Hände ein geräumigeres Haus zur christlichen Schule und, bis eine größere Kirche erbaut sei, zu den gottesdienstlichen Versammlungen zu errichten. Sie verlangten weiter nichts als einen Bauplan; denn das Haus sollte auf europäische Art gebaut werden. Da wollte nun das ganze Volk an dem Baue Theil nehmen; Frauen und Kinder trugen das Material herbei, das die stärkeren Hände der Männer zusammenfügten, und im Mai 1829 war das Gebäude vollendet.

Bald nachher ward auch ein zweites Missionshaus gebaut, und es handelte sich jetzt um den Aufbau eines Gotteshauses, welches groß genug wäre, die mit jedem Tage mehr anwachsende Gemeinde zu fassen. Die Missionare dachten daran, Beiträge zu dem Bau in der Capcolonie und namentlich in der Capstadt zu sammeln. Als die Betschuanen dies vernahmen, wollten auch sie in der Freigiebigkeit nicht zurückbleiben; und diese nämlichen Leute, welche vormals kein größeres Vergnügen gekannt hatten, als den unter ihnen wohnenden Christen ihre Heerden zu stehlen, brachten jetzt als freiwillige Gabe, der eine Ochsen, der andere Ziegen oder etwas Geld (dieses war noch eine große Seltenheit unter den Betschuanen) zum Aufbau einer christlichen Kirche dar.

Noch niemals hatte ein Missionar in Südafrika seiner Gemeinde so große Gaben von einer Reise mit nach Hause gebracht als Hr. Moffat der seinigen bei seiner Rückkunft von der Capstadt im Jahre 1831. Außerordentlich reich waren die Beiträge zum Bau der neuen, großen Kirche ausgefallen; eine Dame aus England hatte außerdem eine Menge Leinwand und andere Stoffe zu Kleidungsstücken als Geschenk beigefügt und dadurch in sehr vielen Haushaltungen eine ungemeine Freude verbreitet; sodann kamen zahlreiche gedruckte Exemplare des Evangeliums Lukas und Gesangbücher in der Setschuanensprache mit, und endlich eine vollständige Druckerpresse und mit ihr zugleich ein Mann, der sich auf ihre Benutzung verstand. Auch waren zwei neue Missionare mitgekommen, an deren Frauen Moffats Gattin nunmehr einen treulichen Beistand erhielt in dem Geschäft der Bildung und des Unterrichts der Betschuaninnen, namentlich für weibliche Arbeiten, während die Männer nicht allein in Schulen und in der Kirche, sondern auch im gewöhnlichen Werktagsleben für die Ausbildung des Volkes zur christlichen Erkenntniß sowie zur bürgerlichen Tüchtigkeit und Gewerbthätigkeit bemüht waren.

Seitdem sind wiederum über zwanzig Jahre verflossen, und Niemand, der die Betschuanen zur Zeit ihres Heidenthums gekannt, würde sie jetzt wieder erkennen: so sehr haben sie sich zu ihrem Vortheil verändert und einen neuen Beweis zu der Wahrheit geliefert, daß das Christenthum überall da, wo es lebendig aufgefaßt wird und, so zu sagen, in Saft und Blut übergeht, stets auch alle Segnungen der Cultur und Gesittung mit sich führt.

Wenn die Betschuanen stammverwandt mit den Kaffern sind, so sind wiederum die Balalas stammverwandt mit den Betschuanen, oder vielmehr sie sind wirkliche Betschuanen und verhalten sich zu ihnen wie die Buschmänner zu den eigentlichen Hottentotten, wie dergleichen ausgeartete Zweige der Völker, welche ohne feststehende bürgerliche Ordnung leben, zum Entstehen kommen. Es sind ihrem ersten Ursprunge nach Zusammengesellungen von solchen, durch eigene und fremde Schuld verarmten Familien, welche in ihrer Lage den ungebundenen Müßiggang lieber gewonnen haben, als die Arbeit und die hauswirthschaftliche Sorge für ein Eigenthum. Sie sehen sich dann zu einem unstäten Räuberleben genöthigt, zum Ausraufen eßbarer Wurzeln wie zum Fang der Thiere, mehr durch List, in Fallgruben oder an vergifteten Tränkplätzen, als durch die gerade Gewalt der Waffen. Moffat hatte, bei seinem mehr als zwanzigjährigen Aufenthalte unter den Betschuanen, Gelegenheit genug, die Balalas zu beobachten. Dieses Volk, das dem beständigen Kampfe mit dem Hunger und allem äußern Mangel unterliegt, ist dabei so arbeitsscheu, daß es grade zur Zeit der Ernte aus den wenigen Gegenden, in

denen das Säen und Ernten nicht ohne guten Ertrag ist, entflieht und sich hinter den dürren Hügeln der Kalegare-Wüste der Gefahr des Verdurstens und Verhungerns Preis gibt, nur damit es nicht zur Theilnahme an der Arbeit des Erntens gezwungen werden möge, obgleich solchen Mitarbeitern dann der tägliche Unterhalt für sich und die Ihrigen reichlicher als gewöhnlich zufließen würde. Wie ein scheues Reh flieht übrigens auch zu anderen Zeiten der Balala die Betschuanen, von denen er, wie der Bettler vom hochmüthigen Reichen, nur Uebermuth zu erfahren hat. Seine wortarme Sprache hat sich durch Rauheit und Umbildung der Töne von der gewöhnlichen Sprache des Urstammes, dem Setschuanendialekt, so weit entfernt, daß auch der in unmittelbarer Nähe der Balalas wohnende Betschuane ohne Dolmetscher sie nicht zu verstehen vermag. Sie zerfällt, wie die Sprache der amerikanischen Wilden, in mannigfache Verschiedenheiten.

Wir wenden uns nunmehr zu den **Hottentotten** oder den westwärts von den Kaffern in Südafrika wohnenden eingeborenen Stämmen.

Die Hottentotten zerfallen in 4 Stämme, nämlich in die s. g. Colonialhottentotten, die Namaquas, die Koranas und die Buschmänner oder Saab, und bilden insgesammt eine isolirte, ihrer Sprache und ihren physischen Verhältnissen nach von allen übrigen Urbewohnern Afrika's geschiedene Raffe, deren charakteristische äußere Merkmale eine schmutzig olivengelbe Gesichtsfarbe, ein niedriger Schädel, eckige Gesichtsform mit meist breiten, sehr hervorstehenden Backenknochen (ausgenommen bei den Koranas), dicke Lippen und eine platte, zwischen kleinen Augen liegende Nase sind. Wenn sie in dieser Hinsicht manche Aehnlichkeit mit den Mongolen haben, so unterscheiden sie sich doch wiederum von diesen durch ihr Wollhaar und ihre Sprache, welche ein häufiges Schnalzen mit der Zunge und ein eigenthümlicher Bau ausgezeichnet. Die Gesichtszüge vieler Hottentotten, besonders älterer Personen, sind überaus häßlich, und diese Häßlichkeit wird durch den stark vortretenden Mund noch vermehrt; jedoch kann sie keineswegs als ein Typus für alle Hottentotten angenommen werden. Die Hottentotten kennen sich selbst nur unter dem Namen Anaqua oder Quaqua, und der ihnen schon von den ersten holländischen Einwanderern der Capeolonie aus unbekannten Gründen und bei den Europäern gebräuchlich gewordene Name Hottentott war ihnen ursprünglich völlig unbekannt. Rein sieht man Hottentotten nur noch in den nördlichsten, erst in neuerer Zeit der Capeolonie einverleibten Gegenden der Distrikte Clanwilliam, Beaufort und Graf Reynet, und selbst hier nur in den Stämmen der Namaquas, Koranas und Buschmänner, da die innerhalb der alten Grenzen der Capcolonie wohnenden s. g. Colonialhottentotten in mannigfache Verbindungen mit Europäern und deren Nachkommen, Kaffern und wohl auch mit Malaien und Negern eingegangen sind und selbst ihre Sprache verlassen haben, statt welcher sie sich jetzt eines aus hottentottenschen, holländischen und kaffernschen Wörtern gemengten Patois bedienen. Die Colonialhottentotten besaßen Anfangs zum Theil reiche Viehheerden und lebten nomadisch in beweglichen Dörfern, Kraals genannt, unter wenig angesehenen Häuptlingen. Anfangs zählte man 17 Stämme; aber durch die Barbarei der Holländer schmolz ihre Zahl von 200,000 auf 40,000 herab. Sie flüchteten sich in die Gebirge und Wüsten; und die Zurückbleibenden verloren ihre Unabhängigkeit und mußten als Sklaven Hirten- und Knechtdienste versehen. Im J. 1736 kam von Amsterdam aus an die Brüdergemeine in Herrnhut die

Anfrage, ob sie nicht, wie zu andern Heiden, auch zu den Hottentotten Missionare senden wollte. Sie erklärte sich dazu bereit, und schickte eins ihrer Mitglieder, Georg Schmidt, nach der Capcolonie, wo er 1737 ankam. In der Capstadt war seine Erscheinung etwas Neues, und die Nachricht, es sei Jemand da, der die Hottentotten bekehren wolle, erregte mancherlei Gerede unter den Holländern. Viele hatten ihr Gespötte und meinten, er müsse ein Narr sein. Schmidt ließ sich jedoch nicht irre machen, sondern zog an den Fluß Zonderend (Nebenfluß des Breede Rivier, der ihn im Zwellendammdistrikte aufnimmt) mitten unter die Hottentotten, die damals noch nicht so verdrängt waren und ihn bereits mit freudiger Begierde erwarteten. Er konnte sich durch das Holländische verständlich machen; und mit 18 Hottentotten, die sich an ihn anschlossen, bezog er einen, damals Bavianskloof genannten Ort, wo er einen Garten anlegte, eine Hütte baute, Unterricht ertheilte und zum Ackerbau anleitete. Er mußte sich ganz an die Lebensweise der Hottentotten gewöhnen und mit ihnen auch Wurzeln essen, bis es ihm gelungen war, sie mit europäischen Einrichtungen und Gebräuchen vertrauter zu machen. Nachdem er fast sieben Jahre in ihrer Mitte mit großem Erfolge gewirkt hatte, wurden ihm besonders durch den Neid und die Eifersucht der holländischen Geistlichen der Capstadt so viele Hindernisse in den Weg gelegt, daß er sich zur Heimreise entschloß, um in Amsterdam Vergünstigungen auszuwirken zu suchen. Allein hier hatte man Vorurtheile gegen die Brüdergemeine gefaßt und hielt überhaupt die Fortsetzung der Mission nicht mehr für zuträglich. Daher schlugen alle Bitten um neue Ueberfahrt fehl, und die unter den Hottentotten gegründete Christengemeinde, die lange sehnsüchtig harrte, zerstreute sich allmälig. Erst im J. 1790 durfte die Mission erneuert werden, und es wurden nun drei Herrnhuter nach der Capcolonie gesendet. Sie fanden noch Ueberbleibsel von Schmidt's Wohnung in Bavianskloof, auch einen schönen Birnbaum, den er gepflanzt, und eine betagte Hottentottin, die er im Christenthum unterrichtet hatte. Die Hottentotten waren abermals freudig bewegt, und weit und breit erscholl die Nachricht von der Ankunft der christlichen Sendboten. So vergrößerte sich mit jedem Jahre das neu angelegte Dorf; schnell erhoben sich Kirche und Schule nebst anderen öffentlichen Gebäuden, und jetzt steht hier der oben beschriebene schöne Ort Gnadenthal. Im J. 1818 wurde von den Herrnhutern im Distrikte Somerset die Missionsstation Enon am Sonntagsflusse angelegt, und etwa dritthalb Jahre später schrieb ein besuchender Reisender darüber unter anderm Folgendes: »Die Wildniß und das undurchdringliche Dickicht schwebte mir noch vor dem Gemüthe. Wie groß war mein Erstaunen, als ich sah, was seitdem geschehen war! Statt der Wildniß fand ich fruchtbare Gärten; wo sonst die Panther ihre Lagerplätze gehabt hatten, da standen nun freundliche menschliche Behausungen.« Mitterweile waren auch von der Londoner und anderen europäischen Missionsgesellschaften Stationen unter den Colonialhottentotten, wie auch unter den Namaquas, Koranas und Griquas, errichtet worden. Das 1804 gegründete Bethelsdorp im Distrikt Uitenhage war ursprünglich eine öde, dürre Wüste, und jetzt muß man staunen, wenn man hier wohlgebaute Häuser sieht, Kirche und Schulen, gut angelegte Gärten, eine Druckerei, Handwerker jeder Art, Handelsverkehr und gesittetes Wesen in anständigen Kleidungen, — und das alles mitten unter Hottentotten, welche die große Mehrzahl der fast 2000 S. betragenden Bevölkerung bilden. Da, wo jetzt die blühende Missionsstation Pakaltsdorp steht,

an der capländischen Südküste im Distrikte George, stand noch 1813 der Hottentotten-Kraal Hoogekraal, aus elenden Hütten von Baumzweigen bestehend, mit etwa 60 äußerst unwissenden Einwohnern. Der englische Prediger Campbell besuchte den Kraal damals und fand, daß die Hottentotten hier große Begierde zeigten, »zu lernen, was die Weißen lernen.« Ein mit Lumpen bedeckter alter Mann setzte sich neben Campbell, küßte seine Hände und Füße, und freute sich wie ein Kind darüber, daß ein Lehrer hierher kommen sollte. Auf die Frage, ob er etwas vom Christenthum wisse, antwortete er: »Ich weiß von nichts mehr als ein Vieh.« Das mochte man von ihm und seinen Genossen leicht glauben. Campbell wendete sich an den Missionar Pakalt, welcher, im Berliner Seminar unter Jänicke ausgebildet, 1809 in Diensten der Londoner Missionsgesellschaft nach der Capcolonie gekommen war. Dieser folgte dem Rufe und brachte in wenigen Jahren fast Unglaubliches zu Stande. Als Campbell 1819 wieder hierher kam, hörte er schon von Weitem, wie sehr sich Alles verändert habe; und er wußte sich kaum von seinem Staunen zu erholen, als er das Dorf erblickte, mit schönen Straßen, niedlichen Häusern, wohlbebauten Gärten um jedes Haus und hohen Mauern um das ganze Dorf herum gegen die wilden Thiere. Ein Hottentott, europäisch gekleidet, stand vor seiner Thür und sagte freundlich lächelnd: »Dieses Haus ist mein und der ganze Garten.« Campbell sah auch jenen so eben erwähnten alten Mann, der nun getauft war und Simeon hieß. Dieser fiel ihm um den Hals; und ein Strom von Thränen lief über seine dunkelbraunen Wangen. »Ich habe genug gelebt,« sagte er, »ja, ich habe genug gelebt. Ich warte, bis der Herr zu mir sagt: komm!« Bei seiner Taufe war er so unbeschreiblich vergnügt gewesen, daß er wie ein Jüngling auflebte, obwohl er über 90 Jahre alt war. — Der Generalbevollmächtigte der Londoner Missionsgesellschaft, Dr. Philip in der Capstadt, hatte sich seit 1823 unablässig zu Gunsten der Hottentotten bei der Regierung des Mutterlandes verwendet und es endlich durchgesetzt, daß 1827 ein Parlamentsbeschluß gefaßt wurde, nach welchem alle Eingeborene der Capcolonie gleiche bürgerliche und politische Rechte mit den Weißen haben sollten. Als nun 1829 dieses Gesetz in Kraft trat, erlangten 30,000 Hottentotten, welche bisher Sklaven der Colonisten gewesen waren, ihre Freiheit. Etwa 25,000 fanden ihr Unterkommen in der Colonie, und die übrigen 5000 erhielten Anweisung, sich in den verödeten Gegenden des Katrivier, der in dem jetzigen Distrikt Victoria dem großen Fischflusse zugeht, anzusiedeln. So entstanden hier allmälig gegen 80 kleine Dörfer, unter denen Philipton oder Philpton der Hauptort ist Aber die meisten Ansiedler waren damals noch Heiden und hatten lauter Rohheit, Unwissenheit, regelloses und lasterhaftes Wesen mitgebracht. Die Regierung sorgte daher dafür, daß etwa 140 christliche Hottentotten-Familien aus Bethelsdorp und Theopolis (unweit der Südküste im Albanydistrikt) sich unter diese rohen Landsleute mischten; und da war es rührend zu sehen, mit welcher Liebe, Aufopferung und Uneigennützigkeit sie sich ihrer annahmen. Nicht nur in äußeren Dingen gaben sie verständige Rathschläge, sondern auch an jedem Orte betrieben sie die Anlegung von Schulen; und Dr. Philip, der später hinkam, sah nicht nur Männer, sondern selbst Knaben, die kaum ihre Blöße bedecken, aber lesen konnten, als Schulmeister lehren, ja sogar als Katecheten Vorträge halten, die mit Wohlgefallen angehört wurden. In verhältnißmäßig kurzer Zeit war alles heidnische und lasterhafte Wesen wie verschwun-

ben (eine amtlich feststehende Thatsache ist, daß bis zur neuesten Zeit kein Criminalfall dort vorgekommen ist), und die schnell entstehenden hübschen Dörfer wurden die Bewunderung aller Reisenden. Am thätigsten hatte hierbei ein Hottentott, Namens Andreas Stoffles, gewirkt, aus dessen Leben wir einige Züge hier mittheilen wollen.

Andreas Stoffles wurde um 1776 an den Ufern des Bosjemansflusses im jetzigen Distrikte Albany geboren. Er war ein Hottentott aus dem Gonaquastamm, der, vormals sehr zahlreich, jetzt fast ganz ausgestorben ist. Das Land, das dieser Stamm bewohnte, heißt das Zuurefeld, bildet gegenwärtig einen Bestandtheil des Albanydistrikts und liegt zwischen dem Sonntags- und dem Großen Fischflusse. Von seiner Kindheit an war Stoffles ein aufmerksamer Beobachter, mit einem vortrefflichen Gedächtnisse ausgerüstet. Neben einem gesunden Urtheil hatte er auch einen lebhaften Geist und ein sanguinisches Temperament, und so fand man ihn frühzeitig in die trotzigen Kämpfe verwickelt, die sich damals zwischen den holländischen Boers und den Hottentotten erhoben hatten. In einem dieser Gefechte wurde er schwer verwundet und entging nur mit genauer Noth dem Tode. Ein Umstand, der auf seinen künftigen Lebenslauf einen entscheidenden Einfluß hatte, war seine Gefangennehmung durch die Kaffern, die ihn aus seiner Heimath ins Kaffernland schleppten. Er wohnte dort einige Zeit, lernte die Kaffernsprache und wurde als Dolmetscher gebraucht. Als solcher nahm ihn um das Jahr 1810 ein Kaffernhäuptling mit nach Bethelsdorp. Stoffles war damals noch ganz in einem wilden Zustande, und trug die Kafferntracht: seine einzige Bekleidung bestand in einer gegerbten Kuhhaut, lose über die Schultern geworfen, und sein Leib war mit Fett und rothem Ocher eingerieben. Als er zum ersten Male einem Gottesdienste in Bethelsdorp beiwohnte, war er über Zweck und Bedeutung desselben noch so unwissend, daß er meinte, die Leute seien zusammengekommen, um Brodrationen oder Geschenke an Knöpfen und Glasperlen in Empfang zu nehmen. Doch schon das zweite Mal änderte sich seine Ansicht ganz bedeutend; und da er lange Zeit in Bethelsdorp blieb, hatte er hinreichend Gelegenheit, mit dem Christenthum vertraut zu werden, welches er mit solcher Lebendigkeit in sich aufnahm, daß er fortan ein eben so eifriger Christ ward, wie er zuvor ein eifriger Heide gewesen war. Als die für die Betschuanen bestimmten englischen Missionare in der Capkolonie ankamen, begleitete Stoffles sie auf ihrer Reise durch das Land der Buschmänner und der Koranas nach Lattaku, wo er vier Jahre bei ihnen blieb und ihnen die wesentlichsten Dienste leistete, da er den Charakter der Eingeborenen genau kannte. Später war er in den Niederlassungen am Katrivier unermüdet thätig für das Aufblühen derselben. Im J. 1836 reiste er mit dem oben erwähnten Dr. Philip, dem Missionar Read und dem Kaffernhäuptling Jan Tzatzoe nach England, wo er vor einer Commission des Parlaments die Klagen seiner mißhandelten Landsleute vortrug und großen Eindruck machte. Aber bald litt seine Gesundheit von dem rauheren Klima in dem Grade, daß er die Rückkehr nach der Heimath beschleunigen mußte, wo er, wenige Tage nachdem er das Land wieder betreten hatte, am 18. März 1837 starb. Stoffles sprach und schrieb das Holländische und Englische eben so geläufig, wie er seine Muttersprache und die verschiedenen Dialekte der Eingeborenen Südafrika's redete, und wenn nicht seine Nationalphysiognomie gewesen wäre, so hätte man ihn nach seinen Kenntnissen und seinem ganzen äußern Benehmen für einen vielseitig gebildeten Europäer hal-

ten können. — Zu bemerken ist schließlich noch, daß gegenwärtig unter den Colonialhottentotten es keine Heiden mehr gibt, sondern alle ohne Ausnahme Christen sind.

Von den Colonialhottentotten und den Europäern stammen die Griquas, welche wegen ihrer gemischten Abstammung eben so häufig auch Bastard-Hottentotten genannt werden. Sie sind im Allgemeinen kräftiger gebaut und körperlich schöner gebildet als die reineren Hottentotten, mit denen sie aber im Uebrigen manche charakteristische Merkmale gemein haben. Weil sie den Europäern nie gleich gestellt wurden und doch auch nicht unter den echten Hottentotten wohnen wollten, so wanderten sie schon im vorigen Jahrhundert aus der Capcolonie aus und nahmen ihren Wohnsitz hauptsächlich in den südlichen Ufergegenden des obern Orangestroms und des Nu Gariр. Hier zogen sie mit ihren Viehheerden nomadisirend umher, führten aber auch nicht selten wüthende Kriege unter einander. Im J. 1801 kamen die Missionare Anderson und Kramer zu ihnen und suchten sie zu bewegen, sich am Rietflusse in der jetzigen s. g. Souveränität anzubauen; allein die Bastards, voll Widerwillens gegen jede seßhafte Lebensweise, ließen sie nach einem halben Jahre allein. Nun zogen die Missionare eine Zeitlang mit den Leuten umher, stets ihnen die Vortheile eines festen Wohnsitzes anpreisend. Endlich im J. 1803 wurde bei Klaarwater, nordwestlich u. 6 M. vom Vereinigungspunkte der beiden Hauptquellenflüsse des Orangestroms, angebaut, und es entstand mit der Zeit eine Stadt von ziemlich ansehnlicher Größe. Als der mehrerwähnte Campbell 1813 hierher kam, waren 1200 Bastards und über 1300 Koranas, die sich als die Schützlinge der Ersteren betrachteten, beisammen. Durch ihn wurde ein geordnetes Gemeindewesen eingeführt, wie auch von nun an der Name Griqua als Bezeichnung der Bastard-Hottentotten festgesetzt, nach dem Namen eines Mannes, von dem Viele ihre Abstammung herleiteten. Die Stadt ward daher auch von jetzt an Griquastadt genannt; und wir haben oben gesehen, welche wirksame Hülfe ihre Bewohner den Betschuanen gegen die wilden Mantaties leisteten. Griquastadt, mehr als 3500 Einwohner zählend, ist jetzt Mittelpunkt von verschiedenen Missionsstationen, zu denen namentlich Campbellsdorp (östlich und wenige Meilen von Griquastadt) und Philippolis in der s. g. Souveränität gehören. Die Griquas, mehr als 20,000 an der Zahl, sind jetzt größtentheils Christen und treiben außer der Rindviehzucht nunmehr auch Acker- und Gartenbau.

Die, den zweiten, oben genannten Hottentottenstamm bildenden Namaquas leben in den Ebenen zu beiden Seiten des Orangestroms bis zur Küste des Atlantischen Meeres. Die, welche auf der Nordseite des Orangestroms wohnen, werden Groß-Namaquas, und die auf der Südseite Klein-Namaquas genannt. Durch die Dürre ihres Bodens sind sie zum beständigen Wanderleben gezwungen; doch sind seit 1805 zahlreiche Missionsstationen unter ihnen errichtet worden an Stellen, welche mehr oder minder bewässert und daher für den Bodenbau geeignet sind.

Die, zum dritten Hottentottenstamm gehörenden Koranas haben ihre Wohnsitze ebenfalls auf beiden Seiten des Orangestroms, jedoch ostwärts von den Namaquas, namentlich auch in der s. g. Souveränität und südwärts von den Betschuanen auf dem rechten Orangestrom-Ufer. Sie unterscheiden sich vortheilhaft von den Colonial- und übrigen Hottentotten durch hohen, wohlproportionirten Wuchs, körperliche Stärke, be-

lebte Augen, ein schön ovales Gesicht und Intelligenz; aber sie sind im Ganzen träge, höchst räuberisch und grausam und bis zur Ausdehnung der brittischen Oberherrlichkeit nach dem Orangestrom beunruhigten sie fortwährend ihre Nachbarn, da sie früh mit dem Gebrauche des Schießgewehrs bekannt wurden. Die auch in ihrer Mitte errichteten Missionsstationen haben jedoch zum Theil eine vortheilhafte Veränderung bei ihnen bewirkt.

Die dem vierten, oben genannten Hottentottenstamm angehörenden Buschmänner (oder Saab, wie sie selbst sich nennen) leben in den Ebenen der dritten Terrasse des Caplandes, südlich von den Koranas, und in der Nähe des Orangestroms, theils auch in den unzugänglichsten Klüften der Gebirge der Distrikte Colesberg und Somerset. Ohne allen Ackerbau und Viehzucht existiren sie theils von der Jagd, Heuschrecken, Honig und den kleinen Zwiebeln der zahlreichen Iriasarten ihres Gebietes, theils auch vom Diebstahl, da alle wiederholte Bemühungen von Gouverneuren und Privatpersonen, sie zu civilisiren, an ihrem unüberwindlichen Hange zum vagabundirenden Leben gescheitert sind. Jung gefangen, werden sie jedoch höchst nützliche und treue Hirten der Bauern und sie sind für gute Behandlung sehr dankbar. Die Buschmänner sind ursprünglich flüchtige Colonialhottentotten, die lieber zwischen kahlen Felsenklippen und in heißen Sandsteppen das dürftigste Leben führen, als die täglichen Mißhandlungen der Boers sich gefallen lassen wollten. Waren sie schon von Natur grade die Stärksten und Trotzigsten unter den Hottentotten, so nährte noch die erfahrene Unbill fortwährend glühenden Menschenhaß in ihnen. Dazu nöthigte sie der Mangel an Lebensmitteln (oft waren nur Schlangen, Ameisen, Eidechsen, Heuschrecken ihre Nahrung) zu vielen Räubereien, bei denen sie vollends gar alle menschliche Gefühle verloren. Sie werden daher als das wildeste Volk Südafrika's geschildert. Die Buschmänner bedienen sich bei ihren Raubanfällen unter den südafrikanischen Stämmen fast ausschließlich der Bogen und vergifteter, schnell tödtender Pfeile, die sie mit großer Sicherheit auf 100—150 Schritt zu gebrauchen wissen. Früher waren sie besonders der Schrecken der Grenzdistrikte der Capcolonie, und noch in neuerer Zeit fürchteten die Boers, Colonialhottentotten, Koranas und Namaquas trotz ihrer Feuergewehre gleichmäßig die Raubanfälle der Buschmänner und nur die mit großen mannshohen Schilden bedeckten und dadurch vor den Pfeilen der Buschmänner gesicherten Kaffern wurden von ihnen wieder gefürchtet. Daß die Buschmänner von echtem Hottentottenstamm sind, bezeugt die Gesichtsbildung, die Hautfarbe und Eigenthümlichkeit der Sprache, in welcher sich außer einzelnen Worten die sonderbaren Schnalz- und Klatschlaute der Zunge und des Gaumens erhalten haben, durch die sich die Sprache der Hottentotten von der aller anderen Völker unterscheidet. Aber neben diesem unwesentlicheren und doch bezeichnenden Zuge der Aehnlichkeit hat sich die in verschiedenen Gegenden des Landes sehr verschieden lautende Sprache der Buschmänner von der des Urstammes so weit entfernt, daß selbst der Namaqua sie ohne einen vermittelnden Dolmetscher nicht versteht. Die Abweichung ist noch größer als jene des s. g. Zigeunerdeutsch von dem eigentlichen Deutsch. Der mehrerwähnte Moffat schreibt diese Verkümmerung der Sprache einer Sitte der Buschmänner zu, nach welcher sie, wenn sie nach Raub und Nahrung, auf Jagd und Sammeln der eßbaren Wurzeln ausziehen, ihre kleinen Kinder, etwa unter der Aufsicht einiger durch Alter oder körperliche Schwäche unvermögender Personen allein zurücklassen. Diese Schaar der Kleinen dann, von denen manche kaum

stammeln, andere nur unvollkommen zu schwatzen vermögen, bildet sich im gegenseitigen Verkehr eine Sprache, welche späterhin niemals wieder ganz abgelegt wird. **Ueberhaupt** aber läßt sich wohl annehmen, daß mit dem Kreise der Gedanken auch zugleich der der Sprache sich verengere, welche nur im geselligen Verkehr der Menschen mit ihres Gleichen sich fortbilden und erhalten kann. Namentlich hält sich der wortkarge **Jäger** der Wüste bei seinem, die Einsamkeit verlangenden Geschäfte zuletzt nur noch an **einige** Naturlaute, welche die Gegenstände seiner dringendsten Bedürfnisse bezeichnen. Daß übrigens in den Buschmännern, wie bei den oben erwähnten Balalas, die geistige **Bildungs**fähigkeit dieselbe sei, als bei anderen Völkerschaften der Erde, dies bezeugt das **Beispiel** vieler Einzelner aus ihrer Mitte, welche mit der Bekehrung zum Christenthume **zugleich** alle Vorzüge der bürgerlichen Ordnung, der Gesittung und Arbeitsamkeit in sich aufgenommen haben.

Zur Statistik China's.

Von

S. Wells Williams.

In dem eigentlichen China, welches den Kern des chinesischen Reiches bildet und von dessen mittelbaren und zinspflichtigen Ländern wohl zu unterscheiden ist, haben theils schon im Mittelalter, theils und hauptsächlich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts Volkszählungen stattgefunden, die keineswegs ganz und gar unzuverlässig sind, wie man vielleicht voraussetzen möchte, sondern im Ganzen eben so viel Glauben verdienen, als manche Volkszählungen in Europa. Die letzte Zählung geschah im J. 1812; und wir geben nun zunächst folgende Uebersicht der seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Volkszählungen der 18 Provinzen, in die das eigentliche China zerfällt.

Provinzen.	Flächenraum in geographischen Quadratmeilen.	Auf der Q. M. wohnten, nach der Zählung von 1812.	Letzte förmliche Zählung im J. 1812.	Zählung im J. 1710 oder vorher.	Zählung im J. 1711.	Zählung im J. 1753.	Angebliche Zählung im J. 1762 oder 1765.	Schätzung der Bevölkerung im J. 1792, nach Macartney.	Einkünfte in span. Piastern, davon 1⅓ = Tael.
Petscheli	2786	10,000	27,990,871	3,260,075	3,274,870	9,374,217	15,222,940	38,000,000	5,256,000
Schantong	3077	9,355	28,958,764		2,278,595	12,769,872	25,180,734	24,000,000	8,458,666
Schansi	2612	5,395	14,004,210	1,792,329	1,727,144	5,162,351	9,768,189	27,000,000	8,417,333
Honan	3077	7,432	23,037,171	2,005,088	3,064,150	7,114,346	16,332,507	25,000,000	7,534,666
Kiangsu	2103	18,019	37,843,501	3,917,707	2,656,465	12,618,987	23,161,409	32,000,000	15,644,000
Ngauhoei	2290	14,820	34,168,059	1,350,131	1,357,829	12,435,361	22,761,030		
Kiangsi	3411	6,750	23,046,999	5,528,499	2,172,587	5,055,251	11,006,640	19,000,000	4,992,000
Tschekiang	1850	14,104	26,256,784	2,710,649	2,710,312	8,662,808	15,429,690	21,000,000	7,808,000
Fokien	2527	5,812	14,777,410	1,468,145	706,311	4,710,399	8,063,671	15,000,000	3,125,333
Hupe	3329	8,190	27,370,098	469,927	433,943	4,568,860	8,080,603	14,000,000	2,788,000
Hunan	3512	5,280	18,652,507	375,782	335,034	4,336,332	8,829,320	13,000,000	2,540,000
Schensi	3185	3,224	10,207,256	240,809	2,150,696	3,851,043	7,287,443	18,000,000	4,056,000
Kansu	4093	3,684	15,193,125	311,972	368,525	2,133,222	7,412,014	12,000,000	1,750,666
Setschuen	7882	3,000	21,435,678	144,154	3,802,689	1,366,496	2,782,976	27,000,000	1,290,666
Kuangtung	3755	5,072	19,174,030	1,148,918	1,142,747	3,969,248	6,797,597	21,000,000	2,924,000
Kuangsi	3698	1,961	7,313,895	205,995	210,674	1,975,619	3,947,414	10,000,000	1,038,666
Kueitschen	3031	1,730	5,288,219	51,089	37,731	1,718,848	3,402,722	9,000,000	246,666
Yünnan	5102	1,080	5,561,320	2,255,666	145,414	1,003,058	2,078,802	8,000,000	576,000
	61,340	5873	360,279,897	27,236,935	28,605,716	102,828,318	197,545,701	333,000,000	77,462,666⅔

Außer diesen Angaben gibt es noch andere, die theils von chinesischen, theils von europäischen Schriftstellern herrühren, welche Letztere nach ihrer Versicherung aus Originalquellen geschöpft, aber dieselben nicht weiter namhaft gemacht haben. Wir wollen die glaubwürdigsten, zusammen mit den in der Uebersichtstabelle befindlichen, in chronologischer Ordnung hier wiedergeben.

	Regierung des Monarchen.	Nach Chr. Geb.	Bevölkerung.	Autoritäten.
1.	Hungwu, im 26. Jahr	1393	60,545,811	Mirror of History; Chinese Repository, Vol. X., page 156.
2.	Hungtschi, » 4. »	1492	53,281,158	
3.	Wanleih, » 6. »	1579	60,692,856	
4.	Schuntschi, » 18. »	1662	21,068,600	General Statistics of the Empire; Medhurst's China, page 53.
5.	Kanghi, » 6. »	1668	25,386,209	
6.	» » 49. »	1710?	23,312,200	
7.	» » 49. »	1710?	27,236,935	Yih Tung Chi, ein statistisches Werk; Morrison's View of China.
8.	» » 50. »	1711	28,605,716	General Statistics; Chinese Repository, Vol. I. page 359.
9.	Kienlung » 1. »	1736	125,046,245	Mémoires sur les Chinois, tom. VI., angeführt von Grosier; und von De Guignes, Voyages à Peking, tom. III. page 72.
10.	» » 8. »	1743	157,343,975	
11.	» » 8. »	1743	149,332,730	
12.	» » 8. »	1743	150,265,475	Les Missionaires. De Guignes, tom. III. page 67.
13.	» » 18. »	1753	102,828,318	General Statistics, Chinese Repository; Vol. I., page 359.
14.	» » 25. »	1760?	143,125,225	Yih Tung Chi, ein statistisches Werk; Morrison's View of China.
15.	» » 25. »	1760?	203,916,477	Mémoires sur les Chinois, tom. VI. De Guignes, tom. III., page 72.
16.	» » 26. »	1761	205,293,053	
17.	» » 27. »	1762	197,545,701	Allerstein; Grosier; De Guignes. tom. III., page 67.
18.	» » 55. »	1790	155,249,897	Z. (von Zedlitz?) zu Berlin, im Chinese Repository, Vol. I., page 361.
19.	» » 57. »	1792	307,467,200	General Statistics; Dr. Morrison, Anglo-Chinese Coll. report, 1829.
20.	» » 57. »	1792	333,000,000	Lord Macartney.
21.	» » 17. »	1812	360,279,897	General Statistics; Chinese Repository, Vol. I., pag. 359.

Sechs dieser Volkszählungen, nämlich die 7., 8., 13., 17., 20. und 21., sind in der vorangestellten Tabelle auch mit Beziehung auf die einzelnen Provinzen gegeben. Die aus den Jahren 1393, 1492 und 1579 gehören der Ming-Dynastie an, und sind entlehnt aus dem Kang Kien I Tschi oder „Spiegel der Geschichte,“ worin diese Angaben einfach angeführt sind, ohne Mittheilungen über die Bevölkerung jeder einzelnen Provinz. Dasselbe Werk enthält das Ergebniß einer schon im J. 1000 nach unserer Zeitrechnung vorgenommenen Volkszählung, welche 0,955,729 E. ergeben haben soll. Während der Herrschaft der Ming-Dynastie stand ein Theil der, jetzt unter der Benennung der 18 Provinzen zusammengefaßten Landstriche nicht unter der Botmäßigkeit Hung-wu's und seiner Nachfolger aus jener Dynastie. Die Art, wie man damals die Volkszählungen vornahm, ist nicht deutlich angegeben; aber wenn die drei genannten glaubwürdig sind, so hätte die Bevölkerung in einem mehr als 150jährigen Zeitraume nicht zugenommen. Die Kriege mit den Japanern und den Völkerschaften im Norden und Westen, und sodann die Bürgerkriege und Kämpfe zwischen den Chinesen und den Kin in der Mandschurei müssen allerdings auf die Bevölkerungsverhältnisse einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt haben.

Der Zählung von 1662 (Nr. 4) geschieht von einem chinesischen Schriftsteller beiläufig Erwähnung bei Gelegenheit, wo er über die Zunahme der Landesbevölkerung einige Bemerkungen macht und die früheren Volkszählungen mit der von 1790 vergleicht. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß die bei 1662 aufgeführten 21,068,600 E. nicht die ganze damalige Bevölkerung China's war; denn wenn die Mandschu auch schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts in China zur Herrschaft gelangten, so währte es doch fast bis Anfang des 18. Jahrhunderts, bevor sie derselben sämmtliche Provinzen unterworfen hatten; folglich konnte 1662 nur in einem Theil der Provinzen die Volkszählung vorgenommen sein.

Die Zählung von 1668 (Nr. 5) zeigt einen geringen Zuwachs seit 1662, ist aber ebenfalls auf die schon eroberten Landestheile beschränkt, und in diesen gab es große Strecken, die bei der Eroberung beinahe entvölkert worden waren. Die von 1711 (Nr. 8) ist die erste aufgezeichnete Volkszählung, welche den Anschein von Glaubwürdigkeit an sich trägt, wenn man die Einzelnheiten derselben mit einander vergleicht. Die Data der vorhergehenden (Nr. 6 und 7) sind etwas ungewiß; die letztere wurde von Dr. Morrison einem, im J. 1790 erschienenen chinesischen Werke entlehnt, und er glaubte, daß dieselbe schon 1650 vorgenommen worden sei, was jedoch nicht wahrscheinlich ist. Die erstere ist von Dr. Medhurst ohne erläuternde Bemerkungen mitgetheilt worden, und ihre starke Abweichung leitet auf die Vermuthung, daß beide unrichtig datirt sind. Die Zählung von 1711 ist in sich selbst mehr übereinstimmend, obwohl manche Gründe vermuthen lassen, daß auch sie nicht die ganze Bevölkerung China's in sich schließe. Die Zählung wurde damals noch immer zu dem Zweck der Aushebung für den Militärdienst und der Erhebung einer Kopfsteuer von allen Personen männlichen Geschlechts zwischen 16 und 60 Jahren, vorgenommen; daher erregte sie bei dem Volke eine solche Unzufriedenheit, daß nicht nur die Kopfsteuer aufgehoben, oder doch modificirt mit zur Grundsteuer geschlagen, sondern auch die Volkszählungs-Maßregel auf eine geraume Zeit eingestellt wurde. Erst der Kaiser Kienlung rief sie wieder ins Leben, in der Absicht, einen

Leitfaden zu erhalten, um in Zeiten einer Hungersnoth und bei anderen allgemeinen Nothständen angemessene Hülfe zu gewähren, Vorrathshäuser anzulegen und die Polizei bei Ausübung ihrer Pflichten zu unterstützen. Daher konnten Diejenigen, welche bisher auf alle mögliche Weise sich der Zählung zu entziehen gesucht hatten, um nicht abgeschätzt oder zum Militärdienste einberufen zu werden, keine weitere Einwendung dagegen machen, sobald es sich darum handelte, ihnen vorkommenden Falles eine Wohlthat zu erzeigen.

Dem allen sei übrigens wie ihm wolle: genug, die Volkszählungen, welche den meisten Glauben verdienen, sind, so weit man die Quellen in Betracht zieht, die von 1711, 1753, 1792 (Nr. 19) und 1812; und man darf überhaupt sagen, daß es in China eben nicht schwerer fällt, eine Volkszählung vorzunehmen, als in manchen Ländern Europa's, schon wegen der Art, wie das chinesische Volk auf dem Lande in Weilern und Dörfern, Hiang genannt, gruppirt ist, von denen ein jedes unter der Aufsicht von Dorfältesten und Beamten steht. In dem Distrikt Nanhai, der den westlichen Theil der Stadt Canton und die mehr als 20 Q. M. umfassende Umgegend bildet, gibt es 180 Hiang, und die Bevölkerung eines jeden derselben wechselt von 200 bis 100,000, hält sich aber gewöhnlich zwischen 300 und 3500. Wenn jeder der 88 Distrikte der Provinz Kuangtong eine eben so große Anzahl Hiang umfaßt, so kämen, mit Einschluß der Distriktsstädte, im Ganzen 15,928 Dörfer, Flecken und Städte heraus, mit einer durchschnittlichen Bevölkerung von 1200 Einwohnern für jeden dieser Oerter. In der Flußmündung vor Canton liegen verschiedene Inseln, deren eine von den Europäern die Däneninsel genannt wird und hügelig ist. Von einer der dortigen Anhöhen nun lassen sich, außer Canton, nicht weniger als 35 Städte und Dörfer übersehen; die meisten darunter sind ansehnlich, und von den Dörfern enthalten manche wenigstens 1200 bis 1500 Häuser. Die zahlreichen Dörfer des Distriktes Hiangschan, worin Macao liegt, sind dabei noch nicht einmal mitgerechnet, obwohl sie doch ziemlich nahe liegen. Die verhältnißmäßig nicht sehr große Insel Amoy, auf der die gleichnamige Handelsstadt liegt, enthält mehr als 80 Dörfer und stadtähnliche Oerter, und doch bildet diese Insel nur einen Theil des Distrikts Tungugan. Die Ufer des Flusses, von Amoy hinauf nach Tschangtschaufu, sind in ähnlicher Weise stark bevölkert. Das Nämliche gilt von den nächsten Umgebungen Ningpo's und Schanghai's. Im J. 1819 wurden auf der Küste von Schantung 140 Dörfer durch eine Sturmfluth unter Wasser gesetzt, was ebenfalls auf eine dicht bevölkerte Gegend schließen läßt.

Rücksichtlich der Volkszählung in China besteht ein besonderes Gesetz, welches mancherlei Strafen für das Nichteinregistriren der Familienglieder bestimmt und überhaupt der Art abgefaßt ist, daß man auf das häufige Vorkommen von Saumseligkeitsfällen schließen muß, oder, mit anderen Worten, daß die vorgenommenen Zählungen im Allgemeinen eine geringere Volksmenge angeben, als in Wirklichkeit vorhanden ist. Die angedrohten Strafen sind freilich echt chinesisch; denn wenn ein Hausvater ein Mitglied seiner Familie einregistriren zu lassen versäumt, erhält er 80 bis 100 Stockschläge; und selbst für das Einzeichnen einer, mit ihm zusammenwohnenden fremden Familie ist er, bei Strafe dieser Stockschläge verantwortlich. Alle Personen, weß Standes sie sein mögen, müssen bei der Einregistrirung zugleich ihr Gewerbe oder ihre Beschäftigung ange-

den, wenn sie nicht der Züchtigung mit dem Bambusrohr anheimfallen wollen; und dieser setzt sich derjenige aus, der sich für einen Civilbeamten ausgibt, um dem Militärdienste sich zu entziehen, oder umgekehrt für eine Militärperson, um nicht zum Civildienst gezogen zu werden.

Der verstorbene Dr. Morrison, der vermöge seines langjährigen Aufenthaltes in China ein sehr genauer Kenner der dortigen Zustände war, äußert in einer seiner Schriften unter anderm: »In dem chinesischen Administrativwesen herrscht große Regelmäßigkeit und Methode. Jeder Distrikt hat seine besondern Beamten, jede Straße ihren Polizeivorstand, je zehn Häuser haben ihren Zehntmann; zugleich sind für die Volkszählungen eigenthümliche, aber an sich ganz zweckmäßige Maßregeln angeordnet. Jede Familie ist verpflichtet, vor ihrem Hause eine Tafel aufzuhängen, auf der die Namen aller in demselben befindlichen Personen, Männer, Frauen und Kinder, verzeichnet sein müssen. Diese Tafel wird Munpai oder Thürtafel genannt, weil sie an der Hausthür aufgehängt wird. Im Allgemeinen sollen die Tafeln ganz richtige Verzeichnisse enthalten, wenn auch freilich manche Nachlässigkeiten dabei vorkommen mögen.«

Also, kurz gesagt, es liegen alle Gründe vor, um annehmen zu können, daß das eigentliche China im Wesentlichen eine so starke Bevölkerung hat, wie ihm beigelegt wird.

Ein Ausflug nach dem Innern der brasilianischen Provinz San Paolo.

Aus dem Schreiben eines deutschen Colonisten.

Das weiterhin folgende Schreiben, in welchem verschiedene interessante Einzelnheiten über Gegenden und Pflanzungen in der südbrasilianischen Provinz San Paolo enthalten sind, ist aus der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Colonisations-Angelegenheiten,“ vom 12. Oct. 1853, entlehnt. Diese erst Ende Juli's 1853 ins Leben getretene Zeitung äußert im Eingange ihres Programmes: „Von vorn herein liegt ihr die Absicht durchaus fern, zur Auswanderung irgendwie auffordern und dieselbe empfehlen zu wollen. Vielmehr wird sie umgekehrt überall da von dieser abmahnen, wo nichts als momentane Mißstimmung, leichtsinnige Abentheuerlust und bloßes, jedes zwingenden Grundes entbehrendes Belieben den Entschluß dazu motiviren. Der Schritt der Auswanderung ist ein eben so sehr für den Auswanderer selbst, wie für die zurückzulassende Heimath bedenklicher, und einerseits nur dringende Nöthigung und andererseits die Gewißheit, in der neuen Heimath eine gesicherte und den bezüglichen Ansprüchen gemäße Existenz zu finden, vermögen ihn zu rechtfertigen. Die Absicht der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Colonisations-Angelegenheiten“ ist daher auch nur die, der nicht abzumahnenden Auswanderung zur Seite zu stehen und dahin zu wirken, daß wenn einmal der folgenschwere Schritt unabänderlich gethan werden soll, derselbe in einer Weise gethan werde, die den möglich günstigsten Erfolg in Aussicht stellt.“ Wir zweifeln keineswegs an der Aufrichtigkeit dieser Aeußerung; doch aus den uns bis jetzt zugekommenen Nummern der genannten Zeitung tritt unverkennbar eine Tendenz hervor, den Strom deutscher Auswanderer vorzugsweise nach Brasilien zu lenken, namentlich nach den bereits in der südbrasilianischen Provinz Sta. Catharina gegründeten deutschen Colonien; und dies scheint nicht ganz zu billigen zu sein. In Hamburg besteht seit 1849 ein Colonisations-Verein, der besonders für die Auswanderung nach diesen Niederlassungen thätig ist, und Hamburg selbst steht in lebhaftem Handelsverkehr mit Brasilien; demnach ist die so eben angedeutete Tendenz erklärlich. Aber, abgesehen davon, daß uns Briefe aus Donna Francisca und anderen südbrasilianischen Colonien zu Gesicht gekommen sind, welche ein sehr trübes Bild von der Lage dortiger deutscher Fa-

milien entwerfen, ließen sich manche triftige und auf schlagende Thatsachen sich stützende Gründe, die überhaupt gegen die Auswanderung von Deutschen nach Brasilien sprechen, anführen. In Einzelnheiten hier einzugehen, oder auch über das Geeignete oder Ungeeignete des Auswanderns an sich uns hier auszusprechen, würde mit dem Zweck und der Tendenz des Portfolio unvereinbar sein. Jedoch können wir bei dieser Gelegenheit die Frage aufzuwerfen nicht unterlassen, weßhalb denn die Colonisations- oder Auswanderungs-Vereine, die in Deutschland sich gebildet haben, durchaus immer nach fremden Welttheilen die Auswanderungslustigen zu befördern sich bemühen, da doch im Osten unseres eigenen Welttheils, wie namentlich in Ungarn, Siebenbürgen und Südrußland, bei weitem bessere Gelegenheiten als dort sich bieten, um, wie die Hamburger Auswanderungszeitung sich ausdrückt, „dahin zu wirken, daß wenn einmal der folgenschwere Schritt unabänderlich gethan werden soll, derselbe in einer Weise gethan werde, welche den möglich günstigsten Erfolg in Aussicht stellt?" Ist es dem Auswanderer wirklich darum zu thun, seine äußere Lage zu verbessern, oder, um wiederum mit der Hamburger Zeitung zu reden, „eine gesicherte und den bezüglichen Ansprüchen gemäße Existenz zu finden," so erreicht er grade in den eben genannten europäischen Ländern seinen Zweck weit eher, als in fernen Welttheilen, wo ihm die im Vaterlande ruhenden „Wurzeln seiner Kraft" völlig abgeschnitten werden und wo ihm andererseits die geordneten bürgerlichen Verhältnisse und Rechtszustände fehlen, deren er sich in Europa zu erfreuen hat. Schon im J. 1852 bemerkte ein öffentliches Blatt: „Oesterreich mit seinen weiten, naturgesegneten, theilweise dünn bevölkerten Gebieten ist vorzugsweise geeignet, den Strom deutscher Auswanderung in sich aufzunehmen; und wenn Deutschland in eine möglichst innige und dauernde Zoll- und Handelsverbindung mit Oesterreich getreten sein wird und die deutsche Auswanderung nach Ungarn, Siebenbürgen u. s. w., so wie jetzt beinahe ausschließlich nach Amerika ihren Zug nimmt, dann geht weder das Capital noch die Arbeitskraft der Auswanderer für Deutschland verloren, sondern Beides wird ihm durch den ungehemmten, wechselseitigen Verkehr reichlich ersetzt." Seit dem 1. Jan. 1854 ist diese Zoll- und Handelsverbindung ins Leben getreten; aber auch schon vorher wurden Ansiedelungsversuche in Ungarn gemacht von Landleuten aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, namentlich aus Schwaben, und sind so günstig ausgefallen, daß ihnen bald andere Familien in die neue Heimath nachgefolgt sind. Die Zustände in den russisch-deutschen Colonien werden wir in dem auf diesen folgenden Aufsatz kennen lernen.

Doch, um nach dieser Abschweifung auf das hier in Rede stehende Schreiben aus Brasilien wieder zurückzukommen, so theilen wir dasselbe seinem wesentlichen Inhalte nach aus dem Grunde mit, weil es eine lebendige Schilderung über Gegenden gibt, die im Allgemeinen noch zu den weniger bekannten und überdies zu einem Lande gehören, welches durch seine Naturschönheiten in so hohem Grade sich auszeichnet. Die Provinz San Paolo liegt an der Westseite derjenigen, welche die brasilianische Hauptstadt Rio Janeiro enthält; und die Provinzialhauptstadt San Paolo (woher der Brief datirt ist) liegt etwa 8 Meilen landeinwärts von der Seeküste und westlich und 45 Meilen von Rio Janeiro.

Das Schreiben also ist aus dieser Stadt San Paolo, und zwar vom Juni 1853 datirt und lautet wie folgt:

Am 12. Mai, Morgens 4 Uhr, verließen wir San Paolo und ritten bald durch die etwa eine Legoa *) weite Ebene, die der Tiete **) durchströmt, wobei wir weniger Gelegenheit hatten, tropische Vegetation u. dgl. m. als den kalten Morgenwind zu bewundern, der uns bis auf die Haut durchfröstelte, obgleich wir uns doch nur auf der Grenze des tropischen Himmelsstriches (23½° S. Br.) befanden. Nach anderthalbstündigem Ritt stieg der Weg ins Gebirge aufwärts, und hier hatten wir denn die Probe einer Landstraße, wie sie kaum toller sein kann: zähe und weich, so daß unsere Thiere bis an den Leib einsanken und sich nur mit Noth aus dem Kothe wieder herausarbeiteten. Jetzt ist man freilich daran, den Weg auszubessern; aber das ganze Verfahren dabei besteht in nichts anderem, als daß man ein Paar Baumstämme in die grundlosen Tiefen wirft, womit die Sache abgemacht ist. Meilenweit führt die Straße durch ein Gebirge, weniger wild als der Harz, und etwa wie der Odenwald; und die Gegend wäre lieblich zu nennen, wenn sie nicht so verwahrlost aussähe. An den großartigen Urwald, der früher hier prangte, erinnert nur hin und wieder ein riesiger verdorrter Baumstamm; des Menschen Hand hat ihn niedergebrannt; aber sie hat keine Cultur an seine Stelle gesetzt, und nur dann und wann gewahrt das Auge zwischen verbrannten Bäumen und Sträuchern eine Maispflanzung. Auch tritt da und dort eine einzelne Wohnung hervor; aber die meisten sind im Baustyl der Schwalben aus Lehm gebaut, ziemlich trauriger Art und Zeugniß gebend von der unendlichen Geringfügigkeit der Ansprüche ihrer Besitzer auf häusliche Bequemlichkeit. In vielen gibt es kaum einen Tisch, eine Bank oder ein Bett, und in nicht wenigen ist eine Strohmatte auf bloßer Erde das ganze Ameublement. Glücklicher Weise trafen wir für unser erstes Nachtquartier eine Wohnung von etwas civilisirterer Art. Unser Wirth hatte schon etwas mehr gesehen, als seine Hütte und seinen Wald, und so wurden uns denn eine gute Mahlzeit und erträgliche Betten zu Theil. Aber der durch die Spalten in den Wänden eindringende Wind ließ uns wenig Behaglichkeit, und so gingen wir schon um 3 Uhr Morgens auf die Weide, um unsere Thiere einzufangen.

Nachdem wir die Kühle des Morgens und die Hitze des Mittags überwunden und das Städtchen Jundiahi (nordwestlich u. 9 M. von San Paolo) passirt hatten, kamen wir gegen Abend in die Nähe von Campinas (17 Legoas oder etwas über 14 geogr. Meilen von San Paolo), wo die Landschaft einen andern Charakter annimmt. Die großen Kaffeepflanzungen zu beiden Seiten des Weges geben der Gegend ein cultivirtes Ansehen, und eine Kaffeepflanzung nimmt sich recht gut aus. Die Bäume stehen in langen Reihen etwa 6 Fuß von einander, und die Zwischenräume sind nett und rein gehalten, zuweilen auch, wenn die Bäume noch jung sind, so daß sie noch nicht viel Schatten werfen, mit Mais, Bohnen u. dgl. bepflanzt. Wenn man von der Serra (dem eigentlichen Gebirge) kommt, findet man hier zuerst frostfreie Berge, wo niemals Reif fällt,

*) Eine Legoa ist = ⅚ geogr. Meilen.

**) Der Tiete ist ein Nebenfluß des Paraña, der bekanntlich in den unterhalb Buenos Ayres mündenden Rio de la Plata übergeht.

während etwa 10 Meilen im Umkreise von San Paolo derselbe den Kaffeepflanzungen zu sehr schaden würde, als daß sie hier einen gewinnreichen Ertrag liefern könnten; dasselbe ist auch bei Campinas in den Thälern der Fall, eine Erscheinung, die sich schwer erklären läßt. Daß die Temperatur auf den Bergen wirklich höher sein sollte, als in den Tiefen, ist nicht wohl anzunehmen, möglich aber ist es, daß der Nebel, der Morgens in den Thälern lagert, Reif bildet, während dazu die Luft auf den Bergen zu trocken ist, und daß andererseits es weniger die Niedrigkeit der Temperatur als grade der Reif ist, was den Pflanzungen schadet.

Campinas ist ein aufblühendes Städtchen, und zumal der Reichthum der Pflanzer der Umgegend, die meistens auch ein Haus in der Stadt haben, befördert das Gedeihen manches Erwerbszweiges. Wir besuchten hier mehrere Landsleute, die alle in guten Verhältnissen sind. Es wurden eben große Feste zu Pfingsten veranstaltet, und man zog noch mit großer Musikbegleitung durch die Straßen umher, um die nöthigen Gelder zu Gastereien, Feuerwerken u. dgl. zu sammeln; da man indeß einen höhern Regierungsbeamten erwartete, verzögerten sich die Festlichkeiten, und wir reis'ten ab, ohne ihnen beigewohnt zu haben.

Von Campinas ritten wir in einem Tage die 9 Legoas ($7\frac{1}{2}$ geogr. Meilen) bis Mugimerim, nordwestlich und 32 Meilen von San Paolo. Die Gegend, durch welche wir kamen, war weniger gebirgig als vor Campinas, und bestand theils aus Wald, theils aus s. g. Campos oder weiten Grasflächen, mit einzelnen Bäumen darauf. Auf diesem Wege fiel es uns ziemlich schwer für uns und unsere Thiere Nahrungsmittel zu bekommen; denn so häufig an den brasilianischen Landstraßen die Kaufläden (vendas) sind, die zugleich die Wirthshäuser vertreten, so sparsam sind in denselben die Waaren; meistens findet man nur Brettfächer mit leeren Flaschen und ein Fäßchen schlechten Rum; die bessern haben indeß Mais, Speck und Bohnen.

Mugimerim ist ein Städtchen wie andere brasilianische Städtchen; d. h. man findet hier ein Paar Kaufläden und fast durchgehends einstöckige Häuser, die statt der Fenster ein dichtes Gitterwerk haben, was den ohnehin schon nicht schönen Gebäuden ein recht trauriges Ansehen gibt. Ein Lehrer der lateinischen und französischen Sprache nahm uns gastfrei auf, und wir fanden in ihm einen liebenswürdigen und gebildeten Wirth. Obgleich er nie sein Vaterland verlassen, war er nicht blind gegen die Mängel desselben, die er als ein Erbstück der Portugiesen ansah.

Mit einem Empfehlungsbriefe an den Besitzer einer benachbarten Zuckerplantage versehen, begaben wir uns nach einigen Tagen wieder auf die Reise und erreichten zur Zeit der Abenddämmerung die Pflanzung. Auf seiner Haustreppe saß ein großer dicker Mann mit einem jungen Mädchen. Es kam mir gar nicht in den Sinn zu fragen, ob ich die Ehre hätte, mit dem Herrn vom Hause zu sprechen; denn Miene und Haltung des Mannes bejahten die Frage, bevor sie noch ausgesprochen war. Nachdem er das Empfehlungsschreiben gelesen hatte, nöthigte er, ohne seine Stellung zu ändern oder eine Miene zu verziehen, uns zum Sitzen. Seine Tochter war nach brasilianischer Sitte bei unserer Ankunft verschwunden, und wir fingen denn an unser Portugiesisch auszukramen, das eben nicht auf Classicität Anspruch machen konnte, aber der anscheinend so barsche Mann kam uns freundlich entgegen, errieth was wir nur halb zu sagen wußten,

und bemerkte, daß die deutschen muito boa gente (sehr gute Menschen) seien und daß auch er mit deutschen Colonisten zu arbeiten anfangen wolle, und schon die Kaffeebäume dazu gepflanzt habe. Viel Vergnügen mache es ihm, zu Zeiten die nahe liegende Colonie des Herrn Senador Queiros zu besuchen. Nach dem Thee rief er seine Tochter. Die junge Dame mußte sich ans Fortepiano setzen, und der Alte commandirte »Walzer,« dann »Polka,« dann dieses dann jenes, und blickte uns dann schmunzelnd an. Natürlich unterließen wir nicht, die große Fertigkeit der Senhorinha gebührend zu bewundern.

Nachdem wir am nächsten Morgen die Plantage und die Zuckermühle besehen hatten, beurlaubten wir uns bei unserem Wirthe und ritten der deutschen Colonie San Geronimo zu. Hier fingen die Wälder zuerst an unsere Aufmerksamkeit zu fesseln; bald war es die riesige Höhe der schönen säulenförmigen Stämme, die frei von jeder Verästelung hoch emporstrebten, ehe sie sich zu einer mächtigen Krone entwickelten und die graziösen Palmen weit unter sich ließen, bald war es die ungeheure Dicke und sonderbar unregelmäßige Gestaltung in der Nähe der Wurzel, über die wir erstaunten. Wunderschöne Schmetterlinge, buntgefiederte Vögel, als Papageien, Pfeffervögel, Spechte u. dgl. m. sind auch hier bei weitem häufiger als in der Nähe von San Paolo. Als wir einige Stunden geritten waren, gelangten wir in die Kaffeepflanzung der Colonie San Geronimo, und bald sahen wir Letztere vor uns. »Goden Dag ook! (guten Tag!) redete ich einen Arbeiter an, der seinen meerumschlungenen (holsteinischen) Typus mehr denn tausend Meilen weit in die neue Welt getragen hatte. Der Mann stutzte und hatte Divinationsgabe genug zu erwiedern: »Goden Dag, Sie sein woll Landsleite, he?« (guten Tag, Sie sind wohl Landsleute, nicht wahr?) Wir baten ihn, uns zum Direktor zu führen, und als wir durch die reinlichen Gassen ritten und die netten wohleingerichteten Häuser sahen, denen sogar einiger Luxus, als Blumentöpfe vor den Fenstern und Vorhänge, nicht fehlte, da ward mir ganz heimathlich zu Muthe; als ich aber unsere Wassertrachten nebst Eimer mit blanken Messingreifen, und endlich gar beierwandsche Röcke *) erblickte, da — ich gestehe es — da trat mir eine Thräne ins Auge. Lacht nur! Ein beierwandscher Rock so weit von der Heimath hat etwas sehr rührendes. Der Direktor nahm uns für sich ein; ein rüstiger Graukopf mit markirtem Gesichte, einfachen Manieren, bedächtig im Gespräche, schien er uns wenigstens die äußern Gaben zu haben, mit dem Landmanne umzugehen und ihm Vertrauen einzuflößen; und solche Gaben sind, wenn nicht die einzigen, doch sehr wichtige Erforderniße für eine so wichtige Stellung, wo man es Allen recht machen soll, und es oft genug keinem recht macht. Der Landmann ist von Natur mißtrauisch; das Heimweh, welches sich mehr oder weniger bei fast Jedem einstellt, macht ihn gereizt und ungerecht gegen alles, was anders ist als in der Heimath; der Direktor soll ihm Vorschüsse bewilligen, daß es ihm an nichts fehle, aber auch darüber wachen, daß

*) Wer in Hamburg gewesen ist, weiß, daß die dortigen Milchbauern die Milch in solchen Eimern, wie sie hier gemeint sind, umhertragen. Beierwand ist ein geringes Zeug von Leinen und Wolle; beierwandsche Röcke sind demnach aus diesem Zeug verfertigt, und werden von holsteinischen u. a. Bauern der untern Elbgegend häufig getragen.

er nicht zu tief in Schulden komme, muß dem weniger Tüchtigen oft versagen, was er dem Tüchtigeren zugestanden hat, dann soll er das Interesse des Herrn wahren, welches oft das der Colonisten durchkreuzt, und soll endlich eine Polizei handhaben, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wer sähe in dem allen nicht eine unversiegbare Quelle des Verdrusses! Das Gedeihen einer Colonie hängt daher vorzüglich von dem Direktor ab, und dies können die Unternehmer nicht genug beherzigen; Herr Senador Queiros scheint indeß zu wissen, was Noth thut. Die Häuser, je zwei und zwei unter einem Dache, stehen in drei Gassen an einem sanften Abhange, der durch einen Bach begrenzt wird; jenseits desselben soll jetzt fortgebaut, und zunächst eine Kirche, eine Schule und ein Pfarrhaus errichtet werden; Fruchtbaum-Alleen sollen die Anlage zieren, und selbst ein Tanzsaal wird später nicht fehlen. Kann man mehr verlangen?!

Nach mehrstündigem Aufenthalte und nach einem tüchtigen Frühstücke ritten wir über das Städtchen Limera nach der Colonie Ybicaba. Auf der Fazenda holten wir uns bei dem Herrn Senador Vergueiro die Erlaubniß, und begaben uns dann auf die etwa 10 Minuten entfernte Colonie. Der erste Eindruck ist nicht so freundlich, wie der von San Geronimo, die Häuser sind weniger gut gebaut und ihre Ausstattung ist ärmlicher, aber die Bewohner sind auch keine Holsteiner, sondern Rheinländer und Schweizer. Beim Direktor stiegen wir ab, und unsere Namen wurden sogleich in einen mächtigen Folianten eingetragen. Der Direktor führte uns umher, und selbst bei Leuten, mit denen wir von der Seereise her befreundet waren, wich er nicht von unserer Seite; sein forschender Blick, der eng zugeknöpfte Rock, sein dicker Spazierstock brachten auch hier heimische Erinnerungen hervor, die aber weniger idyllisch waren als jene bei den beierwandschen Röcken. Später wurde uns indeß behaglicher zu Muthe, der Direktor gewann bei längerem Zusammensein und überließ uns zuletzt ganz den Colonisten, die jenen sehr lobten. Abends war Hochzeit zwischen einem Holsteiner von San Geronimo und einer Süddeutschen von hier. Es ging recht ordentlich und vergnügt zu; zumal wußten zwei Schweizer durch Lieder und Aufführungen die Gesellschaft in die heiterste Laune zu versetzen; es fehlte nur ein Lokal zum Tanzen und ein gehöriges Getränk. Der Wein ist den Leuten zu theuer, und der hiesige Branntwein zu berauschend. Gutes billiges Bier oder ein leichter billiger Wein wäre ein wahrer Segen für das Land, denn der Trunk ist hier der ärgste Feind der Deutschen. Unsere Landsleute klagten sehr über die portugiesischen Colonisten, die sich Raubzüge in ihre Maisfelder erlauben, und die Jagdfreiheit bis auf ihren Viehstand ausdehnen. Jetzt werden Wohnungen ziemlich entfernt von denen der Deutschen für jene gebaut. Einige spanische Familien halten dagegen zu den Deutschen, ja sind schon mit ihnen verschwägert. Ein großer Vortheil dieser Colonie ist, daß sie zahlreiche Kaffeeanpflanzungen hat, so daß hierin der Fleiß der Leute nicht beschränkt ist.

Am folgenden Tage aßen wir in San Juan do Rio alaro zu Mittag, und nachdem wir ziemlich unwegsame Straßen zurückgelegt und einen reißenden Fluß, dessen Brücke eingestürzt war, passirt hatten, langten wir um 9 Uhr Abends auf der Colonie des Herrn Dr. Elias an. Die Colonisten schliefen meist schon, und der Direktor logirte uns in der Eile, so gut es ging. Hier waren nur Reisegefährten von uns, aber leider fanden wir sie weniger zufrieden als auf den andern Plätzen; schon seit drei Vierteljahren hier,

wohnten sie noch theilweise in den abscheulichen Negerhütten, weil die Häuser nicht fertig waren; dabei klagten sie über Mangel an Kaffeebäumen, daß sie sich nicht aus ihren Schulden herausarbeiten könnten. Weßhalb warten die Unternehmer nicht, bis alles gehörig vorbereitet ist? Wie kann man weiße Leute in Negerwohnungen logiren? Dem Portugiesen und Brasilianer mögen sie genügen, aber der Deutsche verlangt mehr. Unserm Schiffskoch, den die Liebe zum Davonlaufen verleitet hatte, konnte selbst sein junges, hübsches Weib die Wolken des Unmuthes nicht von der Stirn scheuchen. Ein besseres Loos hatte ein Schiffsjunge gezogen; er war Hauslehrer beim Herrn und verdient monatlich 15 Milreis oder etwa 16 Thlr. preuß., bei freier Station.

Ein Weg durch einen prächtigen, großartigen Urwald führte uns auf die Colonie San Lorenzo, Eigenthum des Herrn Luis Antonio Sanza Barros, Bruder des Herrn Senador Queiros. Hier, wo alles gegeben ist, was bei guter Einrichtung die Colonie zu einer der besten machen würde, fielen uns Mängel der Anlage um so unangenehmer in die Augen, da man an Allem sah, daß nichts gespart war. Die Häuser waren gut gebaut, vielleicht am besten von allen, die wir bisher gesehen hatten, aber statt sie einzeln aufzuführen, hatte man 3 lange Kasernen daraus gemacht, was den Uebelstand hat, daß die Leute in zu nahe Berührung kommen, zumal die Scheidewände nur bis ans Dach gehen, so daß man an dem einen Ende hört, was am andern gesprochen wird; ferner daß der Raum zu Gärten, Ställen und Scheuern zu sehr beengt ist, verschlimmert durch ein schlecht gewähltes holperiges Terrain. Sodann bestanden die Wohnungen der einzelnen Familien nur aus einem großen Raume, der zugleich Küche, Wohn-, Schlafzimmer und Vorrathskammer ist. Scheidewände sollen sich die Leute selber machen. Den unmalerischen Anblick dieser Bauart will ich als untergeordnet betrachten, obgleich das Schönere oft, wie auch in diesem Falle, zugleich das Zweckmäßigere ist. Die Colonisten, sämmtlich aus dem Darmstädtischen, waren erst kurze Zeit hier und hatten sich noch nicht recht eingebürgert, zumal schienen mir manche Weiber noch stark am Heimweh zu leiden. Viele von ihnen waren auf Anrathen von Verwandten, älterer Colonisten auf Ybicaba, herübergekommen. Es hatte hier schon kleine Unruhen gegeben, und die Behörde von Perissicaba hatte mit einer Macht, bestehend aus 3 Mann Militär und einem Polizeibeamten, zu Gunsten des Direktors intervenirt. Der streitige Punkt war ein Posten in der Rechnung, von dessen Forderung der Eigenthümer der Colonie später abgestanden hat, wie ich höre. Uebrigens schien mir der Herr Direktor, ein so ehrenwerther Mann er auch sonst sein mag, nicht so ganz für seine Stellung zu passen. Aeußerst jung, schön und liebenswürdig, sehr gesprächig und vielleicht nicht sehr discret, Liebhaber einer etwas theatralischen Kleidung, würden seine Vorzüge beim Handel von Colonialwaaren sich vielleicht besser herausstellen, als bei der Production derselben; wenigstens würde er dort bei den schönen Käuferinnen ein dankbareres Publikum finden, als hier bei den Bauern, die nur für derbere Eigenschaften empfänglich sind. — Nach allem, was ich gehört habe, ist jedoch das Streben des Unternehmers, etwas Gutes zu Stande zu bringen, nicht zu verkennen; und durch Erfahrungen und Vergleiche der andern Colonien belehrt, wird er hoffentlich seinen Zweck nicht verfehlen.

Wir erreichten noch am hellen Tage die Stadt Perisicaba, die in einer anmuthigen Gegend liegt, am gleichnamigen Flusse, der dicht oberhalb der Stadt einen schönen Wasserfall bildet. Am folgenden Tage ritten wir bis zur Zuckerplantage San Luis, ebenfalls Eigenthum des Herrn Luis Antonio Sanza Barros, wo er auch mit deutschen Colonisten Tabaks- und Flachsbau anfangen will. Von hier erreichten wir San Paolo in drei Tagereisen über Campinas und Jundiahi, welche Oerter wir auch auf dem Hinwege passirt hatten.

Die deutschen Colonien in Rußland.

Wir haben den Leser im vorigen Aufsatze in brasilianisch-deutsche Colonien geführt, und wollen ihn nunmehr in russisch-deutsche Colonien führen; nicht etwa blos des grellen Contrastes oder irgend eines Nebenzweckes wegen, sondern weil über die russisch-deutschen Colonien wenig Zuverlässiges bisher zur allgemeinern Kunde gekommen war, und sie doch in so mancher Hinsicht ein großes Interesse darbieten, wie wir sogleich sehen werden.

Wir wollen zunächst über die deutschen Colonien am Dnieper und in Südrußland, sodann über die an der Wolga im Königreiche Astrachan berichten, und zwar mit den Worten des Freiherrn von Harthausen, aus dessen so höchst interessanten „Studien über die innern Zustände ic. Rußlands" wir bereits im vorigen Hefte des Portfolio Notizen über die russische Land- und Seemacht gegeben haben.

I.

Die Colonien, von denen zuerst erzählt werden soll, liegen im südrussischen Gouvernement Jekaterinoslaw, und zwar im Kreise Chortitz, an und nicht weit vom Dnieper.

Als wir an den Dnieper kamen — erzählt Hr. von Harthausen — waren es Deutsche, welche die Fähre besorgten, und bald erreichten wir die Colonie Rosenthal, zu der großen deutschen Mennoniten-Ansiedlung des Kreises Chortitz gehörig. Wir fühlten uns auf einmal nach Westpreußen in die Weichselniederungen versetzt, so heimathlich deutsch war alles um uns! Nicht blos die Menschen, ihr Wesen, ihre Sprache, ihre Trachten, die Wohnhäuser und ihre Einrichtungen, jedes Geschirr und Gefäß, selbst die Hausthiere, der Spitz und Pudel, Kuh und Ziege, waren deutsch; die Colonisten haben es aber sogar verstanden, der Natur selbst, nämlich der ganzen Gegend, ein deutsches Ansehen zu geben. Der Maler, der hiesige Landschaften malte, würde sie leicht für deutsche ausgeben können! Man sieht den Feldern deutsche Eintheilung und Bearbeitung an, Kämpe und Wiesen sind mit deutschen Zäunen eingehegt. Die Anlage der Dörfer und aller ihrer einzelnen Gehöfte, die Gärten, ihre Eintheilung, die Pflanzen,

die Gemüse, vor allen Dingen die Kartoffeln, alles ist deutsch. Das war bei der deutschen Wolga-Colonie *) keineswegs der Fall, dort waren nur die Menschen in ihrer Sprache, den Trachten und Sitten, Deutsche geblieben, alles um sie her hatte weit mehr einen russischen Charakter, nur noch mit Beimischung von deutschen Bequemlichkeiten.

Diese aus 17 Dörfern bestehende blühende deutsche Ansiedelung ist lediglich von Mennoniten angelegt und bewohnt.

Partielle Verfolgungen führten schon früh, zwischen 1540 und 1550, zahlreiche Mennoniten aus Friesland und Holland nach Westpreußen, wo sie in den Niederungen der Weichsel sich ansiedelten. Anfangs erließen die Könige von Polen (unter deren Botmäßigkeit das jetzige Westpreußen damals stand) Verordnungen gegen sie, später erhielten sie Privilegien (ein noch erhaltenes ist von 1642, bezieht sich aber auf schon frühere). Preußens kriegerische Könige nahmen am meisten Aergerniß daran, daß die Mennoniten aus religiösen Gründen nicht Soldaten werden wollten. Sie wurden nun zwar dort, wo sie waren, geduldet, mußten aber ihre Befreiung vom Soldatendienste mit einer eigenen Steuer an die Cadettenhäuser erkaufen, auch sollten sie nicht mehr Grundstücke erwerben, als sie eben besaßen. „Sonst sei, bei ihrer Thätigkeit, Emsigkeit und Ordnungsliebe, zu erwarten, daß sie sich zu weit ausdehnten.“ Wer aber nur den Grundsatz des Nicht-Soldaten-werden-wollens aufgeben werde, solle von allen diesen Beschränkungen frei sein.

Bei den strengen Mennoniten ist der Ackerbau eine religiöse Pflicht, der sich Niemand ohne Noth entziehen darf, nach der Deutung, die sie den Sprüchen 1. B. Mos. 3, 17. u. 19. geben. — Da nun durch jene Beschränkungen der Erwerb von Grundstücken ungemein erschwert wurde, indem die mennonitischen Höfe ihrer sporadischen Lage halber nicht gut und füglich getheilt werden konnten, diese Theilung auch den Sitten und Gebräuchen widersprach, — also innerhalb des den Mennoniten einmal zugetheilten Territoriums sehr schwierig, außerhalb desselben aber verboten war, die Bevölkerung hingegen bedeutend anwuchs, so beschlossen die Mennoniten eine Auswanderung derer, die in der Heimath keine angemessene Ansiedlung finden konnten. Sie erhielten von dem preußischen Gouvernement gegen Erlegung des Abschosses oder Abzugsgeldes die Erlaubniß, und wendeten sich an das russische Gouvernement, welches bereitwillig die Aufnahme gewährte.

Die erste Auswanderung geschah 1783. Wohin sie sich zunächst gewandt haben, ist dunkel, wahrscheinlich siedelten sie sich in Volhynien an, wo sich bei Ostrog noch jetzt eine in zwei Dörfern vertheilte Mennoniten-Colonie befindet. Von hier aus scheint denn der größere Theil, nachdem ihnen noch wohl aus der westpreußischen Heimath viele nachgezogen waren, an den Dnieper, 60 Werst oder 8½ deutsche Meilen südlich von Jekaterinoslaw, sich gewendet zu haben. Hier wies das russische Gouvernement dem damaligen anziehenden Bestande der Mennoniten, nämlich 330 Familien (zusammen ungefähr 1650 Köpfe), ein Terrain von 32,648 Dessjätinen oder von beinahe 6 Q. M. an. Jede

*) In der zweiten Abtheilung dieses Aufsatzes wird davon näher die Rede sein.

Familie sollte 65 Dessj. oder 260 preuß. Morgen erhalten und der Rest für die sich neu bildenden Familien verbleiben. Die heranziehenden Mennoniten waren keineswegs arm, doch schoß das russische Gouvernement zur ersten Etablirung noch die beträchtliche Summe von 341,800 Silberrubeln vor, welche übrigens im J. 1842 bis auf 30,000 R. schon wieder zurückerstattet worden waren.

Ich erhielt über diese aus 17 Dörfern bestehenden Colonien an Ort und Stelle folgende statistische Notizen.

Was zunächst die Bevölkerung betrifft, so waren es, wie wir so eben gesehen haben, 330 Familien, welche im J. 1789 sich in dieser Dniepergegend niederließen. Im J. 1813 hatten sie sich bis auf 2446, im J. 1819 bis auf 2888 Köpfe vermehrt, und im J. 1843 waren 873 Familien, zusammen 6376 Köpfe stark, vorhanden. Diese rasche Vermehrung der Bevölkerung in 30 Jahren um fast 160 Procent ist wahrscheinlich nicht so sehr der Ueberzahl der Geburten, sondern wohl mehr dem Hinzukommen neuer Colonisten aus Westpreußen beizumessen. Daher mag sich auch das Uebergewicht des männlichen Geschlechts in den früheren Jahren (1255 Personen männlichen gegen 1191 weiblichen Geschlechts im J. 1813, und 1489 gegen 1399 noch im J. 1819) erklären lassen, da wohl unstreitig mehr Männer als Frauen zugezogen sind. In den letzten Jahren hat dies aufgehört, und im J. 1843 überstieg die Zahl der Personen weiblichen Geschlechts die des männlichen um 20.

Im J. 1819 gab es unter den hier in Rede stehenden Colonisten 2 Uhrmacher (im J. 1843: 5), 26 Zimmerleute (31), 18 Tischler (27), 9 Drechsler (2), 10 Böttcher (3), 20 Schuhmacher (17), 25 Schneider (11), 49 Weber (37) und 16 Schmiede (im J. 1843: 40). Die in Klammern beigefügten Zahlen beziehen sich auf die im J. 1843 vorhandenen Handwerker; und man sieht daraus, daß manche derselben seit 1819 sich vermindert hatten. Dies erklärt sich ohne Zweifel dadurch, daß früher viele Handwerkserzeugnisse an benachbarte Russen geliefert wurden, und dagegen jetzt in dieser Beziehung größere Concurrenz eingetreten ist.

Die Zahl der Wohnhäuser belief sich 1819 auf 476 und 1843 auf 850; die der Windmühlen 1819 auf 22 und 1843 auf 43; die der Roß- und Grützmühlen 1819 auf 4 und 1843 auf 8. Kirchen waren 2 vorhanden.

Nur etwas über die Hälfte der Gehöfte sind eigentliche Ackerwirthschaften, die andere Hälfte wird von s. g. Anwohnern, Krämern, Taglöhnern und Handwerkern bewohnt.

Die fortschreitende Blüthe der Colonie ist am besten aus der Vermehrung und Verstärkung der Inventarienstücke zu ersehen. Im J. 1813 zählte man hier 2735 Pferde, 4440 Rinder, 5921 Schaafe und 2154 Schweine. Im J. 1819 betrug die Zahl der Pflüge 345, der Eggen 542, der Wagen 532, der Pferde 2582, der Rinder 6090, der Schaafe 11,774 und der Schweine 2070. Im J. 1843, also 24 Jahre später, hatte sich die Zahl der Wirthschaftsgeräthe fast verdoppelt und die der Pferde war fast um die Hälfte (auf 3476) gestiegen, die Rindvieh- und Schweinezucht war zwar etwas zurückgegangen, dagegen die Schaafzucht so enorm gestiegen, daß sich die Zahl der Schaafe (47,241) noch mehr als vervierfacht hatte. Rechnet man 8 Schweine oder Schaafe auf 1 Stück Rindvieh, so hatte sich der Verlust in deren Zucht durch die vermehrte Schaaf-

zucht nicht nur gehoben, sondern der Werth des ganzen Viehinventars war zusammen um mehr als 50 Procent gestiegen.

Den Colonien ist im Ganzen ein Territorium von 32,663 Deßjätinen überwiesen. Hiervon kamen 1843 auf Ackerland 7120 Deßj. (oder, wenn man beiläufig 4 preuß. Morgen auf die Deßj. rechnet, 28,480 Morgen), auf geschlossene Gärten und Maulbeerpflanzungen 156 D., auf Gartenland zum Gemüsebau 55⅞, auf Wiesen 6321, auf Viehweiden 8100, auf Weiden ausschließlich für Schaafe 10,677 und auf die Dorflagen, Wege, Teiche ꝛc. 254⅞ Deßjätinen.

Man sieht hieraus, daß die Viehzucht den Ackerbau bei weitem überwiegt. Der Verkauf des Viehes und der Viehzuchtsprodukte gewährte daher auch (1843) folgende Einnahme:

187 Pferde verkauft für	10,675	Silberrubel	—	Kop.
Aus dem verkauften Rindvieh gelöst	19,541	»	—	»
1328 Schaafe, Hammel ꝛc. aus der Gemeindeschäferei verkauft für	5,515	»	26	»
17,617 Schaafe ꝛc. der Privaten verkauft für	50,566	»	39	»
Für 289 Pud 29 Pfund Wolle aus der Gemeindeschäferei	7,712	»	—	»
Für 2775 Pud Wolle aus den Privatschäfereien . . .	75,716	»	—	»
1434 Pud (oder etwa 57,360 Pfund) Butter verkauft für	13,564	»	—	»
29 Pud (1160 Pfd.) Käse für	275	»	—	»
20 Pud (800 Pfd.) geräuchertes Fleisch verkauft für .	191	»	—	»
2 Pud 2 Pfund Seide verkauft für	745	»	15	»
Im Ganzen	184,500	Silberrubel	80	Kop.

Die Colonie hatte im J. 1843 eine Gemeindeschäferei von 4493 Stück. Die Gemeindemagazine besaßen einen Vorrath von 4026 Tschetwert (15,092½ preuß. Scheffel) Wintergetreide und 497 Tschetwert (1863¾ pr. Scheffel) Sommergetreide. — Im Herbst 1842 ward ausgesäet 1437 Tschetwert (5388¾ pr. Sch.) Winterkorn; und im Frühjahr 1843 ward ausgesäet 3346 Tschetwert (12,547½ pr. Sch.) Sommerkorn. — Von fabrikartigen Anlagen waren 1843 nur vorhanden 5 Leinwandsfärbereien, 1 Essigbrauerei, 1 Bierbrauerei und 1 Branntweinbrennerei.

Das Terrain der Colonien ist der Nähe des Dniepers wegen nicht flach, sondern hügelig; die Dörfer liegen alle in den kleinen Thälern und Schluchten (da auf den Anhöhen das Wasser mangeln würde), die Dörfer Kronverbe und Einlage sogar sehr schön zwischen bedeutenden felsigen Anhöhen nahe am Dnieper. — Der Boden ist sehr fruchtbar und bedarf nur geringer Bearbeitung, aber Klima und Witterung, besonders Dürre vereiteln doch oft alle Hoffnungen. Zum Pflügen von Neuland sind 6 Pferde vor dem Pfluge erforderlich, im zweiten Jahre nur 4, im dritten und den folgenden nur 2 Pferde. Weizen gedeiht selten, wird aber doch viel gebaut, weil er verhältnißmäßig sehr hohe Preise, oft das Dreifache der Roggenpreise gewährt. Die Wohlfeilheit des Korns veranlaßt die Colonisten, eine ungeheure Menge von Hausgeflügel zu halten. Die Viehzuchtprodukte finden um so leichtern Absatz, als die Russen und umwohnenden Tataren die deutsche Bereitung des Fleisches, der Butter, Käse ꝛc. allem vorziehen.

Eigentliche Wälder besitzt die Colonie nicht, doch haben sie eine Insel im Dnieper mit einem hübschen Holzbestand; auch cultiviren sie in den Thälern, in Schluchten, so viel sie können, Holz, so daß sie ihr nothdürftiges Nutzholz, auch etwas Brennholz haben. — Auch haben sie jetzt hübsche Obstanlagen, während früher die Melone alles übrige Obst bei ihnen ersetzen mußte.

Die 17 Dörfer bilden eine Gesammtgemeinde unter einer gemeinsamen Verwaltung; die Einkünfte von der Gemeindeschäferei, von der Fähre über den Dnieper, die Pacht der Brauerei und Brennerei bilden gemeinsame Einnahmen. Sie haben ein Gemeindemagazin, eine Brandversicherungs-Gesellschaft, 2 Kirchen und in jedem Dorfe eine Schule. Im Dorfe Chortitz ist das Gemeindehaus, der Sitz des Gemeindeamtes, dem ein Obervorsteher präsidirt. Ein Colonieschreiber, der deutsch und russisch kann, steht ihm zur Seite.

Etwa 80 bis 90 Werst (oder 11½ bis 13 Meilen) südlicher liegen, an der Malotschnaja, die neuern Mennoniten, Colonien, welche wir ebenfalls besuchten, und wo wir in dem Dorfe Halbstadt von einem reichen Mennoniten gastfrei und freundlich aufgenommen wurden. Außerdem lernten wir hier einen Mann kennen, der wohl unstreitig eine der interessantesten Persönlichkeiten ist, die unter den Deutschen in Rußland jetzt leben. Sein Name ist Kornies. Johann Kornies, noch in Westpreußen geboren, zog als noch ganz junger Bursche im Anfange dieses Jahrhunderts zur Ansiedelung nach der Molotschnaja. Er hatte in der Jugend keine Schulbildung erhalten, besaß aber einen hellen unbefangenen Geist, scharfen praktischen Verstand und ein liebevolles Herz, ein tiefes Gemüth; und so hat er sich denn rein aus sich heraus zu einem Grade gebildet, daß man ihn völlig als auf der wahren geistigen Cultur stehend anerkennen muß. Und während er blos durch das Uebergewicht seines Geistes und seines durchaus redlichen und erprobten Charakters eine der einflußreichsten Persönlichkeiten Südrußlands geworden, ist er in seinem ganzen Wesen, in seiner Familie, in seinem Hauswesen, der schlichte, einfache, anspruchlose Bauer geblieben. Wie mächtig aber nichtsdestoweniger seine Persönlichkeit sein muß, läßt sich schon daraus entnehmen, daß der Gouverneur von Südrußland, Fürst Woronzoff, nicht leicht einen Schritt bei der innern Verwaltung dieser Gegend that, ohne Johann Kornies um Rath zu fragen.

Wir brachten den Tag nach unserer Ankunft damit zu, die hiesige Colonie in allen ihren Einzelnheiten zu besehen; wir besahen fast jedes Haus und Gehöfte, die Ackergeräthe, den Viehstand, die Gartengewächse, die Feldfrüchte ꝛc.

Am folgenden Tage fuhr ich mit Hrn. Kornies nach einem benachbarten nogaischen Tatarendorfe, Akeima genannt. Ich war nicht wenig verwundert, äußerlich ein vollständig deutsches Dorf nach mennonitischem Muster zu erblicken. Herr Kornies hatte die Tataren angeleitet, ihre Dörfer auf diese Weise anzulegen, und ihnen dabei auf alle Art geholfen. Im J. 1843 waren nach seiner Anleitung schon zahlreiche Dörfer von den Tataren gebaut worden. Andere Leute, nicht er selbst, sagten mir, er habe bereits 17,000 Tataren auf diese Weise angesiedelt. Wir fanden eben in diesem Dorfe wieder eine Deputation von einem noch nicht ansäßigen Haufen Tataren, welche zu ihm traten und ihm sagten: „Du bist der Vater unseres Volkes, sei nun auch unser Vater und hilf uns, wie du den andern geholfen hast."

Die Häuser dieses Dorfes waren alle ganz regelmäßig und fest gebaut; sie hatten Schornsteine, lagen in einem geschlossenen Hofe, vor der Hausthür standen meist einige Pappeln und rechts und links kleine Blumenbeete; in den Gärten fanden wir eine Menge veredelter Obstbäume, im Hofe waren Pflüge, Eggen, Wagen nach mennonitischer Art, in einer Ecke desselben war ein großer Haufe von Mistziegeln als Brennmaterial sehr ordentlich aufgeschichtet.

Der Wirth des Gehöfts, ein schöner, kräftiger Tatar, Vorsteher des Dorfes, empfing Herrn Kornies freundlich und ehrfurchtsvoll, und geleitete uns in sein Haus. Die Einrichtung war ebenfalls nach dem Muster der Mennoniten, die Ausstattung der Küche und Wohnstube an Geschirr und Hausgeräth zwar nicht reichlich und altväterlich, wie bei den Mennoniten, aber doch auch nicht ganz ärmlich; es waren Tische und Stühle vorhanden, Kessel und Eimer, selbst eine Eierkuchenpfanne. Da ich den Wunsch äußerte, die Weiber in ihrer Tracht zu sehen, so willfahrte unser Wirth auch diesem, einem Muselmanne gegenüber, eigentlich ganz ungebührlichen Verlangen. Er ging hinaus und kam nach einer Viertelstunde mit seinen, aufs Beste geputzten drei Weibern herein. Nur der Mund war wie bei allen mahomedanischen Weibern streng verhüllt. Sie waren jung, aber klein, dick und nicht schön.

Von hier fuhren wir nach einer, von Herrn Kornies angelegten und ihm zugehörigen großen Meierei. Unterwegs kamen wir an einigen, von ihm angelegten Holzpflanzungen und Ansaamungen vorüber, die im besten Flor standen. Namentlich war dies bei einer Anpflanzung von Eichen und Ulmen der Fall, trotz dem, daß sie so ganz besonders den Steppenwinden ausgesetzt war. Die Meierei selbst war mehrere tausend Dessjätinen groß. Die Gebäude alle neu von Backsteinen aufgeführt, ein vortrefflicher Viehstand von westpreußischem Rindvieh und veredelten Schaafen. Auf der einen Seite des Hofes begannen dessen Holzsämereien und Holzanpflanzungen. Man konnte hier alle mögliche Holzarten finden, jede Art hatte ihr Feld, worauf sie gesäet, ein anderes, wo sie zuerst ausgepflanzt wurden, und an einem dritten Orte waren die größten gesetzt, um stehen zu bleiben. Aus den beiden ersteren Feldern wurden die jungen Pflanzen verkauft. Fast alle Hauptarten der Bäume schienen vortrefflich zu gedeihen, doch, wie es mir schien, die Laubhölzer besser als die Nadelhölzer. Der Bruder des Hrn. Kornies stand als Verwalter an der Spitze dieser Oekonomie.

Je länger man sich unter den Mennoniten aufhält, desto angenehmer muß einem das trauliche, brüderliche Verhältniß unter ihnen auffallen. Es ist nicht jene ceremoniöse Höflichkeit, die unter den russischen Bauern herrscht, nicht jene kuß- und umarmungsbedürftige Zärtlichkeit, die sich bei diesen zeigt, sobald der Branntwein in die Köpfe gestiegen ist, es sich echte deutsche Bauern, steif und ungelenk in ihren Bewegungen, schweigsam, neben einander herrschend, aber wo es auf die That ankommt, da sieht man sie jeden Augenblick bereit, sich einander zu helfen, zu unterstützen, beizustehen.

Nirgends tritt die auf religiöser Grundlage beruhende Gleichheit der Menschen entschiedener hervor, als bei den Mennoniten. Da der Ackerbau für sie eine religiöse Pflicht ist, so kann Niemand mehr und weniger sein als ein Bauer. Jedes Gewerbe, Handwerk, Kaufmannschaft subsummirt sich diesem Begriffe, schließt sich dem

Ackerbau an, und bezieht sich auf ihn. Ihre regierenden und verwaltenden Beamten, selbst ihre Prediger sind nicht blos aus dem Bauernstande hervorgegangen, sie sind selbst Bauern.

Die herrschende Gleichheit spricht sich am deutlichsten in dem Verhältnisse zwischen Herren und Knechten aus. Dies ward mir besonders klar, als ich das zwischen Herrn Kornies mit dem Knechte, der ausfuhr, bestehende Verhältniß beobachtete. Es war durchaus, sogar in den äußern Höflichkeitsformen, mehr das Verhältniß eines Sohnes zu seinem Vater, als eines Knechtes zu seinem Herrn.

Als ich Hrn. Kornies meine Bemerkung mittheilte, sagte er: »Bei uns ist es Regel, daß Jeder, selbst der Sohn des reichsten Bauern, bei einem andern, einem Nachbar, ein paar Jahre als Knecht dient; das Knechtsein ist daher bei uns kein Stand, sondern ein Durchgang für's Leben, eine Schule; ein jüngerer Bruder war eine Zeitlang Knecht bei mir, und ist noch jetzt mein Verwalter. Wir zahlen unsern Knechten und Mägden einen sehr hohen Lohn, 30 bis 70 Rubel Silber, und halten dies als Sitte aufrecht; das gleicht sich dann ohne Schaden aus. Da hat dann selbst ein Armer Gelegenheit, sich ein kleines Vermögen zu sammeln, und hier, wo noch überall unangebautes fruchtbares Land vorhanden ist, eine kleine Wirthschaft zu gründen und oft selbst Bauer zu werden. Da ist es dann auch etwas Gewöhnliches, daß selbst die Töchter reicher Bauern den Knecht des Hofes heirathen, oft selbst den armen, wenn er brav und tüchtig ist. Auch meine Tochter kann heirathen, wen sie will, selbst einen Knecht, wenn sie ihn mag und er nur brav ist.«

Hr. Kornies hatte nur einen Sohn und eine Tochter, ein hübsches achtzehnjähriges Mädchen, und man behauptete, er sei weit über eine Million Rubel reich.

Es wird damit nicht zu behaupten sein, daß nicht auch bei den Mennoniten Reichthum und Armuth oft eine Schranke bilde und bei Einzelnen Geldhochmuth nebst andern Untugenden sich finde. Vielmehr hörte ich selbst von allerhand Uebelständen bei den Mennoniten des Kreises Chortitz. Aber dergleichen findet wenigstens keine Anerkennung in der öffentlichen Meinung und in den Sitten dieser Leute. Es findet sich als Ausnahme, nicht als Regel.

Wir speis'ten zu Mittag bei Herrn Kornies; das Essen war nur echte und sehr wohlschmeckende Hausmannskost. Alles, was auf den Tisch kam, selbst der Wein, war Produkt aus der eigenen Wirthschaft, Geschirr und Meubeln altväterlich und solide. Die Frau und Tochter aßen nicht mit; die Frau blieb in der Küche und ordnete das Essen an, die Tochter aber wartete ganz nach uralter deutscher Haussitte den Gästen beim Essen auf!

Mit Herrn Kornies fuhr ich auch nach den andern deutschen Colonien dieser Gegend, meist von württembergischen Bauern u. a. m. bewohnt. Es herrscht hier weder die Ordnung und Zucht, noch die Wohlhabenheit und Behaglichkeit, wie bei den Mennoniten. Diese Colonien waren lange sehr verkümmert, doch haben sie sich in neuerer Zeit etwas erholt, und in einigen Dörfern beginnt Wohlstand sich zu entwickeln.

Ueber die Mennoniten-Colonie an der Malotschnaja erhielt ich von Hrn. Kornies sehr ausführliche statistische Notizen, die ich hier mittheile, da sie einen Blick in alle Wirthschaftsverhältnisse dieser interessanten Colonie gewähren.

Angeregt durch die glückliche Ansiedelung im Bezirke Chortitz, entschlossen sich im J. 1803 abermals 347 mennonitische Familien in Westpreußen, nach Rußland auszuwandern. Das russische Gouvernement wies ihnen einen Bezirk an der Malotschnaja zur Ansiedelung an. Die ersten Auswanderer legten in den Jahren 1803 und 1804 nicht weniger als 17 Dörfer an. Es zogen nun immer mehr Landsleute und Glaubensgenossen aus Westpreußen hinzu, auch stieg die Bevölkerung rasch. In dem Zeitraume von 1806 bis 1822 wurden 16 neue Dörfer angelegt, und von da bis 1843 noch 11 andere.

Diesen 44 Dörfern ward von dem russischen Gouvernement nach und nach ein Terrain von 96,812 Deßjätinen zur Nutznießung verliehen; allein hiermit begnügten sich die industriösen Colonisten nicht, sie kauften von ihren Nachbarn, den Tataren, den württembergischen u. a. Colonisten, den Malakanen und Duchaborzen, noch viele Ländereien im Gesammtbetrage von 48,446 Deßjätinen hinzu. Endlich schenkte der Kaiser noch 3500 Deßjätinen zu besonderem Zweck, so daß das ganze Territorium 148,767 Deßjätinen oder etwa 26⁴/₅ Q. M. beträgt, demnach das Herzogthum Sachsen-Altenburg noch um mehr als 2 Q. M. an Flächeninhalt übertrifft. Die hierauf wohnende Bevölkerung zählte im J. 1838 freilich erst 5521 männliche Seelen, im J. 1842 dagegen 6334 männliche und 6227 weibliche Seelen in 2517 Familien. Hiervon begriffen 1041 eigentliche Landwirthe, 938 hauptsächlich nur Taglöhner und 538 Familien begriffen Handel- und Gewerbetreibende. Es standen 84 Personen, Colonistenkinder, in dienendem Verhältniß und außerdem 242 russische Arbeiter.

Das erwähnte Territorium war, als die Mennoniten hierher kamen, eine völlig baumlose Steppe, wiewohl mit sehr fruchtbarem Boden.

Da die hier in Rede stehenden Mennoniten das Schicksal und die ganze Lebensstellung ihrer Brüder im Chortitzbezirke vor Augen hatten, so bereiteten sie sich zu ihrer Uebersiedelung gehörig vor. Sie brachten Pferde und Wagen, auf denen sie Betten und alle mögliche Geschirre und Meublen geladen hatten, Rindvieh und Schaafe mit; so daß sie sich, als sie durch Polen zogen, des Viehfutters halber, in mehrere Colonnen vertheilen mußten. Sie bedurften keiner Vorschüsse von Seite der russischen Regierung zur Etablirung. Manche von ihnen hatten 10- bis 12,000 Dukaten baares Geld bei sich, und sämmtliche 347 Familien der ersten Auswanderung zusammen 150,000 Dukaten disponibel.

Die Dörfer wurden ganz regelmäßig angelegt, jeder Hof erhielt 40 Faden Breite, und zwischen zwei Höfen ward immer ein Zwischenraum von 14 Faden Breite gelassen.

Vom russischen Gouvernement erhielten sie zehnjährige Steuerfreiheit, nebst Versprechen nie zum Soldatendienste gezwungen zu werden. Jede Landwirthschaftsfamilie erhielt 65 Deßjätinen oder etwa 260 Morgen Landes zur Benutzung. Von dem, von der Krone verliehenen Terrain von 96,812 Deßjätinen waren im J. 1843 bereits 68,052 Deßj. unter die vorhandenen Familien vertheilt, und davon wurden 26,018 Deßj. als Ackerland, das übrige als Wiesen- und Weideland benutzt. Reservirt für fernere Ansiedelung waren noch 28,769 Deßjätinen.

Die Abgaben der Colonisten betragen 5 Kopeken Silber von jeder Deßjätine Land statt des Obroks, und 60 Kopeken Kopfsteuer von jedem Arbeitsfähigen männlichen und weiblichen Geschlechts zwischen dem 14. und 60. Lebensjahre. Demnach ist das Abgaben-

system hier ganz anders, als im übrigen Rußland eingerichtet. Die Steuern werden von dem Gebietsamte jährlich festgestellt, eingezogen und an die Kronkasse abgeliefert. Im J. 1842 waren von 6434 männlichen Seelen nur 4976 zwischen dem 14. und 60. Jahre steuerpflichtig, 314 waren nicht steuerpflichtig, weil sie noch die zehnjährige Steuerfreiheit genossen.

Zur Besoldung des Gebietsältesten, des Schreibers u. s. w. wurden 30 Kop. von jeder Feuerstelle, und zur Unterhaltung der Gemeindeanlagen 14 Kop. Silber von jeder arbeitsfähigen Seele erhoben

An Gebäuden waren 1842 vorhanden 1779 Häuser oder Gehöfte; denn bei den Mennoniten herrscht die aus Westpreußen mitgebrachte Gewohnheit, daß Wohnung, Scheune und Ställe unter Einem Dache stehen, gewöhnlich dergestalt, daß zwei Flügel im rechten Winkel zusammenstoßen, wo dann in einem Flügel die Wohnung und ein Theil der Viehställe, im andern die Scheune sich findet. Von den 1779 Häusern waren 52 von Stein, 157 von gebrannten Ziegeln, 1240 von Lehmpatzen, 209 von Fachwerk und 121 von Holz.

Von gewerblichen Privatanlagen waren vorhanden: 5 Wassermühlen (im J. 1844 waren noch 4 hinzugekommen), 45 Windmühlen, 18 Grützmühlen, 6 Roßmühlen, 31 Oelmühlen, 6 Essigbrauereien, 13 Ziegelbrennereien*), 3 Dachpfannenbrennereien**), 1 Kalkbrennerei, 12 Färbereien, 3 Tuchwalken und 1 Tuchfabrik, welche im J. 1844 6431½ Arschin (etwas mehr als eben so viel preuß. Ellen) Tuch lieferte, die zu 36,566 Rubel Assignaten verkauft wurden, aber keineswegs die Nachfrage deckten.

Die Zahl der öffentlichen und Gemeindehäuser betrug 61; davon waren 3 Amthäuser, 9 Bethäuser, 47 Schulen (es gibt hier keinen Mennoniten, der nicht lesen und schreiben kann), 4 Gemeindeschäfereien und 2 Gemeindebrauereien.

Von Gewerbtreibenden und Handwerkern befanden sich in den Colonien an der Malotschnaja: 12 Uhrmacher, 35 Tischler, 3 Böttcher, 25 Schneider, 68 Schmiede, 9 Maurer, 3 Schlosser, 2 Buchbinder, 74 Müller, 31 Oelschläger, 31 Zimmerleute, 8 Drechsler, 34 Schuhmacher, 142 Weber, 44 Stellmacher oder Wagner, 1 Seiler, 1 Bäcker (sehr viele Haushaltungen backen ihr Brod selbst), 2 Zinngießer, 2 Bierbrauer und 11 Färber.

Was den Viehstand vom J. 1842 betrifft, so waren vorhanden: 9021 Pferde (darunter waren 5609 Zugpferde, die übrigen Füllen oder zum Verkauf ausgestellt: im J. 1844 betrug die Gesammtzahl der Pferde 10,086); 12,353 Rinder (darunter 5650 Milchkühe, und zwar deutscher Rasse; im J. 1844 waren im Ganzen 13,611 Rinder vorhanden); 4575 Schweine und 97,908 Schaafe (im J. 1844 betrug die Zahl der Schaafe 103,030).

*) Im Jahre 1842 wurden 1,319,800 Stück Ziegel gebrannt und davon 554.000 Stück, das Tausend zu 25 Rubel Assignaten verkauft. Im J. 1844 wurden 1,742,593 Stück gebrannt und 1,423,723 Stück verkauft.

**) Von den 1842 gebrannten 51 119 Dachziegeln wurden 43.119, das Tausend zu 60 Rubel Assignaten, verkauft; und mit den 1844 gebrannten 62 400 Stück ward noch nicht einmal der Bedarf gedeckt.

Der Viehbestand ist in den Colonien an der Malotschnaja verhältnißmäßig schwächer, als bei den Colonisten im Chortitz-Bezirke. An Menschen leben in jenen etwa doppelt so viel als hier; ihr Territorium ist vierthalbmal so groß, ihr Viehstand dagegen nur etwa zwei ein fünftelmal stärker, als der im Bezirke Chortitz. Die Fruchtbarkeit und Lage des Bodens erklärt dies hinreichend. Der Boden an der Malotschnaja ist fruchtbarer, daher der A c k e r b a u stärker, und der Absatz des Getreides ist leichter, da das Meer näher ist. In Chortitz muß aus diesen Gründen die V i e h z a h l stärker hervortreten.

Der Landbau an der Malotschnaja ist auf folgende Weise geregelt. Der von den einzelnen Colonisten angekaufte privative Grund und Boden (48,446 Dessj.) ist der völlig freien Disposition in Bezug auf Ackerbaubenutzung rc. überlassen. Die von der Krone jedem Gehöfte beigelegten 65 Dessj. (im Ganzen 68,052 Dessj.) stehen dagegen in festem Gemeindeverbande und darauf gegründeten Feldbauverhältnissen. Seit 1838 ist die schon bestehende Vierfelderwirthschaft regelmäßig geordnet und festgestellt worden. Von jenen 65 Dessj. sind 25 Dessj. eines jeden Wirthes zum Ackerfelde gezogen, wovon jährlich drei Theile zum Getreidebau benutzt und nur etwa 16 mit Kartoffeln bepflanzt wird, wogegen das Uebrige brach liegt. Im Herbst 1842 wurden 1599 Tschetwert Winterkorn und im Frühjahr 1843 wurden 13,402 Tschetwert Sommerkorn ausgesäet. Die Wiesen oder Heuschläge sind nach Beschaffenheit in den verschiedenen Dörfern in Bezug auf Ausdehnung und Größe sehr verschieden. Jeder Hof hat daher 6 bis 10 Dessjätinen. Bei den Heuschlägen steht es aber jedem Wirthe frei, sie als Wiese oder Privatweide oder als Acker zu benutzen. Der Rest des Territoriums ist zur Gemeindeweide für jedes Dorf bestimmt, wobei die Zahl, die jeder Wirth auf die Weide treiben darf, festgestellt ist. Sie schwankt zwischen 25 und 30 Stück Großvieh auf jeden Wirth, wobei 2 Füllen oder junge Rinder, 4 Schweine oder Kälber und 6 Schaafe für ein Stück Großvieh gerechnet werden.

An Ackergeräth rc. waren 1842 vorhanden: 1518 Pflüge, 2317 Eggen, 2775 Ackerwagen, und, als Zeichen des Fortschrittes nationeller ökonomischer Bestrebungen, 89 Dreschmaschinen, welche mit Pferdekraft betrieben wurden, und 42 Häckselschneidemaschinen, von denen 38 mit Pferdekraft, die 4 andern durch Menschenkraft betrieben wurden.

Die Colonisten gehen bei der Bewirthschaftung ihres Bodens mit großer Einsicht und Ueberlegung zu Werke; und, weit entfernt am alten Schlendrian zu kleben, schreiten sie nach sorgsamer Prüfung in allen Verbesserungen fort. Als sie vor beiläufig vierzig Jahren zuerst hier ankamen, war, wie schon oben erwähnt, k e i n B a u m auf der ganzen Fläche zu erblicken. Sie brauchten zum Brennmaterial damals Stroh, Schilf, Burgan (riesiges Steppenkraut) und Mistziegel; gegenwärtig gewähren ihnen ihre H o l z p f l a n z u n g e n und Besaamungen selbst schon einiges Brennholz. Da haben sie denn in neuerer Zeit angefangen, den Mist statt zu Mistziegeln, zur mäßigen Düngung zu verwenden; und es ist ihnen dadurch gelungen, die Fruchtbarkeit zu erhöhen und die Brachen bedeutend einzuschränken. K o r n i e s versichert*), im J. 1843 hätten die Felder der Colonisten,

*) Im Journal des Ministeriums der Krondomainen für 1843: Ueber den Zustand der Landwirthschaft der Mennoniten an der Malotschnaja, von Kornies.

welche gedüngt und sorgfältig bearbeitet worden, eine vier-, fünf- und sechsmal größere Ernte gewährt, als die Felder, welche nur nach früherem Schlendrian bearbeitet gewesen. Mißwachs, der früher sehr häufig war, stellt sich auf sorgfältig bebautem Acker selten ein, jetzt schon seit einer Reihe von Jahren nicht. Früher war, wie schon bei Chortitz erwähnt, besonders der Weizen häufigem Mißwachs unterworfen. Jetzt erweitert sich der Weizenbau mit jedem Jahre, wie er sich z. B. 1842 um 1547 Deſſjätinen gegen drei Jahre früher vergrößert hatte. Ueberhaupt waren 1842 zweitausend Deſſjätinen Land mehr dem Ackerbau zugewendet. Um die Felder gegen Stürme und gegen die Ungunst des Klima's überhaupt zu schützen, hat man angefangen, die Felder mit Bäumen, besonders mit Maulbeerbäumen, hin und wieder auch heckenartig zu bepflanzen. — Durchschnittlich wurden im genannten Jahre vom Weizen 7, vom Roggen 12, von der Gerste 9 und von dem damals mißrathenen Hafer 7 Körner geerntet. Im J. 1844 gab der Weizen 9½, der Roggen 11½, die Gerste 11, der Hafer 5 Körner. Der Weizen galt damals nur 10 Rubel Assignaten der Tschetwert; im J. 1842 hatte er an Ort und Stelle 14 Rubel gegolten, war aber am Verkaufsorte Berdjansk mit 17 Rubeln bezahlt worden (Roggen mit 3½ R.). Die Mennoniten treiben starken Kartoffelnbau, sogar schon zur Verfütterung, nicht aber etwa zum Branntweinbrennen, wie es denn überhaupt, soviel ich glaube, in ganz Rußland keine Kartoffeln-Branntweinbrennerei gibt. Die umwohnenden Russen haben von den Mennoniten den Kartoffelnbau nach und nach angenommen. Aber vorzüglich hat Herr Kornies das Verdienst, ihn bei den Nogai-Tataren eingeführt zu haben. Noch im J. 1838 kannten die Nogaier die Kartoffeln kaum dem Namen nach. Mit Ausnahme des den Mennoniten am nächsten liegenden Dorfes Ackerman wurde in allen hier gelegenen 75 nogaischen Dörfern nirgends eine Kartoffel gebaut. Aber schon im J. 1843, wo sie eine Mißernte im Getreide hatten, bildeten die Kartoffeln fast ihre einzige Nahrung.

Der Flachsbau wird zum Bedarf hinlänglich betrieben. Mit Spinnen des Flachses und Weben der Leinwand beschäftigten sich im Winter 1842 gegen 2570 Personen.

Auch der Anbau verschiedener Oelgewächse, vornehmlich des chinesischen Oelrettigs, hat sich in neuerer Zeit sehr erweitert.

Selbst die Wiesenverbesserungen durch Ueberrieselung u. s. w. haben die Mennoniten angefangen; im J. 1842 waren bereits 1384 Deſſjätinen oder beiläufig 5540 Morgen Heuwiesen durch aufgeführte Erddämme im Frühlinge überrieselt, und der Ertrag des Heues war gegen früher auf das Doppelte gestiegen.

Auch mit dem Tabaksbau beschäftigten sich die Mennoniten etwas. Fürst Woronzoff hatte ihnen Samen von albanesischem Tabak geschickt, der gut gedieh. Für die s. g. kleinen Leute, die nur Gartenfelder haben, welche sie mit der Hand bearbeiten, könnte der Tabaksbau von großer Wichtigkeit werden.

Die Obstbaumzucht beginnt sehr bedeutend zu werden. Jedem der 1041 großen Landwirthe war gestattet, eine Deſſjätine oder 4 Morgen von seinem Lande als Obst- und Gemüsegarten aus der Feldordnung auszuscheiden. Man berechnete, daß dann Jeder 500 Obstbäume besitzen könnte. (Die Besitzer der ältern Gärten verkaufen jetzt durchschnittlich des Jahrs für mehr als 300 Papierrubel frisches Obst; im J. 1844 war die Obsternte so ergiebig, daß gar für 6403 Rubel verkauft wurden.) Im Jahre

1842 waren bereits 167,153 tragbare Obstbäume vorhanden, und 25,608 junge Bäume wurden verpflanzt. Im J. 1843 wurden von Letzteren 35,169 und im J. 1844 noch mehr, nämlich 39,512 versetzt. Man hatte aber noch über 400,000 junge Obstbäume in den Baumschulen. Die umwohnenden Russen wurden durch das Beispiel angeregt, und fingen an, sich ebenfalls auf Obstbaumzucht zu legen. Das Nämliche geschah auch bei den benachbarten Nogai-Tataren.

Maulbeerbäume waren über 600,000 vorhanden. Im J. 1836 gewann man zuerst 15 Pfund reine Seide. Sechs Jahre später, d. h. 1842, beschäftigten sich 71 Ansiedler mit der Seidenzucht und gewannen 8 Pud 32 Pfund (352 Pfund) rein ausgehaspelte Seide, welche hier an Ort und Stelle mit 10½ Rubel das Pfund bezahlt wurden. Im J. 1843 wurden 14 Pud 26 Pfund gewonnen. Es waren fünf Seidenhaspelmaschinen vorhanden. Doch ward im Ganzen noch sehr ungeschickt gehaspelt, daher die hiesige Seide nur mit 10½ Rubel bezahlt ward, während sie sonst 14 bis 17 Rubel das Pfund gilt. Im J. 1844 beschäftigten sich 129 Familien mit der Seidenzucht und gewannen 23 Pud Seide.

Das Wichtigste für die Zukunft Südrußlands aber sind die **Waldungen** dieser Colonie, da sie den praktischen Beweis der Möglichkeit gewähren, bestimmte Gegenden der Steppen zu bewalden. Nachdem schon gleich Anfangs vereinzelte Versuche gemacht waren, kleine Besaamungen anzulegen und allerhand Holzarten zu pflanzen, nahmen im J. 1834 regelmäßige Holzpflanzungen ihren Anfang. In 39 Colonien setzten die darin lebenden 857 Wirthe jeder ½ Dessj. oder etwa 2 Morgen zur Waldanlage aus: ½ davon sollte mit Maulbeerbäumen, das Uebrige mit anderen Holzarten bepflanzt werden. Von diesen 428½ Dessj. waren 1842 bereits 163 Dessj. oder 652 preuß. Morgen mit 29 verschiedenen Holzarten bepflanzt. Im Ganzen waren über 2,300,000 gepflanzte Bäume vorhanden, außer den Privatanlagen des Herrn Kornies.

Der Verkauf der landwirthschaftlichen Produkte im J. 1842 lieferte für die Colonien einen Erlös von 583,893 Rubel Bankassignationen; nämlich

für 15,597 Tschetwert Weizen und Roggen	208,708	Rub.
„ 682 „ Kartoffeln	3,388	„
„ 425 Pferde	33,292	„
„ 466 Stück Rindvieh	20,660	„
„ 15,048 Schaafe	64,480	„
„ 7062 Pud 15 Pfund Wolle *)	145,992	„
„ 7412 Pud 20 Pfund Butter **)	70,874	„
„ 312 Pud 20 Pfund Käse ***)	2,807	„
„ 771 Pud 20 Pfund Schinken	3,038	„
„ 554,000 Ziegelsteine, à 25 R. das 1000	13,850	„
Transport	567,089	Rub.

*) Im J. 1844 wurden 7053 Pud, und zwar für die Summe von 189,476 R., verkauft.
**) Im J. 1844 wurden über 10,000 Pud Butter verkauft.
***) Im J. 1844 wurden 500 Pud Käse verkauft.

	Transport	567,089 Rub.
für 51,119 Dachziegel, à 60 R. das 1000	.	3,067 »
» 352 Pfund Seide, à 10½ R. das Pfund	.	5,280 »
» 68,116 junge Obstbäume	. . . . . .	5,638 »
» frisches rc. Obst	. . . .	2,819 »
	Im Ganzen also	583,893 Rubel.

Man könnte wohl die hiesigen Mennoniten in ihrer Isolirung nach Außen und in ihrem Gemeinsinn nach Innen als eine, auf gemeinsames Eigenthum gegründete Gesellschaft ansehen; und da würde dann von obiger Einnahme auf jeden Kopf der Bevölkerung 46 Rubel 11½ Kop. Bankassignationen, oder etwa 14 Thlr. preuß. Cour. fallen, nachdem jedoch schon alle gewöhnliche Lebensbedürfnisse (Nahrung, Feuer, Licht, Hauskleidung rc.) befriedigt wären. Gewiß ein sehr günstiges Resultat der vorhandenen Wohlhabenheit bei einem Volke.

Zur Unterhaltung ihres Gemeinwesens bringen die Mennoniten theils Steuern und Abgaben auf, theils sind bestimmte Gemeindenutzungen gebildet. Daß zur Besoldung der Gebietsältesten und Schreiber von jeder Feuerstelle 1 Rubel 5 Kopeken, und für sonstige Gemeindebedürfnisse 49 Kop. Bankassignationen von jeder arbeitsfähigen Seele zwischen dem 14. und 60. Jahre aufgebracht wird, ist bereits oben erwähnt worden. — Es existirt ein Getreidemagazin, zu welchem jährlich Jeder ein bestimmtes Maß Getreide liefern muß. Am 1. Jan. 1843 waren darin vorräthig 5212 Tschetwert Winterkorn und 833 Tschetwert Sommerkorn. Die Gemeindeschäferei enthielt damals, die Lämmer mitgerechnet, 8220 Stück Schaafe, und hatte im J. 1842 einen Wollertrag von 437 Pud 15 Pfund geliefert, die für 11,025 Rubel Bankassignationen verkauft wurden. Endlich gewährte auch die Branntweinspacht der Gemeinde eine jährliche Einnahme von 15,316 Rubel Bankassignationen. Die gesammte baare Geldeinnahme der Gemeinde als Corporation mochte gegen 30,000 Rubel betragen.

Ich habe die landwirthschaftlichen Verhältnisse der Mennoniten-Colonie an der Malotschnaja deshalb so ausführlich beschrieben, weil sie von dem deutschen Fleiße, der deutschen Ordnungsliebe, der hohen Cultur und Sittlichkeit ein unwidersprechliches Zeugniß ablegen, und weil sie zweitens von einer noch keineswegs hinreichend anerkannten Bedeutung für Rußland sind. In ganz Rußland existirt kein Landstrich, wo im Ganzen eine so gleichmäßig hohe Cultur des Bodens und der Bevölkerung herrscht, wie hier. Sie können dem Gouvernement als Maßstab, allen russischen Völkern aber als ein Muster dienen, wie weit man es mit Fleiß, Sittlichkeit und Ordnung bringen kann. Dem Gouvernement gewähren sie insbesondere noch den sichern Maßstab, wie weit man es mit der Bebauung, vollends aber mit der Bewaldung der Steppe und ganz Südrußlands bringen könnte, und das ist der wichtigste Punkt für Rußlands Macht und innere Politik.

Gelegentlich sprach ich den Ispravnik des Distrikts, einen Russen von echtem Schrot und Korn, dabei, nach allem was ich von ihm gehört, ein sehr braver Mann. Ich fragte ihn, wie er mit den Mennoniten zufrieden sei? Darauf antwortete er: so lange er denken könne, sei nie auch nur ein leichtes polizeiliches Vergehen bei ihnen vorgekommen; nie habe er eine Klage über sie gehört; sie lebten mit allen ihren

Nachbarn im besten Vernehmen und unterstützten sie, wo sie konnten. Wahrlich ein schönes und unverdächtiges Zeugniß!

II.

Was nun die deutschen Colonien an der Wolga und im Gouvernement Saratow (s. oben) betrifft, so läßt sich Hr. Baron von Harthausen darüber folgendermaßen vernehmen.

Gegen Nachmittag am 29. Juni erreichten wir die erste deutsche Colonie Schafhausen. Schon ehe wir ins Dorf fuhren, erkannten wir die uns umgebende deutsche Atmosphäre an einigen Weibern in deutscher Bauerntracht, die vom Felde heimkehrten und strickten. Ich sah nie strickende Russinnen, wenigstens stricken sie nie im Freien umherwandelnd. Im Dorfe selbst zeigten uns auch die vor den Häusern gepflanzten Bäume und die mit Hecken umgebenen, gut erhaltenen Gärten deutsche Sitte und Art. Die Anlagen der Gehöfte sind deutsch, die Bauart der Häuser ist aber fast russisch, mit kleinen Säulen, Gallerien und Vorlauben. Die Einrichtung zeigt eine Mischung von Deutschem und Russischem; in der Ecke der Stube hängt das russische Heiligenbild, obwohl die Leute hier Lutheraner sind. Das Mobiliar, das Haus- und Küchengeräth, die Tracht, die Betten sind deutsch. Die ursprünglichen Colonisten kamen aus allen Gegenden Deutschlands, jeder brachte seine Kleidung, seine Sitten mit. Das ist denn alles hier gemischt, daraus aber am Ende wieder eine constante Sitte geworden. Nur in denjenigen Dörfern, wo die ersten Colonisten aus einer und derselben Gegend sich niederließen, haben sich einige besondere Sitten und Gebräuche aus der speziellen Heimath erhalten. Dies Stückchen Deutschland an Asiens Grenze, an der Wolga, macht doch einen eigenen Eindruck! Es ist nicht eine einzelne verkümmerte Colonie, sondern ein blühendes Land mit weit über 100,000 Seelen, mit ganz deutscher Physiognomie.

Wir hielten uns in diesem ersten Dorfe nur so lange auf, als nöthig war, um die Pferde zu wechseln. Dabei trat uns aber sogleich die Verschiedenheit der beiden Nationalitäten in kleinen Zügen frappant genug entgegen. Wir hatten nicht mehr den gewandten, höflichen, schlauen russischen Jämtschik auf dem Bocke, der einschmeichelnd und höflich bei jedem Worte die Mütze zog, und dessen Pferde uns im Galopp von einem Dorfe zum andern brachten; jetzt neigte sich auf demselben gemächlich der plumpe deutsche Fuhrknecht, der sich stets bedachte, ob er auf unsere Fragen die Pfeife aus dem breiten Munde nehmen und uns auch nur überhaupt antworten sollte. Von Galopp war bei seinen Pferden nicht die Rede, er schonte sie und forderte nur einen gemächlichen Trab von ihnen. Dagegen war aber auch sein Anspanngeschirr solide, es saß alles fest; er brauchte nicht 5—6mal anzuhalten, herabzuspringen und hier einen Strick zu knüpfen, dort einen zu verlängern oder wegzunehmen &c., wie wir es beim russischen Jämtschik auf jeder Station gewohnt waren! Wir fuhren in einigen Stunden von Schafhausen über Glarus, Zürich, Solothurn (das lautet doch curios genug an der Wolga!) nach Paninskoi, wo wir die Nacht zubrachten.

Ich ließ mir von den Einwohnern genaue Notizen über dieses Dorf geben.

Paninskoi ist wahrscheinlich die älteste deutsche Colonie und 1765 gegründet. Die ersten Ansiedler kamen größtentheils vom Rhein und aus Westphalen. Wir fanden Nachkommen von Leuten aus Mainz, Trier, Bamberg und Paderborn. In der Sprache war der rheinische Dialekt vorherrschend geworden. Der erste gewählte Schulz des Dorfes hieß Schöninger. Die Colonisten siedelten sich hier auf wildem Steppenboden an, etwa eine Werst ($^1/_7$ Meile) von der Wolga entfernt. Das Terrain zwischen dem Dorfe und der Wolga besteht aus Wiesen und Weiden und etwas Strauchwerk von Eichen, Ulmen, Espen und Weiden; vor dem Dorfe in die Steppe hinein liegen die Aecker. Dieser und einer andern Colonie ist 1812 die Benutzung von einem jenseits der Wolga liegenden Walde angewiesen worden. Anfangs, wo die Bevölkerung noch gering war, nahm ein Jeder von dem überflüssig vorhandenen Boden so viel, als er beackern konnte. Nachdem aber die Bevölkerung gestiegen war, führten sie freiwillig die russische Ackertheilung unter sich ein. Demgemäß theilen sie alle 3, 4 bis 6 Jahre auf jedesmaligen Gemeindebeschluß den Acker nach Seelenzahl. Mit besonderen Schnuren von 10 Faden Länge wird alles Land vermessen, und dann verloost. Das ursprünglich zugewiesene Terrain genügte bald nicht mehr, und das russische Gouvernement hat mehrmals, wie namentlich noch 1825, 1828, 1840, neue Anweisungen von Grund und Boden vorgenommen. Jetzt kommen auf die Seele 5 Dessjätinen unter den Pflug, also exclusive des Brachfeldes. Es wird Dreifelderwirthschaft gehalten, im Winterfelde nur Roggen, im Sommerfelde Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln gebaut. Die Kartoffeln gedeihen hier am besten in tiefen Gegenden. Schon die ersten Colonisten haben die Frucht mit aus Deutschland gebracht. Außerdem wird ziemlich viel Tabak (von mancher Familie an 150 Pud) gebaut und weithin an die Tschuwaschen und Mordwinen verkauft, die ihn hier selbst abholen. Auch etwas Oelbau wird getrieben. Eine Dessjätine mit Tabak bepflanzt gibt bei guter Ernte bis 100 Pud. Zubereitet auf russische Weise wird das Pud zu 1 Rubel 40 Kopeken Bankassignationen verkauft, dagegen zu 8—10 Rubeln, wenn er auf deutsche Weise unter dem Namen »gelber Tabak« sorgsam zubereitet wird. Aber nur der auf Sandboden gewachsene kann auf deutsche Weise zubereitet werden.

Im Dorfe Paninskoi waren 93 Gehöfte mit 381 Seelen. Sie hielten zusammen 582 Pferde, 400 Stück Rindvieh, 450 Schaafe, — ein mir nicht recht begreiflicher Viehbestand. Der Preis der Pferde ist zwischen 50 und 150 Rubel Bankassignationen; eine gute Kuh kostet 40—50 Rubel, junge Ochsen zum Schlachten 20—30 Rubel. Die Getreidepreise von 1842 waren: Weizenmehl $7^1/_2$ Pud — 22 Rubel Bankassignationen; Roggenmehl derselbe Preis, der Sack Hafer 8—11 Rubel. Gerste wird wenig gebaut und kommt nicht zum Verkaufe. Gedüngt wird gar nicht, der Dünger dient zur Feuerung. Der Tabak könnte eigentlich den Dünger recht gut vertragen; die Leute meinten auch, das nach ihm gebaute Korn gebe nur mittelmäßige Ernten, weil der Tabak zu sehr die Kraft des Erdreichs aussauge. Gepflügt wird zum Winterfelde zweimal, zum Sommerfelde einmal, und zwar nur mit Pferden, 2 — 3 auf einen Pflug. Die Pflüge in diesen Colonien sind eine Zusammensetzung aus dem Wendepfluge der Wetterau und dem märkischen Pfluge. Zum Aufreißen besonders der frischen Steppe bedient man sich der deutschen spitzigen Pflugschar, und bei Bearbeitung des

Kartoffel- und Tabaksfeldes meist des runden Pflugeisens. Die Eggen haben eiserne Zacken.

Die Nahrungsmittel sind vorherrschend deutscher Art. Des Morgens Kaffee, aber meist aus geröstetem Weizen oder Gerste, Mehlsuppe, Kartoffelsuppe, Gemüse, nur Sonntags Fleisch. Im Herbste werden Schweine eingeschlachtet. Der Lohn der Knechte nebst Kost und Wohnung beträgt 100 Rubel Bankassignaten, der Mägde 50 Rubel. Der Taglohn schwankt zwischen 80 und 125 Kopeken, in der Erntezeit steigt er bis 3 Rubel und freies Essen. Einige Arbeiten werden verdungen, z. B. das Mähen, Binden und Einfahren von 1 Dessj., mit Korn bestellt, für 14 Papierrubel baar und 2 Pud Mehl und etwas Salz und Butter, im Ganzen auf 20 Papierrubel zu berechnen. — Ein Paar Stiefel kosten 4—8 Papierrubel. In der Ernte tragen die Leute oft Bastschuhe, die 12 Kopeken das Paar kosten, und etwa 8 Tage halten. Ein blauer Tuchrock kostet 30 Papierrubel.

In Paninskoi sind die Leute katholisch. Es ist eine Pfarre im Dorfe, auch eine Schule. Der Schulmeister erhält 130 Papierrubel, 13 Sack Weizen, 13 Sack Roggen, und für jedes Schulkind 30 Kopeken. In diesem Dorfe hatte ich die Freude, die Nachkommen eines Auswanderers aus meiner Heimath Paderborn, Namens Bernhard Evers zu finden. Er war lange todt, aber seine Tochter, an einen Colonisten Zimmermann verheirathet, lebte noch. Ich fand noch als rührendes Zeichen des Heimathlandes ein paderbornisches Gesangbuch, und da grade eine Taufe im Hause gefeiert wurde, so prangt von nun an mein Name als Pathe in dem Kirchenbuche zu Paninskoi an der Wolga!

Von hier fuhren wir nach dem reichen Colonistendorfe Orlowskoi. Der Ackerbau, den ich unterwegs sah, war mittelmäßig, freilich immer noch besser, als der umliegende russische, es war wenigstens ein gewöhnliches Dreifeldersystem sichtbar, aber zum Muster konnte er nicht dienen. Nur die Bestellung zu den Tabaksfeldern war sorgfältig. Diese deutschen Colonisten legen sich mehr auf Handel und Spekulationen als auf Ackerbau, daher man von den umwohnenden Russen häufig die Klage hört, statt ihnen Lehrmeister in Ackerbau, Viehzucht und Handwerken zu sein, drängten sie sich zu Handel und Spekulationen, und verkümmerten ihnen, den Russen, dadurch die Erwerbszweige, die ihnen am meisten zusagten. Ich fand daher überall viel Haß und Neid der Russen gegen die deutschen Colonisten an der Wolga. Wie ganz anders die deutschen Colonisten in Südrußland!

In Orlowskoi besuchten wir einen der ältesten Männer der deutschen Colonien, der noch als Knabe mit aus Deutschland eingewandert war. Er war 86 Jahre alt und hieß Rothermeler. Er war in Berlin geboren, sein Vater Lakai bei Friedrich II. gewesen, seine Mutter aus der französischen Colonie. Er war noch bei vollen Verstandeskräften und erzählte recht lebendig: »Die Colonisten, bei denen er mit seinen Eltern gewesen, seien 1764 die Wolga herabgefahren. In Kostroma seien die Schiffe fest gefroren, und sie hätten dort überwintert. Als sie nun im Frühjahr hierher gekommen, habe es trübselig genug ausgesehen. Die Häuser, die sie hier hätten finden sollen, wären zum größten Theil gar nicht aufgebaut gewesen; die vorhandenen hätten nur aus einer Stube bestanden. Kaum hätten sie das nothwendigste Baumaterial vorgefunden. Der nothwendige Viehstand, die Viehställe, die Einsaat, kurz alles, was

man ihnen vor ihrer Uebersiedelung versprochen, wäre nur im dürftigsten Maße vorhanden gewesen. Zwischen der Wolga und dem Uralsk hätte damals eine wüste, menschenleere Steppe gelegen, nur von räuberischen Kalmückenhorden durchzogen. — Jeder hätte nun so gut es gegangen wäre, sich aufgebaut und dann in Besitz genommen, was ihm angestanden. So hätten sich denn Anfangs große und kleine Besitzthümer gebildet. Als sie nun aber erst zum Säen und Ernten gekommen, hätten sie gesehen, daß das Land vortrefflich und fruchtbar sei, und so wäre denn auch bald die Noth überwunden worden. Die Kalmücken, die im Grunde so schlimm nicht gewesen, wären nach einiger Zeit fortgezogen nach der chinesischen Grenze, darauf wären aber die Baschkiren und die Kirgisen in die Steppe gezogen, wilde grausame Völker, mit denen sie oft schwere und blutige Kämpfe zu bestehen gehabt. In Orlowskoi hätten sich zuerst 71 Familien angesiedelt, welche jetzt auf 168 Familien angewachsen. Bei der raschen Zunahme der Bevölkerung hätte der Ort dreimal neues Land (Otwod-Zuschnitt) vom Gouvernement zugetheilt erhalten und noch jetzt erst wieder pachtweise sogenanntes Baschkirenland, 80 Werst (11$^1/_2$ Meilen) weit gelegen, wofür sie pr. Dessj. 98 Kopeken Bankassignationen Pacht zahlen müßten. Buschland zu Hecken besäßen sie auf einer Wolgainsel. Die anfängliche Ungleichheit des Grundbesitzes wäre später dadurch ausgeglichen worden, daß sie das Prinzip der russischen gleichen Landtheilung angenommen hätten.«

Der alte Rothermeler sagte, die Weiber hätten bei ihnen sehr viel mit der innern Wirthschaft und der Bereitung des Tabaks zu thun: im Winter erfordere die Heizung mit Stroh und Mistziegeln und die Hütung des Feuers so viel Aufsicht, und außerdem nehme das Stricken und Zeugausbessern so viel Zeit weg, daß an Spinnen und Weben nicht zu denken sei; sie müßten daher alles Leinen- und Wollzeug ankaufen.

Gegen Mittag erreichten wir die Colonie **Katharinenstadt**, wo wir vom Prediger Wallberg, einem lebendigen, gefälligen Mann, freundlich aufgenommen wurden. Er führte uns zu einem Colonisten, einem der reichsten Kaufleute des Ortes, Seiffert, der uns über die Handelsverhältnisse einige Notizen gab. Der Haupthandel ist in Getreide. Es ist blos Reinhandel, d. h. gegen baare Bezahlung, wobei Zeitcontrakte auf ein Jahr und länger gebräuchlich sind. Die russischen Großhändler in Getreide zu Astrachan, Nischnei-Nowgorod u. s. w. sind ziemlich zuverlässig. Die deutschen Kaufleute verführen nicht blos das Getreide der Colonie, sondern kaufen weit und breit auf. Sie haben ihre eigenen Fahrzeuge auf der Wolga, miethen aber noch bei weitem mehr. Das Getreide geht theils die Wolga aufwärts, theils abwärts. Abwärts nach Astrachan geht es aber nur als Mehl, weshalb hier und besonders in der Umgegend von Saratow unzählige Windmühlen stehen. Von Astrachan geht das Mehl dann theils nach Persien, theils bleibt es an den Küsten des kaspischen Meeres. Die Wolga aufwärts wird fast nur Weizen verfahren, aus den Colonien auch etwas Tabak; die Fahrt geht bis Nischnei-Nowgorod, auch wohl bis Rybinsk. Als Rückfracht bringt man Balken, Dielen rc. mit, während von Astrachan her nichts zurückgebracht wird. Die Rückfracht soll hier nicht lohnen, die Aufsicht zu schwer zu beschaffen sein u. s. w. Ihre Schiffsleute (Burlaki) miethen die Kaufleute gewöhnlich von den Gutsherren; sie zahlen pr. Mann für die Dauer einer Reise nach Nischnei-Nowgorod oder Astrachan

gewöhnlich 50 Papierrubel. Hiervon zahlen sie gleich 22 Rubel als Obrok an den Herrn und den Rest nach und. nach während der Reise an die Leute. Diese kehren dann gewöhnlich zu Fuß nach Hause zurück und haben dann wohl weiter nichts verdient, als daß sie ihren Obrok berichtigt und sich für die Zeit ernährt haben.

Wir geben über die deutschen Colonien an der Wolga noch folgende Notizen.

Ein Ukas der Kaiserin Katharina II. vom 22. Juli 1763 berief vorzugsweise deutsche Colonisten nach Rußland und in die damals noch unbebauten Wolga-Gegenden. Die Haupt-Einwanderung dauerte von 1764 bis 1776. Die Ansiedelung geschah an beiden Ufern der Wolga zwischen Nikolajewsk und Saratow, doch mehr am linken als rechten Ufer. (Auf dem linken Wolgaufer liegen 56, auf dem rechten 46 Colonien, die in 10 Colonialkreise zerfallen.) Im J. 1775 hatten sich 11,986 Männer und 11,198 Weiber angesiedelt. Im J. 1806 betrug die Kopfzahl in diesen Colonien ungefähr 40,000; im J. 1836 waren 108,934 Köpfe (55,476 männlichen und 53,458 weiblichen Geschlechts), zwei Jahre später 117,880 und im J. 1843 gewiß über 150,000 Köpfe vorhanden. Mehr als $^{3}/_{4}$ sind Lutheraner, der Rest zur größern Hälfte Reformirte, zur kleinern Katholiken. Die Kosten der Berufung, Colonisation und ersten Etablirung betrugen 5,199,813 Silberrubel, die als Vorschuß gelten, den sie allmälig wieder abtragen sollten, was die Colonisten, nachdem ihnen das Gouvernement 1,210,197 Silberrubel erlassen, im Jahre 1843 bis auf etwa 300,000 Rubel gethan haben mochten. Das ihnen ursprünglich zugewiesene Terrain hat ihnen beim raschen Wachsen der Bevölkerung in verschiedenen Zeiten vergrößert werden müssen. Es erstreckt sich auf der linken oder Wiesen-Seite der Wolga etwa 48 Werst oder 7 Meilen weit vom Strome in die Steppe hinein, ist aber lange nicht mehr hinreichend, weßhalb fast jeder Colonie noch s. g. Baschkirenland, 100 bis 120 Werst (14 bis 17 Meilen) entfernt, pachtweise überlassen ist. Der Viehstand der Colonien belief sich 1842 auf 85,500 Pferde, 238,000 Rinder, 122,000 Schaafe und 92,000 Schweine. Den Colonisten ward bei ihrer Ansiedelung, außer der Befreiung vom Militärdienst, die Abgabenfreiheit auf 31 Jahre bewilligt. Nach Ablauf dieser Zeit wurden ihnen die gewöhnlichen Abgaben der Kronbauern auferlegt, nämlich 3 Papierrubel Kopfsteuer, 10 Papierrubel Obrok und $2^{1}/_{2}$ Papierrubel verschiedener Gemeindeabgaben für jede männliche Seele. Man hat aber diese Abgaben auf eine andere als die gewöhnliche Weise repartirt, und zwar nach dem Wunsch der Colonisten, auf das in ihrem Besitz befindliche Land gelegt. Im Jahre 1842 betrug die Totalsumme der Abgaben dieser Colonien etwa 800,000 Rubel Bankassignationen, gleichmäßig vertheilt auf die vorhandene Morgenzahl. Das Gouvernement bekümmert sich nun nicht darum, wie viel männliche Seelen in einer Colonie, sondern nur wie viel Deßjätinen Land dabei sind, und überläßt es jeder Colonie, ihren Antheil durch zweckmäßige Vertheilung auf ihre Glieder aufzubringen.

Die Familienverfassung ist deutsch. Der Vater wählt oder bestimmt in der Regel unter seinen Söhnen, und in deren Ermangelung unter den Töchtern, wer Nachfolger im Hofe sein soll. Von einem Vorrechte des Aeltesten oder Jüngsten weiß Niemand. Auch bestimmt der Vater Kindestheile und Ausstattungen. Sind die Eltern todt und die Kinder minderjährig, so wird die ganze Wirthschaft unter Leitung der von der Gemeinde dazu bestimmten Vormünder verkauft und das Gelöste unter die Kinder nach den

24 *

Bestimmungen des russischen Rechts — welches überhaupt bei jedem Streite oder einer möglichen Aufsicht dazu maßgebend ist — getheilt. Ein der Leibzucht ähnliches Institut, unter dem Namen Ausgedinge oder Altentheil, ist bekannt und gebräuchlich. Ist die nachbleibende Wittwe tüchtig, so darf sie die Wirthschaft selbst fortsetzen, auch wieder heirathen; doch gibt es keine eigentliche förmlich geordnete Interimswirthschaft und Einkindschaft. — Solche natürliche Verhältnisse bilden sich überall von selbst, aber entbehren der gesetzlichen und gerichtlichen Bestimmungen und Bürgschaften, und sind daher nur usuell.

Die Dorfverfassung ist nach deutschem Muster. An der Spitze der Gemeinde steht der jährlich neu zu wählende Schulz nebst 2 Aeltesten, 2 Beisitzern und einem Gemeindeschreiber, die zusammen das Gemeindegericht bilden. Vier bis sechs Colonien bilden einen Kreis unter einem Obervorsteher und 2 Kreisbeisitzern, die sämmtlich auf 3 Jahre gewählt werden.

Sämmtliche Colonien stehen unter dem s. g. Colonien-Comtoir in Saratow, welches aus 1 Direktor oder Oberrichter, 2 Beisitzern und 1 Sekretär besteht. Dieses leitet die ganze Administration, Polizei und Civilgerichtsbarkeit, sogar einen Theil der Criminaljurisdiction. In Sachen der Colonisten unter einander ist das Comtoir allein competent. In Criminalsachen hat es die Instruction allein, und spricht das Urtheil mit dem Kreisgerichte zusammen collegialisch. Civilsachen der Colonisten mit Personen anderer Jurisdictionen werden von beiden betreffenden Behörden collegialisch geleitet und entschieden. Alle Appellationen gehen an das erste Departement der Reichsdomainen.

Früher standen die Colonien unter dem Ministerium des Innern. Seit Errichtung des Ministeriums der Reichsdomainen sind sie unter dieses gestellt.

Die deutschen Colonisten bewahren auf echt deutsche Weise eine tiefe Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus. Sie wußten mit großer und rührender Liebe von dem Besuche des Großfürsten Thronfolgers zu erzählen, der einige Jahre zuvor hier gewesen war, freundlich mit ihnen gesprochen und sich nach ihren Umständen und Verhältnissen sorgfältig erkundigt hatte.

Auf dem Wege von Kasan hierher stattete ich in Krasnaja-Sloboda, auf der Grenze der Gouvernements Kasan und Simbirsk, dem General a. D. Herrn von Pirch, Besitzer dieses Gutes, einen Besuch ab, von dem ich hier, als Seitenstück zu der vorstehenden Beschreibung russisch-deutscher Colonien, erzählen will.

Hr. von Pirch, ein geborener Deutscher, aber früh in russische Dienste gekommen, hatte eine Russin geheirathet, und war durch sie ein vermögender Gutsbesitzer geworden. Er war nunmehr ein eifriger russischer Patriot, hatte sich ganz in den russischen Volkscharakter hineingelebt, und lebte namentlich mit seinen Bauern auf einem eigenthümlich guten Fuße. Er war ein Mann von Geist und von sprudelnder Beredtsamkeit. Seine Erfahrungen waren mir wichtig, und seine rhapsodischen Bemerkungen über Volkscharakter, Lebensweise und dortige Landwirthschaft schienen mir häufig schlagend.

Solcher Bemerkungen will ich hier einige, ebenso auch ein Paar Anekdoten aus einem Leben folgen lassen; sie zeichnen charakteristischer, als ausführliche Beschreibungen.

»Die Befehle, die der Herr selbst ertheilt, müssen unabänderlich sein, nie darf ein Jota davon abgehen; man hüte sich daher, zu viel selbst zu befehlen und anzuordnen.«

»Wenn einer meiner Bauern mich um eine Unterstützung angeht, so helfe ich ihm augen-

blicklich, und dann erst untersuche ich scharf und gründlich, ob die Unterstützung wirklich nöthig war oder nicht. War sie es nicht, so bestrafe ich streng. Seitdem die Bauern dies wissen, werde ich nie ohne wirkliches und unabweisliches Bedürfniß angegangen.«

Als Hr. von Pirch vor vielen Jahren das Gut übernahm und antrat, ließ er alle seine (russischen) Bauern zusammenkommen und hielt ihnen folgende Rede:

»Ihr Leute, hört aufmerksam zu, was ich euch sage, prägt es euch gut ein und vergesset es nicht, denn ich sage es euch nicht zum zweiten Male! Ich bin in diesem Augenblicke genau 38 Jahre 7 Monate 9 Tage 11 Stunden alt. Wer nun von euch allen auch nur eine Stunde älter ist, dessen vernünftige Rede und Vorstellung will ich stets anhören; aber wer von euch nur eine Minute jünger ist und sich untersteht, das Maul aufzuthun, mir in die Rede zu fallen, oder gar sich mir in irgend einer Sache zu widersetzen, dessen Spur soll in vierundzwanzig Stunden in meinem Dorfe nicht mehr gefunden werden! Ich bin euer Herr, und mein Herr ist der Kaiser. Der Kaiser kann mir befehlen, und ich muß ihm gehorchen; aber er befiehlt nicht euch! Auf meinem Gute bin ich der Kaiser, und dem Gott oben bin ich für euch verantwortlich. Aber beugt euch nicht vor mir, sondern sehet mir in die Augen, denn ich bin ein Mensch wie ihr. — Ein Pferd muß erst zehnmal mit der eisernen Striegel gekämmt werden, ehe man mit der weichen Bürste putzen kann. Ich werde euch tüchtig striegeln müssen, und wer weiß, ob ich je zur Bürste kommen werde! Gott reinigt die Luft mit Donner und Blitz; in meinem Dorfe werde ich reinigen mit Donner und Feuer, sobald ich es nöthig glaube.«

Die hier ausgesprochenen Grundsätze hatte er bald Gelegenheit praktisch auszuführen. Er hatte einen Weg nach dem Gute seines Schwiegervaters projektirt, der die Entfernung von 32 Werst bis auf die Hälfte verkürzt haben würde, jedoch mußte der Weg zum Theil durch ein sehr morastiges Terrain geführt werden. Die Arbeiten begannen, die Leute stellten ihm die vollständige Unmöglichkeit vor, dem Boden irgend Haltbarkeit zu geben. Er ritt selbst hin, sank aber, als er vordringen wollte, mit dem Pferde bis an den Leib ein, so daß man Mühe hatte, es zu retten. Ein alter weißbärtiger Bauer hatte bei dieser Gelegenheit gelacht und einige spitze Redensarten fallen lassen. Da wendet sich Hr. von Pirch zu ihm und sagt: »Du weißt, daß ich Jeden, der älter ist als ich, anhöre und achte; ich verzeihe dir deine dreisten Worte, aber ich gebe dir mein Wort als dein Herr, daß ich heute über drei Jahre mit sechs Pferden über diese Stelle jagen will, und wenn ich das nicht halte, so Gott mir das Leben schenkt, so sollst Du mir hier ins Gesicht speien.« — Es vergingen ein — zwei Jahre, dann kam ein ungemein strenger Winter. Es gelang nun Hrn. von Pirch, den Morast mit Beilen und Hacken auszuhauen, tiefe Gräben zu ziehen, Sand zu einem Damm aufzuführen und überhaupt alles das bewerkstelligen zu lassen, was zur Erreichung seines Zweckes erforderlich war. Mit einem Worte, der Weg kam ganz nach seinem ursprünglichen Plane zu Stande. Als nun der dritte Jahrestag gekommen war, gab er an der nämlichen Stelle, wo er vor drei Jahren mit dem Pferde eingesunken war, seinen Bauern ein Fest, wobei sie Essen und Trinken vollauf erhielten. Mitten in ihrem vollen Jubel kam er plötzlich in einem sechsspännigen Wagen angefahren, ließ an der ominösen Stelle halten und richtete dann von seiner Kalesche aus an die Bauern eine fulminante Rede, die ich leider nicht behalten habe, da er bei der Wiedererzählung abermals ins volle Feuer gerieth und die Worte wahrhaft

rollten und polterten. Nur so viel erinnere ich mich, daß sie das sonderbarste Gemisch von Bibelsprüchen, kerngesunden Volkssprichwörtern, aber auch Flüchen und Schimpfreden war, das man nur hören konnte.

Von nun an aber war auch sein Ansehen unter seinen Leuten, wie in der ganzen Gegend, für immer befestigt. Sein Wille gilt seitdem für ein eisernes Gesetz. Aber wir hörten nun auch außerdem nur Gutes von ihm, er sorgte auf das väterlichste für alle seine Leute und war gefürchtet, aber auch sehr von ihnen geliebt. In den letzten großen Hungerjahren, wo der Preis des Getreides ungeheuer gestiegen war, hatte er nichts verkauft, sondern seine Bauern damit unterstützt und sie ernährt, damit sie nicht genöthigt sein möchten, ihr Vieh und Inventarium zu verkaufen und sich so völlig zu ruiniren. Da kam auf einmal eine Deputation seiner Bauern zu ihm — er war eben in dem Winter in Kasan — und erklärte ihm: »es sei kränkend für die Ehre ihres Gutes, daß ein solches mächtiges Gut gar kein Korn zum Verkauf auf den Markt sende, auch laufe es denn doch gegen ihr Gewissen, sich allein von ihrem Herrn füttern zu lassen mit dem Getreide, welches ihm gegenwärtig einen so bedeutenden Gewinn abwerfen könne. Der Winter sei bald zu Ende, das nächste Jahr werde wohl wieder eine reiche Ernte bringen; es schade nichts, wenn sie auch jetzt ein wenig hungern müßten, er möge nur darauf losverkaufen.«

Er führte uns in seiner ganzen Wirthschaft umher. Das Gut, worauf er wohnte, bestand aus einem ganz modernen zweistöckigen Herrnhause, ziemlich elegant eingerichtet und davor ein hübscher, gutgehaltener Hof, der von einem Gitter von geschmiedetem Eisen umgeben war. Hinter dem Hause befand sich ein ansehnlicher, parkartig angelegter Garten.

Vor dem Hofe lag ein großes, militärisch gleichmäßig und regelmäßig gebautes Dorf. Eine gerade und sehr breite Straße theilt es in zwei Haupttheile, jeder Theil ist wieder von geraden Nebenstraßen durchschnitten. Je fünf Höfe sind in einem Viereck zusammengestellt, und die Bewohner derselben bilden eine sich auf die Frohnbearbeiten beziehende Arbeiterabtheilung. Hr. von Pirch, das mächtige Verwandtschaftsgefühl der Russen im Auge haltend, hat Bücher über alle Verwandtschafts-Verhältnisse seiner Bauern angelegt und geführt; er sorgt dafür, daß möglichst die näheren Verwandten in einer und derselben Arbeiter-Abtheilung zusammenleben und wohnen. Die gegenseitige Hülfe in Gefahr und Noth, aber auch die Aushülfe bei den herrschaftlichen Arbeiten wird dadurch erhalten und erleichtert.

Herr von Pirch hat diese Regelmäßigkeit mit großer Mühe und vielen Kosten in den ersten zwölf Jahren seines Hierseins durch völligen Umbau des alten Dorfes durchgesetzt. Die Häuser sind gut gebaut und eingerichtet. Fast auf jedem Hofe ist ein eigener Brunnen. Die Leute sehen wohlhabend aus.

Es waren 458 männliche Seelen im Dorfe. Etwas über drei Viertel der Feldmark ist den Bauern zu ihrem Unterhalte überwiesen. Herr von Pirch hat hier nicht der Gemeinde, wie es sonst gebräuchlich ist, die Vertheilung überlassen, sondern jedem Gehöfte unveränderlich 2 Dessjätinen oder etwas über 8 Morgen Landes in jedem Felde überwiesen. Es bleibt dann noch ein Residuum von 180 Dessjätinen in jedem Felde übrig. Aus diesem wird jedem Alten, der drei arbeitsfähige Söhne gestellt hat und in diesem Fall

von aller eigentlichen Arbeitspflicht befreit ist, $^{3}/_{4}$ Dessj. und jedem arbeitsfähigen, aber noch unverheiratheten Burschen $^{1}/_{4}$ Dessj. in jedem Felde zur Benutzung überwiesen. Was dann noch übrig bleibt, ist zur Ausstattung der allmälig sich neu bildenden Familien bestimmt. Herr von Pirch befördert dies nicht direkt, er duldet keine Heirath des Burschen vor dem zwanzigsten, des Mädchens vor dem achtzehnten Jahre.

Bei unserer Abreise von dem Gute ließ Hr. von Pirch, statt durch seine Bauern uns fahren zu lassen, wozu sie verpflichtet gewesen wären, uns durch seine eigenen Pferde befördern, um die der Bauern zu schonen.

Einiges über die geographischen, topographischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Sibirien.

Als der im vorigen Aufsatze erwähnte Freiherr von Harthausen auf seiner Reise in Rußland nach Woronesch (liegt südsüdöstlich und 64 M. von Moskau) kam, besuchte er den damaligen dortigen Gouverneur, Herrn von Hoven, und fand an ihm einen energischen, thatkräftigen und sehr braven Mann, der früher lange in Sibirien gewesen war.

Dieser behauptete, das südliche Sibirien sei eins der schönsten, fruchtbarsten und gesundesten Länder der Erde, aber auch die dort wohnende russische Bevölkerung, obwohl von Verbrechern und Verwiesenen herstammend, zeichne sich durch Bravheit, Sittenreinheit und Wohlthätigkeit vor allen ihren Landsleuten in Rußland aus. Er erzählte dann: »So entfernt von allem Verkehr ist ein Fremder, der dort durch ein Dorf kommt, ein wichtiges Ereigniß für das ganze Leben der Bewohner. Alt und Jung versammelt sich mit kindischer Neugier um ihn, aber auch zugleich mit kindlicher, uneigennütziger Gastfreundschaft. Man zankt sich darum, wer die Freude haben soll, ihn aufzunehmen. Die Leute wohnen in vortrefflichen Häusern, sie sind reich an Inventar, Vieh und allen Produkten, die der Boden gewährt. Reich sind noch keineswegs diejenigen Bauern zu nennen, welche 100 Pferde, 100 Kühe, 1000 Schaafe besitzen! Aber Geld haben sie nicht, sondern alles, was man bei uns für Geld kauft, bereitet und verfertigt sich dort der Bauer selbst, oder tauscht es von seinem Nachbar ein. Auf der sibirischen Grenze nach China hin soll es, nach Aussage einzelner sibirischer Abentheurer, die bis dahin vorgedrungen sind, einen an Gold und Silber ganz außerordentlich reichen Gebirgsstrich geben. Da jedoch die Grenze hier etwas zweifelhaft ist, so hat das russische Gouvernement bisher amtlich nicht näher Notiz davon genommen, um den Chinesen keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Uebrigens sollen vor einiger Zeit kleine Kosakenhaufen jenen Gebirgsstrich besucht und große Schätze an Gold von dort mit zurückgebracht haben.«

Vielleicht daß diese kurzen, aber interessanten Bemerkungen Hrn. von Harthausen veranlaßten, genauere Erkundigungen über Sibirien einzuziehen. Dem sei wie ihm wolle, genug, er gibt in einem spätern Capitel seines Werkes mannigfaltige dieses Land betreffende Data, welche wir, so weit sie für das Portfolio geeignet erscheinen, hier mittheilen wollen.

Der Verfasser leitet seine Notizen mit folgenden beachtenswerthen Worten ein:

»Sibirien ist eins der Länder (man möchte beinahe sagen, einer der Welttheile), welches einer ungeheuren und ganz unberechenbaren Entwickelung entgegengeht. Wenn man dies von den Vereinigten Staaten Nordamerika's behauptet und ausspricht, so glaubt und weiß das ein Jeder; es ist eine ausgemachte und unbezweifelte Sache. Von Sibirien wissen es aber Wenige. Jeder hat eine Art Grauen, wenn er den Namen Sibirien ausspricht. Und doch ist dieses Land für die Betrachtung der großen socialen Weltverhältnisse wohl eben so wichtig wie Nordamerika.«

»Für die Zukunft Europa's wird nichts einflußreicher sein, als die Verhältnisse zu den großen Reichen und Ländern des innern Asiens in der Linie von Kleinasien bis China. Von zwei Seiten aber versucht nun gegenwärtig Europa einen Schlüssel zu dessen Erschließung.«

»Den einen besitzen die Engländer in Indien, und sie sind bereits seit langer Zeit in großer Thätigkeit, zu Lande nach der Bucharei (oder Freien Tatarei) und Tibet vorzubringen, während sie mit dem rechten Arm China, mit dem linken Persien durch ihre Flotten sich zu erschließen suchen.«

»Den andern Schlüssel hat Rußland in Händen, es ist Sibirien! Bis jetzt ist von hier aus nur ein leiser Anfang zur Erschließung des innern Asiens geschehen. Rußland ist noch zu sehr beschäftigt mit seinen Verhältnissen zu Westeuropa und mit seiner innern Consolidirung, um auf das Innere Asiens eine große Einwirkung zu suchen; doch haben seine industriellen und commerciellen neuern Entwickelungen es in der letzten Zeit mehr und mehr nach diesen Richtungen hingewiesen, und es fängt an, vom Kaukasus her in Persien, und von Sibirien her in Turkestan und China sich mit England auf den Märkten zu begegnen.«

»Dennoch würde Rußland, wie gesagt, nach andern Richtungen hin zu sehr beschäftigt und in Anspruch genommen, noch wohl lange Zeit hingehen lassen, ehe es eine Hauptrichtung nach Asien aufnehmen und zu Sibiriens Entwickelung im Großen die erforderlichen Schritte mit allem Nachdruck thun möchte, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, dessen Wirkungen, wenn nicht alles trügt, Sibirien nothwendig binnen zehn bis zwanzig Jahren zu einem Hauptpunkte der Betrachtung machen müssen. Dies ist der neu entdeckte unermeßliche Goldreichthum Sibiriens.«

(Wir haben bereits im 1. Hefte des Portfolio, S. 52—54, nach Leon Faucher einige Notizen über die Goldlager Sibiriens gegeben. Sie stimmen in manchen Stücken mit den Angaben des Hrn. von Harthausen überein, weichen aber auch hin und wieder davon ab; und so wollen wir der Ergänzung und Vollständigkeit wegen, auch die letzteren mit den beigefügten Bemerkungen dem wesentlichen Inhalte nach hier wiedergeben.)

»Schon die Urbewohner, die alten Tschuden, hatten in Sibirien Bergbau getrieben. Man findet ihre alten Gruben und Halden überall. Dann blieb alles liegen, bis die Russen Sibirien eroberten, wo dann vorzüglich Peter I. die Sache wieder aufnahm. Daß Gold in Sibirien vorkomme, war Anfangs mehr eine Sage. Erst 1745 wurden bei Basowsk in der Nähe von Jekaterinenburg wichtige goldführende Quarzgänge entdeckt. Aber alles Gold, welches der Ural und Sibirien aus den Bergwerken lieferten, betrug jährlich nur wenig über 16 Pud oder etwa 460 Pfund; und dies will ganz und gar

nichts sagen gegen das, was in neueren Zeiten durch Goldwäschen aufgefunden ist. So lieferten im J. 1830 die Goldwäschereien am Ural eine Ausbeute von 352 Pud.«

»Neben dieser uralschen Goldgewinnung fanden aber nunmehr Privatleute, die sich in großer Anzahl über ganz Sibirien verbreiteten, fast an den meisten östlichen Abhängen sämmtlicher Gebirge, bis in Kamtschatka hinein, solche Goldlager, und legten Goldwäschen an. Das Gouvernement folgte, aber nur in geringem Maße. Im J. 1843 fand man in einer Thalschlucht Kamtschatka's die Leichname zweier erschlagener Männer. Die neben ihnen liegenden Arbeitswerkzeuge waren von Blut gefärbt, und alles zeigte an, daß sie sich gegenseitig niedergeschlagen hatten. Zwischen ihnen aber lag auf einem aufgewühlten Haufen ein 8 Pfund schwerer Goldklumpen! In diesem nämlichen Jahre waren nach amtlichen Angaben gewonnen: am Ural 339 Pud (davon 140 in Kronwerken und 199 in Privatwäschen, und in Sibirien 1003 Pud (davon 78 in Kronwerken und 925 in Privatwäschen), also im Ganzen 1342 Pud Gold. Das Gold, welches von 1814 bis 1842 im Ural und in Sibirien gewonnen worden, hatte, ebenfalls nach amtlichen Angaben, einen Werth, der dem von mehr als 25 Millionen Friedrichsd'or gleichkommt. Die Goldausbeute im J. 1846 betrug nach einer Notiz in der Augsb. Allg. Ztg. 1722 Pud.«

»Allein die wirklich gewonnene Quantität ist bei weitem größer. Von dem, von Privaten gefundenen Golde ist nur der geringere Theil der Behörde angegeben, die ja in dem weitläuftigen Sibirien sie nicht zu controliren vermag. Viele Abentheurer ziehen in den öden Gegenden dieses unwirthlichen Landes umher, und suchen nnd finden viel Gold, ohne daß die Behörde die geringste Kunde davon erhält. Nach einer mir mitgetheilten Notiz möchten im J. 1842 gegen 2000 Pud Gold am Ural und in Sibirien gefunden sein, — also ein Werth von mehr als 30 Millionen Thaler preuß.«

»Das russische Gouvernement läßt jene abentheuerlichen Goldsucher vorläufig gewähren. Es hat nicht hinreichend ausgebildete Beamte, Bergleute und Arbeiter dazu, um die Sache im Großen und vollständig selbst in die Hände nehmen zu können. Auch die größte disponible Zahl Beamten vom Fach würde die unzähligen goldhaltigen Flußbette und Gebirgsschluchten nicht so schnell zu finden und auszuspüren vermögen, als die goldgierigen Abentheurer, welche obendrein dem Gouvernement wenigstens den Vortheil gewähren, durch das Auffinden der goldhaltigen Stellen es sie ebenfalls kennen zu lehren. Durch die aufgelegte Abgabe erhält das Gouvernement eine, ohne große Mühe und Abzüge gewonnene reine Einnahme, und durch das aufgefundene Gold, selbst der Privaten, wird die Masse des vorhandenen edlen Metalles vermehrt, also der Nationalreichthum erhöht. Wenn so eben der Ausdruck Abentheurer gebraucht ist, so darf man ihn deßhalb nicht im schlimmen Sinn nehmen, sondern es sind darunter Leute zu verstehen, die vor dem gewöhnlichen Schlag Menschen durch kühnen, allen Gefahren trotzenden Unternehmungsgeist sich auszeichnen und auf außerordentlichen Wegen großentheils auch ein außerordentliches Glück gemacht haben. So ist einer derselben, ein Herr Astacheff, auf diese Weise unermeßlich reich geworden, und hat z. B. in dem Jahre 1843 allein 111 Pud Gold brutto, im Werthe von 1,701,630 Thlrn., gewonnen. In dem nämlichen Jahre gewann ein anderer, ein Herr Rjasanoff, 106 Pud, im Bruttowerth von 1,624,980 Thlrn.,

und ein dritter Namens Galubkoff 90 Pud Gold, im Werthe von 1,379,700 Thlrn. Wie Viele aber gibt es in der Welt, die sich einer Jahreseinnahme von mehr als $1\frac{1}{3}$, mehr als $1\frac{1}{2}$ oder von beinahe $1\frac{3}{4}$ Millionen Thaler rühmen können? Das ist denn also doch wohl etwas, was die Abentheuerlust wecken kann!«

»Aber dennoch wird das Gouvernement nicht viele Jahre mehr anstehen dürfen, die Leitung dieser unermeßlich wichtigen Angelegenheit selbstständig und im Großen in die Hand zu nehmen.«

Indem nun der Verfasser zu der speziellen Beschreibung Sibiriens übergeht, bemerkt er, er habe, da er nicht selbst in Sibirien gewesen sei, vorzugsweise folgende Hülfsmittel benutzt: der ugrische Volksstamm, von Ferd. Heinr. Müller. Berlin 1837 (eine gediegene Schrift); Sibirien, von Charles Herb. Cottrell, übersetzt von Lindau. Dresden 1846; Statistische Materialien für das Ministerium des Innern. Petersburg 1839, besonders die beiden sehr instruktiven Aufsätze: Statistische Uebersicht vom westlichen Sibirien von Kusminski 1837, und Beschreibung des Kreises Jschim im Gouvernement Tobolsk von Tschernjakowski. — Das Uebrige habe der Verfasser aus mündlichen Erkundigungen erfahren.

Sibirien liegt mit einem, den Flächeninhalt Frankreichs mehr als zwanzigmal übertreffenden Areal *) zwischen dem 45. und 78. Grade nördlicher Breite, und zwischen dem 60. und 190. Grade östlicher Länge von Paris. Während seine nördlichsten Theile demnach nördlicher als irgend ein Theil Europa's liegen, haben die südlichsten etwa dieselben Breitengrade wie Bordeaux und Venedig. Ein sehr großer Theil liegt demnach in der gemäßigten Zone. Allein es waltet bekanntlich ein bedeutender Unterschied ob zwischen dem mathematischen und dem physischen; und letzteres ist in Sibirien der Art, daß je weiter nach Osten, das Klima um so rauher ist und um so stärker die Gegensätze von Hitze und Kälte hervortreten, ohne Rücksicht auf die Breitengrade. So ist denn selbst im südlichsten Sibirien eine Kälte von 30—36° R. nicht selten, wiewohl durch ganz Sibirien die Hitze im Sommer oft auf 40—45° R. steigt.

Die ganze sibirische Nordküste längs dem Eismeere, über 1000 Meilen lang und 30—100 Meilen breit, ist, soviel man sie kennt, ein Morast mit Moos und Flechten überzogen, über welche Thiere und Menschen im Sommer nicht gehen könnten, wenn nicht die Erde mehrere hundert Fuß tief ewig gefroren bliebe, und im Sommer meist kaum einen Fuß tief aufthauete. Solche Gegenden haben den Namen Tundra, ein finnisches Wort, wie man sagt, aber von den Russen adoptirt. Es gibt aber auch einzelne trockene Tundras, und die sind stets mit Flechten überzogen, während die nassen mit Moos überzogen sind. Der trockene Flechtenboden soll sich im Sommer so sehr erhitzen, daß man fast die Füße darauf verbrennt.

Dann kommt ein breiter Gürtel, der nur mit Strauchwerk und zwergartigen Bäumen überzogen ist. Hierauf folgen unermeßliche Wälder. Diese sind schon überall längs

---

*) Hr. von Harthausen spricht von mehr als 211.800 Q. M.; nach den Berechnungen des Hrn. von Koppen und anderer russ. Statistiker würden jedoch (freilich mit Inbegriff der Kirgisensteppe) 282.083 Q. M. als Flächeninhalt Sibiriens herauskommen.

den Flüssen von Ansiedelungen mit Getreidebau durchzogen. Endlich kommen unermeßliche Flächen theils Steppenboden, theils herrlicher Humusboden, der sich am Fuße des ungeheuren Altaigebirges gelagert hat.

Dieser lange, vom Ural bis nach Kamtschatka hin sich ausdehnende Erdgürtel, durchgängig in der gemäßigten Zone liegend, größtentheils sehr fruchtbar und zwischen 40- und 50,000 Q. M. groß, eignet sich ganz dazu, ein gut gebautes und bevölkertes Land zu werden. Es ist auch schon wirklich überall von Russen, wenn auch freilich bis jetzt noch spärlich, bevölkert.

Westsibirien ist, so weit man es kennt, eine ungeheure wellige Fläche von mehr als 57,000 Q. M., zwischen dem Ural und Jenisei, sowie zwischen dem Eismeere und Altai. Nur im höchsten Norden soll es einige Gebirgszüge haben, von denen man aber wenig weiß.

Ostsibirien hat im Norden wirklich mehrere und zwar von Norden nach Süden streichende Gebirgszüge, aber auch sie sind kaum gekannt.

Sibirien ist das flußreichste Land, das es gibt; Müller nennt es in seinem oben erwähnten Werke die kolossalste Stromgruppe der Erde. Vier ungeheure Ströme, fast auf demselben Punkte, auf der mittlern Gruppe des altaischen Gebirgssystems entspringend, gehen dann in ihrem mittleren Laufe 500—600 Meilen weit divergirend auseinander, um sich in ihrem Mündungslaube an den Küsten des Eismeeres wieder auf höchstens 300 Meilen zu nähern. Indem sie sich von ihren Quellen zu der großen polarischen Niederung Asiens herabwälzen, nehmen sie noch eine solche Masse zum Theil großer Flüsse in sich auf, daß z. B. der Irtisch-Obistrom bei einer Länge von 460 Meilen ein Stromgebiet von 64,000 Q. M. hat.

Diese ungeheuren Ströme sind in ihrem untern Laufe durch die Gestadelandschaften des Polarmeeres über sechs Monate des Jahrs mit Eis belegt. Da schwellen dann ihre obern Gewässer zur Frühlingszeit sehr an, weil sie nicht so schnell einen Abfluß zum Polarmeere finden; mit Gewalt reißen sie die umliegenden Ufer ein und wälzen ungeheure Erdmassen von den Höhen nach den Tiefen hinunter. Mit diesen eingerissenen und fortgeschwemmten Massen überschütten sie die Sumpfniederungen und Felsplatten des Tieflandes, und transportiren also stets das Culturland von Süden gegen Norden, wodurch die nördlichen Gegenden allmälig fähiger zur Ansiedlung der Menschen werden. Das wichtigste dieser Stromsysteme, das des Irtisch-Obi, steht in Beziehung zu zwei ganz verschiedenartigen Gebirgssystemen, zu dem des Altai, aus welchem es herkommt, und des Ural, dessen Ostseite es mit seinen westlichen Zuflüssen von Süden nach Norden begleitet. Dadurch verknüpfen der Irtisch und Obi eine dreifache Welt, zunächst den asiatischen Osten mit dem asiatischen Norden, und beide wieder mit dem europäischen Abendlande, jenseits des Ural. Das Land dieses Stromsystems ist von Uralters her die Station gewesen, von wo die Völker Asiens sich nach Europa hin ergossen haben. Die Ebenen zwischen dem Altai und dem Ural bildeten das große Völkerthor, durch welches zuerst die scythischen Stämme, von denen Herodot spricht, hereingedrungen sein müssen, um sich im jetzigen Südrußland bis zur Donau niederzulassen. Später brachen durch dasselbe die Hunnen, den ugrischen Stamm der Magyaren mit fortreißend und in Ungarn absetzend, hervor. Dann kam der turktatarische Stamm diesen Weg, und zuletzt drangen

auch die Mongolen und Tataren durch diese Völkerpforte, um Europa zu überschwemmen.

Vorzüglich in diesen Landstrichen, wiewohl auch überhaupt auf dem ganzen südsibirischen Erdgürtel finden sich die Spuren früherer starker Bevölkerung; unzählige Grabhügel, Ruinen und Ueberreste alter Städte und Befestigungen überdecken das Land. Die bei weiten größere Zahl derselben gehört Urvölkern an, von denen die Geschichte schweigt. Allen jetzt dort lebenden Geschlechtern sind sie unverständlich, weil sie nicht von ihren Vorfahren herrühren. Jene Völker müssen eine gewisse Cultur gehabt haben, denn durch ganz Sibirien findet man da, wo man neuerdings Bergbau begonnen hat, auch Spuren eines lange untergegangenen kunstgerechten Bergbaues. Alte Gruben, Schachte und Stollen, große Halden von Schlacken und Wascherzen liegen als Zeugen dieser Arbeitsthätigkeit vor Augen. Die jetzigen Bewohner Sibiriens bezeichnen die Urbevölkerung des Landes mit dem Gesammtnamen Tschudi, Tschudski, Tschudaki, allein welche Volksstämme hierunter verstanden werden, ist nicht zu ermitteln.

Im Altaigebirge finden sich noch finnische und samojedische Stämme. Vielleicht waren finnische Stämme das hiesige Culturvolk (die Russen nannten ja von jeher die finnischen Stämme Tschuden), welches dann wohl von einem der sich herabwälzenden großen Völkerzüge der Hunnen, oder Turktataren, oder Mongolen verschlungen, oder theils in das Altaigebirge, theils nach dem Norden hin verdrängt wurde. An den nördlichen Flüssen Westsibiriens wohnt noch jetzt das Fischervolk der Ostjäken, ein finnischer, d. i. tschudischer Stamm. Ein Theil der Flußnamen ist tatarisch, z. B. Irtisch, Tobol, ein anderer Theil aber wird für syrjanisch, d. i. finnisch, anerkannt.

Als die Russen gegen Ende des 16. Jahrhunderts Sibirien eroberten, fanden sie hier folgende Völkerschaften vor: 1) Im Norden Westsibiriens saßen samojedische und finnische Stämme (Wogulen und Ostjäken). 2) Oestlich neben diesen saßen Völker von bis jetzt noch nicht erforschter Abkunft und Verwandtschaft; manche derselben, wie die ansässigen Tschuktschen, gehören zu der nordamerikanischen Rasse, namentlich zu der der Eskimos. Fast alle diese wenig zahlreichen Völker sind umherirrende Jäger und Fischer, die in den unermeßlichen öden Wildnissen sich verlieren. Sie erkennen die russische Herrschaft dadurch an, daß sie einen Tribut in Fellen und Pelzen (Jassak) entrichten. Sie sind der schamanischen oder magischen Form der Naturreligion ergeben. 3) Im südlichen Ostsibirien wohnen meist nur nomadisirende mongolische Stämme, wie die Tungusen und Buriäten, dann weiter westlich, und im südlichsten Westsibirien mit Tataren gemischt, die Kirgisen, Kalmücken u. s. w., größtentheils der Lamareligion anhangend; endlich 4) in Westsibirien größtentheils ansässige turktatarische Stämme, Tataren und Bucharen, sämmtlich Mahomedaner. Von allen diesen Völkern hatten nur die tatarischen eine staatliche Organisation. Sie bildeten Chanate und standen unter erblichen Fürsten.

Vor dem 16. Jahrh. kannte man in Rußland von Sibirien wenig. Nur die Nowgoroder hatten schon früh Handelswege durch Sibirien gefunden; auch kauften sie den westsibirischen Jägervölkern ihre Pelzwaaren ab.

Als der Czar Iwan Wasiljewitsch gegen Ende des 16. Jahrh. die Kosacken ihrer Räubereien wegen züchtigte, entfloh ein Kosackenhäuptling, Jermak Timofé, mit einem ansehnlichen Haufen zu seinem Verwandten, dem reichen Stroganow im Ural. Dieser

beredete ihn zu einem Kriegszuge nach Sibirien und zwar gegen das dort mächtigste Tartarenchanat, dessen Beherrscher Kaschum, angeblich ein Nachkömmling Dschingis-chans, in der 20 Werst oder 3 Meilen westlich vom jetzigen Tobolsk gelegenen Stadt Jsker oder Sibir residirte. Jermak schlug und vertrieb ihn, und unterwarf das Land dann dem Czar Jvan Wasiljewitsch, zwischen 1580 und 1584. Zwar kam Jermak um, und der größte Theil seiner Kosacken wurde erschlagen, aber der Czar schickte neue Truppen, und allmälig consolidirte sich die Eroberung und breitete sich über immer weitere Landstriche aus. Das Wappen des Königreichs Sibiren ward damals in das russische Reichswappen aufgenommen, und das Land bildete von nun an eins der vier Nebenländer Rußlands.

Von jener Zeit an ward Sibiren allmälig von Russen und zwar bis nach Kamtschatka hin bevölkert und colonisirt; und diese colonisirende Eroberung hat sich jetzt völlig consolidirt. In allen vorläufig bewohnbaren Landstrichen des ungeheueren Landes findet man russische Ansiedler, wenn auch freilich zur Zeit nur noch ganz oasenartig, aber doch von diesen Oasen aus immer mehr sich ausbreitend.

Die ersten Ansiedler waren die erobernden Kosacken. Ihre Nachkommen haben sich durch Fortpflanzung und Zuzüge sehr vermehrt. Sie sind überall zerstreut, bilden aber vorzugsweise die Grenzmacht gegen räuberische Angriffe. Sie leisten vortreffliche, aber auch beschwerliche Dienste, haben dagegen große Privilegien, und bilden eine Art niedern Kriegsadel.

Dann haben sich allmälig viele Kronbauern übergesiedelt, vorzüglich viele Starowerzen und Roskolniki, die sich in der Heimath beengt oder gedrückt fühlten. Die Petersburger Nachrichten von 1844 führen an, daß in einer südlichen Gegend des Gouvernements Tomsk eine alte russische Ansiedlung in unzugänglichen Bergen, unweit der chinesischen Grenze, existire. Die Leute seien Roskolniki von der Sekte der Selbstverbrenner (noch im vor. Jahrh. kamen Selbstverbrennungen aus religiöser Schwärmerei vor). Sie werden Kamentschtschiki genannt. Sie hatten Anfangs in der Ebene gewohnt und, weil sie keine Abgaben gezahlt, ihren wasserreichen Landstrich Bjelowodie oder Weißwasserland genannt. (In ganz Rußland ist der Ausdruck »auf w e i ß e m« gleichbedeutend mit »auf a b g a b e n f r e i e m Lande« wohnen.) Zur Zeit Peters I. sind sie hierher gezogen. Als sie nun 1764 gezählt wurden und Abgaben bezahlen sollten, zogen sie in die Gebirgsschluchten, und der Name Bjelowodie rückte fort bis an die chinesische Grenze. Auch dort aufgefunden, wollten sie nach China auswandern, allein die chinesischen Behörden schlugen ihre Aufnahme ab. Lange sträubten sie sich gegen die Unterwerfung unter russische Botmäßigkeit, fügten sich aber endlich doch im J. 1790. Ein Obrok ward ihnen nicht auferlegt, sondern nur ein Tribut an Fellen, der erst 1824 etwas erhöht ward. Sie leben in 23 Dörfern, fast jedes von 30 Häusern. Bei ihnen herrscht die Einfalt alter Sitten, große Gastfreiheit und viel Gemeinsinn. Sie haben eine ganz patriarchalische Selbstregierung, aber häufig strenges Gericht. So kam z. B. 1788 ein Fall vor, wo sie einen unverbesserlichen Taugenichts auf ein Brett banden und den Fluß hinabschwimmen ließen. Sie gehören zu einer pomorischen, wiedertäuferischen, bilderstürmenden Sekte und haben keine Priester. Sie versammeln sich zu Gebeten, aber ohne Gemeinsamkeit darin; jeder betet, was er auswendig kann. Daß zwischen 1719 und 1723 häufig Selbstver-

brennungen (s. oben) vorgekommen sind, hat man damals in Erfahrung gebracht; vielleicht geschieht es auch noch jetzt, aber man erfährt es nicht. — Andererseits trat noch 1803 der Fall ein, daß die ganze, aus 132 Familien bestehende Bevölkerung des Dorfes Petrowsk, im kaukasischen Gouvernement, um die Erlaubniß bat, sich auf eigene Kosten nach dem sibirischen Gouvernement Irkutsk übersiedeln zu dürfen. Sie kamen im folgenden Jahre glücklich an Ort und Stelle, und im J. 1805 folgten ihnen 400 Bauern aus Rußland dahin nach.

In den früheren Kriegen wurden häufig auch Kriegsgefangene nach Sibirien gebracht, wo sie sich, bei langer Dauer des Krieges, anzubauen anfingen, was ihnen von Seiten des Gouvernements sehr erleichtert wurde. Es gefiel ihnen dann mit der Zeit so sehr in ihrer neuen Heimath, daß sie nach der alten nicht wieder zurückkehrten.

Der wichtigste Theil der Colonisation in Sibirien aber ist die Ansiedlung der Verbrecher und Verwiesenen aus Rußland. Die Verbannung nach entfernten wüsten Orten begann in Rußland schon früh. Iwan Wasiljewitsch verbannte Hofleute, Bojaren, Priester rc. meist nach Wologda. Dann wurde Perm und Wiatka ein Hauptverbannungsort, ebenso auch die Ukraine. Der Erste, der nach Sibirien verbannt wurde, und zwar im J. 1688, war der ukrainische Knäs Samailow; es wurden ihm täglich 30 Kopeken zum Unterhalt gegeben. Diese Art der Verbannung geschah von den Czaren persönlich, und das geschieht auch noch zuweilen bei Hofleuten, Adel, Beamten. Verschieden hiervon aber ist, wenn Leute gerichtlich zur Verweisung nach Sibirien verurtheilt werden. Diese Maßregel wird wohl ihren Anfang genommen haben, als zwischen 1751 und 1753 die Kaiserin Elisabeth die Todesstrafe beinahe ganz abschaffte; wenigstens ist an deren Stelle die strengere Verbannung nach Sibirien getreten. Sonst aber glaube ich, daß sich die Sache mit der Ansiedelung von Verbrechern in Sibirien ganz von selbst gemacht hat, ohne vorausgefaßten Plan, und stets durch Verordnungen geregelt, wie sie das Bedürfniß eben hervorgerufen hat. Die neuesten dieser Verordnungen sind vom 15. Aug. 1845 und legen ein unzweideutiges Zeugniß ab von der Vorsorglichkeit und Milde, welche in Betreff der zur Verbannung Verurtheilten obwaltet. Ich habe in Moskau die Gefängnisse und die Lokalitäten der Sperlingsberge — von wo die nach Sibirien Verwiesenen abgesendet werden — besucht, und kann nur bestätigen, was Cottrell in dem oben genannten Buche über die Milde der Behandlung rc. aufführt. Die Kost der Verbrecher ist gut. Die Gefängnisse sind hoch, luftig und im Winter warm. Der tägliche Marsch auf dem Wege nach Sibirien beträgt nur zwei bis drei Meilen, ist also, wie man sieht, nicht anstrengend; die Stationen sind gut eingerichtet, wie ich aus eigener Anschauung weiß.

In Moskau versammeln sich die zur Verweisung nach Sibirien Verurtheilten aus 26 Gouvernements, und in jeder Woche geht zweimal ein Transport derselben nach seiner Bestimmung ab.

Es liegt mir eine amtliche Liste über die von 1823 bis 1832 nach Sibirien Verwiesenen vor, aus der ich folgende Notizen mittheile.

Die Zahl sämmtlicher Verwiesenen aus den 48 europäischen und den beiden kaukasischen Gouvernements während des genannten zehnjährigen Zeitraumes betrug 72,904 Männer und 10,795 Weiber, also im Ganzen 83,699, oder im Durchschnitt jährlich

etwa 8000. Da aber die Weiber das Recht haben, ihren Männern, und umgekehrt die Männer ihren Weibern zu folgen, ja selbst ihre Kinder unter gewissen Modifieationen mitzunehmen, so möchte die jährliche Durchschnittszahl der dorthin Wandernden zu 10,000 anzunehmen sein. Die Sterblichkeit auf dem Transporte ist natürlich trotz aller humanen Einrichtungen nicht unbedeutend, auch sterben Anfangs Viele, bevor sie an das dortige Klima und die dortige Lebensweise sich gewöhnt haben. Man wird also $^1/_5$ Verluste während der zwei Jahre des Marsches und der ersten dortigen Gewöhnung annehmen können. Der effektive jährliche Zuschuß der Bevölkerung für Sibirien beträgt sonach 8000 Individuen, unter denen vielleicht 6000 Männer und 2000 Weiber sein möchten.

Unter jenen 83,699 Verwiesenen befanden sich 42,995 Criminalverbrecher (37,736 Männer und 5259 Weiber), 35,310 aufgegriffene Vagabunden (30,705 Männer und 4605 Weiber), 3377 (nämlich 2798 Männer und 579 Weiber) wegen schlechter und ausschweifender Aufführung, 756 Individuen (716 Männer und 40 Weiber) auf Urtheil und Antrag der Dorfgerichte wegen schlechten Betragens verwiesen, und endlich 1261 Leibeigene (931 Männer und 330 Weiber), die auf Antrag des Gutsherrn nach Verfügung des Gouvernements wegen schlechten Betragens nach Sibirien verwiesen worden waren.

Die Verwiesenen werden nach Ueberschreitung der sibirischen Grenze, als hätten sie damit ihr früheres Leben hinter sich gelassen, fortan nicht mehr als Verbrecher angesehen und daher vom Volke sowohl wie in der amtlichen Sprache nur noch Nestschatni Ludi oder die unglücklichen Leute genannt, dessenungeachtet aber doch der auf ihre Verbrechen einmal gesetzten Strafe unterzogen, in welcher Beziehung zwei Kategorien zu unterscheiden sind.

Die, zur ersten Kategorie gehörenden und Katorschniki genannten schwersten Verbrecher, gewissermaßen moralisch todt geltend, werden in den Bergwerken von Nertschinsk auf unbestimmte Zeit verwendet. Ehemals soll hier ihr Loos sehr traurig gewesen und ihnen nach dem Hinabsteigen in die Bergwerke nie wieder das Tageslicht zu Gesicht gekommen sein; gegenwärtig aber brauchen sie nur 8 Stunden in den Gruben zu arbeiten und sind die übrige Zeit und den ganzen Sonntag und die Feiertage (deren es in Rußland sehr viele gibt) oben in eigenen Wohnungen. — Man darf diese Verbrecher, als Bergwerksarbeiter, natürlich nicht verwechseln mit den dortigen eigentlichen Bergleuten. Es sind nämlich aus den nahen Dörfern gewisse Colonistenbauern den Bergwerken als Arbeiter gegen Lohn zugeschrieben.

Die der zweiten Kategorie angehörenden Verwiesenen, welche weniger schwere Verbrechen begangen haben, werden nur auf eine Zeit lang zu öffentlichen Arbeiten verwendet, namentlich bei den Salzsiedereien, den Kalkbrennereien &c. Sie erhalten (wenigstens 1804 geschah dies noch) jährlich 36 Silberrubel zum Unterhalt. Da nun aber bei der außerordentlichen Wohlfeilheit der Lebensmittel sie kaum die Hälfte hiervon verbrauchen, so wird der Ueberrest für sie aufgesammelt; und wenn sie dann 4 bis 6 Jahre gearbeitet und sich gut gehalten haben, werden sie angesiedelt, wobei sie Land und Bauholz umsonst erhalten, ihre Häuser aber selbst aufbauen

müssen. Das gesammelte kleine Kapital wird dann verwendet, um Hausrath und Inventar anzuschaffen, doch erhalten sie auch etwas Beihülfe: Saatkorn, Proviant des ersten Jahrs &c.

Alle übrigen Verwiesenen, die sonach in einiger Beziehung eine dritte Kategorie bilden, werden sofort angesiedelt; zu welchem Ende sie theils in den vorhandenen Dörfern untergebracht, theils eigene Dörfer für sie angelegt werden. Jeder erhält ein eigenes Haus, Land, Wiesen und Holz im russischen Gemeindetheil, 1 Pferd, 1 Kuh, 2 Schaafe, 1 Pflug, Egge, Wagen, Sichel, Beil &c., sodann als Saatkorn 9 Pud Roggen, 1 Pud Gerste, 1 Pud Hafer, 1 Pud Hanfsamen, ferner drei Jahre hindurch den Proviant eines Soldaten, und täglich 1 Kop. Silber für sich, und wenn er Weib und Kinder hat, für jeden Kopf eine halbe Kopeke Silber. Die drei ersten Jahre sind zugleich Freijahre, von da an aber müssen die gewöhnlichen Kronabgaben bezahlt werden. - Die Anlage der Dörfer ist vorgeschrieben und ganz regelmäßig, ebenso die Anlage eines jeden Gehöfts. Die Colonisten dieser wie der zweiten Kategorie sind glebae adscripti und dürfen ohne Erlaubniß über Nacht nicht vom Dorfe entfernt sein, keinen anderen Stand erwählen &c. Einem jeden neüen Dorfe wird ein Soldat (wohl meist ein Kosak) als erster Vorstand vorgesetzt. Er hält Ordnung und Polizei aufrecht und entscheidet die kleinen Streitigkeiten. Fallen aber wirkliche Verbrechen vor, so arretirt er die Schuldigen und schickt sie an die Behörden. Diese soldatische Regierung hört jedoch in der nächsten Generation auf, und macht der gewöhnlichen russischen gewählten Starostenleitung Platz.

Der Sommerpalast von Beschiktasch.

Beschiktasch, d. i. Wiegenstein, bildete bisher mit dem anderen großherrlichen Lustschlosse von Dolmabaghdsche (Kürbisgarten), welches letztere der Sultan Abdul-Medjid jetzt zu einem der größten Bauwerke der Welt erhebt, einen combinirten Sommerpalast. Am europäischen Ufer des Bosporus, nahe bei der letzten Vorstadt Constantinopels auf dieser Seite, Fündüklü, gelegen, war der Ort von jeher der entschiedene Lieblingsaufenthalt der osmanischen Sultane in der schönen Jahreszeit; — ein Vorzug, welchen er seiner reizenden Lage zwischen einem Paar romantischer Thäler, und der schönen Aussicht, sowohl vom Ufer, als von der hinter den Gebäuden aufsteigenden Höhe, verdankt. Die Gärten, obwohl nicht in der Ausdehnung, zu welcher die schöne Natur rings herum einladet, verrathen selbst hinter den hohen, umschließenden Mauern, durch die übertagenden Baumgruppen und durch die über die Steine üppig herabwuchernden Rankepflanzen, eine Anmuth und Fülle der Vegetation, welche keiner anderen Hülfe der Kunst, als ordnender Einschränkung, bedarf. Der höchste Reiz dieser Ufergärten besteht in dem schönen Contraste, welchen das frische Grün der Pflanzenwelt mit dem hellen Blau des Meeresspiegels bildet, und wenn vollends der Frühling die zahlreichen Obstwälder mit seinem Blüthenmantel deckt, kann man sich keinen herrlicheren Spaziergang denken, als von Dolmabaghdsche nach Beschiktasch.

Die erste Anlage des Palastes geschah im Jahre 1679 unter Mohamed IV. Im Jahre 1747 stiftete auch Mahmud I. hier seiner Baulust ein Denkmal durch einen prachtvollen, von zweiundzwanzig Marmorsäulen getragenen, „an den Himmel reichen wollenden,“ persischen Köschk, welcher 1816 abbrannte und durch Mahmud II. wiederhergestellt wurde. Noch befindet sich auf den Höhen zwischen Dolmabaghdsche und Beschiktasch der von Mahmud I. erbaute Köschk, Gülhane, d. i. das Rosenhaus, genannt, berühmt sowohl wegen seiner herrlichen Aussicht, als dadurch, daß dort 1839 der Hattischerif von Gülhane erfloß, welcher die Grundlage zu der neuen, idealen Verfassung des Osmanenreiches bilden sollte.

Schon im Alterthume waren die reizenden Umgebungen von Beschiktasch unter dem Namen Daphne hochberühmt und von Dichtern gefeiert. Die Byzantiner Großen

und Reiche, hatten hier und anderweit an den Gestaden des Bosporus zahlreiche Lusthäuser. Hier landete ein Theil der venetianischen Flotte, mit welcher die Kreuzfahrer, unter Dandolo's Anführung, Constantinopel belagerten, während die Galeeren gegenüber von Skutari ankerten. Von hier aus endlich ließ Mohamed II. die flachen Schiffe und platten Boote zu Lande bis an das Ende des Hafens von Constantinopel auf Walzen rollen, wo dieselben, ins Wasser gelassen, die Belagerten, als feindliche Flotte, mit Schrecken erfüllten.

Inhalt.

Erste Lieferung.

Zweite Lieferung.

Dritte Lieferung.

Gedruckt bei Leopold Sommer.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

In demselben Verlage sind erschienen:

600 Porträte und Biographien

unter dem Titel:

Neuer Plutarch,

oder

Bildnisse und Biographien

der

berühmtesten Männer und Frauen aller Nationen und Stände

von den älteren bis auf unsere Zeiten.

Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet

von einem Vereine Gelehrter.

In fünf Bänden mit 600 Porträten in den feinsten Stahlstichen.

Royal-8., in geschmackvollen Umschlägen geheftet, 15 Rthlr.

Die Porträte merkwürdiger Personen, die uns Bewunderung, Liebe oder Staunen eingeflößt, haben als treues Bild ihrer körperlichen Außenseite einen unwiderstehlichen Reiz, besonders wenn sie von scharfsinnigen und treffenden Characterschilderungen begleitet werden, worin sich das Leben und Wirken der Dargestellten in Wahrheit und Klarheit abspiegelt.

Das außerordentliche Interesse, welches eine solche **Bildergallerie** einflößt, bewährte sich bereits in **zwei früheren Auflagen**, und bestimmte uns, diese **dritte** im Geiste und Geschmacke der Zeit auszuführen.

Die **Auswahl** ist so reichlich als möglich getroffen: Edle Fürsten, kampfberühmte Helden, weise Staatsmänner, tiefsinnige Denker, begeisterte Dichter, reichbegabte Künstler treten in dieser Bilderhalle uns entgegen, in der jedes Zeitalter, jede Sphäre geistiger Kraft und Thätigkeit ihre Repräsentanten vereinigt finden.

Die Porträte sind nach den besten Originalien in den sorgfältigsten und feinsten Stahlstichen ausgeführt.

Die Biographien umfassen eine Characteristik in bestimmten Umrissen, insbesondere der geschichtlichen Daten, in lebhafter und unterhaltender Darstellung. Unser Streben, selbe von bewährten Schriftstellern zu erlangen, findet darin eine Bürgschaft, daß wir jene der deutschen Classiker und Dichter, so wie der berühmtesten Aerzte der Feder des **Freiherrn von Feuchtersleben** verdanken, während Hr **Dr. Meynert** als bewährter Historiker die Biographien vieler Regenten des Habsburgischen Hauses und Sr. k. k. apost. Majestät Kaiser Franz Joseph und seiner hohen Bundesgenossen nebst jener der ruhmgekrönten Feldherren und Helden der neuesten Zeit abgefaßt hat.

Die **Ausstattung** gehört zu den elegantesten der deutschen Literatur sowohl in Ausführung der Stahlstiche als des auf Velinpapier splendid und geschmackvoll gedruckten Textes. Keine andere Literatur besitzt ein so reichhaltiges Biographien- und Porträtenwerk zu so billigem Preise.

Meine Memoiren.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen von

Dr. Maximilian Falk.

Fünfzehnter Theil, 8 Ngr.; vollständig in 15 Theilen 4 Rthlr.

Der Herr Verfasser schließt dieses Werk mit folgenden Worten: „Habt Ihr, die Ihr diese Zeilen leset, habt Ihr geglaubt, ich sei, als ich dieses Buch begann, von der egoistischen Ansicht ausgegangen, immer und immer nur von mir zu sprechen? Nein! Ich betrachte es als einen unermeßlichen Rahmen, in welchem sie Alle Platz finden sollen, die Brüder und Schwestern in der Kunst, Erzeuger und Kinder des Jahrhunderts, große Geister, edle Herzen, denen ich mich mit der Hand, mit den Lippen oder im Geiste genähert, — alle die ich liebte und die mich geliebt, Alle, die von dem Glanze unserer Zeit erleuchtet, so wie die unbekannt und im Dunkeln geblieben sind, Alle, Alle, selbst die ich gehaßt habe. **„Meine Memoiren!"** Es wäre gar zu lächerlich! Was bin ich denn allein? Ein vereinzeltes Individuum, ein verlornes Atom, ein Staubkörnchen, das der Wirbelwind davonträgt . . . nichts! Aber wenn ich mich fest an Euch anschmiege, wenn ich hier die Hand eines Künstlers, dort die eines Fürsten drücke, dann werde auch ich ein Ring in jener goldnen Kette, welche Vergangenheit und Zukunft mit einander verknüpft. Nein, ich schreibe nicht **meine** Memoiren, ich schreibe die Memoiren alles dessen, was in Frankreich groß und berühmt geworden, ich schreibe **„die Memoiren Frankreichs!"**

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien